

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 1.

Düsseldorf, den 1. Januar.

1905.

Inhalt: Evangelium zum Fest der Beschneidung des Herrn. — Der Name Jesus. — Neujahr. — Zur hl. Weihnachtzeit. — Die Entwicklung und die Fortschritte der Tätigkeit der katholischen Missionen in den deutschen Kolonien. — Brief eines Kindes an den lieben Gott. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fest der Beschneidung des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Lukas II, 21. „In jener Zeit, als acht Tage um waren, und das Kind beschneitten werden sollte, ward sein Name Jesus genannt, wie ihn schon der Engel genannt hatte, ehe er im Mutterleibe empfangen war.“

Der Name Jesus.

Stunden und Tage, Wochen und Monate fließen dahin, lieber Leser, und wir werden wenig oder gar ihrem Dahingange berührt, werden kaum zum Nachdenken geweckt. Das gewohnte öftere Kommen und Schwinden eines Tages, einer Woche, entbehrt des Reizes der Neuheit, und darum der Kraft, den Geist zum Stillstehen und zum Aufmerken anzuregen und sein Nachdenken zu lenken.

Aber nicht so ist es mit dem heutigen Tage, welcher der Stunden laufende, der Tage hunderte schließt und zugleich neue bereinführt. Dieser Tag trägt eine mächtigere Anforderung in sich, die uns zum Nachdenken zwingt über den Wechsel der Zeit, und was wir in der verflohenen Zeit gewesen sind und in der kommenden voraussichtlich sein werden. Diese Bedeutung des heutigen Tages hat die Welt längst erkannt und gewürdigt. Daher die feierliche und freundliche Begrüßung des Tages; daher die Wünsche, die Verwandte und Freunde wechselseitig zusprechen, — daher endlich die Weihe dieses Tages zum kirchlichen Festtage.

Dem neuen Jahre, lieber Leser, ist der Name Jesus aufgeprägt: was könnte auch bezeichnender sein für ein neues Jahr, als dieser glorreiche Name! Was könnte bezeichnender sein für ein neues Jahr, als der Name Jesus!

Vor ungefähr zweitausend Jahren bedeutete dieser Name auch etwas Neues — eine Erinnerung der Menschheit von Grund aus, den Anbruch einer neuen Ära, neuen Blüte am alten Stamme der Menschheit. Und, lieber Leser, dieser Name ist noch keineswegs veraltet! Selbst sie, die nicht an Christus glauben, denen Er nicht Licht und Trost im Dunkel des Erdenwallens ist, — auch sie müssen doch nach „Christi Geburt“ rechnen. Dieser Name läßt sich eben nicht austilgen im Gedächtnis der Menschen. Und kein anderer Name ist seit zwei Jahrtausenden gefunden worden, der ihn ertönen könnte, von dem man wieder eine neue Zeitrechnung datieren könnte. Dieser glorreiche Name ist heute noch so frisch und neu, wie vor zweitausend Jahren, und wird es noch nach zweitausend Jahren sein, wenn die Erde bis dahin Bestand hat: „Christus ist derselbe gestern, heute und in Ewigkeit.“

Kurz und einfach, aber sicherlich höchst wichtig ist der Inhalt des heutigen Evangeliums. Ein Familienfest stellt es uns dar, von der Religion geheiligt und mit den frommsten Empfindungen gefeiert: Maria und Josef, welchen das ihnen von Gott geschenkte Kind der Religion ihrer Väter und geben ihm jenen heiligen „Namen, auße-

dem unter dem Himmel kein anderer den Menschen gegeben ist, in dem sie könnten selig werden!“

Nicht durch den Mund der Menschen, sondern durch Engel hat Gott diesen Namen verkündet: „Fürchte Dich nicht, Maria, denn siehe, Du hast Gnade gefunden bei Gott; Du wirst empfangen und einen Sohn gebären, den sollst Du Jesus nennen, — so sprach der himmlische Bote des Herrn zur heiligen Jungfrau, als er ihr die hohe Würde ihrer göttlichen Mutterschaft verkündete. Und derselbe Engel sprach zu dem frommen Nährvater des Gottmenschen: „Josepb, Sohn Davids, fürchte Dich nicht, Maria, Dein Weib zu Dir zu nehmen, denn was in ihr erzeugt worden, das ist vom Heil. Geiste; und sie wird einen Sohn gebären, dem sollst Du geben den Namen Jesus, denn Er wird Sein Volk erlösen von dessen Sünden.“

Jesus also heißt Er, von dem all unser Heil abhängt in Zeit und Ewigkeit! Jesus heißt Er: wir können, lieber Leser, das Wortlein wohl überlesen in unsere Muttersprache — aber es ausdrücken in seiner ganzen Höhe und Tiefe und Herrlichkeit können wir nicht! Es heißt: Erlöser, Getland, Retter, Seligmacher, — und mehr, viel mehr noch, als diese Worte ausdrücken. Es bezeichnet den Reinsten, den Heiligsten, den Gütigsten, den Liebevollsten, den Vollkommensten. Es drückt aus, was sich nicht wiedergeben, was sich nicht ausdrücken läßt.

Aber Sünder, die überwältigt vom Gefühle ihrer Schuld, überall vergeblich, die verlorene Ruhe, den gestörten Frieden der Seele gesucht haben und dann reuevoll zu des göttlichen Erbarmers Füßen sinken und ihr reuevolles Bekenntnis mit dem Heilsworte belohnt sehen: „Sei getrost, mein Sohn, Deine Sünden sind Dir vergeben.“ — und Unglückliche, denen alle Hoffnungen sanken und alle Hilfen schwanden und sich nun mit ihrem wunden Herzen an Ihn wandten, eingedenk Seiner Einladung: „Kommet alle zu Mir, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken“ — sie, lieber Leser, verkosten die Süßigkeit und Seligkeit die in dem Namen Jesus liegt; und wenn auch nicht ihrer Fülle, so doch in dem Vorausfühl der Fülle, welche die durch Jesus vollendeten Gerechten durchdringt und beaffectiert und verherrlicht.

Darum, lieber Leser, hat die Kirche den ersten Tag des Jahres mit diesem hochgebenedeiten Namen — als dem Siegel unseres ewigen Heiles — bezeichnet, auf daß wir nicht vergeßen, wie Er, der die Erde wieder an den Himmel anknüpft hat, in der Mitte aller Zeit steht und so auch unserer Zeit und unserem Leben in der Zeit seine Bedeutung gibt.

Was die kommenden Tage des neuen Jahres uns bringen werden, lieber Leser, wissen wir nicht. Das wissen wir: frei von Seinsuchungen, von Prüfungen und Kämpfen werden sie nicht sein, — aber auch das wissen wir, daß

die kommenden Tage nicht entbehren werden der höheren Hilfe und Gnade! Er, der noch in seinem Jahre Sich unbezeugt gelassen hat an den Seinen: Er wird auch in diesem Jahre Seinen göttlichen Beistand nicht verlassen und, wo die Not am größten ist, wird Er mit Seiner rettenden Hand am nächsten sein. Worauf gründet sich dieses Vertrauen? Du weißt es, lieber Leser, es gründet sich auf die Erfahrung, die uns die Vergangenheit erhalten hat, — es gründet sich auf unsern felsenfesten Glauben an die ewige Liebe dessen, der den Namen Jesus trägt.

Neujahr.

Flauderei von Hermann Borkenhagen.

(Nachdruck verboten.)

Am 1. Januar feiern wir Neujahr. Es ist ein freudiger Tag, der Neujahrstag, denn alle Menschen gratulieren sich dazu, einer wünscht dem andern Glück zum neuen Jahr und welche sich auf der Straße begegnen, rufen sich fröhlich zu: Profit Neujahr!

Und doch, dieser Jubelruf ereilt manchen, entschlüpfte manchem, der am 1. Januar nicht Neujahr feiert. Da ist der Israelit, der mit unserer Zeit geht, aber nicht mit ihr rechnet und nicht nach ihr und mit uns seine Feste feiert. Die Juden zählen die Jahre nach der Erschaffung der Welt, die Tage nach Sonnenuntergang und feiern Neujahr mit dem ersten Neumond nach dem Herbstanfang, aber niemals auf einem Sonntag, Mittwoch oder Freitag. Das Jahr der Welt hat demnach sechs verschiedene Längen und beginnt nach unserer Zeitrechnung zwischen dem 6.—7. Oktober.

Nächst den Juden haben auch unsere östlichen Nachbarn, die Russen, eine andere Zeitrechnung und feiern somit auch nicht mit uns Neujahr. Sie rechnen nämlich noch nach dem im Jahre 46 vor Christus eingeführten julianischen Kalender, der Neujahr 13 Tage später ansetzt, als der im Jahre 1582 nach Christus eingeführte gregorianische, nach dem wir unsere Zeit einstellen.

Nach dieser Zeiteinteilung fängt das Jahr mit dem 11. Tage nach der Winter Sonnenwende an.

Araber und Türken haben Mondjahre von je 354 Tagen und befolgen dabei ein sehr unständliches Schaltverfahren, infolgedessen der Jahresanfang in alle Jahreszeiten fallen kann.

Die Japaner besitzen ebenfalls ein Mondjahr, das mit Februar resp. März beginnt und mal zwölf mal dreizehn Monate zählt. Dagegen haben ihre gelben Brüder, die Chinesen, ein Jahr von 354 Tagen mit zwölf Monaten, dessen Anfang von dem christlichen gleichfalls abweicht.

Im Altertum war die Länge der Jahre und ihr Anfang bei den verschiedenen Völkern auch sehr verschieden. Bei den alten Ägyptern soll immer die Zeit von Neumond bis Neumond, also ein Monat, ein Jahr ausgemacht haben. Sie konnten daher nach unserer Zeitrechnung zwölf mal in einem Jahre Neujahr feiern. Später erhielten die Jahre drei, vier und sechs, schließlich zwölf Monate zu 30 Tagen.

Die Griechen hatten ein Jahr mit zwei, dann mit fünf und später mit sieben Jahreszeiten zu zwölf Monaten zu je 30 Tagen. Später nahmen sie unter der römischen Herrschaft das jüdische Jahr an, das mit dem 1. September beginnt — beginnt sage ich hier im Präsens, denn es gilt heute noch. Der Grieche feiert also Neujahr, wenn der Deutsche auf dem Lande „Ostkölle“ oder „Eintages“ feiert.

In Rom begann das Jahr mit dem 1. März und endigte mit dem 30. Dezember. Die eigentliche Winterzeit blieb unberechnet und wurde erst durch Numa Pompilius durch die neuen Monate Januar und Februar ausgefüllt. Um die Gleichheit des Jahresanfangs sicher zu stellen, wurde auch von Numa alle zwei Jahre ein Schaltjahr angeordnet. Diese Verordnung wurde aber sehr unregelmäßig befolgt; so kam es, daß schließlich der Januar mit der Herbstnachtsgleiche begann. Zur Wiederherstellung der Ordnung in der Zeitrechnung berief schließlich Cäsar den alexandrischen Mathematiker Sosigenes nach Rom, der dann ein Jahr von 445 Tagen herausrechnete. Dieses Jahr wurde jedoch nur einmal gebraucht und Jahr der Verwirrung (Annus confusionis) genannt. Gleich darnach fing die jüdische Zeitrechnung an, welche den Jahresanfang auf den 1. Januar festsetzte. Diese Zeitrechnung nahmen auch die Christen an, nur mit dem Unterschiede, daß sie später ihre Jahre nach dem von dem römischen Abte Dionysius festgestellten Modus zu zählen anfangen. Dionysius stellte nämlich die Geburt Christi in den Mittelpunkt der Weltgeschichte und seit dem Zeitpunkt der Geburt Christi um das Jahr 754 nach der Gründung Roms. Die dionysische Rechnung stimmt jedoch nicht.

Nach neueren Forschungen war die erste Zählung, welche Kaiser Augustus in Palästina angeordnet und während wel-

cher Christus nach der biblischen Erzählung zu Bethlehem geboren wurde, nicht im Jahre 754, sondern noch vor 750, da der König Herodes, welcher noch gelebt hat, als Jesus zwei alt war, schon in diesem Jahre starb. Folglich muß Christi Geburt auch schon im Jahre 747/48 nach der Gründung Roms stattgefunden haben. Gleichwohl hatten wir auch heute noch die dionysische resp. christliche Zeitrechnung fest und zählen unsere Jahre von Christi Geburt an aufwärts, während wir die Jahre vor Christi Geburt abwärts zählen. Die letztere Rechnung wurde jedoch erst 1750 von Roccioli erfunden; so lange zählte man die Jahre vor Christi Geburt nach der Gründung Roms, eine Zählung, die sich auch bis auf den heutigen Tag neben der roccioli'schen in geschichtlichen Werken erhalten hat.

Trotzdem nun bereits lange vor Dionysius die julische Zeitteilung den Jahresanfang auf den 1. Januar festgesetzt, proklamirte die dionysische Zeitrechnung wieder den 25. März als Jahresanfang, da dieser Tag nach kirchlichem Gebrauch als Incarnatio Domini (Fleischwerdung des Herrn) gilt. Demzufolge wurde bei dem einen christlichen Volke der 25. März, bei dem anderen der 1. Januar, oft sogar beide zusammen als Jahresanfang gefeiert. Dadurch entstand selbstverständlich viel Wirrwarr und Streit in der Christenheit, was schließlich im Jahre 1691 Papst Innocenz XII. veranlaßte, zugunsten der wissenschaftlichen Zeitteilung ein Nachwort zu sprechen, welches für die gesamte Christenheit des heiligen römischen Reiches als Jahresanfang den 1. Januar bestimmte. Also dank der Tätigkeit der Päpste Julian, Gregor und Innocenz können wir Abendländer uns am 1. Januar, und zwar, da unser Tag mit dem zwölften Glockenschlage nachts anfängt, in mitternächtlicher Stunde sichtlich zurufen: „Profit Neujahr!“

Zur hl. Weihnachtszeit.

Rede des hochw. Herrn Religionslehrers J. Corneli (Düsseldorf).

Gehalten bei der Weihnachtsbescherung in der Städtischen höheren Mädchenschule (Luisenschule) in Düsseldorf.

Sehr geehrte Anwesende!

Wenn irgend ein Fest in den Herzen der Menschen Freude hervorruft, so ist es unstreitig das liebliche Weihnachtsfest. Jung und alt, reich und arm, hoch und niedrig, gelehrt und ungelehrt begrüßen alljährlich den ewig denkwürdigen Geburtstag des Christuskindeins mit frohem Jubel. Vom Palaste des Königs bis in die ärmste Hütte hinein herrscht gehobene Feststimmung; in aller Augen strahlet Seligkeit. Ja, man darf es kühn behaupten, vom kalten Norden bis zum heißen Süden, vom Osten bis zum Westen, von Meer zu Meer, vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Niedergange; überall wo Menschen leben, ertönen von Jahr zu Jahr andachtsvolle Weihnachtsklänge; und von Geschlecht zu Geschlecht preisen die Völker in allen Sprachen die Geburt des Wunderkindeins Jesus.

Wie sollen wir uns nun, s. g. A., eine so allgemeine Weltverehrung erklären, die jetzt schon fast zwei Jahrtausende lang dauert, und welche der Fortschritt der Zeit — ganz im Widerspruch mit aller durch die Zeit sonst immer mehr schwindenden Größe — gerade im Gegenteil immer noch festigt und fördert? Es ist ein Gesetz der Wissenschaft, daß jede Wirkung in einem harmonischen Einklange steht mit ihrer Ursache. Wo also eine große Wirkung vorliegt, da müssen wir auf eine große Ursache nothwendiger Weise zurückschließen; und wo also — wie beim Christuskindein — ein unsterblicher Ruhm, eine unsterbliche Größe vor unsern Augen steht, da gebietet uns unsere Vernunft, die entsprechende große Ursache dieses unsterblichen Ruhmes, dieser unsterblichen Größe zu suchen. Dieser harmonische, adäquate Grund, s. g. A., liegt nun anerkannter Maßen darin, daß das hohe Weihnachtsfest, der Geburtstag Jesu, für die Menschheit die liebliche Morgenröthe einer neuen Zukunft war, welche ihr die sichere, die göttliche Lösung aller Fragen brachte, welche sich auf ihren Ursprung, ihren Lebenszweck, ihre ewige Bestimmung beziehen, die Lösung aller Fragen, deren richtige Beantwortung unser Verhältnis zu Gott, zu unsern Mitmenschen, und auch unser ganzes eigenes seelisches und leibliches Leben mit göttlicher Weisheit regelt und bestimmt.

Eine wie wertvolle, unschätzbare Himmelsgabe diese Offenbarung für die nach Wahrheit dürstende Menschheit war, das begreifen wir noch weit besser, wenn wir uns an die Finsternis, an die sittliche und geistige Todesnacht erinnern, in welcher in religiöser Hinsicht das Heidentum vor Christus schmachtete und jetzt noch schmachtet u. die bekanntlich den vornehmsten Vertretern desselben Klage- u. Sehnsuchtsrufe nach höherem Licht u. göttlicher Wahrheit in den Mund legten, die uns bis auf den heutigen Tag tief in das Herz hinein rühren. Wer könnte z. B. nicht die in der aufklärten Zeit des Octavian entstandene Mythologie von der Psyche, Menschenseele, wie diese — nach der

Darstellung des Apulejus in seinen Metamorphosen — von der ursprünglichen Einheit mit Gott abgefallen, unruhig, trostlos und verzweifelt umherzweifelt, sich aber endlich ermutigt die verhörte Gotttheit selbst nach, um sich abermals zu einer heiligen Prüfung in allen Tempeln, der Unterwelt, dem Reiche des Todes zu suchen, bis sich endlich der unbefriedigten Sehnsucht die Gotttheit selbst naht, um sich abermals zu einer heiligen Einheit zu verbinden. Hierin ist zweifelsohne die Geschichte des menschlichen Geistes ausgeprägt. — Infolge dieser Trostlosigkeit wandte sich der Geist den alten, besonders in den Mysterien aufbewahrten Verheißungen zu die eine neue heilige Ordnung des menschlichen Daseins verkündeten, wo alles wieder in den früheren Zustand der Unschuld und Glückseligkeit zurückgeführt werden sollte. Die Platoniker und Stoiker erwarteten diese mit Anfang des großen Weltjahres. — und Virgil verhieß die Nähe des von der tunaischen Sibille geweissagten, neuen glückseligen Zeitalters. Er spricht ja in den Eklogen von einem Himmelssohn, der das verlorene goldene Zeitalter wieder bringen würde. Dieser werde die Schlange vernichten und den Glückszustand, — so wie er im Anfange der Menschheit bestanden — erneuern. — Solche Hoffnungstrahlen konnten die Gemüter beleben und in dem Grade befestigen, daß sie sich nach den Berichten des Sueton und Tacitus an die von den Juden laut verkündete Weissagung, daß jener erwartete Herrscher und Retter aus Judäa kommen werde, angstvoll und freudig anklammerten. Doch nicht nur bei den hochgebildeten Römern finden wir diese aus der Verzweiflung geborene Sehnsucht nach höherer Offenbarung und Hilfe; sie war viel mehr allen Seiden eigentümlich. So wurde in Indien seit uralter Zeit beim Opfern eines Lammes mit lauter Stimme gerufen: „Wann wird der Erlöser geboren werden?“ In China sagt der 300 Jahre vor Christus lebende Meng-tse: „Die Völker erwarten den Heiligen wie weißende Pflanzen den Regen.“ Gegen 64 vor Chr. jandte der chinesische Kaiser Mingsi Boten in die westlichen Länder, um nach der Geburt des wunderbaren Kindes, von dem die alten Weissagungen sprachen, zu forschen.

In Persien finden wir diese Sehnsucht in einem alten Kind- und tief empfundenen Liede:

Die Wasser, sie rauschen vom Gebirge herab,
Und eilen hinaus in die Lande,
Bald hierhin, bald dorthin,
Suchend, ob sie den Herrn fänden.
Die Flamme des Feuers, wenn sie erwacht,
Schauet den Boden nicht an,
Sondern graden Zuges richtet sie sich empor zum
Himmel.

Ob sie den Herrn des Himmels nicht erblickt?
Die Erde selbst, sie hat hier, sie hat dort,
Die hohen Warten der Gebirge aufgestellt.
Diese ragen weit empor und schauen voll Sehnsucht
hinauf und umher,
Ob der Richter der Welt noch nicht komme?“

Nachdem sie diese Sehnsucht- und Schmerzensrufe der uralten Welt gehört, begreifen Sie sicherlich noch um so besser, warum die gläubigen Mitglieder der beiden großen christlichen Konfessionen, denen wir angehören, wenn sie auch in manchen anderen Punkten getrennt sind, sich doch freudig die Hand reichen, um dem Christkinde zu hulbigen, als dem menschgewordenen Gottessohne; wie ja auch die vornehmsten Vertreter der beiden Kirchen: Se. Majestät der Kaiser in der Stadt Karls des Großen in Aachen, und Papst Pius X. durch seine Devise: „Alles erneuern in Christo“ sich vor aller Welt feierlich zu dieser Fundamentaltatsache unseres heiligen christlichen Glaubens bekennen, die ja nach den Worten Se. Eminenz des hochwürdigsten Herrn Kardinals und Erzbischofs Fischer so recht geeignet ist, um uns auf vielen, namentlich sozialen Gebieten eine gemeinsame Grundlage zu überaus segensreichem, vereintem Wirken finden zu lassen. Liebe Schülerinnen! Die reichliche Weihnachtsbescherung, durch welche ihr heute unter Leitung der Schule arme Kinder beglückt, ist auch — unter vielen Millionen anderen — eine heilige Blüte der göttlichen Lehre Jesu. Wenn je eine Frage die Menschen erregt hat und auch heute noch brennend ist, so ist es sicherlich die des sozialen Unterschiedes der Klassen. Der Unglaube bringt den Besitzlosen zur Verzweiflung, oder bewaffnet seine erhobene Hand gegen den Reichen. Das Christkinderlein tritt versöhnend zwischen beide. Dem Armen zeigt es als Lohn für seine mit Geduld hingenommenen Entbehrungen das Himmelreich, dem Bemittelten als unerlässliche Bedingung seiner ewigen Seligkeit die Warmherzigkeit. „Selig sind die Warmherzigen, denn sie werden Warmherzigkeit erlangen.“ So bedenket denn allezeit, liebe Schülerinnen, wenn ihr Wohlthaten spendet, daß ihr nur eine heilige Pflicht erfüllt; bedenket Jesu Worte: „Geben ist weit seliger als emp-

fangen“, dünket euch nicht besser, nicht mehr als diejenigen, denen ihr zu Hilfe kommt; gebet ihnen freudig, gebet ihnen mit liebevollen Worten, mit teilnehmendem Herzen. Der Gott, mensch ermuntert euch mit den unsterblichen Worten: „Was ihr dem Geringsten aus meinen Brüdern tut, das habt ihr mir getan.“ Möge besonders auch das Glück, das ihr im Wohltun findet, euch immer mehr mit Begeisterung entflammen für den Gott des Christentums, den Gott der Liebe. Christus heri, Christus hodie, Christus in saecula! Christus heute, Christus morgen, Christus ewig; dieses tief durchdachte Wort des großen Botschafters des heiligen Paulus, das sei euer Schwur am heiligen Weihnachtsfeste; denn es ist den Menschen kein anderer Name gegeben, durch den sie selig werden könnten, als der Name des Christkinderleins, des Jesuleins!

Die Entwicklung und die Fortschritte der Tätigkeit der katholischen Missionen in den deutschen Kolonien.

Auf der letzten Generalversammlung des Afrika-vereins deutscher Katholiken (in Köln) erstattete Herr Domkapitular Prälat Prof. Hesper (Köln) folgenden Bericht: Deutsch-Ostafrika. Das apostolische Vikariat Nord-Tanganyika, an dessen Spitze Bischof Allgeyer steht, zählt auf deutschem Gebiete 13 Stationen, die von den Vätern vom hl. Geist geleitet werden. 23 Priester, 13 Brüder, 19 Schwestern, 112 Katecheten entfalten eine segensreiche Wirksamkeit. In 56 Schulen werden 4745 Knaben und 2794 Mädchen in den Heilswahrheiten der Religion unterrichtet. 12035 Christen und 5670 Katechumenen verteilten sich auf die 13 Hauptstationen und auf 117 kleine christliche Dörfer. Die letzteren sind zum Teil dadurch entstanden, daß Jünglinge aus der Station Bagamoyo nach ihrer Verheiratung sich im Innern niederließen und in religiöser und kultureller Hinsicht einen wirksamen Einfluß auf ihre Umgebung ausübten. Ueberhaupt bieten die fräftigen unberührten Stämme des Innern ein weit dankbareres Feld für die Verbreitung des Evangeliums, als die Küste, wo seit Jahrhunderten der Islam die Völkerschichten durchdrungen hat. Dank dem entschlossenen Eingreifen der Regierung ist zwar den arabischen Sklavenhändlern an der Küste das Handwerk gründlich gelegt; aber es läßt sich nicht verkennen, daß der Ruhamedanismus, durch allerlei Umstände begünstigt, sowohl von der Küste wie vom Nordwesten her in das Innere des deutschen Schutzgebietes vordringt und eine Gefahr für die Verbreitung des Christentums wie für die Befestigung der deutschen Herrschaft herbeiführen kann.

Die alten blühenden Missionsstationen Bagamoyo, Mandera, Rhonda, Mrogoro sehen neben den eigentlichen Missionsarbeiten auch ihre Kulturversuche fort. In Bagamoyo wurde die Kokospflanzung bedeutend erweitert, eine neue Baumwollpflanzung angelegt; in Mandera wurden die Obst- und Gemüsepflanzungen, die ein Forschungsreisender eine Perle in der Wüste nannte, sorgsam gepflegt, bedeutende Viehzucht — Rinder, Esel, Schweine, Ziegen und Schafe — unterhalten, die freilich aus Mangel an Verkehrswegen nicht genügenden Absatz findet; in Rhonda, an den fruchtbaren Hängen des Aguru-Gebirges, ist eine große Anzahl europäischer Pflanzen mit Erfolg eingeführt worden; in Mlonga gibt es das ganze Jahr hindurch frisches Gemüse, und eine Rinderherde von 230 Köpfen liefert vorzügliche Milch, Butter und Käse; in Mrogoro ist leider die Kaffeeplantage durch die weißen Ameisen und eine Vohrlarve zum Teil zerstört worden; zum Ersatz hat man eine Baumwollpflanzung angelegt. Von Mrogoro aus ist im Berichtsjahre hoch im Gebirge von Mnguru eine Nebenstation Neu-Vonn gegründet worden. Bereits erhebt sich auf der Höhe ein schmuckes Kirchlein, dem hl. Martinus geweiht. Hier läßt sich vielleicht ein Sanatorium für fieberkrante Missionsangehörige errichten, wenn der höchst beschwerliche Aufstieg durch einen besseren Gebirgsweg ersetzt ist. — Die zukunftsreichste Station ist Matombo, deren Wirksamkeit sich auf ein Gebiet von zirka 25000 Seelen erstreckt, in welchem bereits 40 kleine christliche Dörfer sich befinden. Von Tanga aus wurde zwei Stunden von der Eisenbahnstation Ngomeni die neue Station Mngano im Bunde-Lande gegründet. Die drei wichtigen Stationen am Kilimandscharo zeigen insbesondere durch die Tätigkeit der Schulen und die aufopfernde Wirksamkeit der Schwestern eine erfreuliche Entwicklung.

Mitten im Vikariate der Väter vom hl. Geist, in den Bergen von Westsumbata, haben die deutschen Trappisten aus dem Mutterhause in Mariannhill (Katal) zwei blühende Niederlassungen errichtet. Dort sind 3 Patres, 10 Brüder, 13 Schwestern tätig. Sie unterhalten 4 Internate für Knaben und Mädchen, 3 Schulen, 2 Kaffeeplantagen und umfangreichen allgemeinen Landbau für den Unterricht der Eingeborenen in der Landwirtschaft. In letzter Zeit hat die Missio-

mit Unterstützung der Kolonialregierung Allgäuer Vieh in Deutsch-Ostafrika importiert, um auf einer neuen Farm, Magamba, neben Landwirtschaft auch Viehzucht zu treiben. Die Prokuratur der Mission und eine Schwesternüberlassung befinden sich in Tanga an der Küste; außerdem wirken 4 Trappisten-Schwestern in Sibosho u. ebenfalls 4 in Mlema am Kilimandscharo.

Südlich von den Vätern vom hl. Geist arbeiten in Deutsch-Ostafrika die Benediktiner aus dem Mutterhaus St. Ottilien in Oberbayern. Der apostolische Bischof von Süd-Sansibar, Bischof Cassian Epik, hat im Berichtsjahre eine Visitationsreise von vielen Monaten zu sämtlichen Stationen seiner Mission gemacht und sich persönlich von dem guten Fortgang der apostolischen Arbeit überzeugt. In den 11 Stationen und 35 Nebenstationen wirken 14 Patres, 18 Brüder, 21 Schwestern, 44 Katecheten. Es wurden im ganzen 1873 Schüler in 54 Schulen und 13 Internaten unterrichtet. Die Zahl der Christen des Bistums beträgt 3039, die der Katechumenen 2725. Seitens der Jahrhunderte alten Übung der Benediktiner legte die Mission großes Gewicht auf die Erziehung und Ausbildung der Eingeborenen zur Arbeit. Diese Bestrebungen fanden auf der im August d. J. in Dar-es-Salaam gehaltenen landwirtschaftlichen Ausstellung lebhafteste Anerkennung, indem der Mission ein erster Ehrenpreis für Förderung der Feldkultur und noch weitere 20 Preise für verschiedene Ausstellungsgegenstände des Landbaues und der Gewerbe verliehen wurde. Leider hatte die Mission den Tod dreier tüchtiger Schwestern zu beklagen. Todesursache war in einem Falle Malaria, in den zwei anderen Lungenpest, welche sich die Schwestern von eingeborenen Kranken zugezogen hatten.

Die „Weißen Väter“ aus dem Missionshaus zu Tübingen arbeiten in den apost. Bistümern Tanganyika, Uvungu u. Süd-Ruanda.

1. Apostolisches Bistum Tanganyika. In diesem Bistum entfaltet sich das Missionswerk etwas langsam, doch ist die Regelmäßigkeit der Fortentwicklung recht tröstlich, weil sie die Gewähr bietet, daß dank der festen Grundlagen der Erfolg auch für die Zukunft nicht ausbleiben werde. Das Schulsystem in allen Stationen ist nun so ausgebildet, daß die große Schülerzahl einen recht soliden Kern von gebildeten und eifrigen Christen verspricht. Sie werden außer in der Religion noch im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet und lernen neben der Landessprache die Suaheli-Sprache, die sich am Tanganyika immer mehr verbreitet. In einigen Schulen wird auch deutscher Unterricht erteilt. Das Lehrerseminar in Karama hat sich auch im vergangenen Berichtsjahre weiter entwickelt.

Das Bistum zählt gegenwärtig 9 Stationen, 25 Priester, 14 Brüder, 13 Schwestern, 59 Katecheten, 52 Schulen mit 2547 Knaben und 2059 Mädchen, 7590 Katechumenen, 3645 Christen. Leider wurde das Bistum durch Krankheiten hart heimgesucht. Das Klima am See ist eben recht ungesund und bildet im Verein mit den vielen Entbehrungen ein recht schweres Hindernis der Missionstätigkeit.

Die Viehwirtschaft, welche ein anderes großes Hindernis der Missionsarbeit ist, ist erfreulicherweise stark im Rückgang begriffen. Es ist die Frucht der Schulen, denn selbst die heidnischen Mädchen, welche die Schulen besuchen, weigern sich hartnäckig, als zweite oder dritte Frau verkauft zu werden.

2. Apostolisches Bistum Uvungu. In diesem Bistum ist das Missionswerk in erfreulichem Fortschreiten begriffen. In diesem Jahre wurden 2 neue Stationen gegründet: Mariental und Marienheim. Beide zählen bereits eine große Zahl von Katechumenen und versprechen viel für die Zukunft.

Auch in den sechs anderen Stationen gab es manche Erfolge. Leider ist der Mangel an den notwendigen Mitteln besonders in diesem Bistum recht schmerzhaft, weil wegen der großen Entfernung von der englischen Eisenbahn und dem Flußwege des Schire die Lasten alle von Menschen hergetragen werden müssen und die Träger in diesen Bergländern recht teuer sind. Außerdem befinden sich hier in den Waisenhäusern 840 Kinder, welche auch von der Mission unterhalten werden.

In Maria-Hilf (Mschirombo) wurden 165 Erwachsene getauft; unter ihnen befand sich der König von Bukombe, der in bewundernswürdiger Geduld schon lange Jahre auf die heilige Taufe wartete. Man traute nämlich anfangs seinen Absichten nicht recht und wollte ihn daher auf die Probe stellen. Er hat diese Probe glänzend bestanden, denn er blieb mehrere Monate in der Missionsstation, um auch nicht einen Unterricht zu verfehlen. — Bei dieser Gelegenheit möchten wir noch einmal darauf hinweisen, daß in unseren Missionen Erwachsene nie vor einer vierjährigen Probezeit getauft werden, während welcher sie dem Unterrichte regelmäßig beiwohnen müssen; bloß im Falle wirklicher Todesgefahr wird die heilige Taufe nach kürzerem Unterricht gespendet.

Auch in den Stationen von Urundi wohnen die Heiden recht zahlreich dem christlichen Unterrichte bei.

Das Bistum zählt 8 Stationen, 26 Priester, 6 Brüder, 5 Schwestern, 85 Katecheten, 39 Schulen mit 916 Knaben und 73 Mädchen, 3161 Katechumenen, 3112 Christen. (Schluß f.)

Brief eines Kindes an den lieben Gott,

Seit Monden schon liegt die Mutter so krank, Sie seufzet so schwer, sie seufzet so bang; Es peitschet der Regen mit Sturmesgewalt, In der oden Kammer ist so schaurig so kalt. Ein bleiches Kind, von höchstens zehn Jahr, Mit dunklem Aug' und dunklem Haar, Starret in der Kranken hohles Gesicht Und weint — „o Mütterchen stirb doch nicht.“ Der Kranken Wangen sind bleich und hohl, Ihr Atem klinget wie Lebewohl Und überwältigt wie vom Abschiedschmerz; Drückt Sie noch einmal ihr Kind ans Herz, Die Kleine, sie faltet wie zum Gebet Die Händchen, und flüstert, wohl hab ich gefleht Zu Gott, wie mich die Mutter gelehrt, Doch er hat mein Bitten nicht gehört. Er wohnt ja so weit wo am Himmel die Sterne, Und mein Stimmchen, ach, reicht nicht so fern, Es ist zu schwach, klagt das Kindlein trüb, Doch wenn ich dem lieben Gott ein Brieflein schrieb — Er gäbe gewiß gütige Antwort mir drauf. Das Kind blüht gläubig zum Himmel hinauf, Dann setzt es sich hin und schreibt den Brief. Indessen die Mutter, sanft lächelnd einblicke, In die Straße tritt das Töchterlein Den Brief in der Hand, ganz schüchtern ein, Wischt erst den Regen aus Aug und Haar Und tritt dann, leis betend an den Altar, Und in den Opferstod an des Altars Wand Legt es den Brief mit sicherer Hand. Da tritt der Geistliche vor sie hin: Hal hab ich dich endlich, du Freulein. Ist vor euch sündigen Wiedergezücht Selbst sicher die heilige Kirche nicht. Pfui, schäme dich Diebin, so zart und klein Und brich schon in Gottes Heiligum ein! Und schluchzend mit kaum vernehmbarer Stimm' Unterbricht das Kind des Geistlichen Grimm, Und schaut ihm ganz ehrlich ins Angesicht: „Eine Diebin, o Herr, das bin ich nicht.“ Herr, meine Mutter liegt auf den Tod, Wir haben nicht Feuer, wir haben nicht Brot, Und weil uns denn gar keine Hoffnung blieb An den lieben Gott ein Briefchen ich schrieb, Ich wußt' nicht wer's besorgen könnt. Da bin ich zur Straße hergerennt Wollt legen den Brief in den Opferstod her Ich dachte, daß es Gottes Briefkasten wär', Kaum ist das Kind aus der Kirche zurück, Da erwachte die Mutter, welsch' ein Glück. Viel ruhiger wallte das tobende Blut, Verlassen hat schon sie des Fiebers Wut, Am Bette kniet lauschend das Töchterlein, Wie selig schauet die Kleine darein. „O Mütterlein, spricht es, o habe nur Mut, Ich schrieb an den lieben Gott und alles wird gut. Und den Brief, den sandte der Herr Barrer gleich, Zum lieben Herrgott in's Himmelreich, Und daß ich darauf gütige Antwort bekäm', Versprach er, daß er das auf sich nahm.“ Da tritt der Geistliche selber hinein, Ein Diener trägt Speisen und stärkenden Wein, Bald ist die Stube erwärmt und erhellt, Und zu der Arznei fehlt's nicht mehr an Geld, Und Mutter und Tochter starren den Mann Ganz sprachlos als einen Boten des Himmels an, Und selber der Geistliche, kann sprechen nicht, Es nehen die Tränen sein Angesicht. Er blüht auf die Kleine mit Stolz und Lust Und drückt sie bewegt an seine Brust, Dann spricht er voll Rührung innig und tief: „Gott sendet die Antwort auf Deinen Brief.“

(Wir haben dieses Gedicht, dessen Verfasserin ein armes Säugkind ist, hier zum Abdruck gebracht, weil das Kind damit eine Dankesgäule an den gütigen Spender einer Christtagsgabe abtragen wollte. Daß das Gedicht nicht ganz formvollendet ist, brauchen wir wohl nicht zu betonen. Die Red.)

Druck und Verlag: Düsseldorf, Tagblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf, Volkshaus.

Verantwortlicher Redakteur: J. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 2.

Düsseldorf, den 8. Januar.

1905.

Inhalt: Evangelium zum ersten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. — Die Erscheinung des Herrn. — Das heilige Dreikönigenfest. — Dreikönigtag. — Die Entwicklung und die Fortschritte der Tätigkeit der kathol. Missionen in den deutschen Kolonien (Fortsetzung). (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Erster Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem hl. Lukas II. 42—52. „Als Jesus zwölf Jahre alt war, reisten seine Eltern wie gewöhnlich zum Feste nach Jerusalem. Und da sie am Ende der Festtage wieder zurückkehrten, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, ohne daß es seine Eltern wußten. Da sie aber meinten, er sei bei der Reisegesellschaft, so machten sie eine Tagereise, und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Und es geschah, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel, sitzend unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte, und sie fragte. Und es erstaunten Alle, die ihn hörten über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, wunderten sie sich, und seine Mutter sprach zu ihm: Kind, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht? Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wisset ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? Sie aber verstanden diese Rede nicht, die er zu ihnen sagte. Und er zog mit ihnen hinab, und kam nach Nazareth, und war ihnen untertan. Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“

Die Erscheinung des Herrn.

Ungefähr ein Jahrhundert nach der Geburt des Gottmenschen in Betlehem, trat in Rom ein Zerleherer, namens *Marcton*, auf mit dem stolzen Rufe: „Hinweg mit den Windeln! Und man spreche mir nicht von Stall und Krippe! Unmöglich kann ich mir den Gott, der die Blüthe schleudert, in dieser elenden Hülle denken, unmöglich den Herrn des Weltalls mir vorstellen in jener schlechten Hütte zu Betlehem!“ — Der Unglückliche! Wie wenig verstand er die Sprache unseres Gottes, der gerade in der armeligen Krippe eine Lehrkanzel aufgeschlagen hat, von der aus Er nach fast zweitausend Jahren selbst solche Herzen zu rühren weiß, die sonst nichts mehr zu rühren vermag. Oder fühlst Du Dich, lieber Leser, nicht mehr zu Jesus hingezogen, wenn Du Ihn in jenem armeligen Stalle betrachtest, als wenn Du Ihn Dir vorzustellen suchst in Seiner himmlischen Herrlichkeit beim Vater? Klammert Dein Christenherz nicht mehr auf, wenn Du Ihn betrachtest in den dürftigen Windeln, in die Er Sich geduldig einhüllen ließ, als wenn Du Ihn Dir vorstellst im himmlischen Lichtgewande, in dem Glanze Seiner Herrlichkeit? Je niedriger Er meinetwegen geworden ist, — sagt darum ein hl. Kirchenvater — desto teurer ist Er meinem Herzen geworden. Hier auf gründet sich wohl auch die bekannte Tatsache, daß laue Christen, die es mit dem Besuche des Gottesdienstes selbst an hohen Festtagen des Jahres nichts weniger als genau nehmen, — am Weihnachtsfeste sich mit unwiderstehlicher Macht zum Gottesdienste hinzuziehen fühlen.

Zu, der Herr wußte sehr wohl, daß die Armut, die Er-

niedrigung, die Krippe, die Windeln, der Stall; die Herzen der Menschenkinder weit leichter besiegen und gewisser einnehmen würden, als die ganze Fülle himmlischer Herrlichkeit, in der Er Sich hätte zeigen können. Darum erscheint Er, der allmächtige Herr und Gebieter, der die Könige mit kostbarem Purpur, die Tiere des Feldes mit warmem Pelzwerk, die Vögel mit prächtigem Federkleid, die Felder mit dem schönsten Grün bekleidet, — Er Selber erscheint unter uns in der äußersten Niedrigkeit, Armut und Dürftigkeit: Ein Kind, schwach, sprachlos, in Windeln gewickelt, in einer Stallkrippe! Und doch ist der Himmel Sein Thron und die Erde Sein Fußschemel! Allmächtig ist Sein Wort und erschaffend Sein Wink; Himmel und Erde verkünden Seine Herrlichkeit! Sonne und Sterne erbläuen vor dem Lichtglanze Seiner himmlischen Herrlichkeit! Und neben den armen, einfältigen Hirten von Betlehem kniet ohne Zweifel der Cherub vor der armeligen Krippe und verbüllt voll Ehrfurcht mit dem Fittich sein Angesicht; ja, wahrscheinlich ist der gesamte himmlische Hofstaat versammelt, um dem Sohne der armen Jungfrau von Nazareth zu huldigen.

Wer beneidet jene armen Hirten nicht um ihr Glück? Aber will denn der Herr nur die Armen, die Dürftigen an Seiner Krippe sehen? Nein, Alle sollen kommen zu Ihm, der Alle erlösen will!

Siehe, lieber Leser, es naht schon ein glänzender, königlicher Zug, mit zahlreicher Dienerschaft, in eigentümlicher, fremdländischer Tracht. Es sind „Weise aus dem Morgenlande“, wie das Evangelium berichtet. Und die Heberlieferung meldet weiter, daß es Könige aus dem fernen Arabien oder Persien gewesen, und ihre Zahl gibt sie nach dem überwiegenden Zeugnisse des Altertums auf drei an, nennt uns sogar ihre Namen: *Kaspar*, *Melchior* und *Balthasar*.

Diese Männer, lieber Leser, gehören also zu den Weisen, den Gelehrten des Morgenlandes. Es sind Männer, die ohne Zweifel ein tugendhaftes Leben führten, und darum durch die Wissenschaft zu Gott hingeführt wurden. Freilich taten sie, was ihre heidnischen Zeitgenossen sicherlich für sehr töricht hielten. Da war in dem Dunkelblau des morgenländischen Himmels ein neuer Stern von ganz wunderbarer Art aufgestiegen, dessen Erscheinen ihnen nicht entgehen konnte, da sie gewohnt waren, den Sternenhimmel zu beobachten und zu erforschen. Es war der Stern, von dem eine alte Prophezeiung gesprochen hatte. Ohne Zweifel zog die erleuchtende Gnade des Heil. Geistes sie zu ihm hin, — und nun folgten sie dem Stern, als ihrem Führer, wie manche Menschen einem höheren Verufe folgen, wenn sie auch anfangs kaum klar sehen, daß sie einer göttlichen Leitung folgen.

Diese Männer verlassen also ihre Heimat, ihren Staat, ihre weltlichen Angelegenheiten, und ziehen westwärts, — sie wissen nicht, wohin — geführt durch den Stern, der in seiner stillen Bahn vor ihnen dahingleitet, bis sie vor die Tore Jerusalems kommen, wo sie Näheres über das neugeborene Königskind zu vernahmen erwarteten. Wie

werden sie gestaunt haben, lieber Leser, daß in der jüdischen Hauptstadt kein Mensch etwas weiß, — ja, daß man dort förmlich erschrickt bei ihrer Frage: „Wo ist der neugeborene König der Juden?“ Freilich sagen die Priester, es stehe in ihren hl. Büchern geschrieben, daß der Messias in Betlehem geboren werden sollte, — aber wie seltsam, daß man selbst in Jerusalem von Seiner Geburt gar nichts weiß! Ist also die weite, beschwerliche Reise vergeblich gemacht?

Doch diese Männer sind von einem unerlöschlichen Vertrauen besetzt, und dieses Vertrauen bleibt nicht unbezahlt. Denn kaum haben sie die Stadt Jerusalem verlassen, da erscheint vor ihren Augen jener wunderbare Stern wieder, um sie zum ersehnten Ziele, zum göttlichen Kinde, hinzuführen: „Der Stern ging vor ihnen her, bis er an dem Orte, wo das Kind war, ankam und still stand.“ — Aber, lieber Leser, welche neue Glaubensprobe! Ein armes Kindlein finden sie, das in dürftige Windeln gewickelt ist, sehen seine ärmlich gekleidete, junge Mutter und ihr zur Seite einen armen Handwerksmann — und dieses Kind soll wirklich „der neugeborene König der Juden“ sein?

In der That, lieber Leser, so hättest Du und ich vielleicht gedacht, wenn unser Glaube auf eine so harte Probe wäre gestellt worden. Nicht so diese bewunderungswürdigen Männer! Liegt auch nur ein armes Kindlein vor ihnen: sie werfen sich vor dem „Kinde von Betlehem“ auf die Kniee und beten, unter Darbringung geheimnisvoller Gaben, den Weltheiland an. Hier begegnen wir einem Glauben, der von Anfang an bewunderungswürdig war, der kein Vergerniß nimmt an dem Vergernisse des Kreuzes, welches das göttliche Kind von Betlehem bis Golgatha tragen will.

Erscheinung des Herrn! Das „Kind von Betlehem“ offenbart sich heute als der Weltheiland: Nicht mehr sind es bloß israelitische Hirten, die von Engeln gerufen worden, — es sind Könige, es ist die Seidenwelt, es ist das Menschengeschlecht, das zur Huldigung des Weltheilandes von Gott Selbst eingeladen worden.

S.

Das heilige Dreikönigenfest.

Die Kirche feiert am 6. Januar die Erinnerung an drei Begebenheiten der hl. Geschichte: an die Taufe Christi durch Johannes, an das Wunder des Herrn auf der Hochzeit zu Kana und an die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande. Diese drei Begebenheiten enthalten ein dreifaches Zeugnis für den Messias und deshalb werden sie auch an demselben Tage gefeiert. Die erste erinnert an das Zeugnis, das Gott der Vater bei der Taufe Christi vom Himmel verkündigt mit den Worten: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ Die zweite erzählt, wie der Sohn Gottes selbst für sich Zeugnis ablegte, da er aus eigener Macht das Wunder wirkte. In der Anbetung der hl. drei Weisen liegt das Zeugnis des hl. Geistes, der „die Menschen einführt in alle Wahrheit“. Die letztere Begebenheit ist dann der Hauptgegenstand des Festes geworden, weshalb es im Volksmunde gewöhnlich das Dreikönigenfest genannt wird.

Auf die Anbetung der hl. Dreikönige werden manche Stellen des alten Testaments bezogen; z. B. Psalm 72 und Psalms 60, 3. Die Weisen, welche das göttliche Kind anbeteten, werden in der hl. Schrift als Magier bezeichnet. Die Namen führten im Orient fernkundige und überhaupt gelehrte Männer, die als Ratgeber der Könige fungierten. Wohl mit Rücksicht auf die angeführten Weissagungen nennt eine alte Tradition sie Könige, deren Zahl aus den dreifachen Geschenken abgeleitet wurde. Veda Venerabilis nennt ihre Namen; nach ihm empfing das Christkind das Gold von Melchior, den Weihrauch von Caspar und die Myrrhen von Balthasar. In den Geschichten der hl. Catharina Emmerich wird das Vaterland und das Reich der drei Weisen anziehend beschrieben: die hierauf bezügliche Darstellung gehört zu den schönsten Stellen des merkwürdigen Buches.

Ueber den Stern, der die Weisen führte, sind die mannigfaltigsten Vermutungen aufgestellt worden. Einige verstehen darunter den Kometen, den die Chinesen, als zur Zeit der Geburt Christi sichtbar, in ihren astronomischen Tafeln verzeichnet haben. Kepler hielt ihn für die große Konstellation, „den großen Stern“, der Orientalen, die dreimalige Konjunktion der

beiden Planeten, Saturn und Jupiter im Zeichen der Fische, verbunden mit einem seltsamen Lichtgestirn von fixsternähnlichem Glanze. Der hl. Augustin hielt wohl mit Recht den Stern, der den Weisen voranging, für einen wunderbaren Stern, und der hl. Chrysostomus meint, daß ein Engel in Gestalt eines Sternes der Führer gewesen sei.

Die Tatsache, daß die Weisen den Stern alsbald auf den Messias bezogen, wird von den Exegeten in folgender Weise erklärt: Nach den Berichten heidnischer Schriftsteller war um die Zeit der Geburt Christi die Weissagung von der Erscheinung eines großen Weltkönigs im Oriente auch unter den Heiden allgemein verbreitet. Ein Vorgefühl, daß eine große Weltperiode nahe, hatte die Gemüter ergriffen, die Vöser mit Furcht, die Guten mit Sehnsucht erfüllend. Unter den arischen Völkern hatten sich noch viele Reste der Patriarchal-Religion und die Kenntnis von Zeichen künftiger Dinge erhalten, wozu der von Balaam verkündete Stern des Messias gehörte, der aus Zalos aufglänzen sollte. Auch zu den Magiern waren ohne Zweifel solche Weissagungen gekommen; da erjähren ihnen in stiller, nächtlicher Betrachtung des gestirnten Himmels ein früher nie gesehener Stern, und mit der äußeren Erscheinung verband sich zugleich die innere Einsprache, daß jetzt die Zeit gekommen sei, in der ihre Sehnsucht sollte erfüllt werden und daß der Stern ihnen der Führer zum Heiland sein sollte. In dieser Zuversicht sagten sie zu Herodes in Beziehung auf den Weltheiland: „Wir haben keinen Stern gesehen!“

Ueber die reiche symbolische Bedeutung, welche die dargebrachten Geschenke haben, schreibt Stolberg in seiner Geschichte der christlichen Religion Band V S. 44: „Man würde die Fruchtbarkeit der hl. Schrift und der Führungen Gottes verkennen, wenn man glaubte, daß sie ohne leisen oder kräftigen Antriebe der erleuchtenden Gnade eben diese Gaben brachten; wir müssen vielmehr glauben, daß Gott die Wahl dieser Geschenke leitete, um darin ein Geheimnis anzudeuten, daß sich auf seinen eingeborenen Sohn und dessen Eigenschaften bezieht.“ Dieses Geheimnis aber erklären die Väter also: Das Gold bedeutet seines Glanzes wegen die königliche Würde, zugleich kann es betrachtet werden als ein Sinnbild der Tugend, die überall Wert hat, insbesondere der Tugend der Liebe, die sich in schwerer Prüfung bewährt. „Gott prüft die Tugend wie Gold im Feuerofen“, sagt das Buch der Weisheit. Der Weihrauch hat eine Beziehung auf die Anbetung Gottes; er ist ein Symbol der zum Himmel aufsteigenden Gebete und des wohlgefälligen Opfers. Die Myrrhe, welche von Alters zur Einbalsamierung der Leichname gebraucht wurde, ist ein Sinnbild der Abtönung, deren Kraft die Seele vor der Fäulnis der Sünder bewahrt. Es sollte also unter den Gaben der hl. drei Könige das Gold eine Anerkennung der Königswürde des Heilandes, der Weihrauch eine Huldigung seiner Gottheit, die Myrrhe ein Zeugnis seiner Menschheit enthalten.

Dreikönigentag.

Von Dr. K. Roggen.

(Nachdruck verboten.)

Weihnachten und Neujahr, die Feste der Freude und Geschenke, sind kaum vorüber — da nahen sich schon wieder, Gaben heischend, seltsame Gestalten den häuerlichen Häusern. Die „Heiligen drei Könige“ sind es, die am sechsten Januar in Süddeutschland, manchen Teilen Silesiens und in vereinzelten Gebieten des deutschen Nordens vor den Bauernhäusern ihr Lied erschallen lassen. Die halbwüchsigen Burschen sind es, die in den Tagen von Neujahr bis Epiphania in phantastischer Kleidung, mit langen Hemden angetan, ihren Umzug halten. Eine Papierkrone ziert die Stirn eines jeden, und ein goldener Stern, der an einer Lannenstange befestigt ist, schwebt über ihren Häuptern.

Zu Ehren der drei Weisen aus dem Morgenlande, der frommen Könige Caspar, Melchior und Balthasar, halten sie ihren Umzug. Zwar bringen sie nicht Gold, Weihrauch und Myrrhen in die Häuser, die sie besuchen; im Gegenteil lassen ihr frommes Lied nur erklingen, um freundliche Gaben zu erlangen. Oft sieht die Hausfrau, die drei hohen Herren, die so gar nicht königlich aussehen, nicht gern ihrer Schwelle nahen. Die Weihnachtsgeschenke haben ihr Budget schon allzu sehr belastet. Was bleibt ihr aber schließlich anderes übrig; um die Bittenden los zu werden, muß sie schließlich schon in denbeutel greifen. Von Haus zu Haus ziehen die drei, und überall tönt das gleiche Lied:

Es kamen die drei Weisen mit ihrem Stern,
 Sie lobten Gott und dienten dem Herrn.
 Sie kamen auch vor Herodes Tür.
 Herodes sprach: „Was wollt Ihr hier?“
 Nach Bethlehem steht unser Sinn,
 Nach Bethlehem da müssen wir hin.
 Sie fanden das Kindlein nackt und bloß
 Und legten's in Marien's Schoß.“

Ist das Lied, das die drei Knaben gemeinsam singen, verklungen, so tritt eine kleine Pause ein, die zur Entgegennahme der Geschenke bestimmt ist. Nach Ueberreichung einer Gabe erschallt es dann laut zum Danke:

Ihr habt uns eine Verehrung gegeben,
 Gott laß Euch viele Freuden erleben,
 Dem Vater, der Mutter und auch dem Kind,
 Dazu dem ganzen Hausgehind.“

In Norddeutschland ist diese Sitte des Umzuges der drei Weisen im Laufe der Zeit immer mehr in Veressenheit geraten. Selten noch sieht man die drei sonderbaren Gestalten durch die Dörfer wandern. Nur in Süddeutschland ist der Dreikönigszug noch sehr im Schwünge. Im Schwäbischen ziehen aus jedem Dorfe drei Knaben aus, von denen einer als Mohrenkönig im Gesicht geschwärzt ist. Auch in Bayern findet diese Sitte noch viel Verbreitung. Hier nennt man auch die Nächte zwischen Weibnächten und Dreikönige die „Gehächte“, wahrscheinlich in Anlehnung an diesen altertümlichen Brauch. In Tirol führen die Weisen selbst vollständige Spiele auf, bei denen der König Herodes jämlich weglommt. Auch in Karnten feiert man den 6. Januar mit derartigen Spielen. Hier halten noch außer den drei Königen andere Purtschen drei Tage vor und drei Tage nach dem Feste feierliche Umzüge mit frommen Gesängen und Vorfstellungen. Weder all dieser Gebräuche ist nur, möglichst mühelos viel Geschenke zu erlangen.

Im Mittelalter war dies weniger der Zweck, vielmehr waren da die Umzüge nur ein Ausdruck religiöser Betätigung. Die Knaben — meist waren es die Söhne vom Kirchengesang — gingen mit heiligem Eifer, ohne jegliche gewinnstüchtige Absichten an das Werk und scheuten selbst kleine Opfer nicht, um sich möglichst „königlich“ herauszubringen.

Aber noch viel poetischer und vor allem auch lustiger wird das Dreikönigsfest in Belgien und in den Niederlanden — auch in einzelnen Teilen Frankreichs — gefeiert. Hier nennt man es auch das „Bohnenfest“. Ein großes Festmahl vereinigt an diesem Tage alle Mitglieder der Familie, auch gute Freunde und Bekannte, um den Tisch des Hauses. Die Herde der Tafel macht ein prächtiger Kuchen aus, der dann in so viele Teile, als Teilnehmer am Gastmahl vorhanden sind, zerlegt wird. In einem der Teile befindet sich nun eine Bohne eingebaut. Derjenige, der diese Bohne erhält, wird feierlich zum Könige proklamiert. Er hat das Recht, sich eine Königin zu wählen und ist der Gewährung jeder Bitte, die er stellt, sicher. Alles lauscht auf sein Wort und achtet auf seine Geberden. Und wenn er trinkt, so schallt es laut und lachend durch den Raum: „Der König trinkt! und alles jubelt und lürrt und schreit, die Musik fällt ein und Freude und Wonne herrscht überall.“

Die Entwicklung und die Fortschritte der Tätigkeit der katholischen Missionen in den deutschen Kolonien.

(Fortsetzung.)

B. Apostolisches Vikariat Süd-Nyanza. Die größten Fortschritte hat trotz aller Schwierigkeiten stets das Vikariat Süd-Nyanza zu verzeichnen.

In Bukumbi hat die Zahl der Tausen bedeutend zugenommen. — In Marienberg geht das Missionswerk unter großen Mühen voran, da die dortigen Einwohner noch nicht die Freiheit erhalten haben, sich unterrichten zu lassen; die eingeborenen Häuptlinge verbieten es ihren Untertanen, und so ist der Fortschritt sehr gering. Hätte man vollständige Freiheit, so könnte man dort in kürzester Frist 2000 bis 3000 Christen zählen. Die Schwestern haben dort bereits ein

Pensionat von 70 Mädchen, von welchen 20 als Lehrertinnen ausgebildet werden.

Die Insel Ukerewe zeichnet sich stets aus durch ihre tröstliche und ruhige Entwicklung. Dort sind schon eine Reihe älterer Christen, welche in jeder Hinsicht ausgezeichnet sind und den anderen ein schönes Beispiel geben.

Auch auf der Insel Rome entwickelt sich die Mission ganz nach Wunsch; sie wird dort bald viele Christen zählen.

In Ruanda sind die Schwierigkeiten zwar sehr groß wegen der großen Entfernung des Landes und der großen Armut desselben; trotzdem haben die dortigen Stationen ebenfalls einige Fortschritte zu verzeichnen.

Leider vermehren sich am Nyanza die Muhamedaner durch Einwanderung vom Norden her in recht bedenklichem Maße. Vor 10 Jahren waren sie kaum 100 und jetzt zählen sie bereits über 2000 in diesem Vikariate. An 15 Orten haben sie schon ihren öffentlichen Gottesdienst. Den Christen gegenüber haben sie den erbittertesten Haß und da ihnen manche Mittel zu Gebote stehen, verführen sie immer mehr Heiden zum Islam.

Das Vikariat zählt 14 Stationen, 35 Priester, 7 Brüder, 4 Schwestern, 133 Katecheten, 89 Schulen mit 2709 Knaben und 211 Mädchen, 1248 Katechumenen, 3976 Christen.

Die katholische Mission in Kamerun, Pallottiner aus dem Mutterhause zu Limburg (Vahn), ging im Berichtsjahre zwar langsam, aber stetig voran. Sie legte, wie auch früher schon, ihre Hauptarbeit auf die Erziehung der Jugend. Etwa 1318 Kinder empfangen in der Mission geregelten Unterricht. Davon sind etwa 1063 Knaben und 255 Mädchen. Ungefähr die Hälfte dieser Kinder sind Interne und erhalten von der Mission außer Unterricht, Wohnung, Kost und Kleidung. Es sind zum Teil Waisen, zum Teil verwahrloste Kinder und zum Teil solche, die wegen zu großer Entfernung ihrer elterlichen Wohnung die Schule nur besuchen können, wenn die Mission ihnen Unterkunft gewährt. Diese Internen haben, wo immer es angeht, einen halben Tag Schulunterricht und einen halben Tag Feldarbeit. — Auch die externen Schüler werden nach Möglichkeit zur Arbeit angehalten und arbeiten, um sich die nötigen Lehrmittel, Bücher u., zu verdienen. — Aus der Schule Entlassene lernen, falls sie Lust dazu haben, bei den Brüdern ein Handwerk. Manche finden auch Anstellung bei der kaiserlichen Regierung oder sonst bei Europäern. Die Mission gibt sich alle Mühe, den Schülern die deutsche Sprache beizubringen. Daß diese Bemühungen nicht erfolglos sind, das zeigt uns das Verhalten der Regierung, die öfters Missionszöglinge anstellt und ihnen Posten gibt, die Kenntnis des Deutschen voraussetzen.

Da der Regier bei allem guten Willen einen schwachen und unbeständigen Charakter hat, bemühen sich die Missionäre stets in lebendigem, lebhaftem Verkehr mit den ihnen Anvertrauten zu bleiben, durch öftere Besuche und freundliches Zureden und Ermahnen ihnen Stab und Stütze zu sein.

Von Krankheiten blieben die Missionäre und Schwestern auch in diesem Jahre nicht verschont, doch kann man sagen, daß gegen frühere Jahre eine merklliche Besserung eingetreten ist. Bessere Kenntnis der Vorbeugungsmittel und der Verhaltensmaßregeln während des Fiebers, sowie auch Schwinden des Urwaldes in der Nähe der Missionsstationen dürfen wohl als Ursache dieser günstigen Erscheinung angesehen werden. Leider hat die Mission trotzdem auch in diesem Jahre einen Todesfall zu beklagen. Der erst im April dieses Jahres von Limburg nach Kamerun abgereiste Bruder Andreas Hannapel starb in Oeda am 3. August infolge des Schwarzwassersiebers. Das 24. Opfer in nicht ganz 14 Jahren.

Die zuletzt angelegte Missionsstation in Yaunde schreitet sehr gut voran. Nachdem das Haus der Patres und das Schwesternhaus aus Ziegelsteinen fest gebaut, Schulen, Waisenhaus, Werkstätten, Stallungen usw., alles aus festem Material erbaut, fertiggestellt ist, wurde mit dem Bau einer etwa 35 Meter langen Kirche begonnen. Die Mission hat durch Anfertigung und Verkauf von Dachziegeln aus Ton (die ersten in Kamerun) und durch Verkauf selbstgefälgter Bretter es ermöglicht, bestehen und weiter bauen zu können.

Im ganzen zählt die apostolische Präfektur Kamerun sieben Stationen, 14 Priester, 20 Brüder, 20 Schwestern, 23 Schulen, 786 Katechumenen, 3780 Christen.

Das europäische Personal der katholischen Mission Togo-land (Steyle Missionäre) bestand im Berichtsjahre aus 21 (19) Priestern, 10 (9) Brüdern und 9 (8) Schwestern, von denen jedoch augenblicklich 3 Missionäre und 1 Schwester erholungsbedürftig in der Heimat weilen. Die Besetzung der fünf Hauptstationen bzw. zwei Schwestern-Niederlassungen war wie folgt:

- | | | | | | | |
|----------------------------|---|---------|---|---------|---|-------------|
| 1. Rome, Präfekturstation, | 5 | Patres, | 3 | Brüder, | 5 | Schwestern, |
| 2. Porto Serugo | 3 | „ | 1 | Bruder, | | |
| 3. Klein-Popo, Anecho | 4 | „ | 3 | Brüder, | 4 | Schwestern |

4. Atapame 3 Patres 1 Bruder,
 5. Agome-Palime 4 1

Es hat der Segen Gottes auch in diesem an manchen Schwierigkeiten und Hindernissen reichen Jahre nicht gefeilt. Die gespendeten heiligen Taufen beliefen sich auf 633, darunter teierliche 427, in Todesgefahr 206. Kirchliche Ehen wurden 16 eingesegnet. Die Zahl der Missionsschulen ist im Berichtsjahre von 39 auf 51 gestiegen, die Zahl der Schüler von 1601 auf 2093 (darunter 222 Mädchen gegen 162 im Vorjahre). Die Anzahl der Katechumenen betrug ca. 950 gegen 897 im Vorjahre.

Die von Laienbrüdern geleitete Handwerkschule zählte wie im Vorjahre 26 Lehrlinge, die auf Schneiderei, Schustererei, Schreinererei und Schlosserei sich verteilten.

Am Agu im Bezirke Misahöhe wurde ein geräumiges und würdiges Gotteshaus für die dortigen zahlreichen Christen neu erbaut und unter allseitiger Teilnahme des Volkes feierlich eingeweiht.

In Agome-Palime erwies sich die erst am 7. September 1902 eingeweihte Kapelle nebst Wohnhaus schon bald als zu klein. Es wurde deshalb ein weit geräumigerer Neubau, welcher in den unteren Stockwerken als Kapelle, im Oberbau als Wohnhaus für Patres und Brüder dienen soll, begonnen. Er schließt sich an den südlichen Teil des bisherigen Missionshauses an. Letzteres soll später zu Schulzwecken n. v. verwertet werden. Es wurde der Versuch gemacht, an Ort und Stelle die für den Neubau notwendigen Ziegel zu brennen, welcher aber Erwartungen günstig ausfiel. Die Ziegelsteine erwiesen sich als bedeutend besser, als die von der Küste bezogenen. Die Mission war in der Lage, der Bitte europäischer Firmen um namhafte Lieferungen von Ziegelsteinen zu entsprechen.

Die Missionsarbeit selbst ging im Agome- (resp. Misahöhe-) Bezirk in recht erfreulicher Weise voran. Die Leute selbst haben reges Interesse nicht nur für die Schule, sondern auch für das Christentum. Doch fehlt es auch hier nicht an Hindernissen. Da ist zunächst der Fetischismus zu erwähnen, der geschworene Feind des Christentums und auch aller europäischer Kultur und jeglichen europäischen Einflusses. Dazu kommt als weiteres Hindernis das leidige Auswandern zur englischen Goldküste.

Als ferneres Hindernis für die Missionstätigkeit ist die trotz aller Wachsamkeit und Strenge der Regierung noch in Mäße sichende Schuldklaverei (Schuldhaft) zu bezeichnen. Da beide Teile, Gläubiger und Schuldner, der Strafe verfallen, so wird von beiden Seiten mit größter Vorsicht vorgegangen. Vor der Öffentlichkeit handelt es sich nach deren Angabe nur um Freundschaftsbeziehungen, während in Wirklichkeit Abkommen getroffen werden, welche sich in aller Form als Schuldhaft charakterisieren.

Im vorjährigen Berichte wurde gesagt, daß auch in Atapame mit dem Bau einer eigenen geräumigen Kapelle am Fuße der Arnoldshöhe begonnen werden mußte. In Weihnachten konnte die Einweihung unter großer Beteiligung der Bevölkerung erfolgen.

Wie in früheren Jahren, so wurde auch im Berichtsjahre dem Ausbau und der Entwidlung der Schultätigkeit in den Missionsschulen große Aufmerksamkeit geschenkt. In sämtlichen 51 Schulen wurde trotz mancherlei Schwierigkeit Unterricht im Deutschen erteilt.

Möge nun auch die Kaufmannschaft und sonstige Privatbetriebe daran gehen, der deutschen Sprache im öffentlichen und geschäftlichen Leben mehr Bedeutung und Wert beizulegen und ihre bisher noch gänzlich englische Geschäftsführung allmählich in eine deutsche umzugestalten.

Deutsch-Südwestafrika. (Mission der Oblaten aus dem Missionshause zu Dänfeld.) Krieg, so heißt es seit Monaten aus diesem Missionsgebiete zu uns herüber. Zuerst waren es die Ovambo und besonders deren Häuptling Omarna, welche Unruhen erweckten. Sie ermordeten einige Europäer und vertrieben auch die katholischen Missionäre, welche im Begriffe standen, im Ovambolande eine Missionsstation zu eröffnen. Aus der Flucht erkrankten alle Missionäre an Malariafieber, infolgedessen P. Wegner unterwegs und Bruder Reinhardt gleich nach seiner Rückkehr in Windhuk starb. Eine von der Regierung ausgesandte Strafexpedition hatte nicht den gewünschten Erfolg und neuerdings suchen die Ovambo den Herero-Aufstand auch für die Verteidigung ihrer Unabhängigkeit zu benutzen. Nach Beilegung dieses Aufstandes werden die Versuche zur Missionierung dieses großen Volksstammes sofort wieder aufgenommen werden.

Raum waren die Unruhen im Norden des Schutzgebietes beendet, als neue im Süden bei den Bondelswarts-Dottentotten entstanden. Doch hatte die Regierung hier ziemlich leichtes Spiel, so daß schon im Januar ein annehm-

barer Friede geschlossen werden konnte. Für die Mission hat dieser Krieg, abgesehen von dem Verluste in Aminuis, nur insofern Interesse, als zwei Patres als Feldgeistliche die Truppen auf dem Kriegsschauplatz nach dem Süden begleiteten.

Weit verderblicher als die beiden vorhergehenden ist der Herero-Aufstand dem Missionsweel geworden. Seit dem 10. Januar*, schrieb der hochw. P. Präfekt am 22. Januar, sind wir hier in furchtbar bedrängter Lage gewesen. Alle Brüder, ohne Ausnahme, von Groß- und Klein-Windhuk sehen unter Waffen, wir Patres üben Sanitätsdienste.*

Bei Ankunft der neuen Truppen wurden die Brüder wieder aus dem Militärdienste entlassen, die Patres jedoch verbleiben bei den Truppen und begleiten dieselben als Feldgeistliche.

Station Windhuk. Die hier bestehende katholische Gemeinde, die erste in Deutsch-Südwestafrika, zählt 300 weiße, 35 schwarze Katholiken und 250 Katechumenen. Bis jetzt haben die Patres drei Schulen eröffnet. Die erste für die schwarzen Kinder zählt 83 Schüler, die zweite für die weißen Kinder hat nur 12. Die dritte ist eine Industrieschule, sie hat ebenfalls 12 schwarze Schüler. Der Erfolg der letzteren hat gezeigt, daß sie ein großer Segen für das Land sein wird. Eine Schule für eingeborene Mädchen soll im nächsten Frühjahr nach Eintreffen der Schwestern (Franziskanerinnen aus Nonnenwerth), die schon nach Deutsch-Südwestafrika abgereist sind, eröffnet werden. Ferner besitzen die Missionare in Windhuk noch ein Waisenhaus, eine Apotheke für die Eingeborenen und eine Bibliothek.

Station Klein-Windhuk. Wegen alles Erwarten haben die Ausfühler diese Station verschont. Während der Belagerung von Windhuk durch die Herero stand sie verlassen, da die Missionare sich nach Windhuk hatten flüchten müssen und dort eingeschlossen blieben. Dadurch entstand der Station ein großer Schaden, da die Ernte nicht eingebracht werden konnte.

Station Epuliro. Diese im vorigen Jahre gegründete und sich so herrlich entwickelnde Station hat am meisten unter dem Aufstande gelitten. In dem einen Jahre seines Bestehens hatte Epuliro sich zu besten Missionsstation des Schutzgebietes emporgehoben. Rings um das Missionsgebäude herum erhoben sich die freundlich gebauten Häuser der Eingeborenen, meist Fetschianen, jedes Häuschen hatte seinen Garten, jeder Familienvater sein Stück Land, welches er bebauen mußte zur Ernährung seiner Angehörigen. Morgens und abends versammelte sich Jung und Alt in der Missionskapelle zur gemeinsamen Andacht. Die Befehrerungen waren häufig. Epuliro zählte schon 115 getaufte Schwarze, die Zahl der Katechumenen stieg mit jedem Tage, die erst seit einigen Monaten eröffnete Schule zählte schon 80 Jüglinge. Doch plötzlich, welche Aenderung! Nur mehr Ruinen findet man jetzt in Epuliro. Die Häuser sind niedergebrannt, die Bewohner gestücht, das Ganze ist ein Greuel der Verwüstung. Nur mit knapper Not konnten die Missionare und mit ihnen ein Teil der katholischen Bevölkerung sich vor den Woldbrennern nach Gobabis in Sicherheit bringen.

Station Swatopmund. Die hier an dem Bau der Otagi-Eisenbahn beschäftigten Hereroarbeiter wurden gleich beim Ausbruch des Aufstandes an Bord eines Dampfers gebracht. Wegen dieser Maßregel blieben Swatopmund und die dortige Mission verschont. Die Herero wurden durch europäische Arbeiter, meist Italiener, ersetzt. Dadurch vermehrte sich die katholische Gemeinde um ein beträchtliches. Auch hier, wie in Windhuk, hat die Mission die Verpflegung verwundeter Soldaten übernommen.

Station Aminuis. Diese Station wurde wegen ihrer Lage im äußersten Osten der Kolonie vom Hereroaufstand noch nicht berührt. Nur wurde das Vieh, welches die erschreckten Bewohner bei den ersten Nachrichten vom Aufstande in die Kalahari-Wüste getrieben hatten, von umherstreifenden Bondelswarts-Dottentotten geraubt.

Im ganzen zählt die Präfektur 14 Patres, 15 Brüder, 5 Schwestern.

Im Namogualand hatte die Mission der Oblaten vom hl. Franz von Sales (deutsches Mutterhaus in Wien) durch den Aufstand der Dottentotten zu leiden. Nichtsdestoweniger konnte sich die Missionstätigkeit, die von 2 Patres, 4 Schwestern, 4 Katecheten ausgeübt wurde, von der Hauptstation Petragabes noch auf vier Nebenstationen ausdehnen. Kranke und verwundete Soldaten wurden von den Missionären und Schwestern mit Sorgfalt und Aufopferung gepflegt.

Schluß folgt.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 3.

Düsseldorf, den 15. Januar.

1905.

Inhalt: Evangelium zum zweiten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn (Namen Jesu-fest). — Jesus auf der Hochzeit zu Kana. — Weltüberwindung nicht Weltflucht. — Ein Protestant über das Gebet für die Abgestorbenen. — Ordnung in der Familie. — Die Heiligen im alten Testament. — Die Entwicklung und die Fortschritte der Tätigkeit der luth. Wissigen in bendeutschen Kolonien (Schlaf). (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Zweiter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn (Namen Jesu-fest).

Evangelium nach dem heil. Johannes II, 1—11
In jener Zeit ward eine Hochzeit gehalten zu Kana in Galiläa; und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Und da es am Weine gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein! Jesus aber sprach zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da sagte seine Mutter zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut. Es standen aber daselbst sechs weinere Wasserkrüge zu den bei den Juden üblichen Meinungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maaß hielt. Und Jesus sprach zu ihnen: Füllet die Krüge mit Wasser: Und sie füllten sie bis oben. Und Jesus sprach zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten's es ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, und nicht wußte, woher das wäre, (die Diener, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Bräutlaam und sprach zu ihm: Jedermann fezt zuerst den guten Wein auf, und dann, wenn sie genug gekostet haben, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt. Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Kana in Galiläa; und er offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn.*

Jesus auf der Hochzeit zu Kana.

Es gibt kaum eine religiöse Wahrheit, deren Gegenteil im Laufe der Jahrhunderte nicht schon wäre behauptet worden. So lehrten denn auch in den ersten Jahrhunderten des Christentums einige Irlehrer: die Ehe sei an und für sich sündhaft und darum unerlaubt. Nun hat zwar unsere hl. Kirche, nach der Lehre ihres göttlichen Stiefvaters und Seiner Apostel, den hohen sittlichen Wert und die Würde der Jungfräulichkeit stets anerkannt und gerühmt — aber, lieber Leser, sie weiß auch, und zwar wieder ganz im Sinne Jesu, den Ehestand zu schätzen und ihm die gebührende Ehrenstelle einzuräumen. Sie urteilt so: wenn es um den Ehestand etwas Böses wäre, so würden Jesus und Maria jenes Brautpaar zu Kana mit ihrer Gegenwart nicht erfreut haben. Zudem bietet der Ehestand auch nicht lauterer Vergnügen und andauernde „Seligkeit“, wie jugendlicher Leichtsinns und unbesonnene Leidenschaft sich gern einbilden; gereifte Einsicht und Erfahrung urteilen da ganz anders.

Auch das gute Brautpaar zu Kana machte schon am Trauungstage eine bittere Erfahrung, die ihm von der Zukunft, der es entgegenging, einen kleinen Vorgeschmack gab. Schon während der Mahlzeit ging der Wein zur Neige: „Sie hatten keinen Wein mehr!“ Ein Glück für sie, daß Maria, „die Mutter der Barmherzigkeit“, und Jesus, der menschenfreundliche Rothelfer, anwesend waren.

Mit den ersten Jüngern, die Er berufen — es sind nach

der Zeitfolge der Berufung: Andreas, Johannes, Simon, Philippus und Bartholomäus — kommt Jesus in die kleine Stadt Kana (unweit Nazareth), wohin Er zu einer Hochzeit geladen ist. Seine Mutter war vor Ihm gekommen und jedenfalls bei Verwandten oder Freunden eingelehrt. Aus dem Stillschweigen, das über den hl. Joseph herrscht, darf man schließen, daß sie Witwe geworden und seit dieser Zeit allein mit Jesus gelebt hatte. Von der Seite Josephs her hatte sie eine zahlreiche Verwandtschaft; deshalb liegt die Annahme nahe, daß sie bei Beginn der öffentlichen Tätigkeit ihres göttlichen Sohnes in einer der ihr verwandten Familien Aufnahme gefunden habe, damit sie für die Folge nicht ganz allein sei.

Man feierte also eine Hochzeit, und nach damaliger Gewohnheit dauerte die Festlichkeit mehrere Tage. Auch Jesus, Seine heilige Mutter und die oben genannten Jünger waren unter den Gästen. Die orientalische Gastfreundschaft kennt bekanntlich keine Grenzen, und so war das Haus voll Gäste.

Im Verlaufe des Festmahles kommt das Brautpaar in große Verlegenheit, die aber von Maria sofort bemerkt wird. Um den Brautleuten eine unter Umständen höchst peinliche Demütigung zu ersparen, wendet sie sich an ihren Sohn mit den Worten: „Sie haben keinen Wein!“ — Allerdings entsprach die Antwort vorerst nicht ihren Erwartungen. Mit einer Ruhe, die durch nichts Menschliches gestört werden kann, weist der Herr sanft seine Mutter ab, mäßigt das Drängen ihrer Nächstenliebe, und mit dem Ernst Desjenigen, der vermöge Seiner göttlichen Sendung keinem irdischen Beweggrunde Raum gibt, sondern nur dem Willen des Vaters folgt, erwidert Er: „Weib, was geht das Mich und Dich an?“ (Warum drängst Du mich?) „Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ — Jeder aus uns, lieber Leser, erinnert sich hier der Worte, die wir am verklossenen Sonntage aus dem Munde des zwölfjährigen Knaben im Tempel zu Jerusalem hörten: „Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß Ich in dem sein muß, was Meines Vaters ist?“ (Luk. 2.)

Die Redeweise „was geht das Mich und Dich an?“ scheint bei den Juden sehr gebräuchlich gewesen zu sein; wir begegnen ihr wenigstens im Alten Testamente nicht selten;* nur hat sie nicht immer denselben Sinn. Dieser hängt ab vom Zusammenhang und, wenn ich so sagen darf, von dem „Ton“, in dem die Worte gesprochen werden. Es ist eine jener Redensarten, die sich schwer aus der einen Sprache in die andere übertragen lassen, denen die Umstände, der Ton der Stimme, ja, selbst die begleitende Geberde des Sprechenden den eigentlichen Sinn verleihen. — Endlich der Ausdruck „Weib“ hatte nach dem damaligen Sprachgebrauche durchaus nichts Hartes und verletzte durchaus

* 2. B. 2. Kön. 16,10 — 3. Kön. 17,18 — 4. Kön. 3,13.

nicht die schuldige Achtung, wenn er von einem Sohne der Mutter gegenüber gebraucht wurde.²²⁾

Maria kennt ihren Sohn, und sie hört aus Seiner Antwort heraus, daß ihre Bitte erhört werde; deshalb geht sie zu den Dienern und sagt: „Was Er Euch sagen wird, das tuet!“ Und so fällen sie bereitwillig die sechs Wassertrüge, von denen jeder zwei bis drei Maß — d. h. jeder mehr als fünfzig Liter — faßte. „Schöpfet nun (befiehlt der Herr) und bringet dem Speisemeister! Und sie taten es“, sie brachten das in diesem Augenblicke durch die Schöpfermacht des Herrn in Wein verwandelte Wasser.

Wir begreifen leicht das Staunen der ganzen Hochzeitsgesellschaft, von dem die Tischordnung besorgenden „Speisemeister“ angefangen, bis zum letzten der anwesenden Gäste, — begreifen aber auch, daß die Jünger, die erst seit einigen Tagen sich dem Herrn angeschlossen hatten, nun „an ihn glaubten“, der da zum ersten Male Seine göttliche Macht enthüllt hatte.

Und wie liebenswürdig und menschenfreundlich zeigt sich bei jener Gelegenheit der Herr, lieber Leser, daß Er überhaupt an dieser Hochzeitsfeier teilnimmt! Er verschmäht nichts, was zu den ehrbaren Gepflogenheiten der Menschenfinder gehört. Seine Gegenwart aber gibt dem Feste die rechte Weihe. Mögen denn auch unsere häuslichen Feste stets so geartet sein, daß Er daran teilnehmen könnte!

S.

O Weltüberwindung, nicht Weltflucht

Ist die große Aufgabe, welche das Christentum seinen Befehlern stellt. Wer dem Christentum die Absicht unterstellt, daß es aus seinen Befehlern weltflüchtige Asketen, Eremiten, Kellusen machen wolle, die sich über die Schäden dieser närrischen Welt keine grauen Haare wachsen lassen, denen das ganze Weltgetriebe mit seinem Vorwärtshalten ebenso wie mit seinen Kulturaufgaben so gleichgültig und nebensächlich ist, wie dem Adler, der hoch in den Lüften sich wiegt, der Wurm, der im Staube kriecht — kurz, wer immer gegen das Christentum und seinen Stifter den Vorwurf der Kulturfeindlichkeit oder doch der Gleichgültigkeit gegen irdische Kulturarbeit erhebt, der kennt es nicht.

Nietzsche und Tolstoj, Tolstoj und Nietzsche, das ist der ewige Refrain, sobald wir nach den Gewährsmännern für diese so wichtige und nichtswürdige Anklage fragen. Der eine findet im Christentum die Religion eines weltverachtenden Asketen, der andere die Religion der Selbstverneinung, der ungesunden Schwächlichkeit und eines kranken Willens, die eines Edelmenschen unwürdig.

Und doch sind das keine lebenswahren Photographien des Christentums, sondern Karikaturen.

Möchten doch die Nachfolger dieser Darstellungen einmal die Evangelien zur Hand nehmen und dort an der Person des Stifters des Christentums und seiner Lehren und Aussprüche ihre Zeichnung kontrollieren.

Aber — hat dieser Christus nicht den Reichen ein Wehe zugerufen? hat er nicht die Erwerbbarkeit verworfen und träge Armut gepredigt? hat er damit nicht einen mächtigen Antrieb zum Vorwärtstommen des einzelnen wie der Gesellschaft lahm gelegt? hat er nicht das In-den-Tag-Dineinleben der Vögel des Himmels als Muster für den Menschen hingestellt? hat er nicht selbst der Ehe und Familie gegenüber vollste Verständnislosigkeit an den Tag gelegt, da er selbst nicht eine Ehe eingegangen?

Gewiß hat Christus den Reichen ein Wehe zugerufen, — aber nicht mit dem Reichtum als solchem, auch nicht dem rechtmäßig verdienten Reichtum, sondern dem Mammonismus, d. h. schändlicher Habgier. Der Mensch soll nicht Sklave des Mammons sein, nicht eine falsche Stellung gegenüber dem Reichtum, der irdischen Habe überhaupt einnehmen. Und Sklave des Mammons, d. h. unerfülllicher Habgier, kann das hoch ein Großkapitalist sein, nicht auch ein um lärglichen Lohn schreibender Federwäcker, nur ein Großagrarier, nicht auch ein arbeitsloses Aushäuerlein? Wer das bestreiten wollte, würde damit hinsichtlich Welt- und Menschenkenntnis ein schlechtes Zeugnis sich ausstellen. Dieses scharfe Frontmachen gegen den Reichtum erhält seine Ergänzung durch die sonst von Christus

²²⁾ Der Geschichtsschreiber Dio Cassius (2. Jahrh.) erwähnt ausdrücklich, daß der römische Kaiser Augustus eine Königin mit diesem Ausdrucke angeredet habe.

ausgesprochene Wertschätzung und Forderung, das anvertraute Gut treu zu verwalten und zu — vermehren.

Gewiß hat Christus arm gelebt, aber die Arbeit hat er, der große Regenerator der Arbeit nicht verachtet, im Gegenteil, sie geliebt und selbst geübt, ja ihr die höchste Fruchtbarkeit verliehen, indem er den Menschen über den lähmenden Einfluß der Vergänglichkeit des Irdischen herausgehoben und ihm eine ewige Zielbestimmung erschlossen hat.

Gewiß hat er die Vögel des Himmels und die Älken des Feldes als Beispiele der Vaterfürsorge Gottes angeführt, aber darum keinem wirtschaftlichen Reichtum das Wort geredet und einem gedankenlosen Faulenzertum, sondern gewarnt vor der alles höhere Leben verschlingenden Sorge, die der Todfeind ist alles inneren Friedens. Diesem an der Lebens- und Arbeitsfreudigkeit zehrenden und nagenden Sorgen gilt seine Mahnung.

Gewiß hat er keine Ehe eingegangen, aber darum nicht das Weib und nicht die Familie verachtet, sondern dem Weib erst recht die Stellung als Hüterin und Herrin des Hauses erobert und damit eine Kulturart von unschätzbarer und unmeßbarer Tragweite vollbracht. Und wo ist jemals ein größerer Kinderfreund aufgetaucht, als er, der gesagt hat: „Lasset die Kinderlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!“

Wenn er der Feind aller Kulturarbeit gewesen sein soll, wenn er kein Verständnis gehabt haben soll für die Arbeit der Welt, wo sind die Drohreden gegen die, welche ihrer irdischen Berufsarbeit nachgehen? Nicht einmal — was doch nach dieser Auffassung des Christentums am allernächsten liegen müßte — den Hauptmann von Kapernaum hat er aufgefordert, die Uniform auszugeben und seinem Beruf als unchristlich Valet zu sagen!

Und ein schwarzgalliger Pessimist soll der gewesen sein, der fröhlich ist mit den Fröhlichen und der seine Jünger wegen ihres Nichtstehens verteidigt mit den Worten: „Können wohl die Hochzeitsgäste fasten so lange der Bräutigam bei ihnen ist?“

Ein trübseliger Kopfhänger, der nichts von Gottes schöner Welt sieht, soll der gewesen sein, der so intim vertraut ist mit dem Leben und Wesen der Natur, der all ihre Schönheit und Farbenpracht kennt, der dieser Natur die Farben entnimmt, um seine Bilder und Gemälde zu malen?

Nein, wer solche Auffassungen, wie die oben gezeichneten, aus den Evangelien herausliest, der lerne erst lesen und richtig zeichnen, daß er keine Karikaturen zeichne!

Weit entfernt die Welt und ihre Kulturarbeit zu fliehen und zu verachten, will Christus mit seinen Lehren die ganze Welt auch die Welt der Kulturarbeit, durchdringen als ein neuer Sauerteig.

Der Kultur der Selbstsucht soll die Kultur der Liebe entgegengestellt werden, die sich auswirkt im Dienste und im Aufbau des Gottesreiches. Wie hat er doch seine Jünger beten gelehrt? „Geheiligt werde dein Name, zu uns komme dein Reich, Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden?“ u. s. w. Dieses Reich auf Erden, wo Gottes Name geheiligt, sein Wille geschieht, das tägliche Brot für alle gegeben, das graufige Elend der Sünde verjagwinde und allen Lebeln, den sittlichen wie den sozialen, der Krieg erklärt wird: — dieses Reich soll geschaffen werden durch Christi Jünger!

Das lautet aber nicht Weltflucht, sondern Weltüberwindung! Wie Buddha in die Wüste und in die schweigenden Wälder schickt Jesus die Seinen, weil ja doch die Welt vergänglich und nichtig, sondern mitten hinein in die Welt hin zur Kulturarbeit weist sein Gebot, hin zur Kulturarbeit nicht um vergängliche Dinge, nein, um der höchsten Ideale willen im Dienste Gottes.

So wird Christi Wort zu einer Kreuzzugspredigt. Ein Kreuzfahrterheer will er aussenden in die Welt, wider die Welt mit ihren Unvollkommenheiten und ihrem Elend, um sie zu überwinden und ihre Kulturarbeit zu veredeln. Zu solcher Arbeit, zu solchem Kreuzzug sind Helben, Kämpfer, willensstarke Charaktere nötig, Schwächlinge, welche Nietzsche in seinem blinden Haß das Christentum erziehen läßt, sind dazu nicht brauchbar, wohl aber unheugsame Charaktere, die in höchstem Idealismus, wie ihn nur die christliche Weltanschauung schafft, das Brandopfer einer unermüdbaren Lebensarbeit für die Gesamtheit bringen, frei von engherziger, schwächlicher Selbstschonung eingedenk des Wortes: „Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, wer aber sein Leben verliert um meiner und des Evangeliums willen, der wird es retten“ (Matth. 8,35.)

Wenn Björnson in „Meiner unsere Kraft“ seinem Helden die Worte in den Mund legt: „Vorwärts in der Steigerung und Ausbreitung der Kultur! Vorwärts auch in der Ausbreitung der sozialen Gegensätze durch den Dienst einer glaubenslosen, aus den Wänden des Christentums befreiten Menschenliebe“ — so hat er vergessen, daß solche Kultur ohne höheren Ausblick dem Menschen gleicht, ehe Gott ihm die Seele eingehaucht. Ein tö-

nerne Gebilde, vergleichbar jenem Götzenbild von dem einst der babylonische König geträumt, das auf Säulen Füßen stand und von dem Steinchen, das vom Bergeshang sich losgelöst, zertrümmert wurde. Lebenskraft und Quellkraft aber wird der Kulturarbeit erst dann, wenn sie nicht Götzendienst, sondern Gottesdienst wird. Diese Weihe hat Christus der irdischen Kulturarbeit gegeben, als er das große Gebot der Liebe gegeben und damit die Kulturarbeit zu einem Bestandteil des von ihm verkündeten und begründeten Gottesreiches gemacht hat. Nicht Weltflucht und Kulturfeindlichkeit sondern Weltüberwindung durch Kulturarbeit: — das ist das große Arbeitsprogramm des Christentums.

Ein Protestant über das Gebet für die Abgestorbenen.

Das R. Münchener Tagblatt teilt in Nr. 315 einen Brief aus Norwegen mit, in welchem sich folgende Gedanken und Gefühle des lutherischen Pastor Anders Gooden finden, die dieser in einer großen protestantischen Zeitung („Dagbladet“ in Christiania) anlässlich des 100-jährigen Allerheiligen-tages ausgesprochen hat: „Die Katholiken begehen dieses Fest jeden Herbst. Ich war einmal bei einer solchen Gelegenheit in München zugegen. Der große Friedhof in einem der äußeren Stadtteile glich einem Paradiese. Die Grabsteine waren überhängt und bedeckt mit herrlichem Blumenschmuck. Zwischen den Blumen sah man Lampen und Lichter nach Tausenden. Niemals sonst habe ich solch eine Farbenpracht geschaut. Und wach eine Wälderwanderung dorthin den ganzen Tag hindurch! Alles was gehen oder kriechen konnte, fand sich dort ein. Verwandte fanden sich von verschiedenen Seiten zusammen an den Gräbern ihrer Väter. Ich sah so manche Mutter, welche auf dem Grabe ihres Kindes ein Wachslicht anzündete und für ihr Kind betete. Und es kam mir dies so ergreifend vor. Oftmals bin ich in meiner Amtswirklichkeit in die Lage gekommen, Eltern eine Todesnachricht zu überbringen. Erst vor kaum mehr als einer Woche sah ich wieder vor einer verzweifelnden Mutter, welche ihren erwachsenen Sohn plötzlich verloren hatte. Und stets hört man dieselbe alte Klage: „Wenn ich doch wüßte, daß er nicht verloren gegangen ist; es ging ja so rasch mit ihm zu Ende!“ Daß ich dann zu einer solchen Mutter nicht sagen darf, sie dürfe und solle für ihr verstorbenes Kind beten, das ist mir das Allerjüngste in meiner ganzen Seelsorgepraxis. Viele Eltern hier zu Lande, Mütter ganz besonders, sind aus dieser Ursache ganz niedergedrückt. Ich erinnere mich an meine eigene Großmutter. Ihr ältester Sohn fiel im Zustande der Betrunktheit von einem Kai in die See und ertrank. Seine Mutter aber betete für sein Seelenheil. Sie konnte nicht anders. Es nützte nichts, daß Pastoren und Priester predigten, ohne zu allererst für ihren verstorbenen Sohn zu beten. Und so hielt sie es, bis sie in ihrem neunundneunzigsten Lebensjahre selber vor den ewigen Richter hintrat.“ Der Katholik weiß den Trost wohl zu schätzen, der in dem Gebet für die teuren Verstorbenen gelegen ist, und er fühlt sich glücklich, für sie beten zu können.

Ordnung in der Familie.

Von Kardinal Haller, Fürstbischof von Salzburg.
In einer Familie soll alles in der Weise geordnet und bestimmt sein, wie es den christlichen Grundsätzen entspricht. Geordnet und bestimmt sei die Zeit des Aufstehens und der Ruhe, die Zeit der Arbeit u. des Essens, auch die Zeit des Gebetes, die Helligung des Sonn- u. Feiertages, die Zeit des Nachhausekommens. Eine solche feststehende Ordnung verhindert viel Böses u. Gutes. Alle sollen sich ihr fügen, Kinder und Dienstboten. Mit gutem Beispiele in der Erhaltung gehe der Vater voran und gebe die Anregung und das Beispiel, dem die anderen nachfolgen werden. Er fehle nicht bei der Arbeit und überwache alles mit eigenen Augen, und sollte er verhindert sein, so habe er einen gewissenhaften Mann, der seine Stelle vertritt. Er sei bei dem Essen und verhalte alle Reden gegen die Liebe des Nächsten oder andere anstößige Gespräche. Er fehle besonders nie beim gemeinsamen Abendessen. Er zeige durch sein Beispiel, was es heiße, die Sonn- und Feiertage wahrhaft heiligen. Er komme immer zur rechten Zeit nach Hause und halte so durch sein Beispiel die festgesetzte Ordnung aufrecht, die dem ganzen Hause zum Segen ist. Wenn er aber selbst nicht Teil nimmt, wenn er, der die Stelle Gottes zu vertreten hat, die Ordnung stört, oder es zu seiner Ord-

nung kommen lassen will, so werden die Kinder und Dienstboten bald seinem Beispiele folgen; die Arbeit wird nachlässig verrichtet, sie werden Wirtschaftlicher und Verschwender. Und wenn dann einmal die Zeit kommt, daß sie eine eigene Familie gründen, wird die nämliche Anordnung auch in der neuen Familie herrschen und sich fortpflanzen von Familie zu Familie. Sind sie aber einmal an die freie Ordnung gewöhnt, haben sie im elterlichen Hause ihren Segen erfahren, so werden sie im eigenen Hause dieselbe fortführen und der Segen dieser christlichen Hausordnung wird übergeben von Geschlecht zu Geschlecht. So möge es christliche Eltern, eine Eurer vorzüglichsten Sorgen sein, in Eurer Familie an der Hausordnung festzuhalten und so zu zeigen, daß Eure Familie eine nach dem Willen Gottes schön geordnete, wahrhaft christliche Familie ist.

Die Heiligen im alten Testament.

In den Gebeten der Kirche, z. B. in dem Meßkanon und in der Litanei für Sterbende werden mehrere alttestamentliche Heilige namentlich erwähnt und angerufen. In vielen Fällen ist für die Anordnung ihres Gedächtnistages im Kirchenkalender ein symbolischer Grund zu erkennen. Für beides sollen im Folgenden einige Beispiele angegeben werden.

In dem schönen Gebete des Meßkanons „Supra quae propositio“ werden die alttestamentlichen Heiligen Abel, Abraham und Melchisedech erwähnt. Ihre Gedenktage sind sinnig ausgewählt, und die Feier ihres Andenkens in der Christenheit zeigt schöne gedankenreiche Beziehungen. Im alten Kalender hat Abel seinen Gedächtnistag am 28. Dezember, dem Tage der unschuldigen Kinder, mit denen er passend verglichen wurde. Der hl. Paulus rechnet ihn im 11. Kapitel des Hebräerbriefes zu den Genossen, und die Kirche gedenkt, wie erwähnt, seines Opfers in der hl. Messe. Abel, d. i. der Vergänglichste, der Hauch, wegen seines kurzen Lebens so genannt, wird auf Gemälden dargestellt, wie er Gott das Opfer bringt. Sein Abzeichen ist das Lamm; es liegt darin eine Abspielung auf das Opferlamm und auf Jesus Christus, den guten Hirten. Auf alten Bildern trägt er wohl die Tonsur, weil er ein Priester Gottes war; und in einem alldentschen Schauspiele ist er der Erste, den Christus aus der Vorhölle befreite.

Der Gedenktag Abrahams ist der 9. Dezember, fällt also passend in die hl. Adventszeit, die an die Hoffnungen der Patriarchen und an ihr Verlangen erinnert, mit welchem sie die Ankunft des Erlösers erwarteten. Abraham verlangte danach, den Tag Christi zu schauen; „er hat ihn gesehen und sich gefreut“ (Joh. Cap. 1). Der Kirchenschriftsteller Sozomenus berichtet, daß die Christen des hl. Landes alle Jahre in das Tal Rambe pilgerten, wo Gott in der Gestalt des Engels dem Abraham erschienen war; sie beteten dort in einer vom Kaiser Konstantin erbauten, dem Patriarchen Abraham geweihten Kirche. Auf Kirchenbildern hat Abraham (Vater vieler Völker) als Abzeichen einen Widder zur Seite und das Opfermesser in der Hand. Indem Abraham seinen einzigen Sohn Isaac auf Gottes Geheiß zu opfern bereit war, deutet er vorbildlich die Opferung des Sohnes Gottes an. Auf altchristlichen Grabenmalern ist das Opfer Abrahams als Vorbild des Kreuzopfers dargestellt; es wird dadurch die Hoffnung ausgedrückt, der Verstorbene sei durch Christum erlöst und gerettet. Abraham ist das Mutter vollkommenen Gehorsams. Der Protestant Menzel schreibt darüber in seiner Symbolik I, S. 18: „Abraham wird zum Vorbild des Gehorsams für alle Menschen. Inwiefern lernen wir daraus, daß es mit dem Glauben allein nicht getan ist, sondern daß der wahrhaft gottesfürchtige Mensch auch zu Werken bereit sein muß.“ In der hl. Messe wird a. a. O. des Opfers Abraham gedacht, auch kommt sein Name in der Litanei für Sterbende vor.

Melchisedech wird in dem vorerwähnten kirchlichen Gebet nach der Wandlung der Hohepriester (Sammus sacerdos) genannt. Es ist bemerkenswert, daß der Gedächtnistag dieses ältesten Vorbildes Christi auf den 24. März fällt, also auf denselben Tag, an welchem die Kirche das Andenken an die Verkündigung der Menschwerdung des Erlösers begeht. Melchisedech, des Heilandes Vorbild, König von Salem, wird abgebildet mit Worten über der Palme und dem Kelche, priesterlich gekleidet. Der Brote sind gewöhnlich drei an der Zahl und mit Kreuzen bezeichnet. Jemand ein Sinnbild, z. B. ein Ast und das Kreuz in der Ferne weist auf das christliche Opfer hin.

Weil das Weihnachtsfest die Hoffnungen der Menschheit auf den kommenden Erlöser zur Erfüllung brachte, so sind die dem Christfeste nachfolgenden Tage bedeutungsvoll ausgewählt worden. Die ersten Menschen z. B. haben ihren Gedenktag am 24. Dezember, am Vorabend des hl. Weihnachtsfestes. Der Kirchenkalender vereinigt sinnig den Sünder und den Erlöser. Zu den alttestamentlichen Heiligen, die im kirchlichen Officium eine

besondere Oration erhalten haben, gehören die Maffabäischen Mutter und ihre sieben Söhne. Ihr Andenken wird am 1. August gefeiert; auch das römische Messbuch enthält an diesem Tage ihre Oration. Es ist dieser Monatstag auch der Gedächtnistag der hl. Sophia. Die Christen der ersten Jahrhunderte hatten die schöne Gewohnheit, sich mit Namen zu benennen, die an christliche Feste (Paskalis, Anastasius) oder an christliche Tugenden erinnerten, somit gleichsam christliche Glaubensbekenntnisse waren. Zur Zeit Hadrians lebte in Rom die hl. Sophia (Weisheit) mit ihren drei Töchtern Fides, Spes und Caritas (Glaube, Hoffnung und Liebe); auch im christlichen Leben ist die wahre Weisheit immer mit den drei göttlichen Tugenden verbunden. Der Gedenktag dieser heiligen Märtyrinnen, die auf ihren Wibern das Schwert als Abzeichen haben, oder auch mit Bezug auf ihren Namen das Buch, das Kreuz, den Anker und das Herz, wird am 1. August begangen, und auf diesen Tag wird auch die Feier des Andenkens an die Maffabäische Mutter gelegt. Die alte Christenpflicht hat, wie diese sinnige Zusammenstellung zeigt, Ähnlichkeit zwischen diesen beiden Märtyrer-Müttern gefunden.

Die Entwicklung und die Fortschritte der Tätigkeit der katholischen Missionen in den deutschen Kolonien.

(Schluß.)

In Kaiser Wilhelmsland auf Neu-Guinea ist seit 1698 die Gesellschaft des göttlichen Wortes (Steyley Missionäre) mit der Verkündigung des Evangeliums beschäftigt. Das ungesunde Klima, die Wildheit der Bewohner, sowie die Vielheit der Sprachen bereiten der Mission große Hindernisse. Nichtsdestoweniger sind erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Bis jetzt wurden fünf Stationen mit 5 Schulen errichtet und zwei Missions-Plantagen zur Anleitung der Eingeborenen im Landbau angelegt. 14 Priester, 14 Laienbrüder, 11 Schwestern sind in der Mission tätig. Die Anzahl der Schüler beträgt 306, der Christen 710.

Im Bismarck-Archipel haben die Missionäre vom hl. Herzen Jesu (Missionärsaus in Diltrup bei Münster) auch im gegenwärtigen Berichtsjahr eine ausgedehnte Wirksamkeit entfaltet. In 71 Haupt- und Nebenstationen sind außer dem apostolischen Vikar 30 Priester, 38 Brüder und 27 Schwestern tätig gewesen. In 63 Schulen wurden 2797 Schüler unterrichtet in 13 Waisenhäuser 348 Kinder erzogen. Die Missionäre unterhalten ein Katechetenseminar mit 60 Schülern, 1 Pensionat für Weiber und Mädchen mit 29 Kindern, 1 Arbeitsschule für 60 Mädchen. Die Anzahl der Katholiken beträgt gegenwärtig ca. 11747. Ein schwerer Schlag traf die Mission am 13. August d. J. durch Zerstörung zweier blühenden Stationen in den Baininger-Bergen und durch Ermordung von 10 Missionären und Schwestern durch die Eingeborenen. Ersatz für die Ermordeten ist sofort nach Neu-Pommern abgegangen.

Dieselben Missionäre sind auch auf den Marschall-Inseln tätig. 4 Priester, 4 Brüder, 8 Schwestern unterhalten ein Pensionat für Knaben, ein Pensionat für Mädchen, zwei Schulen in Nauru.

Die deutschen Samoa-Inseln sind der Missionsgesellschaft der Mariiten übertragen, die ein deutsches Missionshaus in Neppen unter Leitung des Provinzals P. Klaus unterhält. Auf der Insel Upolu sind 3 Missionsstationen mit 13 Priestern, 8 Brüdern, 24 Schwestern. In 8 Schulen werden 448 Schüler unterrichtet. In Apia, dem Sitze des Bischofs Broner, unterhalten die Missionäre Schulen für Weiber, Mischlinge und Eingeborene. Auf der Insel Savali wirken in fünf Stationen 7 Priester, 3 Schwestern und eingeborene Katecheten.

Dem apostolischen Vikar von Samoa unterstehen auch die nördlichen Salomon-Inseln. Bereits im Jahre 1847 war der Versuch gemacht worden, auf der Insel Tfabella eine katholische Mission zu gründen. Das Unternehmen scheiterte, da der Bischof Epallo gleich bei der Landung ermordet wurde. Seit 1899 haben die Mariiten den Versuch wieder aufgenommen und bereits einige Stationen unter den Kanibalen errichtet.

Auf den Karolinen wirkten bereits seit Anfang 1903 zur Unterstützung der seit 1886 daselbst tätigen spanischen Kapuziner zwei deutsche Patres aus der rheinisch-westfälischen Ordensprovinz der Kapuziner, die in Yap und Panape eine deutsche Schule gründeten. Nachdem im März 1904 der General der Kapuziner, P. Bernard von Andernat, der deutschen Provinz die Mission der östlichen Karolinen übertragen hatte, reisten am 23. Oktober d. J. drei Patres und vier Laienbrüder aus dem Mutterhause zu Strahburg-Bönigshofen nach den Karolinen ab.

Die Marianen-Inseln sind schon seit langer Zeit der Genossenschaft der spanischen Augustiner-Rekolleten zur Missionierung übertragen. Die meisten Stationen sind auf der jetzt amerikanischen Insel Guam; auf den deutschen Inseln sind drei Missionsstationen.

Die Mission von Klantschon umfaßt das deutsche Pachtgebiet und die deutsche Interessensphäre mit ca. zwei Millionen Einwohner. Diese gehört zum apostolischen Vikariate Süd-Schantung und ist wie letzteres den Missionären von Steyl anvertraut. An Stelle des verstorbenen Bischofs von Anzer ist P. August Penninghaus getreten. 7 Patres, 2 Brüder und 10 Schwestern, außerdem ein chinesischer Priester sind in vier Stationen tätig. In Tsingtau haben die Schwestern eine höhere deutsche Mädchenschule eingerichtet. In mehreren chinesischen Missionschulen werden zahlreiche Kinder unterrichtet. Hierbei leisten kräftige Hilfe 25 eingeborene Katecheten und 13 Katechetinnen. Die Anzahl der katholischen Europäer beträgt 600, die der Chinesen 864, die der Katechumenen 1766 in vielen Gemeinden zerstreut.

Im ganzen arbeiten in den deutschen Schutzgebieten 12 Missionsgesellschaften in 148 Haupt- und zahlreichen Nebenstationen. Das Missionspersonal bilden 266 Priester, 188 Brüder, 200 Schwestern und 586 eingeborene Katecheten. Die letzte Zahl stellt sich in Wirklichkeit noch höher, da für einige Missionen die Angaben über die Katecheten fehlen.

Im Anschluß an diesen Bericht beschloß der Zentralvorstand, nach Maßgabe der Stationen und des Missionspersonals die Summe von 60000 Mark an die Missionsgesellschaften der deutschen Schutzgebiete zu verteilen. Außerdem wurden 500 Mark bewilligt für die Vorarbeiten zur Gründung einer von den Missionsgesellschaften herauszugebenden wissenschaftlichen Zeitschrift, welche Arbeiten der Missionäre über Länder- und Völkerkunde, aber Kulturgeschichte und Sprachwissenschaft usw. veröffentlichten soll.

Mein liebstes Gebetbuch.

Kathe Christ, dann wirst du kennen:
 Beim Gebet mein liebstes Buch;
 Seinen Titel mir zu nennen,
 Jedes Kind ist klug genug!
 Bster kann kein Buch man sehen
 In des frommen Veters Hand;
 Ragt in jede Kirche gehen
 In der Stadt und auf dem Land.
 Schöner kann kein Buch man schreiben
 Reins dem Himmel mehr gefällt,
 Und sein Titel wird verbleiben
 Stets der schönste von der Welt.
 Es ist jeder Tasche passend,
 Jedem Taschlein noch so klein,
 Reunundfünfzig Blätter fassend,
 Billig, hübsch, bequem und fein.
 Nicht so leicht die Binden reissen,
 Eisern fest sind sie gedreht;
 Seine Blätter nicht verschleissen,
 Wenns durch viele Hände geht.
 Kannst aus ihm in dunkler Stille
 Nachts auch beten ohne Licht;
 Kannst es lesen ohne Brille,
 Wenn gealtert dein Gesicht.
 Ruft zu Gott man in den Knieen,
 Ob man bittet ob man dankt:
 Aus dem Buche kann man beten
 Alles, was das Herz verlangt.
 Auch die letzte Stund' des Lebens
 Wird auf jedem Blatt genannt:
 Und du betest nie vergebens,
 Hält im Tod es fest die Hand.
 Noch auf meiner Bahre trage
 Ich in starrer Hand mein Buch,
 Und mit ihm am jüngsten Tage
 Gnad' ich bei dem Richter such'.
 Zieh' daraus die fromme Lehre
 Däß kein Büchlein besser ist:
 Zeig' ihm große Lieb' und Ehre
 Brauch' es täglich, lieber Christ.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 6. 4

Düsseldorf, den 22. Januar.

1905.

Inhalt: Evangelium zum dritten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. — Der rechte Glaube. — Ueber die Frage des Aufenthaltes Petri in Rom. — Das Dogmatische im Schöpfungsbegriff. — Gottes Wege sind wunderbar. — Allerlei. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Dritter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem hl. Matthäus VIII, 1—18.
In jener Zeit, als Jesus vom Berge herabstieg, folgte ihm eine große Menge Volkes nach, und siehe, ein Aussätziger kam, betete ihn an und sprach: Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will, sei gereinigt. Und alsbald ward er gereinigt von dem Aussatz. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, daß du es Niemanden sagest; sondern gehe hin, zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, welche Moses befohlen hat, ihnen zum Zeugnisse. Da er aber in Kapharnaum eingegangen war, trat ein Hauptmann zu ihm, bat ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause gichtbrüchig und leidet große Qual. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Und der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit unterworfen, und habe Kriegerleute unter mir; und wenn ich zu Einem sage: geh! so geht er; und zu dem Andern: komm her! so kommt er, und zu meinem Knechte: thu! das! so thut er es. Da nun Jesus das hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm folgten: Wahrlich, sage ich euch, solch großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Aber ich sage euch, daß Viele vom Aufgang und Niedergang kommen, und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen werden, die Kinder des Reiches aber werden in die äußerste Finsternis hinausgeworfen werden: da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh hin, und wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen.

Der rechte Glaube.

I.

Ein hohes Lob spendet der Herr dem heidnischen Hauptmann: „Wahrlich, sage Ich Euch, einen solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!“ — In der Tat, lieber Leser, dieser Heide sah in Jesus der äußeren Gestalt nach nur einen Menschen; er hörte aber, daß Er zugleich auch der Sohn Gottes, Gott selbst sei und Seine Gottheit durch viele Zeichen und Wunder bewiesen habe: das war ihm genug! Er betete Jesus an als seinen Gott an! Er glaubte und bekannte öffentlich Seine unumschränkte Allmacht, kraft der Er der Natur befehlen und alle Krankheiten nach Seinem Wohlgefallen heilen könne. Er sprach auch nicht, wie jener königliche Beamte: „Herr, komm hinab, bevor mein Sohn stirbt!“ (Joh. 4.) Nein, ein Wort, ein Wink Jesu war ihm schon genug. „Sprich nur ein Wort,“ sagte er, „so wird mein Knecht gesund!“ Ich bin ein Mensch (fährt er fort) Du aber bist Gott! Ich bin andern Menschen untertan, Du der Gebieter über Alles! Und doch, wenn ich einem meiner Diener sage: Geh! so geht er, und einem andern: Komme! so kommt er, — wie

viel mehr vermagst Du, der Du Herr über Leben und Tod bist, über die Krankheit meines Untergebenen zu gebieten! Fürwahr, der Glaube dieses Heiden verdient unsere Bewunderung: möchte unser Glaube, lieber Leser, ihm gleichen!

Aber sagt mancher „Christ“, der an dem Glauben seiner Kindheit Schiffbruch gelitten, wie kann ich denn unbegreifliche, meinen Verstand übersteigende Lehren der Religion fest glauben? Wie kann ich meinen Verstand gefangen geben, und zu einer blinden Anerkennung zwingen, wenn es mir fraglich scheint, ob diese Lehren auch wirklich wahr sind?

Gewiß hat unsere heilige Religion ihre Geheimnisse, d. h. Lehren, die wir mit unserem Verstande nicht erfassen können. Aber wie könnte es denn anders sein? Erfassen wir etwa die Dinge des gewöhnlichen Lebens?

Sehen wir da einmal etwas genauer zu! Ich erinnere mich noch sehr wohl des verblüffenden Eindruckes, der vor etwa dreißig Jahren durch die Zeitungsnachricht hervorgerufen wurde: man habe in Charlottenburg (Berlin) einen „Fernsprecher“ eingerichtet, also einen Apparat, der es möglich mache, mit einem meilenweit entfernten Freunde oder Bekannten so zu sprechen, als ob er sich in unserer unmittelbaren Nähe befände. Die Nachricht wurde damals allgemein mit ungläubigem Kopfschütteln aufgenommen: Wie kann das sein? Wie ist das möglich? So hieß es damals allenthalben. — während heute jedes reifere Schulkind über die Erfindung und die Verwendung des Telephons Bescheid zu geben weiß. Wodurch werden denn die Laute unserer Stimme in die Ferne übertragen? Durch den elektrischen Strom. Und was ist der elektrische Strom? Was ist die Elektrizität? — Du brauchst, lieber Leser, nur ein Handbuch der Naturlehre (Physik) aufzuschlagen, um sofort zu erfahren, daß kein Mensch in der Welt zu sagen weiß, worin das Wesen der Elektrizität besteht. Wir erkennen die Wirkungen, aber das Wesen (das was? und wie?) ist „Geheimnis“ und wird es bleiben. — Ferner von der sog. Schwerkraft werden alle Körper beherrscht, d. h. sie alle haben die Eigenschaft, nach dem Mittelpunkt der Erde hinzustreben. Aber was ist denn nun die Schwerkraft, oder warum streben alle Körper nach dem Mittelpunkte der Erde hin? Keiner Mensch weiß es zu sagen: es ist „Geheimnis“. — Sehen wir für einen Augenblick noch auf die Pflanzenwelt. Welches ist denn die Kraft, die dem Samen Korn Leben und Wachstum gibt? Wir sind in völliger Unwissenheit darüber, lieber Leser, und der weltberühmte Gelehrte Du Bois-Reymond, der mit dem Christentum wahrlich nichts zu schaffen hatte, sprach sich vor einigen Jahrzehnten auf einer Naturforscher-Versammlung öffentlich darüber aus: „Wir wissen es nicht und werden es auch nicht wissen!“ — Und was ist denn eigentlich das Leben? Was ist der Geist? Der Gedanke? Lanter „Geheimnisse“, welche die Wissenschaft als solche bestätigt, ohne sich zu verheimslichen, daß sie ihr unbekannt bleiben werden.

Aber wo ist denn nun der Landmann, lieber Leser, der sich weigert, den Samen auf den Acker zu säen, weil er nicht weiß, wie aus dem Saatkorn die Lehre hervorsproßt? Wo ist der Mensch, der seine Fische nicht zum Gehen bewegen wollte, weil er die Kraft, die das Gehen bewirkt, sich nicht erklären kann? Aber dann müßten wir ja auch das Licht leugnen, weil wir nicht wissen, wie es sich bildet! Dann dürften wir nicht essen, weil wir nicht wissen, wie die Verdauung vor sich geht!

Wie? Die uns umgebende Natur ist voll von Geheimnissen für uns; ja, wir verstehen uns selbst, verstehen die gewöhnlichsten Lebensäußerungen nicht, — sind gezwungen, jeden Augenblick das Geistesbild zu wiederholen, daß da tausend Dinge sind, die unser Verstand sich nicht zu erklären vermag — wenn es sich aber um Lehren unserer hl. Religion handelt, da sollten wir Alles verstehen müssen? Und wir sollten da Alles einfach zurückweisen, was wir nicht verstehen! Wenn der Christ im Evangelium keine Geheimnisse fände, wie könnte dann dieses der Welt gepredigte Evangelium das Wort Gottes sein? Diese Zeitlichkeit ist voll von Geheimnissen für uns — und die Ewigkeit sollte deren keine haben?

Aber warum halten wir, lieber Leser, unsern katholischen Glauben für unfehlbar gewiß? Wir tun es nicht deshalb, weil wir im Schoße dieses Glaubens geboren sind; wir tun es, nicht, weil wir mit dieser „Milch“ genährt und auferzogen wurden. Es ist auch nicht das Beispiel, das andere Christen uns im Glaubensleben geben, — auch nicht die Predigt, durch die uns die Wahrheit verkündigt wird — der Grund dieser Glaubensgewißheit ist einzig und allein: weil der Sohn Gottes diesen Glauben Seiner heiligen Kirche geoffenbart hat und durch der Kirche diesen Glauben auch uns offenbart hat.

Für heute nur noch ein Wort: Man kann vom christlichen Glauben wohl dasselbe sagen, was man vom Gebet gesagt hat, — er sei das Atmen der Seele. Um dem Glauben zu entsagen, muß man sich Gewalt antun: Er ist uns ein Bedürfnis, eine Notwendigkeit. S.

Ueber die Frage des Aufenthalts Petri in Rom

lieh sich jüngst Arthur Heusard in seiner Schrift: „Tu es Petrus.“ L'Histoire et la Légende (die Geschichte und die Legende, Paris 1904) wieder mal vernehmen mit einer Wiederholung des längst abgetanen Märchens, daß Petrus überhaupt nie in Rom gewesen sei. Das hat es natürlich der „Frankf. Ztg.“ (Nr. 309 vom 6. November 1904) angetan und sie bläst das Lob des Verfassers mit vollen Loden.

Wer heute noch behauptet, der Aufenthalt Petri in Rom und der Martortod des Apostels daselbst seien fromme Erfindung, Legende, der betundet, daß er von dem tatsächlichen Stand der Forschung keine Ahnung hat.

Es möge genügen, hier auf die Urteile protestantischer Forscher hinzuweisen, deren Zeugnis um so mehr in die Waagschale fällt, als die protestantische Forschung aus leicht begreiflicher antikatholischer Tendenz heraus lange mit aller Fähigkeit sich festgebissen hatte auf die Ansicht, Petrus sei nie nach Rom gekommen.

Sarnack z. B. schrieb noch im 1. Band seiner Dogmengeschichte (1894, I. S. 448) recht vorsichtig: „Petrus ist höchst wahrscheinlich wirklich in Rom gewesen wie Paulus“; aber drei Jahre später im 1. Band seiner „Chronologie der altchristlichen Literatur“ (Leipzig 1897) läßt er sich ganz anders vernehmen. Da heißt es:

„Der Märtyrertod des Petrus in Rom ist einst aus tendenziös-protestantischen, dann aus tendenzkritischen Vorurteilen bestritten worden. In beiden Fällen hat der Irrtum der Erkenntnis wichtiger geschichtlicher Wahrheiten Vorschub geleistet, also seine Dienste getan. Daß es aber ein Irrtum war liegt heute für jeden Forscher, der sich nicht verblendet am Tage. Der ganze kritische Apparat, mit dem heute die alte Tradition bestritten hat, gilt heute mit Recht als wertlos“ (S. 244, Anm. 2).

und später: „Vorausgesetzt ist hier und nicht noch einmal bewiesen, daß Petrus wirklich nach Rom gekommen ist und dort das Martyrium erlitten hat. Diese Tatsache wird in W. heute noch von solchen in Abrede gestellt, welche an einen uralten Simonroman glauben und demgemäß behaupten, die Tendenzlegende habe den Petrus nach Rom verschickt, um den Simon-Paulus (Magus) der dorthin gereist war, auch in der Weltstadt zu bekämpfen“ (I, 709—710).

Daß es aber nicht angeht, mit Berufung auf diesen Simon-Magus-Roman die Anwesenheit Petri in Rom zu bestritten, zeigt Sarnack mit gewichtigen Gründen, von denen wir nur folgende anführen:

„Die älteste und bekannteste Form des Simon-Magus-Petrus-Roman kannte keine Kämpfe zwischen den beiden Männern in Rom, sondern nur im Orient — selbst diese älteste Gestalt der Sage ist nicht über die 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts hinauszuführen — somit ist es grundlos, die bestimmten Nachrichten des Dionysius Kor. und Irenäus, resp. der alten römischen Bischofsliste aus der Zeit Soters, Petrus habe in Rom gelitten, auf eine judenchristliche Tendenzlegende zurückzuführen — das Martyrium resp. der Aufenthalt des Petrus in Rom hat aber bereits an dem ersten Clemensbrief und dem jabatanischen Römerbrief zwei sehr starke, wenn auch nicht absolut sichere Stützen — das Martyrium des Petrus ist schon im 21. Kapitel des Johannes-Evangelium deutlich vorausgesetzt. War es damals notorisch, so kannte man auch den Ort desselben; niemals aber hat eine andere Kirche auf das Martyrium Anspruch erhoben, als die römische“ (a. a. O.).

Auf denselben Simon-Magus-Petrus-Roman und nicht auf eine hierarchische Tendenzlegende geht aber auch die Tradition zurück, Petrus habe 25 Jahre lang in Rom gelehrt und regiert. Daran hängt nicht das geringste dogmatische Interesse, wie man es so gern darzustellen beliebt; denn ob Petrus 10 oder 5 Jahre oder auch nur ein Jahr oder wenige Monate in Rom sich aufgehalten, das ist von recht untergeordneter Bedeutung. Worauf es ankommt, das ist die Frage, ob er überhaupt dort war und dort gestorben ist.

Was die Bibelstelle „Du bist Petrus“ usw. anbelangt, mußte sie aus Gründen einer leicht begreiflichen gewissen Tendenz sich die verschiedenartigsten Ausdeutungen gefallen lassen. Für Pfleiderer und andere protestantische Theologen ist es ausgemachte Sache, daß diese Worte die katholische Anschauung enthalten, darum aber dünkt er mit Außerachtlassung aller Gegengründe und der sichersten historischen Ereignisse des Matthäus-Evangelium bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts herunter, um eine Einschiebung der Stelle plausibel zu machen.

Der ganze Grund der Abhandlung dieser Stelle ist einzig und allein in ihrer unleugbaren katholischen Natur zu sehen. Wer nun freilich den Katholizismus aus einem Abfall vom Urchristentum etwa im 2.—3. Jahrhundert entstehen läßt, für den ist alles weitere fertig. Ein großes „Aber“ bleibt freilich noch, wie vor bestehen. Und dieses Aber besagt: die wirkliche Geschichte weiß nichts davon. Denn der in diesen Worten Tu es Petrus enthaltene Primat des Petrus und des Bischofs von Rom ist geschichtlich längst vor dem 2.—3. Jahrhundert, der Zeit der angenommenen Einschiebung der Stelle in das Matthäus-Evangelium bezeugt.

Das Papsttum hat die Untersuchung seiner Rechtsunterlage wahrlich nicht zu scheuen. Dagegen aber muß Einspruch erhoben werden, daß man zuchtlose Phantasien mit dem Mantel der Wissenschaft umkleiden will.

Das Dogmatische im Schöpfungsbericht.

Die Frage: Was gehört zum Dogmatischen im Schöpfungsbericht? ist keineswegs so überflüssig, als es vielleicht dem einen oder anderen scheinen dürfte. Wird doch oft genug — wer neben den wissenschaftlich sein wollenden Schreibern auch die populären Angriffe gegen Christentum und Kirchenlehre kennt, wird es vollauf bestätigen — gerade durch die Verwischung des eigentlichen dogmatischen Inhalts des Schöpfungsberichtes und der von seinem Verfasser gegebenen konkreteren Darstellung der Anschein zu erwecken gesucht, als ob es für den Katholiken Glaubenssach sei, daß die Welt in sechs 24stündigen Tagen geschaffen worden, ja als gehöre selbst das alte profanmäßige geozentrische Weltssystem zur Glaubenslehre der katholischen Kirche!!

Zur Rechtfertigung dieser unsäglich einsältigen Rede wird hingewiesen auf den Glaubenssach von dem inspirierten Charakter der Heiligen Schrift. Damit ist die Sache fertig; man hat dann den Boden geschaffen, von dem aus man donnernde Phrasen vom Stapel lassen kann wider die rückwärtige katholische Kirche, welche ihre Mitglieder hindere, die Ergebnisse der Naturwissenschaften anzunehmen, über unantastbare Resultate der Wissenschaft und die alten Ammenmärchen der Bibel, wie den unerbittlichen und unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Wissenschaft und Kirchenlehre und was solcher Wiedererweckung noch mehr ist.

Wie oft und wie lange noch soll man darauf erwidern, daß die

naturwissenschaftlichen Anschauungen der biblischen Schriften, vorab des Schöpfungsberichtes nichts mit dem dogmatischen Inhalt zu tun haben? daß es völlig außerhalb des Rahmens der Heiligen Schrift liegt, astronomische, geologische, physikalische, paläontologische usw. Kenntnisse zu vermitteln? daß in allen diesen Fragen der Verfasser als Kind seiner Zeit spricht? daß es Aufgabe der diesbezüglichen Wissenschaften ist, die Geschichte der Erde u. ihre Entwicklung zu erforschen, eine Arbeit, an der mitzutun und deren Ergebnisse anzunehmen die katholische Kirche ihren Gliedern nicht das geringste Hindernis in den Weg legt, im Gegenteil ihre tatkräftige Mitarbeit wünscht?

In nicht geringe Verlegenheit vollends kämen diese siebenmal Weisen, wenn sie den Nachweis erbringen sollten, wann, wo, mit welchen Worten die katholische Kirche etwa das geozentrische Weltssystem oder eine Welterschöpfung in sechs stündigen Tagen dogmatisch verkündet haben soll.

Was die Kirche als Glaubenslehre verkündet, das ist die Schöpfung der Welt durch einen außer- und überweltlichen Gott, so auf dem IV. Laterankonzil 1215 und dem Vatikanischen Konzil 1870, wo es galt, den Materialismus und Pantheismus zurückzuweisen.

Ist aber die Wissenschaft in der Lage, die Welterschöpfung mit stichhaltigen Gründen zu leugnen? Das wird kein Einsichtiger behaupten wollen. Was der Materialismus behauptet, ist eben Behauptung, der jede Unterlage mangelt und was der Pantheismus lehrt, erfordert ein ungleich größeres Opfer, der vernünftigen Einsicht als die Annahme eines Welterschöpfers, und zwar aus dem Grunde, weil die in der Welt zutage tretende Ordnung und Vernünftigkeit für den wirklich voraussetzungslos denkenden Menscheng Geist eine höchste Intelligenz als letzte Ursache fordert.

Wenn die Gegenwart glaubt, den Entwicklungsgedanken besonders betonen zu sollen, so ist es dem gläubigen Katholiken ganz und gar unbenommen, sich auf diesen Boden zu stellen. Ist es doch mit dem Schöpfungsbericht ganz und gar vereinbar, daß Gott zunächst die Materie geschaffen und sie zugleich ausgestattet hat mit den erforderlichen Entwicklungsstufen und Entwicklungskräften, so daß also die ganze Fülle und der ganze Reichtum der Naturformen eben als die Entfaltung der in die Urmaterie gelegten Samentörner erscheint. Für diese Urmaterie ist aber doch erst recht dann ein Schöpfer notwendig. Die Deklamationen über die „bona seipsum“ in dieser Urmaterie und ihrer Ausgestaltung tätigen Kräfte, die Annahme von anziehenden resp. abstoßenden Polen usw. mögen recht sein für märchengläubige Kinder, für denkende Menschen niemals.

Wohl will eine gewisse Richtung der Naturwissenschaften den ganzen Menschen, d. h. nach Leib und Seele in die Entwicklung hineinziehen. Was aber hierfür geltend gemacht werden kann, ist einzig und allein die körperliche Verwandtschaft des Menschen mit der Tierwelt, mit vollständiger Außerachtlassung des gewaltigen Unterschiedes zwischen Mensch und Tier.

Dieser Unterschied ist aber so gewaltig und so unleugbar, daß alles, was herbeigebracht worden ist, um eine Entwicklung der Menschenseele aus der Tierwelt plausibel zu machen, erst recht die unendliche Erhabenheit des Menschengestes dargetan hat.

Wenn darum die katholische Kirche als Glaubenssatz lehrt, daß die Menschenseele nicht das Produkt einer Entwicklung aus tierischen Anfängen, sondern das Werk der Schöpferkraft Gottes ist und daß die Seele als naturgemähes Gegenstück zu ihrer Geistigkeit die Unsterblichkeit besitzt, so hat sie die denkende Vernunft auf ihrer Seite. Wollte aber ein Katholik zu der Ansicht sich bekennen, daß der Leib des Menschen das Resultat einer Deszendenz sei, so kann er das, ohne mit dem Dogma in Kollision zu kommen; etwas anderes ist es natürlich mit der naturwissenschaftlichen Unterlage dieser Hypothese.

Das Gesagte möge genügen, um darzutun, wie unsinnig es ist, mit Berufung auf den biblischen Schöpfungsbericht die Unvereinbarkeit von Glauben und Naturwissenschaft behaupten oder gar das Dogma als Hindernis der naturwissenschaftlichen Forschungsarbeit hinstellen zu wollen.

Gottes Wege sind wunderbar.

Erzählt von N. Sch.

Die Nacht hat ihre dunklen Fittiche ausgebreitet über die Großstadt E. Auf der W.straße, die im elektrischen Lichte sich taghell dahinzieht, herrscht reges Leben. Es ist St. Nikolaus-Abend. Der große Bazar von O. gleicht einem Wienertöckel, so geht es ein und aus von lauter Kauflustigen, und draußen an

den gewaltigen Schaufenstern bewegt sich hoffnungsfreudig eine Welt von Kindern, deren Interesse ganz gefesselt ist von den dort aus gestellten Schmuckwaren. Sie haben es vergessen, daß die Dunkelheit angebrochen ist, und während sie so dastehen und sich laut die Wünsche austauschen, die sie still im Herzen tragen, kommt bescheiden im Franziskanerinnen-Gewand eine barmherzige Schwester ihres Weges daher. Die Kleinen eilen, ihr die Händchen entgegenstreckend, auf sie zu, die Größeren grüßten sie ehrerbietig; denn es ist die allgemein bekannte und geachtete Schwester Damiana.

Im Klosterhof auf der W.straße ist ihre Zelle, und die ambulante Krankenpflege bildet den Hauptzweig ihrer Tätigkeit. Soeben hat sie noch in der niedlichen Kapelle im Chore mit den anderen Religiösen das Offizium gebetet und folgt nun dem Rufe zu einer armen Witwe, die in einer der großen Mietkasernen auf dem W.straße an das Schmerzenslager gefesselt ist und der Hilfe der Schwester sehr bedarf.

Nach einigen Minuten ist sie am rechten Hause angelangt; sie tritt ein und steht bald an einem Krankenbette — aber nicht an dem, wohin sie sollte und wollte: sie war ein Treppchen zu hoch gestiegen und befindet sich nun in der Wohnung eines jungen Arbeiters, den gerade ein leichter Halbschlummer besaßen hält. Er hat durch ein ausschweifendes Leben alle seine Kräfte summiert, und sein Lebenslicht ist dem Erlöschen nahe, ähnlich wie die auf dem gebrechlichen Tische zwischen Reduzionsstühlen stehende Talgkerze, deren mattes Licht dem ganzen Zimmer eine unheimliche Beleuchtung gibt und das barlos blickende Gesicht des Kranken mit den scharfgeprägten Zügen in der Leidenfarbe erscheinen läßt.

„Gelobt sei Jesus Christus,“ sagt leise flüsternd die Franziskanerin. —

Erst keine Antwort, dann ein schweres Atmen, dann ein Nüsteln und die Frage: „Wer ist da?“ —

„Eine Schwester von der W.straße; Sie sind wohl krank?“ —

„Kann Ihnen doch, gleich sein,“ tönt es mit schwacher, aber etwas barscher Stimme zurück; „gehen Sie nur; ich habe Sie nicht gerufen, und übrigens — ich glaube auch an nichts.“

„Bitte um Entschuldigung,“ kommt es ruhig aus dem Munde der Ordensfrau, der eine solche Behandlung gar nichts Neues ist; „ich habe mich geirrt“ — und bei diesen Worten heftet sie ihr Auge auf ein kleines Bild, das neben noch erkennbar ohne Rahmen über dem Bette an der mit allerlei Tapeten bedeckten Wand hängt.

Dem Kranken entgeht dieser Blick nicht, und um die Aufmerksamkeit der ihm nicht willkommenen Besucherin von sich abzuwenden, sagt er zu dieser: „Das Bild gefällt Ihnen wohl?“ —

„Ja; es stellt meinen Namenspatron dar, den hl. Damiana. Der ist ein guter Schutzpatron für Kranke, er war ja Arzt; darum müssen sie das Bild in Ehren halten; vielliebt hilft er Ihnen.“ —

„Der — mir helfen? Dann hätte er es längst getan. Meinem wegen können Sie das Bild mir nehmen.“ —

„Nein, das tue ich nicht,“ gibt Damiana zurück; „es würde mir keine Freude sein, von einem Manne ein Bild zu haben, der ungläubig ist.“

Sagts, und verläßt mit dem Wunsche guter Besserung das Zimmer. Der Kranke ist wieder allein. Aber er, wie vorher, hat dessen denkt er nach über den seltsamen Besuch, wie er sein Lebtage noch keinen gehabt, und seiner Brust entwinden sich Seufzer entsetzlich und schwer. Der lange Pein der allmodischen Wanduhr schlägt mit seinem ewigen Ticken den Takt zu all dem Denken und Sinnen des Kranken. Nach und nach wird dieser wieder ruhiger, und der Schlummer kehrt zurück.

Da tritt die Gattin ein. Sie hat den Tag über, abgesehen von einer Pause am Mittag, im Nachbarhause am Waschzuber gestanden, um den Lebensunterhalt zu verdienen für sich, für ihren kranken Eaten und für die beiden Kinder, die sie mitgenommen hatte, damit sie dem Vater nicht zur Last fielen, und die nun mit freudestrahlenden Augen auf diesen zueilen, ihm die Geschenke entgegenhaltend, mit denen der heilige Mann sie bedacht.

Der Kranke wacht wieder auf; er zeigt den Kleinen einiges Interesse, aber es ist nur erzwungen — sein Inneres beschäftigt sich wieder mit dem Besuche der Franziskanerin. Und wie er da so nachdenkend und unruhig sich von einer Seite auf die andere wendet, treten Tränen in das Auge der jungen Frau. —

Die Freude der Kinder legt sich. Sie sind müde, und von der Mutter gefesselt, begeben sie sich hinauf zum Söller, wo sie in einem Eckzimmerchen bald süß schlafen und sich im Traum neuerdings erfreuen ob der Bescherung vom Abend. — Die Mutter geht nicht zur Ruhe; sie setzt sich neben das Krankenla-

ger an den Tisch, um auch die Nacht auszunützen und sich mit Nähen einiges zu verdienen.

Stunden sind vergangen. Vom Klostertürmchen der W.straße läutet es zum Engel des Herrn. Es ist 5 Uhr. Die Franziskanerinnen knien in der Kapelle. „Morgenstund hat Gold im Mund“, sagt ein altes Wahrwort. Das gilt wie für alles Tun des Menschen, so vornehmlich für seine edelste Beschäftigung, für das Beten. Ueber eine Stunde liegen die Schwestern dieser frommen Übung ob, um so das Werk des neuen Tages gottgefällig zu beginnen und es recht verdienstlich zu machen für den Himmel.

Da werden viele Anliegen dem lieben Gott und seiner gebenedeiten Mutter, der ohne Sünd empfangenen Jungfrau empfohlen. Ihr zu Ehren wird auch die hl. Messe gefeiert und während dieser der Rosenkranz gebetet und dabei auch des Kranken gedacht, von dem Damiana im Kloster erzählt hat. Nur Gebet kann ihn retten und wird ihn auch sicher retten.

Denn wie das geringe Licht, wenn man seine Strahlen auf einen Hohlspiegel fallen läßt, von da mit großer Kraft und Stärke zurückgeworfen wird, daß es selbst zünden kann, ebenso wird wenn der Mensch sein an sich schwaches Gebet für andere zum Himmel sendet, dieses von Gott mit allmächtiger Wirksamkeit auf die Person seiner Fürbitte reflektiert. — Das haben die Schwestern schon oft erfahren. Darum sehen sie auf das Gebet ihr ganzes Vertrauen. —

Die hl. Messe ist beendigt. Der Vormittag eilt unter der gewöhnlichen rastlosen Arbeit schnell dahin. Und wie das Turmglocklein wiederum läutet und zum Angelusgebet einladet, läutet auch an der Klosterpforte.

Eine Frau begehrt halbfreudig, halbtraurig um Einlaß. — Es ist die Gattin des kranken Mannes von der W.straße. Er hat sie zum Klosterschen geschickt mit der Bitte, die Schwester von gestern Abend möchte ihn doch noch einmal besuchen. —

Hocherfreut und voll Erwartung der Dinge, die wohl kommen würden, tritt Damiana gegen 3 Uhr ihren Weg durch die Pforte an und befindet sich bald wieder an der Stelle, wo sie gestern so unfreundlich abgewiesen worden war. Welche Umwandlung in einem Zeitraum von noch nicht 24 Stunden!

„Guten Tag, Schwester,“ ruft mit heiserer Stimme der Kranke beim Eintritt der Franziskanerin; „ich freue mich, daß Sie wiederkommen.“

— und ich“, fährt diese fort, „daß Sie mich haben rufen lassen.“ Bei diesen Worten langt sie aus einer Ledertasche eine Erquickung für den Ärmsten hervor und reicht sie ihm mit ermunterndem Zuspruch.

„Ach, das tut mir wohl,“ erhält sie zur Antwort; „ich danke Ihnen, und nun tun Sie mir den Gefallen“, dabei stottert unter Tränen mit einem etwas scheuen Blick der Kranke, und er versucht auf die Wand zeigend die rechte Hand zu erheben, „nehmen Sie dort das Bild, das Ihnen ja so gut gefällt!“ —

„Ich wollte es schon gerne mitnehmen, aber ich könnte mich nicht darüber freuen; denn es würde mich an einen erinnern, dessen Seele dem lieben Gott nicht angenehm sein kann, weil er keine Sakramente empfangen will.“

„Nun, wenn es darauf ankommt; davor mache ich mich auch nicht bange; dann holt mir einen Gefälligen; ich komme ja doch nicht mehr lebendig aus diesem Zimmer heraus.“

Im Evangelium vom verlorenen Schäflein versichert der Heiland, daß über einen bußfertigen Sünder im Himmel mehr Freude herrsche als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Das empfindet nun auch die Schwester Damiana und flugs eilt sie zum Pfarrhaus. —

Noch am selben Abend legt der dem Tode Geweihte eine Lebensbeichte ab; am andern Morgen empfängt er unter den Gebeten der weinenden Gattin und der von Mitleid und Freude tief bewegten Ordensschwester die heiligen Sterbesakramente. Welches Glück zieht da wieder ein in ein Herz, das über zehn Jahre von Gott getrennt, vergebens sein Glück und seinen Frieden in der Welt gesucht hat.

Wiederum sind Stunden vergangen. Der Tag neigt sich zu Ende. Der mit Gott wieder ausgeföhnte Arbeiter liegt ruhig auf seinem Lager. In der kalten Hand hält er einen Rosenkranz, den er früher mit dem Glauben beiseite gelegt hatte. Er versucht zu beten, aber er ist zu schwach. Die Kräfte lassen zusehends nach; durch das Fenster, wo nicht mehr manche Scheiben ganz sind weht vom Rhein her der kalte Wind, als wolle er vollends dem Sterbenden das Lebenslicht auslöschen.

Nebenan beginnt zu läuten. Wie in einem herrlichen Konzert wetteifern bald die Glocken der ganzen Stadt, um den festlichen Tag zu begrüßen, der morgen über den Erdbreis aufgeht. Alle Christen, in deren Herz noch ein Fünkchen von Liebe zu Maria glüht, freuen sich auf ihn; denn er soll den goldenen Jubiläumskranz winden um das Haupt der sündlos

empfangenen Mutter und Jungfrau. Wie von weitem, als käm er aus der andern Welt, dringt der metallene Gesang in das Ohr des mit dem Tode Ringenden, und, halb die Augen öffnend, richtet er einen fragenden Blick an die Umstehenden. Damiana deutet ihm das Läuten, wie es der Welt den anbrechenden Festtag der unbesleckten Empfängnis und wie es für ihn das Morgengraue der Ewigkeit ankündigt. Dabei verflärt sich sein Antlitz; noch einmal sieht er die Schwester an, als wollte er ihr danken, noch einmal ein langer tiefer Blick auf seine Lieben, und dann sieht er nichts mehr; die Todeschatten neigen sich auf seine Augen, und noch ist der letzte Glockenschlag nicht verklungen, da steht auch sein Herz still und hört auf zu schlagen.

Stumm und bleich lehnt sich die Witwe an das Sterbelager; wie nach geraumer Zeit das große, weiße Tuch die Leiche bedeckt und wie nebenan auf einem Tischchen das Kreuzig steht und ein kleines Vellicht und ein Weihwassergefäß mit dem Palmzweig drauf — da möchte ihr das Herz zerpringen, sie hebt an laut zu weinen vor Trauer, daß sie den Gatten verloren und noch mehr darüber, daß das Elend, in dem sie sich mit den Kindern befindet, nicht auch gestorben ist und mit ihm hinausgetragen wird.

Während die junge Witwe so trauert, eilt Damiana der W.straße zu. Ihr erster Gang führt zur Kapelle. Da kniet sie nieder vor dem goldig geschnittenen Bildnis der Himmelskönigin und dankt dieser herzlich für ihren mütterlichen Beistand, wodurch ein armer, dem zeitlichen und ewigen Tode nahe gefommener Sünder noch im letzten Augenblick sich bekehrt hat. Dann begibt sie sich hinauf zur Zelle.

Freudig bewegt heftet sie hier an die weißgetünchte Wand das kleine Bild des hl. Damianus, der dadurch einem unglücklichen Kranken wirklich zum Arzte geworden ist, zum Arzt nicht des Leibes, aber der Seele. Ihr Lebenslang wird dies Bild die Schwester daran erinnern, wie sie mal am Nikolausabend zufällig in dem Hause der W.straße eine Treppe höher gestiegen ist, als sie beabsichtigt, und wie Gott dadurch einer verirrten Seele mit seiner Gnade nahegetreten ist und sie wiedergewonnen hat für die Ewigkeit.

So geht es oft im Leben. Der alles lenkt, hat seine eigenen Wege, auf denen er immer aus rechte Ziel kommt. In seinem Vorhof steht bei dunkler Nacht das Sternbild des Wagens, jedes Rad ist eine Welt; die Gestirne bilden ihm die glänzende Milchstraße. Alles das regiert er, aber in Gnaden bekennt er sich auch zu jedem einzelnen Menschen. Er braucht sein Weltssystem nicht aus den Angeln zu heben, er fügt kleine sogenannte „Zufälligkeiten“ zusammen, und was er will, ist erreicht.

Drum besiehle dem Herrn deine Wege:
„Daß ihn in allen Dingen dein
Den Anfang und das Ende sein.“

Allerlei.

* Warum die Japaner so klein sind. Wir lesen in der Voss. Ztg.: Im vorigen Jahre stellte eines der verbreitetsten japanischen Blätter mit großer Betrübniß fest, daß das Niveau der menschlichen Statur nirgends so niedrig ist wie in Japan. Es ist bekannt, daß Männer von 1,60 Meter im Heere des Mikado eine Ausnahme bilden; solche Menschen werden im Reiche der aufgehenden Sonne schon als Riesen betrachtet. Zeit wäre es also, mit derartigen Zuständen, die für den japanischen Stolz so demütigend sind, ein Ende zu machen. Eine Kommission von Gelehrten trat zusammen, um nach den Ursachen des nationalen Lebels zu forschen und Mittel zur Abhilfe ausfindig zu machen. Die Kommission kam in ihrem interessanten Bericht zu dem Schluß, daß die körperliche Kleinheit des japanischen Volkes auf den Gebrauch von Matten an Stelle von Stühlen und Betten zurückzuführen sei. Das Sitzen nach Schneidexart soll den Kreislauf des Blutes in den unteren Gliedern stören und da die Beine mit dem Wachstum des übrigen Körpers nicht Schritt halten können, bleiben sie schwach. Einzelne Blätter verlangen nun von der Regierung, daß sie den Gebrauch von Matten untersage, und sie durch Stühle ersetze. Die Schüler in den nach europäischer Art eingerichteten Schulen seien bereits starker auf den Beinen. Aber es wird noch viel Zeit vergehen, bevor es gelingen wird, die Statur der Nation zu heben. Es ist offenbar viel leichter, Zwergebäume zu erzielen, als die menschliche Figur zu verlängern. — Uebrigens werden sich die Japaner zwischen durch vielleicht über dieses Defizit an robuster Körperlichkeit beruhigt haben. Sie haben aller Welt gezeigt, wie fest sie auf ihren kurzen Beinen stehen und wie rasch sie mit diesen Schwerebenen vorwärts kommen.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 5.

Düsseldorf, den 29. Januar.

1905.

Inhalt: Evangelium zum vierten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. — Der rechte Glaube. — Zum Feste des heil. Blasius. (3. Februar) — Christentum und Emanzipationskampf des Arbeiterstandes. — Wahre und falsche Theologie. — Allerlei. (Unberechtigter Nachdruck einzelner Artikel verboten).

Vierter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem Matthäus VIII, 23 — 27.
„In jener Zeit, als Jesus in das Schifflein trat, folgten ihm seine Jünger nach. Und siehe, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde: er aber schlief. Und seine Jünger traten zu ihm, weckten ihn auf und sprachen: Herr, hilf uns! wir gehen zu Grunde. Und Jesus sprach zu ihnen: Was seid ihr so furchsam, ihr Kleingläubigen? Dann stand er auf, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille. Die Menschen aber wunderten sich sehr und sprachen: Wer ist dieser, daß ihm auch die Winde und das Meer gehorchen?“

Der rechte Glaube.

II

Jesus gebietet, und Seinem allmächtigen Wort fügen sich Sturm und Wellen in einem Augenblicke! Sehr treffend bemerkt dazu der hl. Chrysostomus: Die Jünger Jesu (sagt er) waren schon seit einiger Zeit Augen- und Ohrenzeugen der erstaunlichen Wunder gewesen, die ihr Meister an den Kranken gewirkt hatte. Allein weil wir Menschen das, was an andern geschieht, niemals so zu schätzen pflegen, wie das, was an unserm eigenen Leibe geschieht, so sollten sie nun Seine göttliche Wundermacht auch an sich selbst erfahren. Sturm und Wellen also gehorchen augenblicklich dem Machtworte des Herrn der Welt, „und es entstand eine große Stille“ — während sonst immer die Wellen noch stunden- und selbst tagelang in Wallung bleiben.

Das Wunder war aber auch vorbildlich für alle kommenden Zeiten: Im „Schifflein“ der Kirche fahren alle treuen Jünger Jesu durch das sturmbelegte Meer dieser Zeitlichkeit. Weil nun auch der Herr, wie Er's verheißt, in diesem Schifflein ist, dürfen wir eigentlich nichts fürchten: „Ich bin bei euch (hat Er gesagt) bis ans Ende der Welt“ (Matth. 28.)

Welche Stürme hatte aber dieses Schifflein schon gleich anfangs zu bestehen! Vom Steuermann bis zum letzten Inzassen des Schiffes mußte Jeder darauf gefaßt sein, daß er den Hafen der himmlischen Ruhe und Seligkeit nur erreichen werde nach den schrecklichsten irdischen Qualen. Dreihundert Jahre lang wütete dieser Sturm der Verfolgung seitens der heidnischen Kaiser des römischen Weltreiches. Man geißelte und zerfleischte die Christen, warf sie wilden Tieren vor, zerriß ihnen mit eisernen Haken die Seiten oder verbrannte sie ihnen mit Fackeln. Die Christen wurden in siedendes Del geworfen, verstückelt, zerlegt, gekreuzigt, mit Nadeln angestrichen und angezündet, um so als Fackeln bei den nächtlichen Gelagen des kaiserlichen Hofes zu dienen. Tausende und Tausende jeden Alters, Geschlechtes und Standes endigten unter den unerhörtesten Qualen ihr Leben. Unglaub-

lich viele Christen erlitten namentlich in Rom, der Hauptstadt der heidnischen Welt und zugleich Sammelplatz aller Gräuelt des Götzendienstes, den Martertod. Zeugnis davon geben bis zur Stunde ihre Gebeine, die in den unterirdischen Gängen der Katakomben, wo sie einst beigelegt wurden, noch heute gefunden werden.

Wäre das Christentum ein Werk von Menschen gewesen, wahrlich, es hätte der blinden Wut seiner Feinde erliegen müssen. Aber der Sohn Gottes ist der Baumeister des „Schiffleins“, in welchem Seine Jünger fahren, und Er selber ist mit im Schifflein, wie schon oben hervorgehoben wurde! Und so ist Rom, ehemals das Zentrum der heidnischen Welt, seit den schrecklichen Stürmen jener dreihundertjährigen Verfolgung der Mittelpunkt des Reiches Christi geworden, das heute 250 Millionen Befenner zählt.

Vincenz von Beauvais, ein bedeutender Gelehrter des 13. Jahrhunderts, hat aus jener stürmischen Zeit der Christenverfolgungen, während welcher der Herr sich des öfters „wunderbar in Seinen Heiligen“ gezeigt hat, eine ebenso rührende als interessante Episode dem Gedächtnisse aufbewahrt: Ein heiliger Blutzeuge, namens Romanus, wurde auf Befehl eines kaiserlichen Präfecten auf die grausamste Weise gepeinigt. Da nun der Heilige die Härte sah, mit der dieser heidnische Richter die Erkenntnis der christlichen Wahrheit von sich stieß, wollte er es durch ein augenscheinliches Wunder überführen. Seine Qualen vergeßend und sich an den Präfecten wendend, sprach der Märtyrer: „Wenn Du mir keinen Glauben schenken willst, so frage doch dieses unschuldige Kind, und, aus seinem Munde, der keine Lüge kennt, wirst Du dieselbe Wahrheit hören, die ich Dir verkündet habe!“ — Indem er so sprach, wies er auf ein zartes Knäblein, das eine anwesende christliche Mutter auf dem Arme hielt, und das bis zu diesem Tage noch kein Wort hervorbringen vermocht hatte. Und siehe! Der Säugling erhob sofort furchtlos seine Stimme und rief laut: „Christus ist der wahre Gott!“ Und als nun der hochstaunte Richter das Kind in barschem Tone anfuhr: „Wer hat Dir das gesagt?“ — erhielt er die Antwort: „Mir hat es meine Mutter gesagt, und meiner Mutter hat es Gott gesagt!“ *)

Dies ist in der That, die treffendste, schönste Antwort, lieber Leser, die ein katholischer Christ geben könnte, wenn es ihm begegnen würde, daß er auf ähnliche Weise über die Wahrheit seines katholischen Glaubens zur Rede gestellt würde: „Wer hat Dir gesagt, daß Christus der Sohn Gottes ist, daß Er für das Heil der Welt am Kreuze gestorben und allorreich wieder von den Toten auferstanden ist, und daß Er am Ende der Welt das ganze Menschengeschlecht um sich versammeln und richten wird?“ — Und die Antwort würde also sein: „Wer mir das gesagt hat? Das hat mir meine Mutter, die heilige Kirche, gesagt — und der Kirche hat es Gott gesagt!“

*) Spekulum hist. c. 17.

Fassen wir nur die ganze Ordnung für einen Augenblick ins Auge: „Jesus Christus, der eingeborene Sohn Gottes, offenbarte den Aposteln die Geheimnisse unseres Glaubens; die Aposteln haben darüber die Kirche belehrt, und die Kirche endlich unterrichtet uns in der empfangenen Wahrheit. So gehen denn die Dohrenzeugen insgesamt auf einen Augenzeugen zurück; denn wir glauben das, was der Sohn Gottes im verborgenen Schoße des Vaters geschaut hat: „Der eingeborene Sohn, der im Schoße des Vaters ist, der hat es uns erzählt.“ — (Joh. 1. 18).

Wir geben also gern zu, lieber Leser, daß unser katholischer Glaube seine Geheimnisse Lehren hat, die unsere armjelige menschliche Fassungskraft weit übersteigen. Aber was liegt daran, — wenn eben diese Dunkelheit (der Geheimnisse) eine weit größere Gewißheit in sich schließt, als selbst der überzeugendste Beweis und die klarste Anschauung menschlicher Wissenschaft? 8.

Zum feste des hl. Blasius (3. Februar).

Zum Patrocinium in Hamm.

Für alle einzelnen Anliegen, die uns bedrängte Erdenpilger in der mannigfaltigsten Weise beschäfigen, hat das fromme katholische Volk den einen oder andern unter den seligen Himmelsbewohnern erwählt, an den es sich mit seiner Bitte um Hilfe und Beistand besonders wendet. Unter ihnen gibt es aber auch mehrere, die in allen Nöten ohne Unterschied, welcher Art sie auch sein mögen, bereitet und um ihren Schutz angerufen werden. Wir nennen diese Nothhelfer und zählen ihrer vierzehn. Der erste unter ihnen ist St. Blasius. In der norwegländischen Kirche gilt dieser als einer der bedeutendsten Heiligen, sein Fest wird dort als gebotener Feiertag mit besonderen Feierlichkeiten begangen. Auch in der abendländischen Kirche zeichnet es sich durch einen Umstand vor den übrigen Festen aus, nämlich durch die Zeremonie des sog. Blasiussegens, der jedem Leser bekannt ist und an den sich vielleicht für manchen liebe Erinnerungen aus den Kinderjahren knüpfen.

Die folgenden Zeilen sollen an der Hand der Vollständigen einiges aus dem Leben des Heiligen behandeln, und zwar so, daß dadurch die Bedeutung des Blasiussegens recht erkannt werde. Alle übrigen Weiltätigkeiten bleiben unberücksichtigt. Wenn Du Brot isst, so fragst Du ja auch nicht nach der Syren, aus welcher das Mehl genommen, und nach der Erbscholle, auf der es gewachsen ist; wenns nur schmeckt und anschlägt. —

Blasius lebte in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts zu Sebaste, der Hauptstadt von Kappadokien, wo er wegen seines rechtschaffenen Charakters in hohem Ansehen stand. Er war Arzt. Aber der allmächtige Gott, der aus Fischen die Apostel gemacht und der den Arzt Lukas zum Evangelisten bestimmt, berief auch den Blasius von der Körperheilkunde zum Heilswerke der unsterblichen Seelen. Als nämlich zu Sebaste der Bischofsstuhl erledigt war, begehrten ihn die Christen, Geistliche und Laien, einstimmig zu ihrem Oberhirten; denn alle waren sie erbaut von seinem heiligmähigen Lebenswandel, er selbst bewies sich seiner Erwählung würdig durch die Umfacht, mit welcher er die ihm anvertraute Herde leitete. Er war ein wahrer Diener des wahren Gottes. Das zeigte sich auch zu jener Zeit, wo im Orient unter dem Kaiser Licinius eine Christenverfolgung wüthete, die besonders in Kappadokien viel Opfer forderte. Als diese auch ihre Wellen nach Sebaste schlug, verließ Blasius, um sich seiner Kirche möglichst lange zu erhalten, die Stadt und nahm seine Wohnung in einer Höhle am Berge Argäus. Hier lebte er ganz allein mit Gott und seiner Seele. Die einzige Zerstreuung wurde ihm zuteil durch die Tiere des Waldes, die sich ihm vertraulich nahten, ähnlich wie später dem seraphischen heiligen Franziskus.

Eines Tages arrangierte der römische Landpfleger Agricolaus, der in Sebaste residirte und mit großem Christenhaß die Feuer der Verfolgung schürte, ein allgemeines Volksfest, und entfandte, um ein Gastmahl zuzubereiten, seine Diener zur Jagd. Diese begaben sich in den Wald und zwar in der Gegend des Berges Argäus, wo ihr Verdacht gewöhnlich am meisten mit Christen verknüpft war. Wie sie ihnen sie da, als sie das Wild versammelt fanden und noch mehr, wie es bei ihrem Fernnähem nicht, was sie hoch erwarteten, sahen auseinanderstob. Neugierig traten sie heran und entdeckten zu ihrem weiteren Erstaunen den Bischof, wie er in der Höhle kniete und betete. Ohne ihn mit einem Worte anzureden, eilten sie, von Ehrfurcht erfüllt, zurück zum Landpfleger. Dieser beauftragte seine Soldaten, den Berg abzuhauen, ob sich nicht noch andere Christen fänden, und dann sollten sie diese mit Blasius ihm vorführen.

Noch war dieser im Gebet versunken, als die Rotte herankam und an sein Ohr der Ruf drang: „Blasius, komm heraus; der Landpfleger ruft Dich.“ —

„Wenn der ruft,“ erwiderte ohne Furcht und heiteren Sinnes der Angeredete, „dann laßt uns in Gottes Namen eilen. Der Herr würdigt sich, meiner zu gedenken. Jetzt ist die Zeit gekommen, die ich benutzen muß, die Zeit, wo ich von den Fesseln des Leibes befreit werden soll und zu Christus gelangen kann. Dreimal ist dieser mir in der letzten Nacht erschienen und hat mich zum Opfer ermutigt. Und nun kommt ihr mir sehr gelegen und bringt mir fröhliche Weibung. Laßt uns schnell gehen. Derjenige, der sich nach dem Opfer meines Lebens sehnt, mein Herr Jesus, er geht mit uns.“

Bald verbreitete sich die Kunde von der Gefangennahme des Bischofs durch die weite Gegend, und viele, auch manche Heiden, strömten mit ihren Kranken herbei und ersuchten für diese Heilung. Blasius erbarmte sich aller, legte ihnen segnend die Hand auf und erwirkte manchen die Gesundheit, sodas von den Heiden nicht wenige sich zum Christentum bekehrten. Insbesondere wird folgende Heilung, die sich auf diesem Wege wunderbar zugetragen, berichtet:

Eine Frau besaß ein einziges Kind, um diesem hatte sich beim Essen eine Fischgräte in den Schlund festgesetzt, so daß es dem Erstickungstode ganz nahe war. Wie nun die Mutter von der Abführung des Bischofs hörte, eilte sie in ihrer großen Not herbei, legte ihm den Knaben zu Füßen, fiel selbst zur Erde nieder und flehte: „Erbarme Dich, Heiliger Gottes, Diener Christi; erbarme Dich meiner, erbarme Dich meiner Kindes; ich hab nur dieses eine.“ Und indem sie so rief, zeigte sie auf den Hals des kleinen Blasius ward von Mitleid gerührt, machte auf diesen ein Kreuzzeichen und, die Augen zum Himmel erhob, betete er also: „Herr Jesu Christe, für dessen Namen ich jetzt zum Tode geführt werde, erhöre mich und gib mit Deiner allmächtigen Kraft diesem Kinde die Gesundheit wieder und zwar, so, daß seine Genesung auch anderen zu Gute komme. Du bist reich für alle, die Dich anrufen, so laß denn die wunderbare Kraft, mit der Du, wie ich unversichtlich hoffe, dieses Kind rettetest, fortleben durch alle Jahrhunderte. Ich bitte Dich nämlich darum, o Herr, daß, wenn irgend einem ein ähnliches Uebel zustößen sollte und wenn er dann unter Anrufung meines Schutzes zu Dir flieht, daß Du ihm Deine Hilfe nicht verweigest.“ So betete Blasius, und das Kind ward gesund; auch andere Heilungen und Wunder wirkte, wie gesagt, Gott auf diesem Wege durch das Gebet und den Segen seines treuen Dieners.

Mittlerweile langte dieser in Sebaste an und wurde in den Kerker gesperrt, um dann am folgenden Morgen dem Landpfleger vorgeführt zu werden. Während der Nacht begab sich folgendes: Eine Witwe, die am Tage vorher auch die Hilfe des Heiligen erfahren hatte, wollte sich diesem dankbar zeigen und kam zum Gefängnis. Sie brachte einige Speisen mit, die dem Bischof zur Stärkung, und einige Kerzen, die zur Erhellung des sonst so schauerlichen Kerkerdunkels dienen sollten. Dem Gefangenen gefiel diese dankbare Gesinnung der Witwe gar sehr und sie segnend verbieth er ihr und allen, die am Gedächtnistage seines bevorstehenden Märtyrertodes ihm zu Ehren Kerzen anzünden und den Armen Almosen geben würden, für dieses und das andere Leben Ueberfluß an allen Gütern.

Die Nacht bergig, und mit dem neuen Tage begann für Blasius das Martyrium. Es war recht grausam wegen all der Qualen, die man ihm antat mit Geißelstößen mit eisernen Klämmen, durch den Versuch, ihn zu ertränken und endlich durchs Schwert. Aber es war auch glorreich: glorreich für ihn wegen des Sturmtodes, mit dem er all diese Torturen ertrug und wodurch sieben Frauen und zwei Kinder ermutigt wurden, auch den Tod für Christi Namen zu erleiden — glorreich auch für die Nachwelt wegen eines Gebetes, das er als das letzte mit seinen sterbender Lippen verrichtete, und welches ungefähr also lautete: „O Gott, siehe mir, Deinem Diener, be — und erhöre das Gebet, welches ich jetzt zu Dir emporschende, wo ich im Begriffe stehe, den Todesstreich für den Glaube n an Dich zu empfangen. Hilf allen und erhöre die Bitten derer, die mich, Deinen Diener, verehren und zu Dir flehen. Wenn jemand von irgend einer Krankheit befallen wird oder sich in einer Gefahr, welchen Namen sie auch haben möge, befindet und meiner gedenkend Deine Hilfe anruft — heile ihn, o Herr, von seiner Krankheit, errette ihn von der Gefahr, und würdige Dich, denen die mit Vertrauen zu mir ihre Zuflucht nehmen, in allen Bedrängnissen beizustehen.“

Das waren die letzten Worte des heiligen Bischofs — ein Gebet, der Erhöhung wohl würdig und nachdem er geendigt und im bejahenden Sinne ihm eine himmlische Antwort zuteil geworden, schlug ihm der Henker das Haupt ab; es war am 3. Februar des Jahres 316. Eine fromme Matrone, namens Helysea, bestattete ihn an der Märtyrertelle, und die Witwe, die

Ihn zur Nachtzeit im Kerker besucht hatte, zündete seinem Auftrag gemäß Kerzen an und gab Almosen an die Armen. Durch ihr Beispiel bewirkte sie, daß am Jahrestage des Martertod auch viele andere auf diese Weise das Andenken an den wunderthätigen Bischof heiligten. Daraus entwickelte sich nach und nach eine fromme Gewohnheit, die bis auf unsere Zeit alljährlich am 2. Februar an die Stelle des Martertods ausgeübt wird. Und erinnert unser Vätersegen nicht auch daran? Im Grunde genommen stellt er eine Zusammenschmelzung von zwei Vorgängen aus dem Martyrium des Heiligen dar: er erinnert einerseits an die Heilung des Kranken, der durch die Fischgräte dem Tode nahegebracht war, und andererseits an die Verheißung, die der Witwe im Gefängnis gegeben worden. Er soll aber nicht nur eine Erinnerung an den heiligen Bischof und Blutzeugen sein, sondern als Sakramentale auch eine Zubereitung seines Gedächtnisses wie es so schön ausgedrückt wird in den Worten, mit welchen die Kirche den Segen spendet und die so lauten: „Durch die Fürsprache des hl. Bischofs und Martyrers Blasius bewahre Dich der Herr vor den Krankheiten des Halses und vor jeglichem anderen Uebel. Amen.“

Mögen diese Zeilen ein wenig dazu beitragen, daß alle Leser in Zukunft dem Blasiussegen mehr Verständnis und Achtung entgegenbringen, daß sie ihn darum auch mit mehr Innigkeit und Andacht, als es vielleicht bisher der Fall war, empfangen und daß sie auch sonst in ihren Anliegen mit großem Vertrauen zu diesem Heiligen, dem ersten unter den vierzehn Nothelfern, ihre Zuflucht nehmen.

O Christentum und Emanzipationskampf des Arbeiterstandes.

Ein von der sozialdemokratischen Presse neuerdings sehr häufig angewandeter Trick ist es, das Christentum als grundsätzlichen Feind aller Emanzipationsbestrebungen des Arbeiterstandes hinzustellen. Es ist vorab die „freie“ Gewerkschaftspressen, welche in diese Kerbe haut. So schreibt der Grundstein, das obligatorische Organ für die Mitglieder des Zentralverbandes der Maurer Deutschlands, in einem Artikel, der die schöne Aufschrift trägt „Pfafferei und Wahrheit“ (1905, Nr. 1):

„Der Mißbrauch, den der Merkantilismus mit theologischen Dogmen gegen Wahrheit und Vernunft treibt, erstreckt sich auf alle politischen, sozialen und wirtschaftlichen Fragen, die mit den Interessen des arbeitenden Volkes verknüpft sind. Es soll dazu dienen, die Arbeiter von der Erkenntnis der geschichtlichen Tatsachen, der natürlichen Zusammenhänge und der Gesetze des Kulturfortschrittes zurückzuhalten. Mit theologischen Dogmen tritt der Merkantilismus dem großen Emanzipationskampfe des Proletariats sowohl auf politischem, als auch auf wirtschaftlichem Gebiete gegenüber. Von der Kanzel und im Reichstuhle wird in gehässiger Weise sogar gegen die selbständige gewerkschaftliche Arbeiterorganisation geeifert und die konfessionelle Verhöhnung der Arbeiter betrieben.“

Eine Redaktion, die für ein Blatt schreibt, das den Titel Grundstein führt, sollte doch wissen, daß, wenn man ein solches Gebäude aufführen will, in allererster Linie auch einen soliden Grundstein legen muß, will sagen, daß man auch für ein Gebäude von Anklagen einen soliden Grundstein haben muß, wenn es nicht zusammenstürzen soll wie ein Kartenhaus.

Um aus dem ganzen Hattenkönig von Anklagen nur Eines herauszugreifen, so richten wir an den Grundstein die Frage: Mit welchen theologischen Dogmen tritt der Merkantilismus dem großen Emanzipationskampfe des Proletariats gegenüber? Diese „Dogmen“ genau anzuführen, wäre doch die allererste Aufgabe des Artikelschreibers gewesen.

Der „Grundstein“ hütet sich wohlweislich, auch nur ein einziges Dogma zu nennen, womit er seiner Behauptung wenigstens einen Schimmer von Beweis geben könnte.

Doch versucht er mit anderen Dingen seine Behauptung zu stützen: Während Christus ein Feind der Reichen, sanktioniere die Kirche die weltliche Macht als „von Gottes Gnaden“ stammend und damit sanktioniere sie auch die Ausbeutung der Arbeiter durch den Kapitalismus. Mit theatralischem Pathos wird dann hingewiesen auf das Elend der Arbeiter, auf „die bleichen, abgekehrten, geknickten, körperlich und geistig verwahrlohten proletarischen Geschöpfe, Männer, Weiber und Kinder, die Heerscharen des vorgeblich ‚von Gott gemachten‘ Elends“ — als Ebenbilder Gottes!

Gemach, gemacht! Wer wird nur gleich so übertreiben! Gewiß sanktioniert die Kirche die weltliche Obrigkeit. Aber da der gute Mann mit Bibelzitataten nur so um sich wirft, ist es recht auffallend, daß er das wegläßt, was Christus selbst als Verhaltensmaßregel seiner Anhänger der weltlichen Obrigkeit gegenüber aufgestellt hat: „Sebet Gott, was Gottes

ist und dem Kaiser was des Kaisers ist.“ Das paßt allerdings nicht recht, wenn man Christus zu einem sozialen Revolutionär, einem kommunistischen Wanderprediger und ähnlichem machen und die Kirche in den denkbar schärfsten Gegensatz zu ihm bringen will.

Aber wo sanktioniert die Kirche damit und deshalb, weil sie die weltliche Gewalt sanktioniert, auch das, was der „Grundstein“ als Ausbeutung der Arbeiter durch den Kapitalismus bezeichnet? Wo sanktioniert die Kirche „das furchterliche Elend, das die Herrschenden stets nach Maßgabe ihrer Ständes- und Masseninteressen über Millionen des arbeitenden Volkes verhängt haben“? Wo wird gelehrt, daß das Elend in der Welt eben als „von Gott gewollt“ zu betrachten und deshalb mit stumpfsinniger Ergebung zu tragen sei?

Das sind Redensarten, geeignet als Schlagere, um einen billigen Erfolg zu erzielen, aber mit der Wahrheit haben sie nichts zu tun. Oder weiß der Grundsteinredakteur nicht, daß die Kirche jenen Mammonismus, welcher durch Ausbeutung und Fäulung von Hungerlöhnen aus der Haut der Arbeitnehmer sich Riemen schneidet, aufs schärfste verurteilt und darum unter den „himmelschreienden Sünden“ auch „Borenthaltung des verdienten Lohnes“ aufführt?

Auch hier begeht der Grundstein einen Taschenspielertrick, indem er die Worte Christi, die gegen den Mammonismus, d. h. die unersättliche, vor keiner rechtlichen und sittlichen Schranke, vor keiner Forderung der Menschlichkeit halt machende Hab- und Erwerbssücht als gegen die Reichen und den Reichtum als solchen geschleudert ausgibt? Warum läßt denn der blinde Eiserer jene Stellen weg, wo Christus der Herr den guten und getreuen Verwalter als Vermehrer seines Besitzums lobt? warum, daß er trotz der „Rehe“-Rufe über die Reichen bei dem reichen Pharisäer zu Gast ist und auch bei dem reichen Zolleinnehmer Matthäus, den er unter seine Jünger aufnahm? Das alles würde recht schlecht passen zu dem Bilde Christi als eines kommunistischen oder sozialistischen Agitators, das man in jenen Kreisen aus ihm machen will, eines Agitators, der gegen alle soziale Gliederung und alle Unterschiede im Besitzum nur die Faust ballt und von Daß gläht.

Ein solches Umpringen mit Schriftzitataten, wie es der Grundstein beliebt, ist nicht neu, es hat ein ehrwürdiges Alter: schon bei der Versuchung Christi in der Wüste hat der Teufel mit Schriftzitataten gearbeitet, ja noch früher schon die Schlange im Paradiese mit verstümmelten Gottesworten Sumpfsfang getrieben. Das Verfahren ist also etwas reichlich alt.

Wenn schließlich die Bekämpfung der „freien“ Gewerkschaften als Bekämpfung des wirtschaftlichen Emanzipationskampfes des Arbeiterstandes ausgegeben wird, so ist das eben wieder eine Finte. Denn zielt diese Bekämpfung der „freien“ Gewerkschaften auf diese als Gewerkschaften oder nicht vielmehr auf diese als Träger des Kampfes gegen Religion und Christentum? Wer hat denn dazu Veranlassung gegeben, als jene, welche geglaubt haben, in der Gewerkschaftspressen statt wirtschaftlicher, den Arbeiterstand als solchen betreffenden Fragen, religiöse Fragen behandeln zu müssen im Sinne der sozialdemokratisch-materialistischen-atheistischen (ungläubigen) Weltanschauung? so ganz à la Grundstein! Hier liegt der Hase im Pfeffer und nirgends anders. Daß aber die Gewerkschaftspressen im atheistischen Fahrwasser treibt und mächtig in die anti-religiöse Posaune bläst, das wird der Grundstein nicht bestreiten wollen und können; er müßte denn alles vergessen haben, was er selbst schon in diesem Kapitel gefandigt hat. Nicht gegen die gewerkschaftliche Organisation des Arbeiterstandes ist die Kirche, das sollte der Grundstein wissen aus den ständigen Anrempelungen der christlichen Gewerkschaften durch die sozialdemokratische Presse, noch viel weniger gegen den wirtschaftlichen Emanzipationskampf, sofern er geführt wird mit berechtigten Waffen, zu welchen in allererster Linie die Koalition, die gewerkschaftliche Organisation gehört.

Wahre und falsche Theologie.

Einer ganz besonderen Beliebtheit erfreut sich in den Kreisen moderner Naturwissenschaft die Leugnung des Zweckes in der Ausgestaltung der Naturdinge. Kein Wunder! wird einmal ein Zweck zugegeben, so taucht sofort die Frage auf nach dem zwecksetzenden Wesen, der zwecksetzenden Vernunft. Wenn irgendwo ein solcher Rückschluß gezogen werden muß, so hier, und wenn daher irgend eine Anschauung Gegenstand erbittertster Angriffe werden mußte, so eben diese (teleologische) Betrachtungsweise der Natur.

Wer die Art und Weise kennt, in welcher dieser Kampf geführt wurde, weiß, daß er nicht immer geführt worden ist mit ehelichen Waffen. Es lag die Versuchung zu nahe, durch Herabhebung alberner Naturdarstellungen, wie sie zumal im 17.

und 18. Jahrhundert von rationalisierenden Vertretern einer verwässerten Religion vorgetragen wurden, billige Triumphe zu feiern, indem man die Lächer auf seine Seite gewann.

Man braucht nur einen Blick zu werfen in die Werke jener „guten alten“ Zeit, um sofort zu erkennen, daß es an solchem Stoff nicht mangelte. Ist es doch die Zeit, da eine überspannte pietistische Naturbetrachtung allüberall sich breit machte und aus allen Dingen der Natur Gottes Weisheit und Allmacht und Güte und Liebe zumal in der Fürsorge für das Wohl des Menschen hervordemonstrierte.

Es ist die Zeit der Hydro-, Pyro-, Zöthyo- und Akrithotheologien, welche das Dasein Gottes zu erhärten suchten aus dem Wasser und dem Feuer, den Schuppen und Blasen der Fische und den Wanderzügen der Heuschrecken.

Ein hervorragendes Beispiel dieser Art ist z. B. das neun Bände umfassende Werk „Irdisches Vergnügen in Gott“ von weiland dem Ratsherrn der freien Reichsstadt Hamburg, W. G. Brodes (der erste Band erschien 1721, der neunte 1748.) In diesen neun Bänden ist so ziemlich alles, was da kreucht und fleucht, zusammenzereimt zu einem manchmal Vergnügen bereitenden Beweis von der Weltregierung Gottes.

Wenn Brodes z. B. den Hirsch besingt, so findet er wohl in seinem schlanken Bau, seinem raschen Anstand usw. die Spuren einer schöpferischen Macht und Weisheit, zugleich ist er ihm aber auch ein Beweis der göttlichen Liebe und Fürsorge für uns Menschen.

„Da sein angenehmes Fleisch, das er uns zur Kost gewährt, uns, auf gar verschiedene Weis' zugericht', erzeit und nährt.“

So hat Gott auch „in der Gemsen Körper solche Werkzeug fügen wollen, daß sie Sturz und Fall nicht scheuen, und da gern sind, wo sie sollen.“

Aber die Hauptsache kommt erst, nämlich

„daß sie uns so nützlich sein:

Für die Schwindsucht ist ihr Unschlitt, fürs Gesicht die Galle gut;

Gemsenfleisch ist gut zu essen, und den Schwindel heilt ihr Blut;

Auch die Haut dient uns nicht minder, Strahlet nicht aus diesem Tier

Reißt der Weisheit und der Allmacht auch des Schöpfers Lieb herfür?“

Ueber seine Geschmacksrichtung belehrt uns der Dichter, wenn er bei der Betrachtung des Schweines, welches durch seine Ohren, Schnüfen, Rüssel, Zunge und Füße uns nebst den Würstchen manch treffliches Geräch liefert, uns mahnt:

„gestehe jeder voll Erkenntnis mit mir

So von wild- als zahmen Schweinen, es sei gar ein nutzbar Tier. Und erhebe und ehre und preise den, der sie uns schenkt, dafür.“ (Ver. D. F. Strauß Brodes und Weimarus in Strauß, Meine Schriften, 3. Aufl. Bonn 1898, S. 147 ff.)

Nach diesen Proben kann es uns nicht mehr überraschen, wenn ein anderer seine Leser belehrt, daß die Stürchen im Sommer reif würden und nicht im Winter, weil sie uns im Sommer besser schmeckten als im Winter, und die Sterne deshalb am nächtlichen Himmel ständen, um Leuten, die abends spät nach Hause gehen, einiges Licht zu verschaffen. Von hier bis zu dem Satz, daß Gottes planvolle Weisheit in der Weltausgestaltung sich darin zeige, daß die großen Flüsse dorthin laufen wo die großen Städte wären, ist selbstredend nur ein kleiner Schritt, wie auch zu dem bissigen Spott Voltaires über gewisse Weltweise, denen Gott doch nur deshalb halbe Nasen wachsen lasse damit sie sich Brillen darauf setzen könnten.

Aber man fragt sich, was soll denn damit gewonnen sein, wenn man sich über diese läppischen, philisterhaften Naturdarstellungen lustig macht für die Zeugung der tatsächlich vorhandenen Zweckmäßigkeit und der Herrschaft des Zweckes in der Natur? Wird vielleicht die grandiose Zweckmäßigkeit in der Welt der Gestirne kleiner, weil ein Philister sich freut, daß er eine billige Beleuchtung auf dem nächtlichen Heimweg vom Stammtisch hat? und der Aufbau des tierischen Körpers ist er deshalb weniger zweckmäßig, weil es Leute gibt, die dabei nur an Gaumen und Magen denken, weil ihnen ein Schweinebraten und dergl. als der Inbegriff aller irdischen Genüsse erscheint?

Als ob mit solchen Kinderlischen auch nur das Geringste bewiesen wäre gegen die allüberall in der Natur zu beobachtende Herrschaft des Zweckes. Mit Recht fragt Hausbach:

„Gaben diese kindlichen Mißgriffe vielleicht etwas zu tun mit dem Gedanken der Zweckmäßigkeit als solchem? Können diese verfehlten Randglossen den ernststen und gewaltigen Sinn des Buches, dem sie beigefügt wurden, in Frage stellen? Sehr be-

zeichnend ist schon, daß jene Phantasien nicht der gesunden Aera christlicher Philosophie entstammen, sondern dem Zeitalter der Aufklärung, jenem Zeitalter, das mit der Tiefe des christlichen Dogmas auch die Erhabenheit der natürlichen Gottesidee zum großen Teil eingebüßt und eine seichte Naturreligion mit dem Menschen als eigentlichen Mittelpunkt eingeführt hatte. Die großen Termini des Naturreligions sind zwar u. a. die sorgender Weisheit im Weltall, aber es ist die Weisheit eines Gottes, nicht die eines Spießbürgers; auch sie erkennen eine Zweckerdnung im Weltgetriebe, aber ihr Ziel ist die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, nicht die philisteröse Behaglichkeit des Erdenbewohners; auch sie finden im Bau und Leben der Naturwesen Gedanken des Schöpfers verwickelt, aber sie sind ihnen eingesenkt als innere Triebkräfte, nicht aufgestellt als aufdringliche Etikette.“ (Weltgrund und Menschheitsziel, Apologetische Tagesfragen 4. Heft S. 10.)

Gerade der Darwinismus ist es ja gewesen, welcher mit seinem Veruch, all die Zweckmäßigkeit in der Schöpfung auf rein mechanischem Wege zu erklären, ein ungeheures Material beigetragen hat durch welches diese Harmonie erst recht ins helle Licht gerückt und erst recht eine höchste Intelligenz als letzter Grund der vom Darwinismus behaupteten Umbildung der Arten gefordert ward.

Allerlei.

— Etwas vom Kanonendonner. Ein russischer Arzt Dr. Wassiljew veröffentlicht in einer Petersburger Fachzeitschrift Untersuchungen über den Einfluß des Kanonenschusses auf das Gehörorgan. In der Russischen Medizinischen Rundschau (Verlag von Ad. Naumann-Verlag) wird von S. Prodrashensky darüber berichtet: Die Untersuchungen wurden angestellt nach dem Schießen aus Feldkanonen. Es wurden nur diejenigen Leute untersucht, die den Kanonen am nächsten standen, und zwar 7 bis 5 Stunden nach dem Schießen. Subjektiv brachten die Patienten vor, daß sie Geräusche, Töne, Pfeifen verspürten, manche eine gewisse Betäubung. Das Trommelfell war bei vielen verändert. Die Veränderung bestand in einer Hyperämie (Blutüberfüllung), die sich in einer rötlichen Linie (der Gefäße) bis zur vollständigen Rötung des ganzen Trommelfelles, zuweilen auch in Blutunterlaufungen ohne Perforation anzeigte. Das Gehör war herabgesetzt mehr für hohe Töne als für niedrige. Am 3. bis 4. Tage nach dem Schießen war das Gehör wieder normal, nur bei zwei Soldaten dauerte das Geräusch mehr als eine Woche. Alle Geprüften erklärten, daß das Schießen mit rauchlosem Pulver empfindlicher wirke. Objektiv war kein Unterschied festzustellen.

* Der anständige Mensch und der Schulkamm. Diese Ueberschrift gibt ein in Nischni Nowgorod erscheinendes Blatt folgendem kleinen Bericht: Ein Schulkamm schreit aus der StraÙe einen Passanten an: „Du da! Bleibst stehen!“ — Der anständige Mensch reißt seinen Hut vom Kopfe, wendet sich zum Schulkamm und fragt höflich: „Womit kann ich dienen?“ — „Wo schiebst Du hin?“ — Der anständige Mensch erwidert: „Ich gehe nach Hause, um mich zur Ruhe zu begeben.“ — „Wo warst Du?“ — „Ich war bei einem Kameraden, Herr Schulkamm, um ihm zum Namenstage zu gratulieren.“ — „Was treibst Du Dich so spät herum?“ — „Ich wurde aufgehalten. Wir sprachen von Weihnachtsbescherungen und Kindtaufen.“ — „Nach daß Du fortkommst.“ — „Danke sehr, Herr Schulkamm! Alles Gute! Auf Wiedersehen, Herr Schulkamm.“ — In dieselbe Kategorie gehört folgende Szene, die ein in Samara erscheinendes Blatt erzählt: Ein Herr J. G. gibt in einer Kasselei vor dem diensttuenden Beamten eine Zeugenansage ab und setzt sich nach dem Verhör auf einen neben ihm stehenden Stuhl, was den Beamten veranlaßt, wütend auszuspringen, um Herrn J. G. mit einer Flut von Schimpfworten, wie „Auswurf, Frechling, Halunke“, zu überschütten und ihn darüber zur Rede zu stellen, daß er sich ohne Erlaubnis niedergesetzt habe. Herr J. G. bemerkt darauf, er habe nur deshalb nicht um die Erlaubnis zum Sitzen nachgesucht, weil er erstens nie im Leben geglaubt hätte, zum Sitzen eine besondere Erlaubnis nachholen zu müssen, und dann, weil er den ganzen Tag noch nicht zum Essen gekommen sei und sich sehr schwach fühle. Der Beamte gab wieder eine Reihe von Schimpfworten von sich, trampelte mit den Füßen und bedrohte J. G. mit den Fäusten. Schließlich jagte er ihn mit den Worten: „Hier wird man Dich füttern“ ins Vorzimmer hinaus.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 6.

Düsseldorf, den 5. Februar.

1905.

Inhalt: Evangelium zum fünften Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. — Der rechte Glaube. — Die Religion allein gibt wahren Trost. — Was eine tote Mutter vermag. — Ein Jahr am Nordpol. — Literarisches. — Allerlei. (Unberechtigter Nachdruck dereinzeln Artikel verboten).

Fünfter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem hl. Matthäus XIII, 24—33.
In jener Zeit trug Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säete. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut mitten unter den Weizen, und ging davon. Als nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, erschien auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausvaters herzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Und er sprach zu ihnen: Das hat der Feind getan. Die Knechte aber sprachen zu ihm: Willst du, daß wir hingehen und es auf sammeln? Und er sprach: Nein! damit ihr nicht etwa, wenn ihr das Unkraut auf sammelt, mit demselben zugleich auch den Weizen ausreißet. Lasset beides zusammen wachsen bis zur Ernte, und zur Zeit der Ernte will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündlein zum Verbrennen; den Weizen aber sammelt in meine Scheuer."

Der rechte Glaube.

III.

Das Gleichnis des heutigen Evangeliums läßt, lieber Leser, verschiedene Deutungen zu, wie es ja auch sonst meistens bei den vom Herrn vorgetragene Gleichnissen der Fall ist. So läßt hier das „Unkraut“, das der Feind des Hausvaters auf den „Acker“ streut, sich wohl verstehen von dem Bösen überhaupt, — aber auch ebenso von den im Laufe der Jahrhunderte aufgetauchten Irrlehren. Denn — bemerkt der hl. Chrysostomus — wenn der Herr sagt, daß der Feind „das Unkraut mitten unter den Weizensäete“, so weist Er darauf hin, daß der (religiöse) Irrtum immer nach der verkündeten Wahrheit entsteht, was ja auch die Geschichte tatsächlich bezeugt: Nach den Propheten, die von Gott gesandt waren, traten falsche Propheten auf, nach den Aposteln des Herrn erhoben sich falsche Apostel, die Irrlehrer.

Kaum hatte nämlich im Anfange des vierten Jahrhunderts der Kaiser Konstantin den blutigen Verfolgungen ein Ende gemacht und die Religion Jesu zur herrschenden Staatsreligion gemacht, da erhoben sich gegen sie die Irrlehrer als sehr gefährliche innere Feinde. Zwar waren bisher schon, in den Zeiten der blutigen Verfolgung, hier und da lehrerische Lehren vorgetragen und Spaltungen hervorgerufen worden; allein sie waren ebenso rasch wieder verschwunden, wie sie gekommen waren. Der mit dem Blute vieler tausend Märtyrer getränkte „Acker“ war eben kein geeigneter Boden für dieses „Unkraut“. Das wurde anders, als die Kirche Gottes durch die christlichen Kaiser eine gewisse Machtstellung erhielt. Der himmlische Hausvater ließ es

in Seinen unerforschlichen Ratschlüssen zu, daß schon damals einige Irrlehrer durch List und Betrug großen Anhang erlangten, sich von der Kirche Gottes losrissen und eigene Gemeinden oder Sektten bildeten. Die einzelnen Irrlehrer gaben diesen Sektten meist auch ihren Namen — zum Unterschiede von den treugebliebenen Kindern der Kirche Jesu.

Betrachten wir beispielsweise, lieber Leser, für einen Augenblick die Sekte der Arianer! Ihr Stifter Arius war im Jahre 313 in Alexandrien zum Priester geweiht worden, obwohl er einige Jahre vorher von der Kirche bereits ausgeschlossen worden war. Mit nicht gewöhnlichen Geistesgaben ausgestattet, war er namentlich ein hervorragender Redner. Das Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit rief bei ihm ein maßloses Selbstvertrauen hervor; Schmeichler taten das Ihrige, und so kam er bald zu jähem Falle. Als einst sein Bischof Alexander die katholische Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit entwickelte, erhob sich Arius gegen diesen Vortrag und lehrte: Vater, Sohn und hl. Geist seien drei verschiedne Wesen! Der Sohn, weil vom Vater erzeugt (Psalm 27; Hebr. 1,5), sei darum nicht gleich ewig mit dem Vater — also nicht Gott! Zwar gab er zu, daß der Sohn uneigentlich „Gott“ genannt werden könne, weil Er sich mit Freiheit nur für das Gute entschieden habe; ferner daß Er schon darum vorzüglicher sei, als die Engel und Menschen, weil diese durch Ihn geschaffen seien, wie die hl. Schrift lehre. — Arius überfah in seiner Verblendung, daß die göttliche Dreieinigkeit für den menschlichen Verstand ein ganz unbegreifliches Geheimnis ist, weshalb einer eher den großen Atlantischen Ocean mit einem gewöhnlichen Metermaße ausmessen könnte, als mit seinem Verstand in dieses Geheimnis eindringen.

Ugh! wie oft hat die menschliche Einsicht, seitdem sie durch den Sündenfall unseres Stammvaters so ungemein viel an Sehkraft verloren hat, in ähnlicher Weise sich getäuscht bei den wichtigsten Fragen, die das menschliche Herz bewegen können! Der große hl. Augustinus († 430) zählt in seinem berühmten Werke „über den Gottesstaat“ nicht weniger als zweihundert achtzig (280) sich widersprechende Ansichten der alten heidnischen Weltweisen auf über die einzige, hochwichtige Frage: welches das Ziel des Menschen sei! Erinnere dich auch, lieber Leser, was in unserer letzten Betrachtung von den „Geheimnissen“ gesagt wurde, die uns im gewöhnlichen, täglichen Leben umgeben! Und da wollte ein Christ trotzig auf seine armeneligen, beschränkte „Wissenschaft“ pochen, wenn es sich um sicher verbürgte Geheimnisselehren unserer heiligen Religion handelt!

Diese Geheimnisselehren glaubt jeder wahre Christ, weil Gott sie offenbart hat, — daß Gott sie offenbart hat, verbürgt uns die Kirche Gottes, — daß diese Bürgschaft aber Jedem, der überhaupt glauben will,

durchaus genügen kann und muß, dafür haben wir schlagende Beweise und Zeugnisse.

Um dies zu zeigen, lieber Leser, sei für heute auf die ersten Jahrhunderte kurz noch einmal hingewiesen: Drei hundert Jahre lang wurde von der, die damalige Welt beherrschenden römischen Staatsgewalt mit Feuer und Schwert, aber ohne allen Erfolg gegen die christliche Glaubenslehre gewüthet, die durch den Mund einfacher, schlichter Männer ohne Wissenschaft, ohne Beredsamkeit, ohne Reichthümer, — armer Fischer aus Galiläa — über die ganze Welt verbreitet wurde! Wo hat aber die ganze Weltgeschichte ein Werk zu verzeichnen, das mit diesem wunderbaren Gotteswerke auch nur entfernt verglichen werden könnte? Das hat selbst der, vor etwa Jahresfrist in Berlin verstorbene, berühmte Geschichtsprofessor Mommsen eingestehen müssen, ein Mann, der nicht an einen persönlichen Gott glaubte. Er hat u. a. eine Geschichte des alten römischen Weltreiches geschrieben, die in der gelehrten Welt im höchsten Ansehen steht. Aber wie seltsam oder (besser) wie bezeichnend ist das Folgende: Die ersten drei Bände behandeln die Geschichte des alten Rom von seiner Gründung bis zum Tode des Julius Cäsar, im Jahre 46 vor Christi Geburt. Erst nach einer Pause von einigen Jahrzehnten ließ er dann nicht den vierten, sondern — den fünften Band folgen, der sich mit der Geschichte der römischen „Kolonen“ beschäftigt! Als er nun gelegentlich gefragt wurde, warum er nicht mit dem vierten Bande fortgesetzt habe, gab er die bezeichnende Antwort: er könne sich die Umwälzung der damaligen Welt nicht erklären, die mit dem Auftreten des Christentums ihren Anfang genommen habe!

Ja freilich, lieber Leser, kann ein Gottesleugner nicht anders reden, wenn er ehrlich sein will, — aber welches herrliches Zeugnis liegt darin für die Wahrheit unserer heiligen Religion und unserer heiligen Kirche! S.

Die Religion allein gibt wahren Trost.

Im Anfange dieses Jahrhunderts lebte im südlichen Frankreich ein gelehrter, reicher Advokat. Er hatte einen offenen, einnehmenden Charakter, gefällige Manieren, ein gefühlvolles Herz: Grund genug, um Jedermann für sich einzunehmen.

Es waren schon sechs Jahre vorübergegangen, seit er seine junge, brave Frau durch den Tod verloren. Die Thränen, die er noch oft in seinem Studierzimmer um sie vergoß, bewiesen es wohl, daß er sie von Herzen liebte; diese Thränen taten ihm gut. Würde es ihm doch manchmal zu schwer um das Herz, dann ging er in das Kinderzimmer, wo seine Lieblinge, ein Mädchen von elf und ein Knabe von zehn Jahren der Obhut einer frommen Erzieherin anvertraut waren. Die Mutter war wohl weggegangen, sie hatte jedoch den Gatten nicht allein gelassen. In den zwei Lieblingen fand der Vater, wenn nicht ganz, doch wenigstens teilweise sein Glück zurück. Ja, der Vater war glücklich in seinen zwei Engeln von Kindern.

Er selbst fühlte kein Bedürfnis nach Religion. Seine Kinder ließ er zwar christlich erziehen; aber solches tat er aus Liebe zu seiner verstorbenen Frau, die sehr religiös und fromm gewesen. Er, der Advokat und Mann von Welt hatte den letzten Funken vom Glauben im Lehrsaal der Pariser Hochschule verloren. Religion ist gut für Frauen, ein ernsthafter Mann bekümmert sich nicht darum; so dachte auch er, wie so viele andere. Ueber die katholische Kirche jedoch erlaubte er sich kein Wort des Tadels; er war zu edel und zu hochherzig, um über Religion zu spotten. So lebte er fort, ohne an Gott zu denken. Er war reich, hatte eine große Praxis, viele Freunde und zwei allerliebste Kinder. Er war immerhin noch glücklich.

Doch das Sonnenlicht des Lebens trübt sich manchmal, ein Sturm kann losbrechen, wenn man am mindesten daran denkt. So ging es auch bei unserem Advokaten. Das älteste Kind, das Mädchen, das sprechend seiner Mutter gleich, klagte eines Tages über Kopfschmerz, gegen Abend hatte es heftiges Fieber. Der Arzt hatte den Vater beruhigt, doch in räthselhaften Worten. Der Typhus ist eine gefährliche Krankheit, das Fieber nimmt zu, das Mädchen stirbt. Kein einziges Mal hatte man dem Brüderchen erlaubt seine kranke Schwester zu besuchen; in einem abgelegenen Zimmer des Hauses hatte man es eingeschlossen, doch der Tod weih seine Schlachtopfer überall zu finden. Auch der fröhliche Knabe wird vom Typhus ergriffen, — und

trotz aller Mittel der Kunst folgt er seiner Schwester ins Grab. Unter einem Marmorsteine liegen die zwei Kinder neben ihrer Mutter.

Und der kinderlose Vater? Seit zehn Tagen hat er das Haus nicht verlassen, sein Herz ist gebrochen, das Leben ist ihm zur Last, er ersticht so zu sagen unter seiner Schwere. Auf seinem Schreibpulte liegt ein Haufen Karten und Briefe von Freunden und Bekannten: doch das stumme Papier tröstet nicht. Auch persönlich kamen sie zu ihm, um ihn aufzurichten. Umsonst! Auf Alles, was sie ihm sagen mochten, bekamen sie nur die eine Antwort: „Gebt mir meine Kinder zurück!“

Auch ein greiser Pfarrer, der gekommen, ihn zu besuchen, wollte er mit denselben Worten zurückweisen. Der ehrwürdige alte Mann wischte eine Träne aus dem Auge und sagte: „Freund! Ihre Kinder leben noch aber im Himmel. Sie werden sie wiedersehen. Alle Menschen werden von den Todten auferstehen.“ Der betäubte Vater sah den alten Mann mit Verwunderung an. Den Glaubensartikel, den er in seiner Kindheit gelernt: „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches“ — der Tag seiner ersten Kommunion — der Glaube seiner Mutter: Alles das stand ihm lebendig vor den Augen.

„Glauben Sie,“ so fragte er den 70-jährigen alten Mann, „glauben Sie, was Sie sagen?“ Mit der Glut der Ueberzeugung, die allein der Christ besitzt, antwortete der alte Pfarrer: „Ich bin ein alter Mann, stehe mit einem Fuße schon im Grabe. Im Rande des Grabes liegt betrügt übertreibt man nicht. Wohl-an, ich glaube, und für diesen Glauben bin ich bereit zu sterben. Auch Sie können glauben.“ fuhr er dringend fort, „auch Sie können glauben, wenn Sie den Mut haben, mit mir niederzuknien, und Gott mit demütigem Herzen zu bitten, Ihnen wiederum den Glauben Ihrer Kindheit zurückzugeben.“

Und schon lag der alte Mann auf seinen Knien. Eine lang-jährige Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß, wie die Vernachlässigung des Gebetes die erste Veranlassung zum Verluste des Glaubens, so auch das Wiederaufnehmen des Gebets der erste Schritt ist, um den Glauben zurückzubekommen.

Der betäubte Vater hatte den Mut, neben dem alten Pfarrer niederzuknien. Kurz war das Gebet; aber das betäubte Herz war getröstet und — umgewandelt. Ein solches Gebet wird allzeit erhört.

Eine gute, aufrichtige, reumütige Beicht hat Alles wieder gut gemacht. Die schlechten Bücher wurden verbrannt, und gute kamen an ihre Stelle. Der Advokat wurde ein eifriger Christ, getreu in Erfüllung seiner Pflichten, ein erbauliches Vorbild für Alle. Er hat noch zwanzig Jahre gelebt.

Was eine tote Mutter vermag.

Grabesstill ist's in dem großen Gemache; kein Laut stört die feierliche Ruhe — nur die alte Wanduhr pikt eintönig ihren gleichmäßigen Takt. In der Mitte des Gemaches steht eine Bahre, schwarz behangen, und auf dieser ruht der Leichnam einer Toten. Zur Seite der Toten steht ein großer, blasser Mann, dessen harter, tränenstimmernder Blick wie angewurzelt auf dem bleichen Gesicht der Toten ruht. In stummem Schmerze sieht der Sohn an der Bahre seiner Mutter, regungslos, ohne Klagen — nur um den Mund zuckt es bisweilen schmerzlich.

Der Sohn ist ein tüchtiger Mensch geworden, Professor der Naturwissenschaft: sein Name hat einen Klang — und das alles verdankt er der aufopfernden Liebe, der Sorgfalt und den Mühen der jetzt toten Mutter. Sein ganzes Leben drängt sich in einem Augenblick zusammen, seine Brust ist gepreßt und beengt, wie wenn sein ganzes Innere sich gegen den Verlust auflehnen wollte. Auf ihm lastet es schwer, die verloren zu haben, die nur für ihn gelebt, deren Liebling er war. Er ist herbeigeilt, um noch den letzten Segen der wellen zitternden Rechten auf seinem Haupte zu fassen; jetzt ist die Hand kalt und steif, die Mutter tot!

Der Sohn, der in Gegenwart Anderer seine „Fassung“ zu wahren gewußt, der vor den Augen der Welt nicht schwach erscheinen wollte, darf jetzt, wo er mit der Toten allein ist, auch Kind sein! Langsam beugt er sich über die Tote nieder, und seine Lippen pressen glühend und zudend den kalten, lächelnden Mund; zwei große Tränen rollen über seine Wangen auf das Antlitz der Mutter. . . . Wie sanft sie ruht! Die gute, alte Mutter liegt so ruhig, so still; sie hat ausgelitten. Das treue Herz, das nur für ihn gefühlt, mit ihm gehofft, mit ihm gebangt, es schlägt nicht mehr. Und die treuen, lieben Augen, die ihn bewacht, Tag und Nacht, die um ihn geweint und mit ihm gelächelt, die oft vorwurfsvoll und mahnend auf ihm geruht haben — diese Augen sind geschlossen zur ewigen Ruhe. Der Mund, der den einzigen Sohn in überwallender Mutterfreude geküßt, der ihn immer ermahnte, den Weg des Rechtes,

der Pflicht und der Tugend nicht zu verlassen, er ist verstummt, und die Hände, die ihn getragen, geführt, gestreichelt und gestraft, sind kalt und regungslos. — Alles, alles tot!

Ein Seufzer zittert über die Rippen des Sohnes. „Mutter!“ ruft er, daß es schmerzlich klagen widerhallt — aber keine Mutter antwortete mehr; sie bleibt stumm, die doch sonst bei dem süßen Namen freudig oder besorgt herbeieilt. Und wie hat der Sohn die Liebe und Güte der Mutter gelohnt? Ach, jedes Wort, jeder Blick und Schritt, jede Handlung, mit der er die Tote gekränkt und betrübt, tritt in verdoppelter Größe jetzt als bitterer Ankläger vor ihn hin. Am meisten aber waren es seine Gesinnungen, mit denen er die Mutter betrübt.

Die Mutter wußte, daß der Sohn als Professor der Naturwissenschaft auf dem Standpunkte „freier Forschung“, der sogenannten Vernunftreligion des Unglaubens stehe; sie hatte ihn beschworen, den Glauben der Kindheit und seiner Väter nicht dem stolzen Dünkel menschlicher Wissenschaft zu opfern; der Sohn hatte gelächelt und die Mutter geweint. Diese Tränen brennen jetzt auf seinem Gewissen; er sinkt nieder an der Währe und birgt seine Stirne in den blumengeschmückten Totenmantel. „Soll ich Dich nie, nie wiedersehen, Mutter?“ spricht er; „Ist der Tod eine Trennung für immer? Hat meine beschränkte Vernunft und die Wissenschaft Recht, die mir vorhalten, daß mit dem Tode des Leibes auch die Seele ende, daß es kein Leben, keine Fortdauer nach dem Tode, kein Wiedersehen gebe? — Nein, bei der Leiche meiner Mutter fühle ich es, daß ich geirrt habe; ich fühle die Kraft und Wahrheit eines tröstenden Glaubens, der höher steht, als alles menschliche Gröbeln!“

Der Mann erhebt sich; Tränen zeigen seine Augen, und tief durchschauert küßt er nochmals die Rippen der Toten. Er hatte seinen Glauben wiedergefunden. Was die lebende Mutter nicht gekonnt, das vermochte die tote!

Ein Jahr am Nordpol.*)

Flaubert von Friedrich Thieme.

(Nachdr. verb.)

Der Nordpol ist seit Jahrhunderten das geheimnisvolle Ziel der Forscher und Reisenden. Obwohl der magnetische Nordpol ca. 90 Grade von ihm entfernt liegt, (Nob hat ihn 1831 in 70 Grad 5' nördlich Br. und 96 Grad 45' westl. L. auf der Halbinsel Boothia Felix aufgefunden), so übt er doch eine magnetische Kraft auf die Menschen aus und Hunderte haben seiner Entdeckung bereits ihr Leben zum Opfer gebracht. Vor Allem in den letzten Jahren hat sich eine geradezu fieberhafte Nordpolwut der Welt bemächtigt, aber auch Rausen ist nur bis über den 86. Breitengrad gelangt und von Andrée, der im Luftballon den Pol zu erreichen gedachte, hat man nichts wieder gehört. Die Frage: „Wie sieht es eigentlich am Nordpol aus?“ ist daher immer noch eine offene, und wenn wir partout eine Antwort darauf haben wollen, so müssen wir uns schon selbst der Mühe unterziehen, die Reise zu machen. Zu Schiff geht es nicht, das hat uns Kausens Beispiel bewiesen, ebenso wenig vermögen Schlitten und Schneeschuhe uns dahin zu tragen. Wozu aber auch zu so anstrengenden Mitteln greifen, wenn man es im Luftballon so bequem haben kann?

In 50 Jahren wird der Ballon das Hauptbeförderungsmittel der Reisenden sein — nun wohl, greifen wir, wie Andrée, der Zeit vor, reisen wir im Ballon, mit allen erforderlichen „Kleinigkeiten“ versehen, nach dem Nordpol. Werden wir allzu besondere Wunder schauen? Hüten wir uns vor zu kühnen Erwartungen. Noch immer hat die Reise den Reiz der Neuheit, und betreten wir den Pol, so gebührt uns das Verdienst der ersten Entdeckung — aber die großen wissenschaftlichen Hoffnungen, die man früher mit den Nordpolexpeditionen verknüpfte, hegt man nicht mehr. Was verlegten unsere Altvordern nicht alles an diesen Punkt des Erdballs! Im Altertum dachte man sich dort den Garten der Hesperiden. Im Mittelalter erwartete man die Türme auf die Pole, auf denen die Erde ruhte und sich umdrehte. Noch in neuerer Zeit wurde behauptet, es befände sich an den Polen eine ungeheure Oeffnung, welche ins Innere der Erde führe und wo sich das Licht der Nordlichter entwickle. Jetzt wissen wir, daß der Nordpol nicht viel anders aussehen wird, als die bisher erforschten Gegenden der äußersten Polarzone. Als Kausen am 8. April 1896, an welchem Tage er den nördlichsten Punkt seiner Schlittenreise erreichte, von einem Eishügel aus den Blick nach Norden richtete, erblickte er ein wahres Chaos von Eisblöcken, das sich bis an den Horizont ausdehnte — auf Grund seiner und der Wahrnehmung anderer Forscher vermögen wir uns ein ungefähres Bild vom

Nordpol zu gestalten, das vermutlich nur in Einzelheiten berichtigt werden wird.

Natürlich haben wir zu unserer Reise den Monat gewählt, in dem es im Norden am wärmsten ist, den Juli. In einem schönen Julitage lassen wir unseren Ballon an Ort und Stelle niedergehen, in der Absicht, uns am Pol ein ganzes Jahr lang aufzuhalten, denn so lange müssen wir wenigstens bleiben, wenn wir alle Eigentümlichkeiten der Gegend, wie sie sich im Kreislauf des Jahres herausstellen, beobachten wollen. Wer kann die Empfindung schildern, die uns besetzt? Wir stehen auf dem Drehschiff des Erdballs! Wühbegierig schweifen unsere Blicke rund umher! Die Forscher haben recht, wir befinden uns in einem offenen Polarmeer, dem Meer „Kalyma“, wie man es genannt hat. Offen insofern, als die Kraft der unausgesetzten Sonnenbestrahlung Teile von ihrer Eisbedeckung befreit hat, während andere mit einer solchen bedeckt sind und wieder andere von gigantischen Eisbögen durchzogen werden. Wie Kausen bewiesen hat, nimmt ja das Treibeis seinen regelmäßigen Weg von der einen Seite des Polarbeckens, nördlich von der Veringstraße und der Küste von Sibirien, quer über die Regionen um den Pol nach dem Atlantischen Ozean. Es gibt auch Inseln in dem Meere — warum sollte es nicht der Fall sein? Inseln mit Bergen, deren Gipfel mit ewigem Eis, deren untere Abhänge dagegen mit einer Vegetation bedeckt sind, die man für diesen Teil der Welt wohl üppig nennen darf.

Der Boden ist stellenweise mit Erbsflechten und Torfmoosen bedeckt, sogar niedere Kräuter wachsen auf schneefreien Abhängen. Der Sommer ist wohl kurz, aber nicht unfruchtbar. Kein Wunder, da wir ja ewigen Mittag haben. Für uns wandert ja die Sonne nicht täglich über das Firmament, Morgens im Osten emportauchend und Abends im Westen verschwiegend. Für uns existiert ja an diesem einzig festen, unverrückbaren Punkte der Erde die Rotation nicht, welche die Ursache der Täuschung ist, als ob das Himmelsgewölbe täglich eine Umdrehung um unseren Planeten beschreibe; die Sonne steht für uns fest am Himmel und ändert nur mit der fortschreitenden Jahreszeit ihren Standpunkt. Wenn wir im Winter, wenn uns die Polarnacht einhüllt, nach den Sternen blicken, so nehmen wir nichts von der gewöhnlichen Kreisbewegung wahr: jetzt erblicken wir keine Sterne, denn wir haben Tag, einen Tag, der nicht weniger als 186 gewöhnliche Tage (oder eigentlich, wie wir später sehen werden, noch länger) dauert.

Von der Abplattung der Erde an den Polen sehen und spüren wir nichts; möglich, daß unser Gewicht sich etwas vermindert hat, aber beträchtlich kann der Unterschied nicht sein. Und daß wir an der Azendrehung nicht teilnehmen, merken wir auch nicht obgleich ein Bewohner des Äquators in Folge dessen in jeder Minute beinahe 28 Kilometer zurücklegt, während wir Nordpolbewohner fest auf unserem Punkte beharren! Um die Sonne müssen wir freilich auch mit, und auch an der Drehung, welche die Erde außerdem noch in 28 000 Jahren um ihre Pole beschreibt, nehmen wir Teil, doch welcher Mensch könnte sich davon ausschließen? Vorläufig wird im Winter der Polarstern noch über uns leuchten, in 12 000 Jahren wird er durch die Wega ersetzt sein, wer weiß, wie es dann auf diesem Plage aussieht und ob nicht dann unter Benutzung bisher noch unentdeckter Reise- und Existenzmittel eine zahlreiche Bevölkerung sich hier niedergelassen hat.

Für jetzt lassen wir uns nieder, direkt auf dem auf einer Insel befindlichen Nordpol errichten wir unser Haus. Aber womit? Steine gibt es nicht und Eis und Schnee schmelzen im Sommer. Nun, wir finden doch ein Mineral in der Nähe, das uns nicht nur als Baumaterial, sondern im Winter als Brennmaterial vorzügliche Dienste zu leisten verspricht. So sondersbar es auf den ersten Blick erscheint, so ist es doch nichtsdestoweniger eine feststehende Tatsache, daß auf vielen Inseln des Eismeeres abbauwürdige Steinkohlenflöze zu Tage treten u. mancher Dampfer hat sich da schon mit Kohlen verproviantiert. Wir haben durchaus keine Ursache, anzunehmen, daß die Verhältnisse auf dem noch unbekanntem Terrain, das ja nur noch ein paar Grade umfaßt, anders sind, als ein weniger weiter südlich, daher darf es uns nicht wundern, wenn wir nicht fern vom Nordpol auf einer Insel einen Vulkan rauchen sehen — erhebt sich doch jenseits des 70. Breitengrades der 6448 Fuß hohe Beerensberg auf der menschenleeren Polarinsel Jan Raven. Die Kälte des äußersten Nordens bildet kein Hindernis für die Ausfrierungen des heißen Erdinnern, darum sehen wir auch glühende Lavaströme aus Eis und Schnee hervorbrechen und ihre Glut im Winter wetteifern mit den blutigen Nordlichtern des Polarhimmels.

Der Sommer ist erträglich warm, das Thermometer verhält sich durch den Juli und August hindurch vielfach mehrere Grad C. über den Nullpunkt. Seinen tiefsten Stand erreicht es im Juli mit — 2 Grad C. und im August mit — 8 Grad C. Im Ganzen ist die Temperatur beständig, nur die häufigen

*) Mit Bewilligung des „Praktischen Wegweisers“ Würzburg, abgedruckt.

Nebel trüben die Klarheit der Luft und unterbrechen das warme Sommerwetter oft mit eisiger Kälte. In Beschäftigung und Nahrung fehlt es uns nicht. Der Nordpol erweist sich als keineswegs so tierarm, als man denken sollte. Eisbären, Füchse, Hasen zeigen sich ebenso häufig, wie Affen und andere Seevögel vor Allem einige Möbenarten umgeben uns des öfteren in dichten Schaaren. Sollte man es glauben? Sogar einen kleinen Müdenschwarm könnten wir einmal beobachten — Müdenschwärme sind in manchen arktischen Gegenden im Sommer nämlich gar nichts Seltenes und plagen die Eskimos oder Reisenden manchmal ebenso wie ihre Artgenossen in den Tropenländern. In unseren Kajaks fahren wir auch häufig auf die See hinaus, soweit sie eisfrei ist, um Jagd auf Walrosse und Robben zu machen, deren wir unzählige erlegen.

So verfliehet der kurze Sommer und die stetig abnehmende Temperatur verkündet den nahen Winter. Mit Schauern sehen wir der nahen Polarnacht entgegen — offen gestanden, haben wir aber auch den ewigen Tag satt, da der stete Blick auf die weiße, glitzernde Schneefläche unsere Augen gewaltig angreift, so daß wir uns nur durch das Tragen grüner Brillen vor der sogenannten Schneebblindheit zu schützen vermögen. Wenn wir indessen meinen, den beständigen Tag werde plötzlich eine ebenso beständige Nacht ablösen, so täuschen wir uns. Die große Kälte verursacht eine ungemein starke Strahlenbrechung, welche die Dämmerung verlängert und selbst den Anschein erweckt, als verweile die Sonne länger über dem Horizonte. Die wirkliche Polarnacht, in der wir uns völlig im Dunklen befinden, währt deshalb nicht 179 Tage, wie wir angenommen, sondern nur 11 Wochen — vom 13. November bis 29. Januar — bis dahin herrscht immer noch eine Art Dämmerlicht, und auch während der schrecklichen 11 Wochen fehlt es durchaus nicht an Beleuchtung. Mond und Sterne strahlen nicht nur in der klaren Nacht hell auf uns herab, sondern auch zauberhafte polarlichter verbreiten einen fast märchenhaften Glanz. Ihr weiches, manchmal gelbliches Licht leuchtet uns stundenlang zu unseren Arbeiten und Wanderungen. In Bogen, Bändern, Strahlen und Lichtsäulen präsentieren sich uns die rätselhaften, wahrscheinlich mit dem Magnetismus der Erde in Verbindung stehenden Erscheinungen, oft vordringend bis zur höchsten Vollendung, der Bildung der Krone; uns erfreuend mit ihrer wunderbaren Farbenpracht und ihrem milben, ruhigen Glanz.

Die winterliche Temperatur ertragen wir dabei nicht nur ohne Beschwerden für unsere Gesundheit, sondern finden die Kälte nicht so hochgradig, als wir am Nordpol erwarteten. Die tiefste Temperatur, welche Ranzen beobachtete, waren — 52 Grad C.; nun, unser Weingeistthermometer — denn die Quecksilberfäule ist gefroren — zeigte im kältesten Monat, dem März, noch zwei Grad weniger, also 50 Grad. Wenn diese Behauptung wunderbar erscheint, der muß sich vergegenwärtigen, daß der Nordpol überhaupt nicht der kälteste Punkt des Erdballs ist. Der sogenannte Kältepunkt liegt weiter südlich, bei Werchojansk in Sibirien, wo man schon Temperaturen von — 68 Grad Celsius mit dem Alkoholthermometer gemessen hat. Diese Erscheinung erklärt sich dadurch, daß auf dem Pol eine sechsmonatliche unausgesetzte Sonnenaustrahlung stattfindet, so daß vor Allem im Sommer die Wärme noch viel intensiver sein würde, wenn nicht deren größter Teil zum Schmelzen des Eises verbraucht würde. Vielleicht ist sie auch zum Teil der Wirkung des warmen Golfstroms zuzuschreiben, der längs der Westküste von Spitzbergen in nördlicher und nordöstlicher Richtung fließt und „dann unter das kältere Wasser des Polarmeeres taucht und die Tiefen des Polarbeckens füllt.“ Entdeckte doch Ranzen unter der kalten Decke des Polarbeckens wärmeres Wasser, mit einer Temperatur manchmal bis zu + 1 Grad Celsius.

Dabei eine fast immer gleichmäßige Temperatur. Im Sommer hatten wir einige Male Wind, im Winter fehlt er ganz, wie wir auch von den lästigen Nebeln nicht hebeligt werden. Trotzdem läßt die Klarheit der Luft häufig zu wünschen übrig, denn sie scheint wie von feinem Diamantstaub erfüllt, aus winzigen Eiskristallen bestehend, die zu Millionen in der Luft schweben. Wollen bemerken wir gar nicht, auch fällt fast niemals Schnee, da die Luft in diesen Gegenden sehr arm an Wasserdampf ist. Nur dann fürchten wir uns zu erkälten, wenn wir unser Haus verlassen, um in die Winterkälte hinauszutreten, da wir uns in diesem Falle einer plötzlichen Temperaturveränderung von einigen 60 Grad Celsius aussetzen — unseren Begriffen nach muß das eine tödliche Erkältung zur Folge haben. Aber seltsamerweise bleibt jede nachteilige Folge aus, wir bleiben gesund wie der Fisch im Wasser. Nur schlafrieger werden wir während der endlosen Nacht, schlafrieger und schlafmüde, bis zuletzt die Schlaflosigkeit einer noch peinigeren Schlaflosigkeit weicht, aber da raffen wir uns gewaltig auf und beschäftigen Geist und Körper in so ausreichendem Maße, daß unsere Munterkeit und Energie zurückkehrt und der Geist

des Trübsinn, mit ihm aber auch die Gefahr des Storbuts, von uns weicht.

Das Spaziergehen am Pol zeitigt natürlich auch manche Unannehmlichkeit, indem uns die Lider zusammenkleben oder das Kinn vermittelst des Barts an die Kinnlade anfricirt oder gar die Zunge, wenn sie einer von uns unvorsichtig herausstreckt, von der Eiskruste des Schnurrbarts nicht wieder los wird. Trotzdem und obwohl wir regelmäßig in eine Decke von Reis gehüllt sind, schwingen wir oftmals von der körperlichen Anstrengung, und nur, wenn wir dem Wind entgegengehen — sofern einmal bewegte Luft herrscht — durchdringt uns eine Eiseskälte, so daß die eisernen Messer in unserer Tasche so heiß wie Feuer werden. Den Tag, dessen wir erst überdrüssig gewesen, ersehnen wir nun mit Schmerzen zurück. Wie jubeln wir auf, als der Dämmerungsbogen die zurückkehrende Sonne verkündet, und als sie, eiliche Wochen später, schließlich selbst wieder am Himmel erscheint, begleitet von allerhand interessanten astronomischen Phänomenen, Höfen, Ringen und Nebensonnen! Es ist ein zauberhafter Anblick, das Gefühl des Frühlings erwacht in uns, bald kehrt er nun zurück, das Schmelzen des Eises beginnt, die Spuren der sommerlichen Vegetation kehren wieder. Damit endet auch das Jahr, das hier zu durchleben wir beschloßen, wir kehren also zurück in die Heimat mit der Empfindung, daß es am Nordpol bei weitem nicht so schlimm ist, als der Laie sich gewöhnlich vorstellt, dem schon eine Gänsehaut bei dem bloßen Gedanken sich überläuft, daß man aber doch zu Hause bequemer und gemüthlicher lebt.

So, wie wir ihn gefunden, stellt sich der Nordpol etwa vom Stande des heutigen Wissens aus dar.

Literarisches.

Die von Lepe van Heemstede herausgegebenen Dichtersstimmen der Gegenwart bringen in den uns vorliegenden Heften Nr. 4 und 5 des laufenden 19. Jahrganges außer zahlreichen Beiträgen in Poesie und Prosa originelle Literaturbriefe, die in flottem Stil und mit viel Verständnis für die modernen literarischen Strömungen geschrieben sind. Biographisch behandelt sind: in Heft 4 Johannes G. Rothensfeiner, einer der besten und berühmtesten deutsch-amerikanischen Dichter, in dessen Dichtungen die alte und die neue Welt mit oft außerordentlich form schöner Kraft besungen werden — in Heft 5 Emma v. Brandis-Jelion, die neben der kürzlich verstorbenen Fernandine v. Brackel zu den besten westfälischen Prosaschriftstellerinnen gehört, und Fritz Dieuhard. Das Streben der schöngewaltigen katholischen Zeitschrift verdient wärmste Unterstützung. Verlag von Pet. Weber, Baden-Baden. Preis halbj. 2.50 M.

Allerlei.

Gegen die politisierende Tätigkeit der Studenten wird jetzt scharf vorgegangen. Der Rektor der technischen Hochschule in Charlottenburg verbot den Vertretern des studentischen Vereins am 28. Januar das Anlegen des von der deutschen Les- und Redehalle in Prag verliehenen Ehrenbandes. Zuverlässig verlautet, die österreichische Regierung habe wegen der Beteiligung deutscher Studenten an dem Prager Weiheakt Beschwerde in Berlin erhoben. [Sehr begreiflich, denn das Vorgehen der Prager Studenten hat eine starke Spitze gegen die österreichische Regierung.]

Die Korps voran! Man schreibt der Zeit. Ztg. aus Halle: Bei dem am Geburtstag des Kaisers abgehaltenen Universitäts-Festakt fehlten, abgesehen von den wenigen Korps, sämtliche studentische Verbindungen. Der Grund für diese Demonstration war die Bestimmung der Rektors Herrn Professor Dr. Lindner, daß bei allen studentischen Auffahrten den Korps der Vortritt gebühre. Aus welchen Erwägungen Seine Magnifizenz zu diesem Machtanspruch gelangt ist, blieb ein Räthsel. Die anderen Korporationen wollten sich die Degradierung begreiflicherweise nicht gefallen lassen und versuchten zunächst durch eine Resolution in einer Versammlung der Chargierten eine Venderung der Verfügung herbeizuführen. Da dies mißlang, hielten sie sich von dem Festakt in der Aula fern. Die Angelegenheit hat eine sehr ernste Seite. Die bisher nur in gewissen Regierungskreisen herrschende Auffassung, daß die Mitglieder der feudalen Korps einer höheren Menschengattung angehören, scheint nun auch auf akademische Kreise überzugehen.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 7.

Düsseldorf, den 12. Februar.

1905.

Inhalt: Evangelium zum sechsten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. — Der rechte Glaube. — Das Christentum — pantheistisch? — Immer rechts. allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck einzelner Artikel verboten).

Sechster Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heil. Matthäus XIII, 31—34. „In jener Zeit legte Jesus dem Volke ein anderes Gleichniß vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkörnlein, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säete. Dieses ist zwar das kleinste unter allen Samenkörnern; wenn es aber gewachsen ist, so ist es das größte unter allen Kräutern, und es wird zu einem Baume, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen. Ein anderes Gleichniß sprach er zu ihnen: Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteig, den ein Weib nahm, und unter drei Maas Mehl verbarg, bis alles durchsäuert war. Alles dieses rebete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volke, und ohne Gleichnisse rebete er nicht zu ihnen: damit erfüllet werde, was durch den Propheten gesagt worden, der da spricht: Ich will meinen Mund auf tun in Gleichnissen, und will aussprechen, was vom Anbeginne der Welt verborgen war.“

Der rechte Glaube.

IV.

In unserer letzten Betrachtung hoben wir hervor, lieber Leser, daß Jeder aus uns, der überhaupt will, mit Leichtigkeit erkennen kann, daß die Kirche Jesu ein Gotteswerk ist, — so wunderbar schon in ihrem ersten siegreichen Kampfe mit dem heidnischen Rom und seiner weltumspannenden Macht, daß in der gesamten Weltgeschichte ein ähnlicher Erfolg auch nicht entfernt aufzuweisen ist. Der Herr hatte Seine Jünger auf diesen wunderbaren Erfolg aber auch entsprechend vorbereitet, und zwar speziell durch die beiden Gleichnisse des heutigen Evangeliums: Er läßt sie in die Zukunft schauen, — läßt sie schauen den Sieg des von Ihm gestifteten Reiches der Wahrheit über die Welt.

Das Senfkörnlein (sagt Er) ist zwar das kleinste unter allen Samenkörnern, aber es wächst und entwickelt sich zu dem größten aller Gartengewächse; es wird so groß, daß es den Vögeln des Himmels Schutz zu bieten vermag. — Ihm aber gleicht das vom Herrn gestiftete Reich der Wahrheit, die Kirche: im Anfange gar klein und unscheinbar, wuchs sie bald zu einer weltumfassenden Größe, und viele Millionen Glaubenswilliger fanden und finden in ihr Ruhe und Seelenfrieden.

Und nun das andere prophetische Gleichnis: Wie der Sauerteig vielem Mehle seine Eigenschaft bald mitteilt, so sollte die von der Kirche verkündete göttliche Wahrheit die ganze Welt umwandeln — und zwar so wunderbar, daß (wie ich jüngst anführte) selbst heute, nach zwei Jahrtausenden, der ungläubige Gelehrte hier vor einem nicht zu lösenden Rätsel steht.

Doch ich schreibe ja, lieber Leser, nicht für „Christen“, die an dem Glauben ihrer Kindheit Schiffbruch gelitten haben, sondern für Dich und Deines Gleichen: also für gläubige Kinder der Kirche Jesu, und meine Absicht zielt

nur allein dahin, Dich in Deinem katholischen zu stärken und zu festigen, — und andererseits zu bewirken, daß Du Deines heiligen Glaubens, der ja manches Opfer von uns verlangt, recht froh werdest. Ich fasse mich also kurz und sage: wenn ein verständiger Mensch die tatsächlich vorhandenen Beweise und Zeugnisse für die Glaubwürdigkeit unserer heiligen Religion und ihrer Lehre leidenschaftslos und ohne Voreingenommenheit in ernste Erwägung zieht, so wird er sich unwiderstehlich gezwungen fühlen, sein Haupt zu beugen und sich zum Glauben an die Lehre Jesu und Seiner Kirche rückhaltlos zu bekennen, — oder, um mit dem Apostel Paulus zu reden: er wird sich jener göttlichen Gewalt fügen, „die alle Vernunft gefangen nimmt zur Unterwürfigkeit unter den Glauben“ (2. Kor. 10,5).

* Deshalb haben auch wahrhaft große Geister — ich denke da natürlich nicht an Theologen — es für eine bare Torheit erklärt, anders zu handeln. So las ich vor einigen Tagen noch einen hierher gehörigen Ausspruch eines wahrhaft bewunderungswürdigen Universalgenies des 15. Jahrhunderts, — nämlich des berühmten Pico von Mirandola: „Ein großer Wahnsinn ist es (sagt er), das Evangelium nicht zu glauben, dessen Wahrheit das Blut der Märtyrer laut bezeugt, die Stimmen der Apostel durch die Welt rufen, die Wunder beweisen, die Vernunft bestätigt.“

Wie kommt es denn nun, lieber Leser, daß manche eine Wahrheit trotzdem nicht anerkennen, die in so überwältigender Weise uns gefangen nimmt? Es ist die Härte ihres widerstrebenden Herzens! Mit welcher Leichtigkeit drückt Du das Siegel, das Deinen Namenszug trägt, in welches Wachs ein — nicht aber in einen harten Stein! Die Schuld liegt aber keineswegs an dem Siegel, als ob es nicht gut geformt wäre, sondern der Stein trägt die Schuld; er ist infolge seiner Härte eben ganz ungeeignet. — Oder ein anderes Bild: Sendet die Sonne ihre Strahlen längere Zeit auf ein trockenes Erdreich, so weicht Du, lieber Leser, daß der Boden noch immer mehr austrocknen muß und sich ganz unfruchtbar erweist. Aber welche wohlthätige, befruchtende Wirkung üben dieselben Sonnenstrahlen aus auf einen Boden, der die nötige Feuchtigkeit hat! So ist es auch mit der christlichen Wahrheit. Sie sendet ihre belebenden Sonnenstrahlen in Dein glaubenswilliges Herz und bewirkt ein fruchtbares Glaubensleben nach den Sagen des Christen-

*) Epist. I. — Pico v. M. erregte schon als 23jähriger Jüngling ein ganz ungewöhnliches Aufsehen dadurch, daß er zu Rom (1486) achthundert (800) Thesen drucken ließ, die er öffentlich gegen jeden Gelehrten zu verteidigen sich erbot. Diese Sätze gehörten der Logik, Physik, Mathematik, Theologie u. an und waren aus griechischen, römischen, jüdischen und arabischen Schriftstellern entnommen. Sein Gedächtnis soll so bewundernswert gewesen sein, daß er zweitausend ihm vorgesprochene Wörter in derselben Reihenfolge habe wiederholen können. Erst 32 Jahre alt, starb er 1494 in Florenz.

ums, — dieselben Sonnenstrahlen aber müssen die gegen-
eilige Wirkung in einem Herzen hervorbringen, das sich
hart und abweisend verhält: es verhärtet sich
immer mehr! Daher auch der sonst unerklärliche Haß
vieler gelehrten Männer gegen Christentum und Kirche,
ja, selbst gegen die treuen Bekenner des wahren christi-
lichen Glaubens, während sie gegen Juden und Heiden
eine oftmals nicht zu rechtfertigende Schonung und Dul-
dung walten lassen. Unser Herr hat es nicht umsonst
Seinen Jüngern — und damit uns allen — vorhergesagt:
„Wenn sie mich verfolgt haben, werden sie
auch euch verfolgen!... Wenn euch aber die
Welt haßt, so wisset, daß sie Mich vor euch ge-
haßt hat“ (Joh. 15). Welchen Trost enthalten diese
Worte unseres Herrn für alle, die wegen ihres Glaubens
an Ihn und Seine Kirche geschmäht oder verfolgt werden!
Und erst Seine Verheißung: „Selig seid ihr, wenn
euch die Menschen schmähen und verfolgen und
alles Böse mit Unrecht reden um Meinetwil-
len! Freuet euch und frohlocket, denn euer
Lohn wird groß sein im Himmelreich!“ (Matth. 5.)
S.

KS. Das Christentum — pantheistisch?

„Man muß den Worten wieder ihre Bedeutung geben“ —
hat einmal Pius IX. gesagt. Niemals ist diese Mahnung be-
rechtigter, als in einer Zeit, wo die Falschmünzerei der Be-
griffe, zumal auf religiösem Gebiete, in üppigster Blüte steht.
Nicht bloß bei gewissen „christlichen“ Theologen, welche eine
fast bewundernswürdige Fertigkeit an den Tag legen, ihre durch-
aus unchristlichen Anschauungen unter christlich lautenden
Worten zu verbergen, ist dieses geistige Falschmünzertum im
Schwange, auch dem Christentum sonst fernstehende Kreise hül-
digen ihm, um ihre atheistische Weltanschauung kurzfristig zu
erhalten. Denn, wie Paulsen einmal sagt, auf den Namen
eines Christen verzichtet man heutzutage nicht gerne.

Neuerdings sind es moderne pantheistische Kreise, welche un-
ter der Flagge des Christentums ihren indischen Pantheismus
einzuschmuggeln versuchen.

Eine gewisse symptomatische Bedeutung hat da ein jüngst
erschienenes Schriftchen von Josef Kohler „Der Geist des
Christentums“ (Berlin, Schwetschke u. Sohn, 1904), nicht so-
wohl wegen seines Inhalts, denn der ist gleich Null, als wegen
der Person des Verfassers.

Dieser ist ein gefeierter Hochschullehrer, der durch zahlreiche
gelehrte Werke, auf dem Gebiete der vergleichenden Rechts-
wissenschaft sich einen Namen gemacht und als Herausgeber der
Zeitschrift „Archiv für Strafrecht und Strafprozeß“ und der
„Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft“ und „Archiv
für bürgerliches Recht“ einen ziemlichen Einfluß auf die Ge-
lehrtenwelt ausübt.

Wenn ein solcher Mann sagt:

„Die Anfänge dieser Arbeit datieren auf über 20
Jahre zurück. Es sind Ideen, die mich durch mein Leben
begleitet haben, die ich von Zeit zu Zeit niederschrieb, de-
ren Darstellung ich aber wie ein Geheimnis zurückbehielt,
bis ich mich endlich entschloß, sie herauszugeben. Der
Grund des Entschlusses war der: ich glaubte, daß gerade
die Gegenwart, des Materialismus müde, sich wieder den
tieferen Spekulationen zulehne; sodann drängt es mich,
meinen Bedänta-Dichtungen eine philosophische Grundlage
zu geben. In der Verehrung des Allwissens
liegt die wahre Größe unserer Zeit.“ (Vor-
wort.)

so können wir unbedenklich sagen, daß der Mann nicht für sich
allein spricht, sondern wie einst D. F. Strauß im Namen von
zahllosen „Wir“.

Kohler redet nun ungeschminkt dem Pantheismus das Wort;
ja er ist so sehr von diesem eingenommen und geblendet, daß
er ihn allüberall sieht und ihm das Christentum „nichts ande-
res ist, als ein indischer Gedanke, der, nach dem Westen ver-
pflanzt, hier die Völker mit unsäglicher Gewalt ergriff und in
einer anmutvollen Verklärung und in einer Gemütsstiefe, welche
die Menschheit bisher nicht kannte, mächtig wurde.“ (S. 30).

Wenn es nur mit dieser da so leichtsin behaupteten Ver-
pflanzung der indischen Gedankenwelt nach dem Westen zu ei-
ner Zeit, da das Christentum „entstand“ und sich ausbreitete,
nicht gar so schauerhaft miserabel bestellt wäre, deshalb, weil
die Evangelien, auch das zuletzt verfaßte vierte, bereits fertig
vorlagen und das Christentum mit seinen Lehren von der

Menschenwerdung Gottes und der Erlösung, vollends mit seiner
Lehre von der Dreieinigkeit Gottes längst fertig dastand, als
überhaupt noch nicht an eine Verpflanzung indischer Gedanken-
welt nach dem Westen zu denken war.

Es ist daher ein leichtfertiges, unwissenschaftliches, aber
durch die Konsequenz der einmal eingenommenen Stellung ge-
fordertes Umspringen mit dem Tatbestand, wenn Kohler ein-
fachhin mit einem Federstrich die Person Christi als völlig
nebensächlich aus dem Christentum streicht, um darin Boden zu
gewinnen für seinen pantheistischen Symbolismus, wie er es
tut, wenn er schreibt:

„Es kommt gar nicht darauf an, wie sich die geschichtliche
Kritik zur Person Christi stellt. Nicht das ist wesentlich,
ob der geschichtliche Jesus ein Mensch war und menschlich
dachte und fühlte, sondern das, daß die Religion in ihm
eine Inkarnation erblickt und daß diese Inkarnation nichts
anderes ist als die typische Darstellung der höchsten meta-
physischen Idee des All-Einen, der Idee, daß Gott in uns
ist und wir in Gott. Das Wesen des Christentums besteht
daher nicht in den synoptischen Evangelien, sondern vor
allem im Johannes-Evangelium und in der gewaltigen
Einleitung, in den wichtigen Worten über den Logos. In
der Logosidee ist das tiefste Geheimnis der indischen Phi-
losophie zum Ausdruck gekommen, und dieses Geheimnis,
dieses Rätsel der Philosophie, diese Wahrheit, so groß,
daß sie uns durchschauert, ist durch das Christentum ange-
nommen worden, als man das vierte Evangelium dem
Jünger Johannes zuschrieb und die dort geschilderte Per-
son Christi mit dem historischen Jesus identifizierte.“
(S. 33 f.)

Als ob man beim vierten Evangelium nicht allüberall, wo
man andöhrte, auf das harte Felsgestein des geschichtlichen Be-
richtes des Augenzeugen stoße! Kohler läte gut daran, sich mit
den Ergebnissen der modernen Evangelienkritik bekannt zu ma-
chen, aber auch mit der — Sakramentlehre des Christentums.
Sie ist es ja besonders, bei welcher der moderne Pantheismus
gar gerne seine nicht geringen Anleihen macht, um seine Lehre
als der Sittlichkeit fördernd und das sittliche Streben des Men-
schen heigernd und hebend plausibel zu machen.

Warum aber übersehen denn die Herren gar so gern die ge-
waltige Wahrheit, daß es dem Christentum nimmer einfällt,
trotz Inkarnation (Menschenwerdung) und trotz Inhabitation
(Einvohnung) Gottes in der Gnadeneinklebung des heiligen Gei-
stes in die Menschenseele den gewaltigen Unterschied zwischen
Gott und Welt zu verwischen und zwischen Gott und Welt,
Gott und Geschöpf den Gleichungsstrich zu ziehen, daß das
Christentum sich hält an der Außer- und Ueberweltlichkeit Got-
tes, ohne aber dabei der Gefahr eines widervernünftigen Dua-
lismus zu verfallen?

Gerade letzteres sollte Kohler bedenken, da er ja selbst aus-
drücklich von seinem „Christentum“ bzw. Pantheismus rühmt,
den Dualismus, der Gott und Welt einander gegenüberstelle,
überwunden zu haben. (S. 30.) Gewiß hat das das Christentum
gelan, aber nicht, indem es dem Pantheismus unterlag, sondern
indem es in der Welterschöpfung und Weltregierung Gottes erst
recht einen wahren Monismus gelehrt hat.

Zum Schlusse soll nicht verkannt werden, daß Kohler in
mancherlei Urteilen über katholische Lehren ein viel tieferes
Verständnis an den Tag legt, als man es sonst unter den Geg-
nern findet. So wenn er z. B. über das Ueberwiegen der asie-
tischen Richtung in manchen Perioden der Geschichte des Chri-
stentums sich vernehmen läßt:

„Es war ein lautender, weisevoller Zug, welcher in den
Herzen der Völker den idealen Sinn großgezogen hat; es
war nicht etwa bloß, wie Nietzsche meinte, eine greifenhafte
Erschließung; denn, wie die Geschichte der Kirche lehrt,
führte dies keineswegs zur Apathie und Quietismus, son-
dern im Gegenteil zu einem übermäßigen Tatendrang und
zu dem, was die größte Tat des Menschen ist, nämlich
zur Aufopferung seiner selbst an höhere Ideen“ (S.
33).

oder über die Anklage der grundsätzlichen Intoleranz:

„Man hat dem Christentum, insbesondere auch dem ka-
tholizismus, Intoleranz und Verfolgung Andersgläubiger
vorgeworfen; aber hierbei verwechselt man geschichtliche
Zufälligkeiten mit dem Wesen der Sache. Es hat Zeiten
gegeben, wo sich gewisse Ideen mit Kraft die Herrschaft
bahnen mußten gegen die gleißende Gewalt der Sinnlich-
keit und gegen die Mächte alter erblicher Gewohnheiten.
Man darf niemals die historischen Wandlungen mit dem
Kern der Sache verwechseln“ (S. 56—56.)

Aber das alles darf und kann nicht hinwegläschen über die tiefe grundsätzliche Verfehlung der gewaltigen Erhabenheit des christlichen Gottesbegriffes über das klägliche Surrogat des Pantheismus wie des eigentlichen Wesens des Christentums, das denn doch etwas sehr viel mehr ist, als ein bloßer Symbolismus für pantheistische Gedanken.

* Immer rechts.

Eine Kölner Plauderei, auch gut für andere zu lesen!

Wenn sich zwei Menschenkinder zu Fuß oder zu Pferd, auf Fahrrad oder Wagen begegnen, so müssen sie einander ausweichen, denn wenn auch nach dem Ausspruch eines großen Dichters „Raum für alle hat die Erde“, so ist doch auf dem Pflaster, den ein Mensch bereits eingenommen hat, für einen andern kein Raum mehr. Das sehen auch alle verständigen Menschen ein. Ob das Ausweichen rechts oder links geschieht, darüber hat man eine Einigkeit noch nicht erzielt. In diesem Lande weicht man rechts, in jenem links aus. In dem kleinen Belgien wird sogar in einigen Provinzen rechts, in anderen aber links ausgewichen. Renner versichern, daß das Ausweichen nach links für Fuhrwerke jedenfalls praktischer sei, da der Kutscher rechts sitzt und beim Ausweichen nach links die Sachlage besser überblickt. Aber lassen wir es dahingestellt, ob rechts oder links den Vorzug verdient, da wir in Deutschland nun einmal nach „Rechts“ ausweichen und ich über dieses „Rechts“ gerade etwas erzählen möchte. Wenn unsere Polizeiverordnungen das „Rechts“ vorschreiben, so wählen sie hierbei den in einem Militärstaat üblichen etwas ungemüthlichen Ton. Den nämlichen ungemüthlichen Ton schlägt natürlich auch der Polizeibeamte an, der die Ausführung der Polizeiverordnung zu überwachen hat. Weibes ist aber nicht so schlimm, wie es aussieht, es ist, um mich eines Apothekerausdrucks zu bedienen, nur „äußerlich“, es ist das Klappern, das wie anderwärts, so auch bei der Polizeibehörde zum Handwerk gehört. Tatsächlich ist die Polizeibehörde eine ganz höfliche Behörde, und wenn sie das Rechts vorschreibt, so will sie damit etwa folgendes sagen: „Meine verehrten Damen und Herren, denken Sie sich mitten durch jede Straße einen Strich gezogen, der die Straße in zwei gleiche Teile teilt. Wenn Sie nun die Straße passieren, so halten Sie sich gefälligst immer rechts von dem Strich. Auf dieser rechten Seite können Sie nach Belieben in der Mitte oder nach beiden Seiten gehen, denn wer rechts geht, geht eben rechts und kann nicht gezwungen werden, etwas mehr oder weniger rechts zu gehen. Sollten Sie aber wider alles Erwarten den Strich vergessen, so würde das Schöffengericht leider gezwungen sein, Ihrem Gedächtnis etwas nachzuhelfen.“ So die Polizeibehörde. Leider giebt es nun Leute, die merkwürdigerweise den unsichtbaren Strich nicht sehen, sondern mit dem holden Reichtum, den die Natur den Menschen verliehen hat, über den Strich hinaus in das andere Revier gehen oder fahren. Ein pflichtgetreuer Polizeibeamter würde sich noch im Grabe herumdrehen, wenn er sehen könnte, wie in Deutschland, namentlich in den Großstädten, alles über diesen Strich geht. Da fahren z. B. zwei Droschkenkutscher mit ihren Wagen ganz ruhig nebeneinander und erzählen sich vom Bod aus noch etwas vom letzten Kutschereball; sie nehmen die ganze Straßenbreite ein, so daß keine Maus durchkommen kann. Hier fährt ein vornehmer herrschaftlicher Wagen in flottem Trab links, weil rechts die Straße etwas schmutzig ist und der edle Koffelentler, wenn er rechts fährt, demnächst seinen Wagen und sein Geschirr reinigen möchte. Und nun noch die lieben Fußgänger. Drei Bürgersteige in einer Gesamtbreite von fünf und zwanzig Meter stehen ihnen zur Verfügung und doch gehen sie ruhig auf dem Fahrdamm links natürlich und zu fünfzehn nebeneinander. Wittert jemand höflich um etwas Platz, so kann der erstaunende Wirtsteller erfahren, welche Fülle von Schimpfworten in der Brust der Menschen schlummert.

Es scheint wirklich, daß die Vorschrift „Rechts“ in den Augen des Publikums nur dazu da ist, um übertreten zu werden. Daß das Verbotene einen besonderen Reiz hat, wissen wir ja schon von Adam und Eva, und das Paradies wird nicht mit Unrecht als der Ort bezeichnet, wo die verbotenen Früchte hängen. Diejenigen Bürger, die rechts vom Strich gehen und fahren, werden also häufig Buntbegegnungen, die dieses nicht tun. Sollen nun die Berechtigten den Gottlosen weichen und auf der rechten Seite noch mehr rechts gehen oder muß der Gottlose Platz machen? Die Antwort auf diese Frage ist mehr als einfach. Jeder Pflicht entspricht auch ein Recht und der Bürger, der rechts geht oder fährt, hat auch das Recht, die rechte Seite nach seinem Belieben zu benutzen, soweit er nicht andere in der nämlichen Richtung

ziehende Wanderer stört. Wollte man ihn für verpflichtet halten, dem Entgegenkommenden Platz zu machen, so hieße das einfach, dem Unrecht das Unrecht tun auf Kosten des Rechts und des Rechtsgehenden möglichst mundgerecht machen. Der Uebeltäter muß demnach sofort jenseits des Striches verschwinden und sich darauf gefaßt machen, daß ihm demnächst ein Schutzmann eine Strafverfügung überreicht oder der Gerichtsvollzieher ihn zu einer Schöffensitzung einladet. Nicht so einfach ist die Sache bei den Doppelstraßen. Wer kennt nicht die breiten Straßen der großen Städte, auf denen dem Publikum zwei Fahrbahnen zur Verfügung stehen. Köln z. B. hat solche Doppelstraßen auf dem Ubi- und Sachsenring, auf dem Hohenstaufen- und Kaiser Wilhelm-Ring, auf dem Danfa- und Deutschen Ring, auf der Gereon-, Nolte- und Beethovenstraße usw.

Diese Straßen sind der Stolz der Großstädte und der Schrecken der Polizisten, Touristen, Bicyclisten, Juristen und anderer Isten. Und warum? Jedes kleine Kind weiß wo rechts und links ist, und schon ein gut erzogenes Bäcklein gibt das rechte Patschhändchen, wenn man nach dem schönen Patschhändchen fragt. Die großen Leute müssen sich daher schämen, denn sie wissen bei den Doppelstraßen nicht, wo rechts und links liegt. Am besten wäre es, wenn man jede Fahrbahn als selbständige Straße auffassen und genau so verfahren wollte, als ob die andere Fahrbahn nicht vorhanden wäre. Man könnte dann durch jede Fahrbahn einen Strich ziehen und auf beiden Wegen das Publikum in beliebiger Richtung, aber auf jeder Fahrbahn rechts vom Strich passieren lassen. Dabei könnte man dann auch zweckmäßigerweise anordnen, daß das Lastfuhrwerk die gepflasterte Bahn zu benutzen hätte, wodurch die mit Macadam belegte besser erhalten würde, das leichte Fuhrwerk eine bessere Straße befahren dürfte und die Stadtverwaltung Geld sparte. Im übrigen aber würde das Publikum sich dann schon von selbst diejenige Fahrbahn wählen, die dem Verkehr am besten dient. Das tut das Publikum auch tatsächlich. Wer hat z. B. je in Köln auf der inneren Seite des Sachsenringes oder auf der äußeren Seite des Kaiser Wilhelm-Ringes Verkehr gesehen? Die Willen an der inneren Seite des Sachsenringes liegen so still und weltverloren da, als wenn sie nicht in der Großstadt Köln, sondern in den Waldschluchten des Siebengebirges ständen.

Da die Polizeiverordnungen für die Bürger und nicht diese für die Polizeiverordnungen da sind, so soll die Polizeiverwaltung stets den Fingerzeig beachten, den ihr der Verkehr gibt. Wird das Verkehrsbedürfnis nicht beachtet, so hilft alles Reglementieren und Verordnen nichts. Auf der Höhe der Eifel liegt der kleine Ort Kaiseresch, ihm gab Ludwig der Bayer im Jahre 1321 die Rechte und Privilegien, die Frankfurt a. M. besaß. An dem guten Willen der Gesetzgebenden Gewalt hat es also nicht gefehlt und doch ist Frankfurt das geworden, was es heute ist, und Kaiseresch das geblieben, was es vor 600 Jahren war. Statt nun auf den Doppelstraßen den Verkehr nach beiden Richtungen zuzulassen und „Rechts“ vorzuschreiben, haben die Polizeiverordnungen die Benennung der Doppelstraßen in anderer Weise geregelt. Um auf Köln zurückzukommen, so bestimmt § 20 der Straßenpolizeiverordnung für Köln: „Stehen zwei Fahrwege auf derselben Straße zur Verfügung, so muß stets der rechts gelegene eingehalten werden“. Die Kölner Straßenpolizeiverordnung denkt also die Fahrwege als die beiden Hälften derselben Straße. Während auf der einfachen Straße der Strich nur gedacht wird, eine sichtbare Markierung aber nicht stattfindet, ist auf der Doppelstraße die Trennung in zwei Hälften durch die mitten durchgehenden Anlagen erkennbar geworden. Wie auf der einfachen Straße nur rechts vom Strich, so ist auf der Doppelstraße nur rechts von der Anlage das Gehen, Fahren, Reiten, Radeln gestattet. Der Pflicht entspricht aber hier ein Recht. Die rechte Fahrbahn muß bei dieser Verordnung der Polizei den „Rechts“-Wagenraden in ihrem ganzen Umfange zur Verfügung stehen. Es gibt eben „Rechts“ kein rechts und links mehr und namentlich braucht nicht einem polizeiwidrig entgegenkommenden Uebeltäter Platz gemacht zu werden. Man sollte sagen, das sei mehr als selbstverständlich, und doch ist die gestrenge Polizeiverwaltung anderer Ansicht.

Ein junger Radfahrer fuhr kürzlich zu Köln über den Ring. Am Eingang einer Doppelstraße bog er vorschriftsmäßig in die rechte Fahrbahn ein, hielt sich aber auf der linken Seite dieser Fahrbahn. Nach einigen Umdrehungen des Rades trat ein Schutzmann an ihn heran und bedeutete ihm, daß er ein Protokoll bekomme, da er nicht rechts gefahren sei. Auf die schüchterne Bemerkung des Jünglings, daß er rechts gefahren zu sein glaube, erwiderte der Gestrenge, er sei zwar rechts, aber nicht rechts rechts, sondern rechts links gefahren. Die Sache kam vor das Schöffengericht und dies sprach den

lingen Mann frei. Die Freisprechung ist bei dieser wunderbaren Geschichte eigentlich das größte Wunder, denn im allgemeinen pflegt bei den Rechtsgelehrten der gesunde Menschenverstand, um mich eines für Adln zeitgemäßen Ausdrucks zu bedienen, mindestens einige Pferdgelängen hinter der Juristerei zurückzubleiben. Das Schöffengericht war der Ansicht, daß es rechts kein Rechts und Links mehr gibt und daß das „Rechts“ auf der rechten Fahrbahn auch geradezu kunnlos sei. Dieses „Rechts“ hat auch wirklich keinen Sinn. Wird die Polizeiverordnung beobachtet, so kommt auf der rechten Seite kein links Fahrender entgegen. Die Folge ist dann, daß die beiden linken inneren Hälften der Doppelstraßen ganz unbenutzt bleiben und der Verkehr sich auf den beiden äußeren Hälften zusammenbrängt. Wird die Polizeiverordnung aber nicht beobachtet, dann sorgt die Polizeiverwaltung mit rührender Sorgfalt dafür, daß den Zuwiderhandelnden auch der nötige Raum für die Zuwiderhandlungen bleibt.

Aber, wird man sagen, es handelt sich hier bloß um die irrige Auffassung eines einzelnen Polizeibeamten, der die Polizeiverordnung, die er zu überwachen hat, nicht kennt. Dem widerspricht schon der Umstand, daß es zu einer polizeilichen Strafverfügung und zu einer Verhandlung vor dem Schöffengericht kam; denn wenn die Polizeibehörde anderer Ansicht war als der Schuhmann, so brauchte sie die Strafverfügung nicht zu erlassen oder konnte sie zurückziehen. Der Schuhmann befand sich auch nicht in einem Irrtum, sondern handelte auf Rapportbefehl. Was ist nun ein Rapportbefehl? Es geht mit einem Rapportbefehl wie mit den Schlägen und so vielen anderen Dingen, man kann sie besser fühlen als beschreiben. Deshalb will ich von einigen Bürgern erzählen, die sie gefühlt haben.

Eines Morgens geht der Herr Polizeikommissar von seiner Wohnung zu seinem Bureau und findet, daß auf der Straße die Aschenkasten nicht der Polizeiverordnung entsprechend aufgestellt sind. Hat der Bürgersteig eine gewisse Breite, so kann der Aschebehälter auf die Kante des Bürgersteiges gestellt werden, anderenfalls muß er so gestellt werden, daß er nicht über die Giebelinie des Hauses hinaussteht. In dem Bureau angekommen, befiehlt der Herr Kommissar den angetretenen Schulente, auf die Beobachtung dieser Vorschriften besonders zu achten. Ein solcher Befehl heißt dann Rapportbefehl. Nun visterien die Schulente an den Häuserkanten vorbei, ob nicht irgend ein Kästchen allzu neugierig auf die Straße schau. Ein Astronom, der den Weitenraum nach neuen Gestirnen durchstöbert, ist gegen solche Schulente ein wahrer Waisenknaube. Protokolle gab es wie Sand am Meere und daß sich die Betroffenen nicht beruhigten, so fanden sich eines Morgens die Bewohner mehrerer Straßen beim Schöffengericht ein. So ähnlich wird auch der Rapportbefehl zustande gekommen sein, der das „Rechts“ noch ein Mal in rechts und links geteilt hat. Stellen wir uns einmal vor, der Herr Polizei-Inspektor geht über eine Doppelstraße. Er geht auf der linken Fahrbahn, denn er ist in Gedanken. Da fährt ihn plötzlich einer jener Radfahrer an, die ja bekanntlich an allem Unglück schuld sind. Nun wollen wir zugunsten des Unglücksmenschen annehmen, daß er nicht frevelmütig auf den Herrn Polizei-Inspektor losgefahren ist. Das plötzliche Erscheinen eines Polizeibeamten wirkt auf viele Menschen wie die Klapperschlange auf den Vogel wirken soll. Wie der Vogel vor Schrecken der Klapperschlange in den Rachen fällt, so fiel auch unser Radfahrer dem Herrn Polizei-Inspektor vor Schrecken in die Arme. Der Herr Inspektor findet nun auf einmal, daß das Rechts nicht mehr genügend beobachtet wird, und die Polizeikommissare werden angewiesen, strenger auf das „Rechts“ achten zu lassen. Dasselbe schärften die Polizeikommissare den Schulente ein. Daß es bei einer Doppelstraße anders ist als bei einfachen Straßen, wird natürlich übersehen. Jetzt sind einige hundert Protokolle fertig, man weiß zur Zeit nur noch nicht, wer sie bekommen wird.

Nun darfst du nicht glauben, lieber Leser, daß ein Rapportbefehl nur einem radfahrenden Jüngling schaden könnte. Ein Rapportbefehl greift mit Goethe hinein in das volle Menschenleben und der mit einem Rapportbefehl bewaffnete Schuhmann geht gleich dem bösen Feinde umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge. Doch ist mir eigentlich ein brüllender Löwe noch lieber als ein Rapportbefehl. Einen brüllenden Löwen hört man noch ziemlich weit — ich weiß es allerdings nur aus dem zoologischen Garten —, den Rapportbefehl, den der Schuhmann im Busen trägt, kann man aber weder sehen noch hören. Der Rapportbefehl überfällt dich wie ein Tigertier, das auf Sammetpfädchen heranschleicht und seine Krallen erst zeigt, wenn es dich gefaßt hat. 365 Tage im Jahre läßt dich der Schuhmannsposten ruhig links fahren oder gehen, und am 366. Tage — wenn es nämlich ein Schaltjahr ist — macht er dir ein Protokoll, nicht etwa weiß ihm das einen besonderen Spaß macht, sondern weil er

an jenem Morgen einen Rapportbefehl erhalten hat. Darum sei veranklicht, lieber Leser, und wenn du irgendwo gehst, reitest oder fährst, halte dich „rechts“.

Allerlei.

* Jerusalem, 8. Febr. Bei Gelegenheit der letztjährigen jüddeutschen Pilgersfahrt nach Palästina wurde auf dem Berge Sion, wo sich jetzt auf dem vom Deutschen Kaiser den Katholiken Deutschlands zum Geschenk gemachten Plage eine Kirche zu Ehren der Mutter Gottes erhebt, eine kirchliche Feier abgehalten. Nach ihrer Beendigung schickten die Pilger ein Ergebenheitstelegramm an den Kaiser; außerdem ließ der Vorsteher des deutschen Hospizes in Jerusalem, Herr Pater Schmidt, noch einen näheren Bericht über diese Feier nach Berlin abgehen. Daraufhin erhielt Herr Pater Schmidt, wie jetzt bekannt wird, folgendes, vom 12. Oktober 1904 datierte Handschreiben des Kaisers:

Mein lieber P. Schmidt!

Ich habe Ihren Brief vom 5. September d. J. mit herzlichster Freude gelesen und spreche Ihnen für die mich lebhaft interessierenden Mitteilungen meinen wärmsten Dank aus. Mit Befriedigung habe ich von dem würdigen Gottesdienste vernommen, welchen die großen Pilgerkarawanen aus dem Süden Deutschlands an der heiligen Stätten auf dem „Sion“ veranstaltet haben. Daß dabei auch meiner in so freundlicher Weise gedacht worden ist, hat mich ebenso gefreut, wie Ihre Mitteilungen über die patriotische Gesinnung der christlichen Pilgerschar. So muß es auch sein, denn Glaube und Treue gegen Gott bedingen auch Treue und Liebe zu König und Vaterland. Mit den besten Wünschen für ein weiteres gesegnetes Wachsen und Wirken der katholisch-deutschen frommen Stätten in der heiligen Stadt verbleibe ich

Subertusloos, den 12. Oktober 1904

Ihr wohlgenieigter und dankbarer
(gez.) Wilhelm I. R.

* Wo blüht das wahre Helidentum? Man schreibt uns: Wir schlagen das Leben zu wenig hoch an, als daß die Furcht vor dem Tode uns beeinflussen könnte. Wenn wir als Kapuziner der Welt mit ihrem Reichthum und ihrer Lust entsagt haben, so ist es nicht geschehen, um sie jetzt durch schmächtlichen Abfall vom wahren Glauben wieder zu erlangen. Wir ziehen da tausendmal den Tod vor.“ Das sind jene heldenmütigen Worte, welche zwei arme Kapuziner im Jahre 1638 drüben im damaligen schismatischen Abyssinien einem glorreichen Martyrium entgegenführten. Es sind dies die beiden Kapuziner-Patres Agathangelus und Cassianus, denen unser hl. Vater Pater Pius X. am 1. Januar d. J. die Ehre der Märtyrer zuerkannte und unter die Zahl der Seligen feierlich aufnahm. Die Februar-Nummer des Echo aus Afrika bringt in ansprechender Weise eine Lebensskizze der beiden seligen Martyrer, und eine hübsche Illustration, darstellend das letzte Verhör der heldenmütigen Glaubensboten, ziert dieses Heft. Was sich da vor fast drei Jahrhunderten im „dunkeln Erdteil“ ereignete, kommt auch heute noch oft genug dafelbst vor. Den Martyrern des Glaubens stehen die Martyrer der Liebe treu zur Seite. Aber wer weiß von ihrem Helidentum? Wer hilft ihnen? Nur wenige kümmern sich um sie und doch sollte jeder Christ das Senige dazu beitragen, diesen Kämpfern Christi das Leben zu erleichtern. Man hat den besten Willen, er weiß aber nicht, wie er es tun kann. Deshalb soll er das Echo aus Afrika lesen, da wird er erkennen, daß jeder, selbst der an irdischen Gütern ganz Arme dennoch viel leisten kann an der Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden. Er wird auch sehen, daß ohne unsere Hilfe alle Opfer der Missionäre nur wenig Erfolg haben, denn so schreibt in derselben Nummer der genannten Zeitschrift eine Ordensfrau, Oblatin des hl. Franz v. Sales: „Unser guter Wille allein genügt nicht; ohne Geld ist es leider unmöglich, Seelen für den lieben Gott zu gewinnen, denn will man die Seele haben, so muß man für eine gewisse Zeit wenigstens auch für das leibliche Wohl sorgen.“ Die Zeitschrift ist zu beziehen von den Filialen der St. Petrus Claver-Sodalität in Breslau, Dirschstraße 33, und München, Türkenstraße 15/II zum jährlichen Preise von 1.20 M. Probenummern gratis und franco.

Druck und Verlag: Düsseldorf'scher Tagblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt
Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'scher Volksblatt.

Verantwortlicher Redakteur: H. Couwen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 8.

Düsseldorf, den 19. Februar.

1905.

Inhalt: Evangelium zum Sonntag Septuagesima. — Der rechte Glaube. — Der St. Josefs-Missionsverein in Aachen. —
Glaubt die Sozialdemokratie an Gott? — Die geistigen Eigenschaften der Künstlerinfekten.
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum Sonntag Septuagesima.

Evangelium nach dem heil. Matthäus XX, 1—16.

In jener Zeit sagte Jesus zu seinen Jüngern folgendes Gleichnis: das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am frühesten Morgen ausging, um Arbeiter in seinen Weinberg zu dingen. Als er nun mit den Arbeitern um einen Zehner für den Tag übereingekommen war, sandte er sie in seinen Weinberg. Und um die dritte Stunde ging er (wieder aus), und sah andere müßig auf dem Markte stehen, und sprach zu ihnen: Gehet auch ihr in meinen Weinberg, so werde ich euch geben, was recht ist. Und sie gingen hin. Abermals ging er aus, um die sechste und neunte Stunde und machte es eben so. Und als er um die elfte Stunde ausging, fand er (wieder) andere da stehen, und sprach zu ihnen: Warum stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie antworteten ihm: Es hat uns niemand gedungen. Da sprach er zu ihnen: So gehet auch ihr in meinen Weinberg! Als es nun Abend geworden, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Verwalter: Laß die Arbeiter kommen, und gib ihnen den Lohn, von den Letzten angefangen bis zu den Ersten. Da nun die kamen, welche um die elfte Stunde eingetreten waren, empfing ein Jeder einen Zehner. Als aber auch die Ersten kamen, meinten sie mehr zu empfangen; aber auch von ihnen erhielt Jeder einen Zehner. Und da sie ihn empfingen, murrten sie wider den Hausvater und sprachen: Diese, die Letzten, haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gehalten, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben. Er aber antwortete einem aus ihnen, und sprach: Freund! ich tue dir nicht unrecht; bist du nicht um einen Zehner mit mir übereingekommen? Nimm, was dein ist und geh' hin; ich will aber diesem Letzten auch geben, wie dir. Oder ist es mir nicht erlaubt, zu tun, was ich will? Ist darum dein Auge schalkhaft, weil ich gut bin? Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein! denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt."

Der rechte Glaube.

V.

Mit dem heutigen Sonntag Septuagesima treten wir, lieber Leser, in die Vorhalle der Fastenzeit und damit des ganzen Ostersfestkreises ein. Welches Evangelium hätte da treffender gewählt werden können? Wer es mit einiger Aufmerksamkeit liest oder anhört, braucht auch nicht erst nach der Deutung des Gleichnisses zu fragen: das Himmelreich ist weder dem Müßiggänger noch dem Weichling verheißen, — es wird nur denen gehören, die sich Gewalt antun, die sich darum bemühen, die darum arbeiten wollen! Der Lohn ist zwar für alle vorgesehn; aber nur diejenigen erhalten ihn, die von dem Zeitpunkte ihrer Berufung an „bis zum Ende des Tages“ gearbeitet haben im Weinberge des himmlischen Hausvaters.

Das Himmelreich kostet also Arbeit, oder — um es anders zu saen — unser irdischer

Glaube muß fruchtbar sein an guten Werken.

Diese Wahrheit ist das Fundament des gesamten christlichen Tugendlebens. Sie ist auch nie ernstlich angefochten worden, bis im 16. Jahrhunderte der Urheber der sogenannten Reformation mit der Behauptung austrat: der Glaube allein — ohne gute Werke — mache selig. Nach seiner Lehre bedarf der Mensch zur Erlangung der himmlischen Seligkeit nichts weiter, als den festen Glauben, daß Christus sein Erlöser sei. Hält er diesen Glauben fest, so mag er leben, wie er will, ja das ärgste Sündenleben führen, — seine Sünden schaden ihm nicht! Denn sein Glaube an den Erlöser bewirkt, daß sich die Verdienste Jesu Christi wie ein Deckmantel über seine sündige Seele legen, und daß der gerechte und allheilige Gott ihm nicht seine Sünden, sondern die Verdienste Christi anrechne und ihn trotz seiner Sünden — einzig wegen der Verdienste Christi — als gerechtfertigt und heilig ansehe! — Und dieser Satz, lieber Leser, ist gewissermaßen das Fundament der sogenannten Reformation, d. h. der „Verbesserung“ der bis dahin gelehrt christlichen Religion!

Aber wie suchte der „Reformator“ diesen seinen Fundamentalsatz zu beweisen? Gerade so, wie alle Irrlehrer vor und nach ihm ihre Irrlehren zu beweisen suchten: durch Verfälschung und Ausschneidung klarer und entscheidender Stellen der heiligen Schrift! Und da der hl. Apostel Jakobus namentlich im zweiten Kapitel seines zum Neuen Testamente gehörenden Sendschreibens die Notwendigkeit der guten Werke — als aus dem Glauben hervorgehend — klar und ausführlich nachweist, so nannte der „Reformator“ diese heilige Urkunde einen „Strohbrief“, der gar nicht in die Zahl der von Gott inspirierten heiligen Schriften gehöre.

Mit aller Entschiedenheit tritt unsere hl. Kirche, wie Du weißt, lieber Leser, für die Notwendigkeit des Glaubens ein und hält dem (freiwillig) Ungläubigen das göttliche Wort entgegen: „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet!“ (Joh. 3,18.) Aber mit derselben Entschiedenheit lehrt sie auch, daß der Glaube allein — ohne gute Werke — zur Seligkeit absolut nicht genüge. Denn der Glaube ist vorzugsweise das Licht, durch welches wir nicht nur unser ewiges Ziel erkennen, sondern auch den richtigen Weg, der uns zu diesem Ziele hinführt. Dieses Glaubenslicht, das unsern beschränkten Verstand erleuchtet, muß den ganzen Menschen in Bewegung setzen, auf daß er auf dem erkannten Wege der Gebote Gottes dem erkannten ewigen Ziele zustrebe — oder um mit dem heutigen Evangelium zu reden: im Weinberge des Herrn so fleißig arbeite, daß der himmlische Hausvater ihm am Abend des irdischen Lebens den Denar der ewigen Seligkeit auszahlen kann.

er Glaube ist die Wurzel, aus welcher der Baum der Tugendfrüchte herauswachsen muß, und wehe dem, der diese Wurzel — von Gott in der Taufe in sein Herz gelegt — verdorren läßt oder zur Unfruchtbarkeit zwingt!

Wie klar sind aber auch die Worte, mit denen unser Heiland selber die Notwendigkeit betont, daß wir die göttlichen Gebote halten, also gute Werke üben: „Nicht jeder (mahnt Er), der zu Mir sagt: Herr! Herr! (d. h. der an Mich glaubt) wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen Meines himmlischen Vaters tut, der wird in das Himmelreich eingehen“ (Matth. 7, 21). Gätte der Herr denn, lieber Leser, noch klarer reden müssen, um uns zu überzeugen, daß unsere hl. Kirche auch in diesem hochwichtigen Punkte sich als „die Säule und Grundfeste der Wahrheit“ bewährt hat gegen die Irrlehre der sog. Reformatoren?

Und weil die christkatholische Lehre von der Notwendigkeit eines Lebens gemäß dem Glauben so heilig ernst ist und wohl geeignet ist, uns auszurüsten zu eifriger „Arbeit im Weinberge des himmlischen Hausvaters“, — will ich hier, lieber Leser, noch einzelne Stellen folgen lassen aus dem oben erwähnten Sendschreiben des hl. Apostels Jakobus: „Was nützt es denn (so fragt er), wenn jemand sagt, er habe den Glauben, während er die Werke nicht hat? Wird der Glaube ihn retten können? Aber (fragt er dann vergleichsweise) wenn einer aus Euch einem Nackten und Hungrigen sagt: Gehe in Frieden! Wärme und sättige Dich, — ihm aber nichts gibt: was nützt das denn? So nützt auch der Glaube nichts, wenn er keine Werke hat: Er ist tot in sich selbst!“

Ja, der Apostel scheut sich nicht, selbst die Teufel als einen Beweisgrund für diese hochwichtige Lehre anzuführen: „Du glaubst (sagt er), daß es einen Gott gibt, und du tust wohl daran! — Aber was kann Dir das helfen? — Selbst die Teufel glauben und zittern!“

Und der Apostel schließt das zweite Hauptstück seines Sendschreibens mit dem bekannten Ausspruch, der eine Mißdeutung absolut ausschließt: „Gleichwie der Leib ohne die Seele tot ist, so ist auch der Glaube ohne die Werke tot!“ S.

Der St. Josefs-Missionsverein in Hachen

hatte für das Jahr 1904 eine Einnahme von Mark 26 663,34, verausgabt wurden Mark 26 220. Zu diesen Einnahmen kommt eine einmalige Gabe von 3000 Mark, die es ermöglichte, den ganzen vorhandenen Kassenbestand zu verteilen. 2 Missionen in Frankreich waren infolge der Austreibung der Ordensleute in ihrer Tätigkeit lahm gelegt und bezogen keine Unterstützung mehr. Nachdem für diese jetzt Weltgeistliche gewonnen sind, welche eine ausgedehnte Wirksamkeit entfalten, soll ihnen die frühere Unterstützung wieder zugewendet werden; deshalb wurde die Gabe von 3000 Mark für das Rechnungsjahr 1905 reserviert.

Die Mehrausgaben des Jahres 1904 kamen vorzugsweise den 5 Missionsstationen in Italien zu gute, welche im Laufe der letzten Jahre auf Wunsch des hochseligen Papstes Leo XIII. sowie des jetzt regierenden heiligen Vaters Pius X. gegründet wurden. In jede dieser 5 Stationen sind außer einem deutschen Priester auch deutsche Ordensschwester tätig. Beide zusammen erhielten nur je 1500 bzw. 1600 Mark. Von diesen Gaben entfielen je zwei Drittel auf die Ordensschwester, welche durch die Errichtung von Mädchenheimen ganze Häuser mieten und unterhalten mußten, während ein Drittel für den Unterhalt des Missionsgeistlichen verblieb. In manchen Kurorten an der Riviera, in denen keine deutschen Geistlichen sind, halten sich häufig deutsche Kranke auf, die den Besuch eines Priesters wünschen und nötig haben. Die ambulante Seelsorge für diese Orte wird meistens von den Missionsgeistlichen in Genua, Mailand und St. Nemo gelebt.

Eine sechste Missionsstation ist neuerdings in Gardone errichtet worden. Dasselbst haben deutsche Schwestern im abgelaufenen Jahre die Krankenpflege übernommen und ein zur Kur dort weilender deutscher Geistlicher versieht die Seelsorge und bezieht hierfür eine kleine Remuneration.

Unser heiliger Vater Pius X. hält die Errichtung von Missionsstationen für die deutschen Katholiken in Italien für so wichtig, daß er diesem Werke einen Protektor in der Person des Herrn Fürstbischofs von Breslau, Georg Kardinal Kopp gegeben hat. Der Herr Kardinal-Protektor ist eifrig bemüht, dem St. Josefsverein neue Einnahmequellen zu erschließen, die zur Entwicklung einer weiteren erfolgreichen Tätigkeit unbedingt nötig sind. Es ist dringend geboten, daß den Missionspriestern und Ordensschwestern eine reichlichere bemessene Unterstützung zuteil wird, sowohl in den genannten Stationen wie auch in Florenz und Neapel. Die Errichtung von Missionen in Bologna, Palermo, Turin und Venedig ist überaus wünschenswert, infolge Mangel der nötigen Mittel aber einstweilen unmöglich.

In Frankreich wirken die deutschen Missionsgeistlichen in den meisten Stationen ungehindert weiter und finden in den bestehenden Mädchenheimen treue Bundesgenossen für ihre seelsorgliche Tätigkeit. Die überaus blühende Mission in Paris — Rue Lafayette — welche zeitweilig in ihrem Wirken gänzlich gehemmt war, ist jetzt durch Weltpriester wieder neu organisiert. In Havre wird die deutsche Kirche hoffentlich bald wiederum für den Gottesdienst geöffnet werden. Die große Mission in London versehen 2 deutsche Pallotiner-Patres in Kirche und Schule. Hülfsjünglinge wollen sich wenden an den hochw. P. Müller, Union Street 47, London E. Die deutschen Mädchenheime gehören nicht zur deutschen Mission. Die Missionen in Belgien sehen ihre Wirksamkeit erfreulich fort in Verbiere, Lüttich und Brüssel. In letzterer Stadt macht sich das dringende Bedürfnis nach Anstellung eines zweiten deutschen Geistlichen geltend. In St. Nemo finden katholische Geistliche und Laien gute Aufnahme im Sanatorium der deutschen Mission. In Petersburg hat ein Dominikanerpater aus Berlin 1904 die Seelsorge der Deutschen übernommen, doch fehlen ihm die Mittel sowohl für die allgemeine Tätigkeit als Seelsorger wie auch für das Weisenhaus, in welchem bereits 23 Kinder Aufnahme fanden.

Glaubt die Sozialdemokratie an Gott?

Wer aufzeigen will, wie unzureichend die sozialdemokratische Weltanschauung zur Unterlage des Emanzipationstumpfes des Arbeiterstandes ist, hat einen Bundesgenossen, wie er sich ihn nicht besser wünschen kann, nämlich die Sozialdemokratie selbst.

Sobald es nämlich gilt, die Forderungen des Arbeiterstandes möglichst wirkungsvoll darzustellen, nicht bloß bei Gegnern, auch im eigenen Lager, werden die üblichen sozialdemokratischen Theorien ruhig zu Hause gelassen, dagegen in der kräftigsten Töne geredet von Recht und Gerechtigkeit. Heute im Jahre des Schillerjubiläums kann man in der sozialdemokratischen Presse recht oft die Worte Stauffachers im „Wilhelm Tell“ lesen:

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrocknet Nutes in den Himmel
Und holt herunter seine ewigen Rechte,
Die droben hangen unberührlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst.“

So kann doch nur jemand reden, der an einen „Himmel“ glaubt; nur dann, wenn der persönliche Gott als letzter Hort und Grund des Rechts anerkannt wird, haben diese Worte einen Sinn; sonst aber bleibt dieser Griff hinauf zum Himmel eben ein Griff in die leere Luft.

Denn mit der Verwerfung des persönlichen Gottes ist dem Recht, der Sittlichkeit, wie dem Guten und Wahren ihr innerer Wert genommen. Sie können nicht mehr den Anspruch erheben, von seiten der Menschen anerkannt zu werden als das Grundgesetz ihres Verhaltens. Oder aus welchen Gründen soll dann irgend etwas dann eben „Recht“ sein und mit einer verpflchtenden Kraft an die Menschen herantreten, wenn hinter ihm nichts mehr ist? Dann bleibt nur übrig eine Idee, eine schöne Idee vielleicht, aber eben doch nur eine Idee! Wer aber wird um einer Idee willen Opfer bringen? „Nur Narren opfern sich einer Idee“, urteilt man selbst in den Kreisen der ekklesiastischen Gesellschaft. Und woher soll vollends eine Idee eine verpflchtende Kraft haben? Darauf kommt es doch vor allem an, wenn man andere der „Niedertretung“, der „Anbeugung“, der „Vergewaltigung“ des Rechts beschuldigt? Nur dann, wenn die letzte Unterlage des Rechts der Thron des persönlichen Gottes ist, aber auch nur dann kann man von einer verpflchtenden Kraft des Rechts reden; ohne diese Unterlage wird das Recht zu einer Spielerei, einer Art Liebhaberei, die dem einen Vergnügen macht, dem andern ein Unfinn ist.

Die geistigen Eigenschaften der Künstlerinsekten. *)

Die zahl- und artenreiche Welt der Insekten hat zu allen Zeiten das Interesse des Menschen in hohem Grade in Anspruch genommen. Es ist dieses auch sehr leicht erklärlich, denn ihre Bedeutung im Haushalte der Natur zwang den Menschen geradezu, ihr Wesen zu studieren, um sie gegebenen Falles für seine Zwecke benutzen, oder aber sie auf Tod und Leben bekämpfen zu können.

Dieses Stadium aber ergab auch des Interessanten, des geradezu Wunderbaren so viel, daß der Forscher wie gebannt dastand, und mancher, der nur kurze Zweckstudien machen wollte, ihm nun sein ganzes Leben widmete. Der Formenreichtum dieser, die Farbenpracht jener und die Lebensweise einer andern Klasse reizten und reizten immer wieder, und noch heute bringt jedes Jahr neue Ueberraschungen.

Ein noch so kurzes Eingehen auf die Fülle des Interessanten im allgemeinen würde hier zu weit führen, doch mögen einige Ausführungen über Arten gestattet sein, die einerseits das Interesse in besonders hohem Maße in Anspruch nehmen und andererseits auch allgemein bekannt sind. Ich denke hier an Insekten der verschiedensten Gattungen, an Insekten, die künstliche Arbeiten herstellen, und die man daher unter dem Sammelnamen: Künstlerinsekten zusammenfassen kann. Zu den bekanntesten Arten gehören Bienen, Ameisen, Termiten und Seidenspinner, doch sollen eine ganze Reihe weiterer Vertreter bei den verschiedenen Ausführungen zur Besprechung gelangen.

Die Künstlerinsekten leben teils in großen Gemeinschaften, teils einsam und allein, aber an jeder Stelle füllt das Insekt seinen Platz ganz aus und vollbringt Arbeiten, die in ihrer Vollendung geradezu als Meisterwerke bezeichnet werden müssen.

Diese Tatsache sucht nun die ungläubige Wissenschaft für ihre Zwecke auszunutzen, indem sie dem Tiere Verstand, Vernunft und Ueberlegung in einer solchen Weise und in solchem Maße zuschreibt, daß dasselbe mit dem Menschen auf eine Stufe zu stehen kommt, daß dem Tiere also vollständig Menschenverstand zugeschrieben wird und für den Menschen nur ein etwas weiter ausgebildeter Tierverstand übrig bleibt. Die Arbeit wird den Herrn ganz gewaltig durch den Umstand erleichtert, daß sie ganz genau wissen, was sie finden wollen, was man aber finden will, findet man bekanntlich leicht, und so kommt es, daß stets neue Schlüsse, neue Hypothesen aufstauen. Mögen sie auch auf noch so schwachen Füßen stehen, wenn sie den Schöpfungsglauben, den Glauben an eine christliche Weltanschauung unnötig machen, so sind sie recht, und die ungläubigen Professoren und ihre Anhänger entwideln einen Glauben, der nicht nur Berge, sondern ganze Gebirge versetzen könnte.

Doch sehen wir uns jetzt eine Reihe der Künstlerinsekten an und sehen zu, wie weit ihre sogenannten geistigen Eigenschaften gehen. Ich möchte dabei als Grundsatz aufstellen:

Jedes Tier hat von der Natur die Fähigkeiten erhalten, die zu seiner Existenz notwendig sind, und die Natur nimmt sie ihm wieder, wenn es derselben nicht mehr bedarf.

An erster Stelle sei der Bienenstaat angeführt. Die Biene verrichtet eine ganze Reihe von Arbeiten, bei denen Verstand und Ueberlegung beinahe unerlässlich erscheinen. Sie baut sich eine ganz außerordentlich künstliche Wohnung als Vorratsraum und Brutwiege; jede Biene verrichtet gerade die Arbeit, die nötig ist; die Bienen eines Stodes kennen und unterstützen einander, sie erkennen die Raubbienen und verengen als Abwehrmittel das Flugloch; sie halten ihre Wohnung rein von allem, was dieselbe verunreinigen und verderben könnte, und finden sie einen Gegenstand, der ihre Kraft übersteigt, so wissen sie ihn durch Wachs unschädlich zu machen, und so liegen

*) Diesen Artikel entnehmen wir der interessanten, empfehlenswerten Zeitschrift: *Natur und Glaube*, Herausgeber Dr. J. E. Weiß, kgl. Lycealprofessor in Freising. Verlag von J. Bernklau in Leutkirch. Heft 2 des 8. Jahrganges enthält außer diesem Artikel noch folgende Abhandlungen: Drei Freunde der Forst- und Landwirtschaft — Nashorn, Leguan von Haiti — Die Termitenfrage und ihre Bekämpfung — Der „Kuge Hans“ und die Tierseele — Kleine Mitteilungen und praktischer Ratgeber — Kleinpilze oder Bazillen — Der Siegeszug der Elektrizität — Ueber Zusammenhang der Sonnenflecke und der magnetischen Stürme — Der Piraha (oder Pirai) — *Steloderma horridum*. — Der warme Gollstrom nicht die alleinige Ursache usw. — Literaturberichte. — Der Preis dieser Monatschrift beträgt jährlich 4.— Mark.

sich eine ganze Anzahl von interessanten Einzelheiten anführen. Ja, da darf man es gar nicht übel nehmen, wenn da ein begreiflicherer Bienefreund sagt, die Bienen hätten mehr Verstand als manche Menschen. Es ist das ja etwas trotz ausgedrückt, aber wenn er damit sagen will, sie seien in manchen Dingen klüger und geschickter als der Mensch, so ist das ganz richtig. Die Natur hat dem Tiere eben alles das mitgegeben, was es gebraucht, und will man die Summe dieser Fähigkeiten, diese sogenannte Klugheit „Tierverstand“ nennen, so ist dagegen wohl sehr wenig einzuwenden. Ueberhaupt darf man hier nicht allzusehr an einem Worte Neben oder Anstoß nehmen, es ist in vielen Fällen nichts anderes als ein Notbehelf für einen Begriff, der gar nicht vorhanden ist, den der Mensch sich aber zu seinem Verständnisse zurecht gelegt hat. So spricht er vom großmütigen Löwen, vom grausamen Tiger, vom verstorbenen Skorpion usw., ohne daß eines der hier gebrauchten Eigenschaftswörter auch nur im geringsten Berechtigung hätte. Es sind Eigenschaften, die er von sich selbst nimmt und dem Tiere zulegt. Es ist das ungefähr dasselbe, als wenn die hl. Schrift von Gottes Augen, Ohren und Händen spricht, um sich den Menschen verständlich zu machen.

Der Irrtum liegt eben nicht im Worte, sondern in der Auffassung des Wortes, er beginnt erst da, wo man versucht, den Verstand des Tieres mit dem des Menschen der Art nach gleichzustellen. So auch bei den Bienen.

Die Natur gab der Biene ihren wunderbaren Körper und zugleich die Fähigkeit, die einzelnen Organe und Glieder zu einem streng vorgeschriebenen Zwecke zu gebrauchen. Sie gab ihr die Körbchen der Hinterbeine, damit sie den notwendigen Blütenstaub eintragen kann, und die Biene bedient sich derselben genau nach Vorschrift. Nimmt man einer Biene diese Körbchen oder macht sie unbrauchbar, so ist ihre ganze Klugheit zu Ende. Sie wird nie so weit kommen, sich für diese fehlenden Organe nach einem Ersatz umzusehen. Sie wird es nie versuchen, die Pollenkügelchen zwischen den Vorderbeinen heimzutragen, sie versagt wie eine willenlose Maschine, denn sie ist eine willenlose Maschine im großen Triebwerk der Natur. Es ist geradezu wunderbar, zu beobachten, wie bereitwillig und aufopfernd eine Biene die andere bei ihren Arbeiten unterstützt. Und warum? Weil der Bienenstaat nur durch gemeinsame Arbeit bestehen kann und diese Hilfe und Bereitwilligkeit ihr somit notwendig und vorgezeichnet ist. Und weiter: man braucht am Stabe nur eine Biene zu ängstigen, sie gibt einen besondern Laut von sich, und dieser genügt, um Unterstützung zu finden, um den ganzen Stod stechflüchtig zu machen. Die Tiere glauben instinktmäßig an eine Gefahr für den Stod, und die Verteidigung und Erhaltung des Stodes ist ihnen aufgegeben.

Nun aber andere Fälle. Der Bienenwolf, die sogenannte Nordwespe, kann vollständig ungestört hunderte von Bienen fangen, ohne daß den Angegriffenen von ihren zahlreich herumschwärmenden Genossen auch nur die geringste Hilfe wird. Sie sind auf diesen Fall nicht eingerichtet, die Natur hat den Bienenwolf auf Bienen nahrung hingewiesen, und daher versagen die sonst so hochgepriesene Klugheit und Hilfsbereitschaft vollständig. Ebenso darf man ungestört wenige Meter vom Stode entfernt den Bienenfang betreiben, keine Biene wird ihnen zu Hilfe kommen. Ebenso teilnahmslos verhalten sich die Bienen, wenn eine ihrer Genossinnen in ein Spinnennetz gerät; sie mag noch so kläglich summen, ihr Todeslaut verhallt unerhört, keine Biene kommt ihr zu Hilfe. Kann man nun bei einem so wahrhaft stupiden Verhalten noch von menschenähnlicher Klugheit reden? Ist es wohl nötig, hier Vergleichsobjekte oder Vergleichungsfälle aus dem Menschenleben heranzuziehen.

Ganz absonderliche Sprünge macht nun die ungläubige Wissenschaft, um die wirklich vorhandenen Fähigkeiten zu ihrem Zwecke auszunutzen. Obschon es unerschütterlich fest steht, daß die Biene, so lange wir sie kennen, also doch seit mehreren Jahrtausenden, ganz genau in derselben Weise arbeitet, trotzdem auch der feinsten Entwicklungsapostel bei der Biene (auch bei keinem andern Tiere) keine Spur von geistiger Weiterentwicklung nachweisen kann, so sollen doch diese wunderbaren Fähigkeiten ein Rezerbationsprodukt von unzähligen Generationen sein, das heißt, wieder auf gut deutsch: Die Bienen sind durch Vererbung eigener Erfahrungen zu dieser hohen Stufe gekommen, sie haben einen Verstand, der aus eigener Kraft Fortschritte macht, der sich also vom menschlichen Verstande nur durch eine andersartige Ausprägung unterscheidet. Um die Gültigkeit dieser Annahme zu beweisen, genügt es, auf das hinzuweisen, was die Bienen noch nicht gelernt haben. So haben die Erfahrungen unzähliger Generationen es der klugen Biene noch immer nicht zum Bewußtsein gebracht, daß ihr Stachel zum Stechen des Menschen absolut nicht eingerichtet ist, daß ihre manchmal ziemlich große Stechflucht stets mit dem Tode der Stechflüchtigen bezahlt werden muß. Eine derartig wichtige

Beobachtung hätten doch auch die am tiefsten stehenden Wilden in recht kurzer Zeit gemacht. Der Stachel ist der Biene eben gegeben zum Schutze gegen ihre natürlichen Feinde, also zum Kampfe gegen Raubinsekten und zur Abschlagung der Drohnen. Bei beiden Verrichtungen wird eben der Stachel nicht ausgerissen.

In der Behandlung der Königin erweisen die Klugen Bienen sich geradezu wie verrückt. Obgleich sie der Königin ergeben sind bis zum Tode, ermorden sie alle bis auf eine. Wenn aber die Erfahrungen unzähliger Generationen ihre Kunstfertigkeit auf eine so hohe Stufe brachten, warum wissen sie denn heute noch nicht, daß ein Staat, dessen Existenz von einem einzigen Individuum abhängt, daß ein solcher Staat stets und ständig in Gefahr ist, unterzugehen. Warum machen sie es sich und ihrer Königin nicht klar, daß es viel vernünftiger sei, ein paar königliche Prinzessinnen leben zu lassen, damit im Falle der Not eine den erledigten Thron bestiegen könne. Werfe hier keiner ein, die Bienen können diese Skalamität dadurch verhindern, daß sie aus Arbeiterinnenlarven neue Königinnen erziehen. Daß sie das können, das ist kein Beweis gegen, sondern für meine Beweisführung, es handelt sich eben wieder um einen Vorgang, welcher zeigt, wie die Natur für ihr Geschöpf sorgt, wie sie es zwingt, instinktmäßig das zu tun, was sie selbst schon vorbereitet hat. So und nicht anders hat die Natur vorgeschrieben und so macht das Tier es und muß es so machen. Wie oft könnte ein weiselloser Stod sich aus seiner Verlegenheit retten, wenn er einige recht hübsche Drohnen zum Nachbarstode, der gerade junge Königinnen hat, auf freien schickte und sich eine junge Königin erbäte. Aber nein, kann er sich nicht so retten, wie die Natur es ihm vorschrieb, so geht eher der ganze Stod zu Grunde, ehe er sich nach einem andern Auswege umsäht. Aus diesen Ausführungen aber geht auch schon hervor, daß die Verständigung der Bienen nicht weitergeht, als die Existenz es erfordert, ja sich in den meisten Fällen nur in der Nahrungsfrage äußert. Daß eine Biene der anderen mitteilen kann, wo etwas zu holen ist, glaube ich ganz sicher. Ich hatte, um Schmetterlinge zur Kopula zu bringen, resp. um sie bis zu dieser Zeit zu erhalten, geschmolzenen Zucker aufs Fenster gestreut, der wohl einen halben Tag dalag, ohne daß sich etne Biene daran sehen ließ. Da fand ich ganz zufällig im Garten einige beregnete und halbmatte Bienen, nahm sie mit herein und setzte sie an meinen Zucker. Das schmeckte, und als sie trocken waren, flogen sie lustig summend davon. Als ich aber nach einiger Zeit ganz ahnungslos nochmals das Zimmer betrat, summte und brummte es von Bienen darin, und die Zuckerstellen waren geradezu von Bienen umlagert. Man könnte nun ja noch annehmen, daß diese Bienen sich aber nach Menschenart verständigen können, so wäre es ihnen ein Leichtes, in großen Schwärmen auszugehen und alle ihre Feinde zu überwältigen. Brauche ich wohl noch mehr Beispiele anzuführen, um zu beweisen, daß auch die kluge Biene nur gerade so lang klug ist, als sie genau ihren Naturtrieben folgt, als sie genau so handelt, wie es ihr vorgeschrieben.

Gehen wir nun zum Ameisenstaate über, so finden wir des Wunderbaren noch viel, und wenn man Gelehrte und Beobachter, wie z. B. Vater Wasmann, darüber vortragen hört, so kommt man gar nicht aus dem Stadium sprachloser Bewunderung hinaus. Ich will an dieser Stelle allerdings nicht auf Wasmann zurückkommen, denn seine Ausführungen sind so gelehrt und kompliziert zugleich, daß sie vollständig eigene Behandlung und eigenes Studium verlangen; dagegen sollen auch hier eine Reihe von sehr interessanten Verrichtungen zur Besprechung elangen. Diese Verrichtungen sind so wunderbar, daß man die Ameisen ohne weiteres für die klügsten Tiere der Erde erklären müßte, wenn ihre Arbeiten eben auf Verstand und Vernunft beruhten. Ja, wäre dieses der Fall, so würde die Ameise dem Menschen am allernächsten stehen und nach der Ausführung ihrer Arbeiten stehen sie ihm am nächsten.

Schon als Baumeister sind sie der kunstfertigen Biene bei weitem überlegen. Zwar steht der Ameisenbau dem Bienenbau an Kunstfertigkeit nach, aber welche Mannigfaltigkeit, welche Anpassungsvermögen finden wir bei den Ameisen! So wohl in der Anlage als in der Durchführung herrscht die größte Abwechslung, und sieht man von den Grundzügen ab, so dürfte man kaum zwei Kolonien finden, die an annähernd gleicher Weise durchgeführt wären. Ueberall bemerkt man eine ganz bewunderungswürdige Anpassungskraft an die bestehenden Verhältnisse. Daß die Ameisen je nach der Art die verschiedensten Künste ausüben, sei nur ganz kurz erwähnt. Die einen minieren im Holze, die anderen in der Erde. Die kleine schwarze Ameise südlicher Gegenden mauert sich regelrechte Wohnungen aus Lehm, und ist sie dadurch genötigt, alle ihre

Bauarten bei Regenwetter auszuführen. Kommt nun ein Regen, so quellen die Tiere geradezu hervor. Jedes trägt ein Klümpchen Lehm zwischen seinen Kiefern, läßt es gut naß werden und beginnt frisch zu mauern. Gerade wie bei den Bauten der Menschen, werden auch hier zuerst die Seitenwände aufgeführt und dann das Dach darüber gewölbt. Daß manche Arten ihre Wohnungen in abgestorbenen Holzteilen aufschlagen, kann man oft genug sehen, aber auf Java und den Molukken finden wir Ameisen, die auf lebende Pflanzen angewiesen sind. Sie bewohnen eine Pflanzenart, deren Stengel kugelartige Verdickungen zeigt und man will beobachtet haben, daß Pflanzen dieser Art, die nicht von Ameisen bewohnt sind, nicht so üppig wachsen wie die bewohnten. Pflanzen und Tiere scheinen somit aufeinander angewiesen zu sein. Man spricht so oft von dem Anpassungsvermögen mancher Tiere, und leitet davon Schlüsse auf die geistigen Eigenschaften derselben ab. Hier scheint es nun aber die Pflanze zu sein, die sich angepaßt hat, also müßte dieser auch schon ein ein Portionchen Verstand zuerkannt werden. Ob man es auch tut?

Schon bei den Bauten der Ameisen ließe es sich wieder leicht nachweisen, daß auch hier kein Verstand nötig ist, sondern daß auch hier jedes Tier arbeitet wie es sein muß, daß auch hier kein Fortschritt vorhanden, aber es sei dies bis zum Schlusse zurückgestellt.

Bei der Ernährung der Ameise aber stoßen wir auf Eigentümlichkeiten, die sich im ganzen übrigen Tierreiche nicht mehr finden, und müßten wir sie auf Verstand und Ueberlegung zurückführen, so würde die Ameise nach ihren geistigen Eigenschaften direkt hinter den Menschen zu stehen kommen.

Die Ameisen sind nicht nur tüchtige Jäger, sie sind auch Ackerbauer und Viehzüchter.

Ackerbau treibt z. B. eine Ameise in Mexiko, die auf Grund dieser wohl einzig dastehenden Lebensweise auch als „ackerbau-treibende“ Ameise benannt wurde. Diese Ameisen umgeben ihre Wohnungen mit einem Wall, den sie glätten und mit einer reisartigen Pflanze, dem sogenannten Ameisenreis anfüllen. Alle anderen Pflanzen werden die Unkraut behandelt, d. h. es werden ihnen die Wurzeln abgerissen, oder sie werden auch ganz ausgerissen. Im November umgibt der aufgewogene Reis die Ameisenwohnung wie ein grüner Hain. Die Ernte beginnt im Juni und wird der gereinigte Samen sorgfältig in die Wohnungen gebracht und aufbewahrt. Ebenso hat man besonders in den letzten Jahren Ameisen beobachtet, die besondere Pilzarten kultivierten, sie pflanzten und keine andern Arten aufkommen lassen.

Daß die Ameisen verschiedenartige Haustiere haben, ist schon allgemeiner bekannt. Ich nenne hier nur die Blattläuse und die Keulenkäfer. Die Freundschaft zwischen Ameisen und Blattläusen ist so allgemein bekannt, daß man ja die Blattläuse die Milchkühe der Ameisen nennt. Sind irgendwo Blattläuse, so stellen sich auch bald ihre Freunde, die Ameisen ein, um ihren süßen Tribut in Empfang zu nehmen. Die Blattläuse leben bekanntlich auf Blättern und jungen Zweigen, deren Säfte sie mittels ihres Rüssels, des sogenannten Schnabels, ausaugen. Ein Teil dieser Nahrung, man könnte fast annehmen der Ueberfluß, wird durch den Hinterleib wieder in Gestalt ganz kleiner Tröpfchen ausgesondert. Die Ameisenkühe geben ihre Milch also ganz freiwillig. Kommen aber mehrere Ameisen nacheinander zu derselben Blattlaus, so finden sie keine bereitstehenden Tröpfchen mehr, sondern sie müssen ihre Kühe „melken“ um zum Ziele zu kommen. Diesen Vorgang kann man im Sommer tausendmal an einem Tage beobachten. Kommt eine hungrige Ameise und findet keine Tröpfchen, so streichelt sie den Hinterleib der Blattlaus mit ihrem Fühler, und durch diesen Anreiz treten bald wieder Tröpfchen aus, die begierig abgeleckt werden.

(Ohne vom Thema abzukommen, möchte ich auf diesen Vorgang noch speziell hinweisen, weil dadurch von der sonst im Großen und Ganzen nützlichen Ameise ein nicht unerheblicher Schaden angerichtet wird. Daß dieses in bezug auf den ausgeübten Schutz der Pflanze, dürfte bekannt sein; der Hauptschaden aber entsteht durch das sogenannte Melken. Durch die dadurch beschleunigte Absonderung des Saftes sind die Blattläuse genötigt, stärker zu saugen, als es sonst der Fall wäre; man sieht, rein, wie sie sich anklammern und den Rüssel tiefer hineinbohren, und der dadurch angerichtete Schaden ist nicht zu unterschätzen).

(Schluß folgt.)

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 9.

Düsseldorf, den 26. Februar.

1905.

Inhalt: Evangelium zum Sonntag Sexagesima. — Der rechte Glaube. — Eine beachtenswerte Warnung vor dem Pessimismus. — Die geistigen Eigenschaften der Künstlerinsekten. — Für die Hausfrau. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum Sonntag Sexagesima.

Evangelium nach dem heiligen Lukas VIII, 4—15.
„In einer Zeit, als sehr viel Volk zusammen gekommen, und aus den Städten zu Jesus herbeigeeilt war, sprach er gleichnißweise: ein Säemann ging aus, seinen Samen zu säen: und da er säete, fiel Einiges an den Weg und wurde zertreten, und die Vögel des Himmels fraßen es. Ein Anderes fiel auf steinigten Grund, und da es aufging, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. Ein Anderes fiel unter die Dörner, und die Dörner, die mit aufwuchsen, erstickten es. Ein Anderes fiel auf gute Erde und ging auf, und gab hundertfältige Frucht. Als er dies gesagt hatte, rief er: Wer Ohren hat, zu hören, der höre. Es fragten ihn aber seine Jünger, was dieses Gleichniß bedeute. Und er sprach zu ihnen: Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen; den Uebrigen aber werden Gleichnisse gegeben, damit sie sehen und doch nicht sehen, hören und doch nicht verstehen. Die am Wege, daß sind die, welche es hören, dann kommt der Teufel und nimmt das Wort aus ihren Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden. Die auf dem steinigten Grunde, das sind die, welche das Wort mit Freuden aufnehmen, wenn sie es hören; aber sie haben keine Wurzeln, sie glauben eine Zeit lang, und zur Zeit der Versuchung fallen sie ab. Das, was unter die Dörner fiel, das sind die, welche gehört haben, aber dann hingehen und in den Sorgen, Reichthümern und Wohlthun des Lebens ersticken, und keine Frucht bringen. Was aber auf gute Erde fiel, das sind die, welche das Wort hören, und in dem guten, und sehr guten Herzen behalten, und Frucht bringen in Gedult.“

Der rechte Glaube.

VI.

Die herrliche Gleichnißrede des heutigen Evangeliums hat unser Herr Selber erklärt, lieber Leser, und wir erkennen leicht, daß er zwei Hauptklassen von Menschen unterscheidet: jene, bei denen der ausgestreute Same des göttlichen Wortes ohne Frucht bleibt — und die anderen, deren Herz einem fruchtbaren Erdreich gleich, in welchem der Same des göttlichen Wortes hundertfältige Frucht bringt.

Die Gleichnißrede paßt auch sehr wohl in den Rahmen unserer bisherigen Betrachtungen über den rechten Glauben. Soll nämlich der Glaube fruchtbar werden an guten Werken, so muß das Herz des Christen ein entsprechend guter, empfänglicher Boden sein, um den Samen des göttlichen Wortes gedeihen zu lassen. — Damit der Glaube nicht ein „toter“ sei, der vor Gott absolut keinen Wert hat, wie wir leythin ausführten.

Die heiligen Evangelien bieten uns die herrlichsten Beispiele wahrhaft lebendigen Glaubens: Vornehme und Gelehrte, und namentlich ganz ungelehrte und arme Leute aus dem Volke, Männer und Frauen, Juden und Heiden hören „das Wort“ Jesu mit frommem Glauben und richten nach den von Jesu gegebenen Weisungen ihr Le-

ben ein. Einige dieser herrlichen Gestalten wollen wir uns doch kurz ansehen. Da haben wir gleich im Beginn der öffentlichen Wirksamkeit Jesu einen Nathanael, einen „wahren Israeliten, in dem kein Falsch ist“, dessen kindlich lautere Seele gleich bei der ersten Begegnung mit dem Heiland in die Worte ausbrach: „Rabbi, Du bist Gottes Sohn, Du bist der König von Israel!“ (Joh. 1.) Da treffen wir einen Nikodemus, den hochgebildeten und gesetzeskundigen jüdischen Rathsherrn, dem der Herr in jener bekannnten nächtlichen Unterredung die tiefsten Geheimnisse Seiner göttlichen Lehre offenbarte, und den wir — wie lange er auch zuvor um den Glauben gerungen haben mag — beim Begräbniß des Herrn unter den gläubigen Jüngern finden, deren Selbennut unsere Bewunderung hervorruft (Joh. 3.). Da begegnen wir einem geheilten Blindgeborenen; der gütige Heiland hat ihm das ersehnte Augenlicht gegeben, und nun wolkten die geistig-blinden Häupter Israels ihm einreden, daß dieser wundertätige, barmherzige Heiland nicht von Gott, sondern ein Sünder sei. Er aber fertigt diese Verstockten mit der Logik des gesunden Menschenverstandes also ab:

„So lange die Welt steht, ist nicht erdhört worden, daß Jemand die Augen eines Blindgeborenen geöffnet hat. Wenn Dieser nicht von Gott wäre, so hätte er es (das Wunder) nicht wirken können!“ Und sie stießen ihn aus der Synagoge aus. Da aber Jesus dies hörte, sprach Er bei der nächsten Begegnung zu ihm: „Glaubst du an den Sohn Gottes?“ Er aber antwortete und sprach: „Wer ist es, o Herr, damit ich an Ihn glaube?“ Jesus sprach zu ihm: „Du hast Ihn gesehen, und Der mit dir redet, Der ist's!“ Er aber sprach: „Herr, ich glaube!“ Und er fiel nieder und betete Ihn an (Joh. 9.). Da begegnen wir ferner einem Zachäus, jenem reichen Zollbeamten; er hat ein so lebhaftes Verlangen, Jesum auch nur einmal zu sehen, daß er die gewohnte Zurückhaltung, die seine angesehene Stellung ihm auferlegt, ganz vergißt und einen Baum erklettert, an dem der Ersehnte vorüberkommen muß. Und wie lebendig flammt bei der Heimführung des Herrn der Glaube in ihm auf! „Siehe, Herr (sagt er), die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen und, wenn ich Jemanden betrogen habe, werde ich es vierfach erstatten!“ (Luk. 19.) Da hören wir von einem heidnischen Hauptmann, der für seinen kranken Knecht die Gesundheit erbittet mit dem bekannnten demüthigen und von uns Christen nachgeahmten Worte: „Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehst unter mein Dach, vielmehr sprich nur ein Wort, und mein Knecht wird gesund!“ Hier offenbart sich ein so lebendiger Glaube, daß der Herr ihm hohes Lob spendet: „Wahrlich, so großen Glauben habe Ich in Israel nicht gefunden!“ (Matth. 8.) Wir begegnen einem samaritanischen Weibe, das sich nicht nur selbst gläubig zum Heiland wendet, sondern auch bei Ihren Bekannten für Ihn um Glauben wirbt und dem Herrn Viele als Gläubige zuführt (Joh. 4.). Und, lieber Leser, vergessen wir nicht das Schwesterpaar Martha und Maria, das sicherlich durch die Hölle

seines Glaubens und die Tiefe seiner Liebe uns mit Bewunderung erfüllen muß. Wie hoch der Herr den lebendigen Glauben des Schwesterpaares bewertete, schildert uns in lebhaften, anziehenden Farben der Lieblingsjünger Johannes in dem ersten Hauptstück seines Evangeliums, wo er die Wiedererweckung ihres gestorbenen Bruders Lazarus berichtet (Joh. 11).

Aber, lieber Leser, das herrlichste Beispiel von allen, in deren Herzen das Wort Jesu die Früchte lebendigen Glaubens in ihrer schönsten Vollendung hervorbrachte, bilden doch — abgesehen von der gebenedeiten Mutter unseres Herrn — Seine Apostel. Von dem Glauben, daß Jesus der verheißene Messias ist, erheben sie sich von Stufe zu Stufe zu dem Glauben, daß dieser Messias der eingeborene Sohn Gottes ist. Als z. B. bei der Verheißung des hhl. Altarsakramentes die zuhörenden Juden offen ihrem Unglauben Ausdruck gaben, als selbst einige der Jünger die Rede des Herrn zu „hart“ fanden und Ihn verließen, und als der Heiland nun auch die Apostel fragte, ob auch sie Ihn verlassen wollten, — da finden wir ihren Glauben schon so erstarrt, daß sie, obwohl sie das verheißene Geheimnis nicht begreifen, nicht mehr irre werden an ihrem Meister, so daß Petrus aus dem Herzen aller (ausgenommen Judas!) sprechen darf: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens! Wir haben geglaubt und erkannt, daß Du bist Christus, der Sohn Gottes“ (Joh. 6). Auch die andere wichtige Begebenheit, bei Caesarea Philippi, kennst Du, lieber Leser zur Genüge; wieder ist es Petrus, der im Namen der übrigen Apostel das Wort nimmt: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ (Matth. 16.) Freilich erfassen sie erst nach einigem Schwanken „das Geheimnis des Kreuzes“. Aber welcher lebendige Glaube durchglüht diese schlichten Männer aus dem Volke, nachdem der auferstandene Heiland sie befehlet, und nachdem sie ausgerüstet sind mit der Kraft des hl. Geistes! Eine Riesenaufgabe sollen sie lösen, — das Evangelium tragen bis an die Grenzen des Erdbereichs, selbst den Samen des göttlichen Wortes austreuen, wo sich empfängliche Herzen als gutes Erdreich darbieten! Und siehe! ihr lebendiger Glaube ließ sie nicht zurückschrecken vor den größten Beschwerden, nicht vor blutigen Verfolgungen, nicht vor dem Opfer des Lebens für den geliebten Meister!

Auch heute ist der lebendige Glaube noch nicht ausgestorben. Immerdar und überall gibt es noch viele gottliebende Christen, deren Herzen dem Heiland gehörend und darum einem fruchtbaren Erdreich gleichen, das hundertsältige Frucht bringt. Laß es Dir, lieber Leser, in der kommenden heiligen Ruhezeit mit Hilfe der göttlichen Gnade recht angelegen sein, auch Dein Herz zu einem Acker umzuschaffen, der recht fruchtbar wird an guten Werken! S.

* Eine beachtenswerte Warnung vor dem Pessimismus

finden wir in Nr. 2 des kölnischen Pastoralblattes. Wir entnehmen dem Aufsatz folgende Ausführungen:

„Je schwieriger unter den heutigen Zeitverhältnissen sich die Seelsorgstätigkeit gestaltet, desto öfter und eindringlicher muß die Warnung vor jeglichem Pessimismus auf diesem Gebiete wiederholt werden.“ Diese Worte bilden die Einleitung zur Wiedergabe einer herrlichen Ansprache, welche der verstorbene Dombischof Heinrich von Mainz im Jahre 1889 in Würzburg gehalten hat. Dieser unergiebliche Priesterkreis hatte die ganze Sturm- und Drangperiode der katholischen Kirche in Deutschland während des 19. Jahrhunderts mitdurchlebt; als Vorkämpfer und Paladin stand er noch in hohem Alter in den vordersten Reihen, und er ließ nicht nach, immer wieder die jüngere Generation aufzumuntern und zu begeistern. Auf der herrlichen Katholikerversammlung zu Koblenz im Jahre 1890 zum Ehrenpräsidenten erwählt, hat er seine letzte öffentliche Rede gehalten und dargetan, wie er schon 1837 dabei gewesen, wie er die erste Versammlung 1848 in Mainz und die zweite in Breslau 1849 unter dem Belagerungszustande mitgemacht habe. Dann fährt er fort: „Wenn einer ein ordentlicher Priester sein will, und wenn er auch dann zu Haus ausführen will, wovon man hier geredet hat, so muß er, wie mir scheint, drei Eigenschaften haben: er muß nämlich erstens e.

hrig sein, und wir alle müssen zweitens einig, und über alles müssen wir endlich freudig sein.“

Wer den Dombischof Heinrich damals mit den langen weißen Haaren in jugendlicher Begeisterung auf der Rednertribüne gesehen hat, wird sich des gewaltigen Beifalls der nach mehreren Tausenden zählenden Menge erinnern, die dem ehrwürdigen Greise jubelte. Was er damals gesagt, paßt bis zur letzten Silbe auch auf die heutige Lage. Wenn wir in Deutschland bleiben, steht es denn so schlimm mit uns, daß wir die Hände in den Schoß legen und untätig den „Zusammenbruch“ erwarten sollen? Sollen wir Seelsorger verzweifeln und uns einer stumpfen Resignation hingeben? Gewiß leben wir in recht bösen Zeiten; eine noch böhere Zukunft zieht heran. Aber hat es nicht in früheren Jahrhunderten Situationen für die Kirche gegeben, die weit schlimmer, ja geradezu hoffnungslos waren?

Aber soll man denn nicht mutlos werden, wenn man den Zuwachs der Sozialdemokratie in unseren katholischen Gemeinden beobachtet? — Gewiß ist diese Erscheinung sehr betrübend. Aber wir tun alle gut, unser eigenes Gewissen gründlich zu erforschen; ob wir nicht auch etwas mitschuldig sind. Würde mancher Seelsorger sich auf der Kanzel eine weise Beschränkung auferlegen und nicht jedesmal eine volle Stunde oder noch mehr predigen, dann würde er nicht so manchen Ram aus der Kirche hinaustreiben. In einer ländlichen Pfarrkirche dauerte das Hochamt mit der Predigt regelmäßig zwei Stunden; die jüngere Männerwelt verließ haufenweise die Kirche. Natürlich mahnte, drohte und schimpfte der Pastor — vergebens! Heute dauert dort das Hochamt etwas über eine Stunde — niemand geht hinaus, kein Aergernis, keine Störung. Warum erleichtern wir nicht dem Volke, das in der Woche so hart arbeiten muß, am Sonntage die Erfüllung seiner religiösen Pflichten? Es ist sehr unrecht, jeden, der einmal eine freimütige Meinung auszusprechen wagt, der seine Unzufriedenheit mit diesem und jenem äußert, gleich als Sozialdemokraten zu bezeichnen. Mancher hält sich für einen Sozialdemokraten, der aber um alles in der Welt nicht vom Glauben lassen will. Warum wendet sich die Predigt selbst nicht in ausgedehnterem Maße, als es früher erforderlich war, gegen die modernen Zustände? Freilich erfordert eine solche Predigt mehr Vorbereitung. Warum benutzen so manche Priester ihre freie Zeit nicht zur Unterstützung der Volksschule? Was könnte da viel, sehr viel Gutes getan werden!

Man klagt so viel über Rückständigkeit auf wissenschaftlichem Gebiete; man klagt über Imparität bei Besetzung der einflussreichen Stellen in allen Zweigen der Verwaltung. Diese Klagen sind so alt, daß mancher heute denkt, es nützt doch nichts; man muß sich fügen. Gewiß hat es gekostet; ganz langsam und sicher machen wir Fortschritte auf diesem Gebiete. Wenn die maßgebenden Stellen sehen, daß wir nicht nachlassen, werden sie, wenn auch widerwillig, uns unser Recht zukommen lassen. Wenn wir aber mutlos werden und still sind, dann wird es heißen: Sie sind ganz zufrieden. Und auch hier können wir miteingreifen. Hast du talentvolle Knaben in deiner Pfarre, so laßst du sie — unter den nötigen Voraussetzungen — in ihrem Studium zu unterstützen. Es gibt Vereine, deren Ziel es ist, junge aufstrebende Talente zu fördern, die Göttergesellschaft und der Albertus-Ragnungsverein. Die Verhältnisse erlauben es heute, wenigstens jedem Pfarrer, diesen beiden Vereinen anzugehören. Zwanzig Mark pro Jahr für diesen Zweck ausgelegt, sind in schönster Weise verwendet.

Man klagt über die Inferiorität der Katholiken, insbesondere auf belletristischem Gebiete. Es ist wahr, daß Individualismus und Materialismus zahlreiche finanzielle vorzüglich fundierte Organe besitzen, wodurch sie in den weitesten Kreisen großen Einfluß ausüben. Auf unserer Seite war es früher recht schwach bestellt; aber seit Jahren haben wir den Hausnach und die Alte und Neue Welt, die trotz unüberwindlicher Mängel — was ist auf Erden ohne Mängel — den Vergleich nicht zu scheuen brauchen. Trotzdem hört man so oft sagen: Wir haben nichts; unsere Zeitschriften kommen gar nicht in Betracht. Wer ist schuld daran? Redaktion und Verlag bieten alles mögliche auf; aber ihre Arbeit bleibt erfolglos, wenn das Publikum teilnahmslos oder resigniert beiseite steht.

Von dem Pessimismus in der Politik wollen wir hier nicht reden; auch das blödeste Auge sieht, daß wir Fortschritte gemacht haben und noch immer machen. Könnten unsere heimgegangenen großen Führer aus ihren Gräbern steigen, sie würden staunen über das, was erreicht worden ist. Sie selbst haben meist den Erfolg ihrer Arbeit nicht mehr geschaut; trotzdem hat niemals — auch nicht in den schlimmsten Stürmen — der Pessimismus ihre Tatkraft gelähmt.

Rehren wir zum Gebet der eigentlichen Seelsorge zurück, so muß man noch verschiedene Klagen hören, die der Pessimismus erpreßt. Die gemischten Ehen nehmen immer mehr zu; es ist ganz unmöglich, auch nur eine davon zu verhindern,

Leider ist es wahr, daß die gemischten Ehen der Kirche unermesslichen Schaden zufügen, daß jedes Jahr Tausende Kinder der Kirche verloren gehen; aber das beweist nur, daß wir unablässig dagegen kämpfen müssen. Wenn der Seelsorger erfährt, daß eine gemischte Ehe in Aussicht steht, dann ist es freilich zu spät. Wir müssen das Thema von den gemischten Ehen wenigstens einmal im Jahre ex professo auf die Kanzel bringen; wir dürfen in der Oberklasse diesen Gegenstand nicht übergehen; wir dürfen uns nicht damit begnügen, am zweiten Sonntag nach Epiphanie den bezüglichen Passus der Ehe-Verordnung vorzulesen. Mit allem Nachdruck muß auf die Folgen dieser Ehen hingewiesen werden. Grund zum Verzweifeln ist aber noch lange nicht vorhanden.

Aber zum Verzweifeln ist das Ueberhandnehmen der Vereine; selbst auf dem Lande gibt es keinen Ort, der nicht seine zwei oder drei Vereine hätte. Wiederum sehr richtig! Aber es beweist nur, daß auch wir der unvermeidlichen Vereinstätigkeit erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Bekanntlich kann selbst ein religiöser Verein auf die Dauer ohne Festlichkeit gar nicht auskommen. Sorgen wir also dafür, daß die Leute gerne zu unseren Vereinen gehören, und veranstalten wir ein oder zwei Feste alljährlich in maßvollen Grenzen. Wenn die jungen Leute ohne Turn- und Gesangsverein nicht sein können, dann ziehen wir sie obendrein in die Jünglingskongregation; wenn die Männer dem Kriegerverein angehören müssen, so ver schlägt das nichts, wenn sie zugleich dem Arbeiterverein oder Volksverein sich anschließen. Enthält ein weltlicher Verein recht viele katholische Mitglieder, die ihre Pflichten gewissenhaft erfüllen, so üben sie durch ihre Zahl und ihr Ansehen einen großen Einfluß in dem Vereine aus und können vieles verhindern.

Aber die Verrohung der Jugend? Ein Artikel im Jahrgang 1902 des Pastoralblattes behandelt diesen Gegenstand recht eingehend und betont, daß die Frage der Jugendfürsorge wichtiger ist als jede andere Frage. Berufene Männer wenden ja auch namentlich in der letzten Zeit ihr Augenmerk der Fürsorge für die ländliche Jugend zu, während man in den Städten durch Jünglings-, Jungfrauen-, Dienstmädchen-, Ladenmädchen-, Lehrlings-, Gehülfs- und Gesellenvereine u. s. w. bereits große Erfolge erzielt hat. Auf dem Lande kommt man auch nicht mehr mit der gewöhnlichen Seelsorge aus. Wenn die Jugend in der richtigen Weise behandelt wird, wenn insbesondere die jungen Leute beiderlei Geschlechtes erkennen, daß man Interesse an ihnen nimmt und dies auch praktisch thätig, braucht man an ihrer Zukunft noch gar nicht zu verzweifeln.

Kein Pessimismus! So ruft uns auch P a p s t P i u s zu in seiner ersten Enzyklika. Wohl mag der Heilige Vater über das Verderbnis der Zeiten. Das dürfe uns aber nicht entmutigen. Der Hl. Vater legt dann im einzelnen dar, wie die Arbeit zur Besserung der Verhältnisse zu geschehen hat. Es ist der Wunsch des Papstes, daß alle Gläubigen ohne Ausnahme mitarbeiten; die Vereinigungen katholischer Männer finden seinen Beifall. Den Hauptwert sollen sie aber nicht auf scharfsinnige Erörterungen und lange Reden, sondern auf praktische Thätigkeit legen. Gutes Beispiel ist viel wirkungsvoller als Worte und schöne Reden. Bekanntlich hat der Kardinalpatriarch Carlo von Venedig die hier ausgesprochenen Grundsätze in praktische Leben eingegriffen hat, namentlich auch in politischer Hinsicht tätig war. Wenn er jetzt als oberster Hirt der Kirche alle treuen Söhne zu eifriger Mitarbeit auffordert, so bleibt er seiner ganzen Vergangenheit treu. Und allen aber sollte diese Mahnung des Papstes ein Anlaß sein, uns nicht einem resignierten Pessimismus hinzugeben, sondern ein jeder in seiner Stellung und in seinem Kreise, eifrige praktische Arbeit zu treiben. Mit Mut voran, voran unter dem Kreuz!

Die geistigen Eigenschaften der Künstlerinsekten.

(Schluß.)

Es ist sodann mehrfach beobachtet worden, daß die Ameisen die Blattläuse durch um sie herum gebaute Röhren einschließen und vor ihren Feinden schützen.

Noch interessanter aber gestaltet sich wohl das Verhältnis zwischen den Ameisen und den Keulenkäfern, die in ihren Bauten unterhalten und gepflegt werden, und hier ist auch das Prinzip der Gegenseitigkeit noch viel schärfer ausgebildet. Der reformierte Pfarrer Müller zu Odenbach in der Rheinpfalz war wohl der erste, der über diese Haustiere der Ameise genauere Mitteilungen machte, und seitdem haben weitere Beobachter bis auf den heutigen Ameisenforscher Vater Wahman immer genauere Beobachtungen gemacht. Dieselben hier

aufzuzählen, würde zu weit führen; ich beschränke mich daher auf die allereinfachsten aber auch interessantesten derselben. Die Keulenkäfer werden meist nicht als Haustiere, sondern als Gäste der Ameisen bezeichnet, und diese Benennung ist auch insoweit richtig, als sie nicht zu irgendwelchen Arbeiten angehalten werden, sondern müßig umherspazieren können; man könnte sie aber auch Pensionäre der Ameisen nennen, denn sie empfangen ihre Kost nicht umsonst, sondern bezahlen sie. Für diese Bezahlung aber lassen sie sich bedienen wie recht große Herrn. Sie nehmen selbst keine Nahrung zu sich, lassen sich vielmehr von den Ameisen füttern. Haben sie Hunger, so stellen sie sich den heimkehrenden Ameisen in den Weg. Beide Parteien streicheln sich mit den Fühlern, dann reißt die Ameise ihr Maul recht weit auf und gibt dem Käfer aus den innern Mundteilen von der eben genossenen Nahrung, welche dieser mit Lippe und Kinnladenlappen aufnimmt. Umgekehrt aber laßt man noch viel öfter beobachten, daß die Ameisen von den Keulenkäfern einen Tribut heischen. Sie bleiben dann stehen und scheinen ihn mit den Fühlern zu liebkosen, dann beginnt die Ameise den Rücken des Käfers zu beledern und an seinen Haarbüscheln zu saugen. Wird der Käfer gleich darauf von einer andern Ameise angehalten, so läßt diese ihn nach kurzer Untersuchung weiter gehen, sie findet eben nichts mehr.

Kann man sich nun eine interessantere Viehzucht denken und ist wohl im ganzen Tierreich ein ähnliches Beispiel zu finden.

Bei den Blattläusen vergaß ich übrigens noch zu bemerken, daß andere Arten auch von den Ameisen im Bau gehalten werden, wo sie sich durch Saugen an den Grasswurzeln ernähren. Ja, man hat beobachtet, daß die Ameisen nicht nur diese Blattläuse, sondern auch ihre Eier bei nahender Gefahr in Sicherheit brachten und sie nachher wieder auf die Grasswurzeln setzten.

Nach Ferdinand Tamborini werden die im Herbst gelegten Eier der Blattläuse den ganzen Winter hindurch sorgfältig gepflegt. Schöpfen dann im Frühlinge die Jungen, so werden auch sie wieder von ihren Kostwirtinnen auf die nährenden Grasswurzeln gesetzt.

Erinnere ich nun noch daran, daß die Ameisen auch Straßen bauen, Kriege führen und Sklaven halten, so muß man doch gestehen, daß die Ameisen die Staaten der Menschen in einer Weise nachahmen, die mehr als wunderbar ist. Und dies finden wir ja auch an allen Ecken und Enden ausgesprochen und niedergeschrieben. Nun ja, es sieht ja auch gerade so aus, und manche denken sich auch hier ebensowenig etwas Böses darunter wie unter dem Ausbrude Tierverstand. Die Gottesknechte aber finden hier ein Bläthen, ihren Vordruck so fein sachte zu verdecken. Ja, ist es denn nicht richtig? Nein und tausendmal nein, es ist so unrichtig, daß derjenige, der den Sach mit vollem Verständnis seiner Tragweite hinschreibt, entweder unwissentlich oder wissentlich eine grobe Unwahrheit hinschreibt. Diese Ameisen haben den Menschen eben nicht nachgeahmt, ihre Arbeiten sind ihnen zugewiesen und auferlegt, sie müssen sie genau in der Weise verrichten wie der Maulwurf, wenn er seine Stollen treibt, wie der Specht, wenn er seine Nesthöhle hakt, sie müssen sie verrichten, weil ein mächtiger Trieb sie zwingt, so zu handeln und nicht anders.

Ein ganz einfacher, aber trotzdem schwerwiegender Beweis liegt in der einfachen Tatsache, daß die verschiedenen Ameisenarten einer Gegend nicht voneinander lernen. Diejenigen, die ihre einfachen Wohnungen unter einem Steine anlegen, werden nie die künstlicheren Bauten einer andern Art nachmachen, sie bauen ihre Nester wie ihre Vorfahren sie vor tausend Jahren bauten. Sollte es nötig sein, als Gegenstück anzuführen, wie der ganze Baustil einer Gegend sich ändert, wenn seine Bewohner etwa durch eine neueisenbahn Gelegenheit bekommen, andere Gegenden und ihre Erzeugnisse kennen zu lernen? Beim Menschen lernt ein Volk, ein Stand, ein Stamm vom andern, daher Stilarten, Moden, wechselnde Gebräuche. Bei den Tieren und auch bei den hochentwickeltesten Ameisen ist dieses nicht der Fall. Hier herrscht ein eisernes Gesetz, welches dem Tiere Organe und dazu passende Fähigkeiten gibt, aber auch keine Entwidlung und keinen Fortschritt, kein Lernen vom andern gestattet, daher beim Tier kein Wechsel, keine Moden, nichts, was einer persönlichen Entwidlung auch nur ähnlich sähe.

Nachahmen! Die Ameisen hatten Staaten als die Menschen kaum durch ein gemeinsames Band verbunden waren; sie bauen Straßen und den Eingeborenen durch pfadlose Steppen irren. Der Seidenspinner konnte spinnen und die Spinnen weben, ehe die Menschen diese Künste auch nur ahnten, als sie noch froh waren, ihre Blöße mit Tierfellen zu bedecken. Oder zweifelt einer daran, daß der Fuß der Kreuzspinne seine bewundernswürdige Einrichtung schon vor 4000 Jahren wie heute hatte, sie zu einer Zeit hatte, wo der Mensch noch an keinen Webstuhl dachte?

Noch davon gleich; sehen wir uns jetzt einmal die klugen, kunstfertigen Ameisen in Lagen an, wo die von der Natur angewiesenen Wege überschritten werden. Es zeigt sich dann so gleich, daß den so anscheinend hochintelligenten Tieren Fähigkeiten versagt sind, die sich bei andern, die lange nicht so intelligent sind, vorfinden, und daß sie selbst niemals diese Fähigkeiten durch Erfahrungen erlernen, sei die Erlernung oder Aneignung auch das einfachste Ding von der Welt. So ist z. B. die kluge Ameise zu dumm, um einen Stein zu umgehen, eine Tatsache, von der man sich tausendmal an einem Tage überzeugen kann. Natürlich ist dadurch nicht gesagt, daß nun jede Ameise die höchsten Steine erklettern muß; die meisten aber klettern zehnmal, ehe sie einmal darum gehen. Diese sonderbare Unerfahrenheit, und bald hätte ich gesagt Dummheit der Ameise, habe ich niemals deutlicher geschildert gefunden als in den Schwarzwalddreisen des amerikanischen Humoristen Mark Twain, dessen Schilderung ich den Lesern dieser Zeilen nicht vorenthalten möchte. Derselbe schreibt wörtlich:

„Ich gebe gern den Fleiß der Ameise zu, sie ist das fleißigste Geschöpf der Welt, — das heißt, wenn jemand zuschaut — aber ihre Dummheit ist erschrecklich. Sie macht irgend eine Beute, meistens ist es etwas, was weder sie selbst noch sonst jemand auf der Welt brauchen kann und gewöhnlich siebenmal so groß als es sein sollte. Sie sucht sich den allerungünstigsten Fleck aus, um es zu packen, hebt es auf und eilt davon, aber nicht nach Hause, sondern in gerade entgegengesetzter Richtung, nicht ruhig und überlegt, sondern in einer wilden Hast, die ihre Kräfte erschöpft; sie stößt gegen einen Stein, und anstatt einfach herumzugehen klettert sie rücklings hinauf, immer ihre Last nachziehend und fällt natürlich auf der andern Seite herunter. Sie springt wieder auf, staubt sich ab, spuckt in die Hände, packt ihr kostbares Eigentum, zerrt es hierhin und dorthin, hält es hoch über den Kopf, verliert das Gleichgewicht und schlägt einen Purzelbaum, zieht es wieder nach, wird immer böser und schleppt es endlich in einer ganz andern Richtung davon, kommt an irgend ein Unkraut und denkt nicht im entferntesten daran, es zu umgehen. Nein, hinaufklettern muß sie, und hinaufklettern tut sie auch, immer ihre unnütze Last nachschleppend, ein so weises Unternehmen, als wollte jemand einen Sack Mehl von Heidelberg nach Paris gerade über den Straßburger Dom hinaustransportieren. . . . Endlich findet sich eine Genossin, die ihr das alte Heuschreckenbein tragen hilft. Mit echt ameiselicher Ueberlegung packen sie es, jede an einem andern Ende, und beginnen aus Leibeskräften in entgegengesetzter Richtung zu ziehen. Auf einmal halten sie inne und beraten. Es ist ihnen klar, daß etwas nicht in Ordnung ist, aber was, können sie nicht herauskriegen. Sie gehen es also wieder an — mit demselben Erfolg. Vorwürfe folgen, einer schimpft den andern Obstruktionist. Immer hitziger werden sie und der Disput endet mit einer Kauferei. . . . Endlich haben sie das alte Heuschreckenbein wieder ungefähr dorthin gebracht, wo es ursprünglich lag. Sie wischen sich den Schweiß von der Stirne, besehen es gedankenvoll und entscheiden sich schließlich dahin, daß so ein Bein doch eine ziemlich wertlose Sache sei. Dann rennen beide in verschiedenen Richtungen davon, um irgend einen alten Nagel oder sonst etwas aufzuteiben, was schwer genug ist, sich damit abzuplagen zu können und zugleich wertlos genug, um eine Ameise zu reizen.“

Diese Schilderung, sie stammt eben von einem Humoristen, ist ja hier und da übertrieben, aber diese Uebertreibung geht sicher nicht weiter als die Uebertreibungen anderer Leute, die nicht Humoristen, sondern Forscher sein wollen.

Wie dumm aber die anscheinend so intelligenten Ameisen sind wenn ihr Instinkt sie im Stiche läßt, mag ein anderes Beispiel beweisen, nämlich ihr Verhalten gegen einen ihrer größten Feinde, gegen den Ameisenbären. Dieser, ein ziemlich unbeholfener Kamerad, läßt seine lange, wurmförmige Zunge mit den Ameisen in das Ameisennest hinein und die Ameisen setzen sich haufenweise darauf. Er braucht dann seine Zunge nur einzuziehen und alle die darauffitzenden Ameisen sind seine Beute. Lebte auch nur eine Spur von menschenähnlichem Verstande in den Ameisen, so müßten sie diesen Todfeind und seine Art doch kennen und sich bei seinem Nahen in die tiefsten Schlupfwinkel zurückziehen. Aber nein, die Natur hat den Ameisenbär auf die Ameisen angewiesen, es würde ihren Gesetzen nicht entsprechen, wenn die Tiere entflohen, daher warnt ihr Instinkt sie nicht, und die Ueberlegung läßt sie im Stiche, weil sie keine haben.

Es sollen diese Ausführungen die Fähigkeiten der Ameise nicht im geringsten anzweifeln, auch ich halte den Ameisenstaat für das Interessanteste der ganzen Insektenwelt, aber um Verstand und Ueberlegung zu zeigen, müßten die Ameisen sich doch noch ganz anders anstellen. Daß die Ameisen aber an gewisser Stelle ihre Kameraden verscharen, an gewissen Stellen ihren

Unrat absetzen, Tatsachen, die nachgerade in den letzten Jahren Aufsehen erregten, nun sie beweisen gar nichts.

Ich will zum Schluß noch zu einigen andern Künstlerinnen übergehen, nämlich zu den Spinnen und Seidenwürmern oder Seidenraupen.

Die Spinne webt ihr Netz mit einer solchen Kunstfertigkeit, daß kein Mensch es ihr mit den feinsten Instrumenten nachmachen kann. Es ist ein wahres Kunstwerk. Allein, woher hat sie diese Kunst? Hat sie sie erfunden oder von den Eltern erlernt? Nein, sie braucht nichts zu lernen. Denn, wenn man Spinneneier in eine Schachtel tut, wo sie keine Spinne und keine Gewebe zu sehen bekommen, so werden sie trotzdem mit derselben Kunst zu weben beginnen, als hätten sie ihr Wissen auf einer hgl. Webeschule geholt, und was das schönste ist, sie weben genau so wie die alten, von denen sie abstammen. Ganz genau dasselbe ist der Fall, wenn sie im Freien ihre Tätigkeit beginnen, wo sie die verschiedensten Netze studieren können. Nun gibt es ja auch unter den Menschen Familien, wo die Söhne das Geschäft des Vaters ergreifen und wo ganze Generationen dieselbe Fabrikarbeit, dieselbe Bergmannsarbeit verrichten. Aber einzelne Söhne einer solchen Bergarbeiter- oder Handwerker- oder Bauernfamilie säuerten doch ab. Der Sohn des Bergmannes wird Dachbeder, der einfache Bauernjunge Priester und der Sohn des Lehrers Musikdirektor. Findet man so etwas bei der Spinne? Nein, jede Spinne webt nach Väterart, und nie wird eine Webespinne zur Minierspinne oder freien Jagdspinne.

Die Spinnen aber können ihre Kunst nur ausüben durch die wunderbare Einrichtung ihres Leibes, durch den Spinnapparat und den kunstvoll eingerichteten Fuß, der einen Webstuhl mit Einschlags- und Trittlauen und Webeborsten darstellt. Braucht man da noch zu fragen, woher die Spinne ihre Kunstfertigkeit hat? Sie hat ihn von demselben Geber, der ihr auch den Fuß gab!

Und die Seidenraupe! Welch ein „dummes“ Tier! Fressen und Verdauen ist die Tätigkeit ihres Lebens. Jede geistige Eigenschaft scheint zu fehlen. Sie hat keine nötig. Und doch spinn sie den köstlichen Faden, den kein Mensch nachmachen kann. Warum? Weil sie muß. Weil die Natur, die ihr die Fähigkeit gab, sie dazu zwingt.

Also auch bei den Künstlerinsekten (und Spinnen) keinen Verstand, keine geistigen Eigenschaften, sondern Fürsorge der Natur, Instinkt, welches in genau bestimmten Grenzen wandelt.

für die Hausfrau.

— **Cervelatwurst.** Der Schlegel eines Schweines wird ganz fein gewiegt oder dreimal durch die Maschine gelassen, ist das Fleisch fett, so setzt man auf etwa 4 Kilogramm Schweinefleisch 1 Kilogramm Riabfleisch hinzu, im anderen Falle wird nur Schweinefleisch genommen. Grobgestoßener, weißer Pfeffer und Salz, eine gute Messerspitze feiner Salpeter und ein staufeeßel Zucker werden recht gut unter die Masse gearbeitet und diese dann mittelst einer Maschine in Rindsdärme (so genannte Mitteldärme) gefüllt. Die Wurst wird nun in den Mann gehängt und bei etwa einer Stunde Feuerung täglich 14 Tage lang geräuchert. Aufbewahrt wird dieselbe ganz frei hängend, für den Anfang an einem von allen Seiten der Luft zugänglichen Ort; für später genügt eine Speise- oder Bodenlammer mit einem Fenster.

— **Gebakene Nudeln mit Vanille-Sauce.** Von drei ganzen Eiern, zwei Eigelb, ein Eßlöffel Milch, etwas Salz und dem nötigen Mehl und einem kleinen nußgroßen Stückchen Butten macht man einen Nudelsteig, rollt ihn aus, schneidet ihn in fingerbreite und fingerlange Streifen, bäckt sie in heißem Backfett hellbraun braun, läßt sie gut abtropfen, bestreut sie mit Vanillezucker, richtet sie in einer tiefen Schale an und übergießt sie mit Vanille-Sauce.

— **Zur Erhaltung des Schuhwerks.** Für Leute, die bei nassem Wetter viel auswärts sein müssen, hauptsächlich auch bei Schulkindern, ist es von großer Wichtigkeit, wasserdichte Schuhe zu haben. Dies erreicht man aber, wenn man die Sohle der neuen, noch nicht getragenen Schuhe mit warmem Leinöl gründlich einreibt, sie auf den Ofen oder in die Sonne stellt und trodnen läßt. Dieses Verfahren wendet man 3—4 Mal an, ehe man die Schuhe benützt. Zum Oberleder nimmt man etwas Salaisöl; es bedarf nur eines einmaligen Einreibens, es muß aber so lange gerieben werden, bis das Leder nicht mehr ölig glänzt. Die auf solche Art zugerichteten Schuhe lassen sogar das Schneewasser nicht durchkommen, abgesehen davon halten sie auch bedeutend länger als nicht geöltes Schuhwerk.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 10.

Düsseldorf, den 5. März.

1905.

Inhalt: Evangelium zum Sonntag Quinquagesima. — Der Blinde von Jericho. — Nachermittwoch. — Ueber die Erziehung der Kinder, insbesondere der Mädchen. — Goldene Worte aus Kolpings Schriften. — allerlei. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum Sonntag Quinquagesima.

Evangelium nach dem hl. Lukas XVIII, 31—43.
„In jener Zeit nahm Jesus die Zwölf zu sich, und sprach zu ihnen: Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird Alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden ist. Denn er wird den Heiden überliefert, mißhandelt, gequält und angepöbeln werden: und nachdem sie ihn werden gequält haben, werden sie ihn töten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Sie aber verstanden nichts von diesen Dingen, es war diese Rede vor ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was damit gesagt ward. Und es geschah, als er sich Jericho näherte, sah ein blinder am Wege und bettelte. Und da er das Volk vorbeiziehen hörte, fragte er was das wäre? Sie aber sagten ihm, daß Jesus von Nazareth vorbeikomme. Da rief er und sprach: Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und die vorangingen, fuhren ihn an, daß er schweigen sollte. Er aber schrie noch viel mehr: Sohn Davids, erbarme dich meiner! Da blieb Jesus stehen und befahl, ihn zu sich zu führen. Und als er sich genähert hatte, fragte er ihn und sprach: was willst du, daß ich dir tun soll? Er aber sprach: Herr, daß ich sehend werde! Und Jesus sprach zu ihm: Sei sehend! dein Glaube hat dir geholfen! Und sogleich ward er sehend und folgte ihm nach, und pries Gott. Und alles Volk, das es sah, lobte Gott.“

Der Blinde von Jericho.

Der gute Hirt, dessen Schäflein wir sind, lieber Leser, hat mit Seinem kostbaren Blute die Seelen der gesamten Menschheit sich erkaufte und als Sein Eigentum erworben. Dieses Erlösungsoffer Jesu bildet aber den eigentlichen Betrachtungsgegenstand während der heiligen Fastenzeit. Darum ist das heutige Sonntagsevangelium, worin der Herr Sein Leiden und Seinen Tod ankündigt, die passendste Einleitung für die unmittelbar bevorstehende Fastenzeit.

Die den Heiland begleitenden Apostel erkannten noch keineswegs die Bedeutung dieses Ganges nach Jerusalem, sie verstanden die Rede des Meisters nicht, da Er vom „Geheimnis des Kreuzes“ zu ihnen sprach. Mit einem Worte: In ihrer geistigen Blindheit glichen sie nur zu sehr jenem Blinden, der dort bei Jericho am Wege sah und bettelte. Darum war die Heilung des Blinden ein Vorbild der gnadenvollen Erleuchtung der Apostel durch den Heil. Geist am Pfingsttage. Groß ist das Vertrauen jenes Blinden zum Heilande, und darin spiegelt sich ab die vertrauensvolle, hingebende Liebe der Apostel zu ihrem Herrn und Meister. Die Lobpreisung Gottes durch den Geheilten war vorbildlich für die Verkündigung des Evangeliums (der „frohen Botschaft“) durch die erleuchteten Apostel, — während das Gott lobende Volk die Scharen der Gläubigen darstellt, die aus allen Stämmen und Völkern und Nationen sich zu Christus bekehrten und in Seiner Kirche Rettung fanden.

Allein so lehrreich und bedeutsam die Heilung jenes Blinden für die Apostel war, so sehen die heiligen Väter der Kirche in dem wunderbaren Vorgange doch noch mehr: Sie erkennen in jenem Blinden von Jericho das ganze Menschengeschlecht, das durch den Sündenfall geistig erblindet war, und dem Jesus, „das Licht der Welt“, das geistige Auge geöffnet hat.

Hinausgestoßen aus dem Paradiese lag das Menschengeschlecht auf der harten, dornenvollen StraÙe dieses zeitlichen Lebens. Unsere Stammeltern hatten gehofft, daß ihnen die Augen aufgehen würden, wenn sie das göttliche Gebot überträten; sie wollten Gott gleich sein, wissend das Gute und das Böse! Allein mit Blindheit geschlagen wurden sie durch ihren schweren Fall: es erlosch das Licht der höheren Erkenntnisse, das der Herr in Seiner väterlichen Liebe ihnen gewährt hatte, und selbst das natürliche Licht ihrer Seele wurde verdunkelt, so daß deren Auge (der Verstand) nicht einmal mehr die natürlichen Wahrheiten vollständig erkannte. Und diese geistige Blindheit vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht, so daß die arme Menschheit in die Nacht und die Todesschatten des Heidentums versank und den Zweck und das Ziel des irdischen Lebens vollends verkannte.

Die Menschen waren also, lieber Leser, jenem Blinden, der am Wege sah, wirklich ähnlich geworden, und Viele der armen Blinden riefen auch und flehten, daß sie möchten sehend werden, um das Licht der Wahrheit zu schauen. Gerade die bevorzugtesten und edelsten Männer des Altertums erkannten die Unerträglichkeit dieses Zustandes, dessen Besserung sie ersehnten und durch göttliche Hilfe erwarten. In diesem Sinne sprach schon Confucius, der Weise von China (c. 500 v. Chr.), daß sie harren auf die Zukunft des vollkommenen Heiligen; dann erst steht zu hoffen, daß die Tugend unter den Menschen zur Übung kommen wird. — Auch bei den Persern bekundet sich diese sehnsüchtige Hoffnung nach einer glücklicheren Zeitperiode, in der das Böse vernichtet, und die Menschen in seliger Eintracht ein glücklicheres Leben führen würden, wenn „der Mann der Welt“ die Erde mit Religion und Gerechtigkeit werde geschmückt haben. — Am reinsten aber finden sich diese Ahnungen bei dem griechischen Philosophen Plato, durch dessen Schriften sich das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit wie ein roter Faden hindurchzieht. So z. B. läßt er seinen berühmten Lehrer Sokrates († 399 v. Chr.) sprechen: „Wir müssen warten, bis uns Jemand lehre, wie wir uns gegen Gott und gegen die Menschen zu verhalten haben.“ Und sein Schüler Alcibiades antwortet ihm darauf, daß er sich sehne, diesen Mann zu sehen, der nach dem Worte des Sokrates nur Jener sein könne, unter dessen Vorsehung die Menschen stehen, und der das Dunkel von den Seelen hinwegnehme und ihnen alsdann dasjenige bieten werde, wodurch sie das Böse wie das Gute erkennen werden.

Noch mehr aber, als die Heiden, haben die Juden geäußert nach „Dem, der da kommen soll“, der für sie sein sollte „die Sonne der Gerechtigkeit“ und „das Licht zur Erleuchtung der Völker“.

Und siehe! Dieses „Licht“ erschien in der That der Zeiten gerade in Ihm, lieber Leser, zu dem jener Blinde im heutigen Evangelium siehe: „Jesus, Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ — Jesus von Nazareth war und ist „das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt“ (Joh. 1). In dem Glanze dieses Lichtes erkannten die Menschen ihr Leben wieder in seiner wahren Bedeutung, da die Geheimnisse Gottes und Seines himmlischen Reiches ihnen wieder aufgeschlossen und enthüllt wurden durch die Strahlen dieses vom Himmel gekommenen Lichtes.

Welche Einsicht dieses Licht der Menschheit gebracht hat, und wie wunderbar es den einzig richtigen Weg zum himmlischen Vaterlande erhalte, erkennen wir leicht an dem Jugendleben der ersten Christen, die dieses Licht gläubig in sich aufnahmen. Ihren Heldennut haben wir bereits in einer früheren Betrachtung bewundert, — jenen Heldennut lebendigen Glaubens, der vorbildlich geworden ist für alle Zeiten!

Der Evangelist berichtet, daß der geheilte Blinde, Gott lobpreisend, dem Heilande gefolgt sei. Wir vermuten nicht ohne Grund, daß er der Zahl der Jünger Jesu eingereicht wurde und bei dem feierlichen Einzuge in Jerusalem noch einmal mit den Anderen dem „Sohne Davids“ laut gehuldigt hat. Er soll, lieber Leser, für die nun kommende heilige Bußzeit unser Muster und Vorbild sein: auch wir wollen den Herrn auf Seinem Gange nach Jerusalem im Geiste begleiten; deshalb bitten wir heute demütig um Seine erleuchtende Gnade: „Jesus, Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ S.

Aschermittwoch.

Unsere Väter in den Jahrhunderten des Mittelalters hatten mehr als wir Kinder der Neuzeit ihre Freude an ernstlichen Mahnungen und Schilderungen, und sie verstanden sich noch nicht darauf, niedergeschlagen, wehmüthvollen Gedanken geflüßentlich aus dem Wege gehen.

In jener starken und tief sinnigen Zeit waren in allen christlichen Ländern gewisse Gemälde und bildliche Darstellungen sehr bekannt und beliebt die man mit einem schauerlichen Namen bezeichnete, der unser modernes Geschlecht keine besondere Empfehlung in sich schließt: man nannte sie *Totentänze*.

Da waren Menschen dargestellt in glänzendem Anzuge und mit mancherlei hohen Abzeichen geschmückt, Menschen mit den sorgentriestigen, trüblichsten Gesichtern der Welt. Sie sahen um einen Tisch herum und schlürften aus Gläsern und goldenen Bechern den perlenden Wein. Während sie sich niedergesetzt haben, zu essen und zu trinken, hat eine andere Gruppe sich hingestellt, zu spielen und zu jubeln. Gestülgelt schwingt sich der Tanz um. Alles ist aufgegangen in der vollsten Lust, in der lautesten Freude.

Auf einmal läßt sich auch einer sehen, der ungeladen ist ein äußerst verhaßter, lästiger Gast, nämlich der *Sensemann*, der Tod. Auch er fordert zum Tanze auf und ladet Blindlings einen dazu ein. Mit heftigem Widerstreben folgt dieser. Das Skelett erfährt ihn und führt ihn mit sich fort, hinunter in die Grabesgruft, wo alle Freude verstummt, wo alles Leben in tiefsten Schweiger verfiel.

Solche Darstellungen waren im Mittelalter vielfach zu sehen an Kirchen und Klöstern, an Palästen und Gehöften und in den Sälen der hohen Herren. Was sie sagen und bedeuten wollen, ist klar. — Ach, es ist viel leichter, die Wahrheit finden, als sich mit ihr befreunden! — Wenn wir nun in die hl. Schrift blicken, so finden wir schon in altersgrauer Vorzeit vom frommen Dulder Job die Hauptzüge eines solchen Totentanzes gezeichnet, nämlich in den Worten: „Sie haben Bauten und Gärten und freuen sich beim Klang der Pfeifen; sie bringen ihre Tage im Wohlleben zu und fahren in einem Augenblick ins Totenreich.“

Ein solches Bild, einen solchen Totentanz rollen auch die nächsten Tage vor unsern Augen auf: es waltet wie in einem neuen Paradiese die Freude und der freie Scherz, und überströmend über die sonst bezeichneten Grenzen tobt die lauteste Lust. Klang und Sang schwirrt durch die Festnacht. Der Tanz lebt auf und fliegt durch die hellerleuchteten Säle. Da erschallt auf einmal eine Stimme, die auch einst in die Freude des verlorenen Paradieses hineindrang: „Mensch, du bist

Staub und wirst wieder zu Staub.“ Wie diesen reden sich bei dieser Stimme ernste Todesgedanken auf; Särge steigen vor dem geistigen Auge empor, und der Mensch wird hingeführt in die Gruft, um welche keine irdische Freude mehr blüht, wo nur noch Cypressen grünen und Trauerweiden.

„Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und wirst wieder zu Staub werden wirst.“ Diesen Spruch setzt die Kirche über den Eingang, über die Thüre der hl. Fastenzeit, und indem der Priester dieses Wort jedem Einzelnen zu ruft, zeichnet er ihm mit Asche ein Kreuz auf die Stirn, oder streut sie ihm aufs Haupt; wie es im Jahre 1091 auf dem Konzil zu Benevent verordnet wurde mit den Worten: „Geistliche und Laie Männer und Frauen sollen sich am Aschermittwoch Asche aufs Haupt streuen lassen.“

Ein tiefer Sinn liegt in der Asche, in dem Staub. Einst war sie der Teil eines Baumes, welcher wuchs, grünte, blühte, Frucht trug, dann durch die Axt gestürzt, und durch das Feuer zu dem wurde, was sie nun ist, und jetzt kann man ihr nicht mehr ansehen, was und wie groß sie einst gewesen. So sind wir Menschen auch gleicher Staub. Sind wir im Leben, so sind wir fliegender Staub; sind wir tot, so sind wir liegender Staub; sind wir im Glück, so sind wir Staub, auf den die Sonne scheint; sind wir im Unglück, so sind wir Staub, auf den es regnet. Die Lebenden sind Staub, die Toten sind Staub; wir alle sind Staub. —

Durch die Zeremonie des Aschermittwochs beginnt also die Kirche die hl. Fastenzeit mit der Erinnerung an eine Wahrheit, die bei allen Menschen feststeht, die kein Aufgeklärter, kein Ungläubiger angreifen und läugnen kann. Die Sache ist ein für allemal gewiß, und was von Ungewißheit sich an diese gewisse Sache hängt, das macht sie nicht leichter, sondern schwerer. Ungewiß vor allem und verhüllt sie uns das Stündlein des Todes. Darum sagten unsere Väter in sinnigem Sprüchwort: „Der Tod hält keinen Kalender.“

Was will nun die Kirche dadurch bewirken, daß sie bei Beginn der hl. Fastenzeit das bittere Andenken an den Tod weckt?

Wenn des Abends die Sonne untergegangen ist und die Nacht herabsinkt, dann geht eine andere Welt unserm Auge auf, die Sternennacht? und nur wie ein Stäubchen erscheint uns die Erde im Vergleich zu den unzähligen Sternen, die herabschimmern und wie traute Bekannte einer bessern Welt uns zuwinkend Ahnungen eines höheren Lebens in unserm Herzen wachrufen.

Ähnliches geschieht, wenn wir uns ernstlichen Todesgedanken überlassen. Sie nehmen uns das Vergrößerungsglas von den Augen weg und rauben allem Irdischen seine Größe und seinen Glanz. Und wenn dann so im Dunkel der Todesnacht die Scheingüter dieses Lebens verschwinden, dann erscheinen uns wie im goldenen Sternenglanz die wahren Güter einer andern Welt, die Pinnen und Türme der ewigen Stadt Gottes und wir begrüßen in ihnen unsere bessere Heimat.

Um solche heilige Erwägungen und Stimmungen in uns zu wecken, um den Ewigkeitsgedanken in uns auszuprägen, darum weiht die Kirche am ersten Tag der Fastenzeit die Asche, streut sie auf das Haupt ihrer Kinder und stellt so den Tod selbst vor den Eingang der heiligen Bußzeit als Torwächter, der uns eindringlich mahnt, es gibt ein ewiges Leben.

Für dieses, für das ewige Leben sollen wir in der Fastenzeit besonders leben und arbeiten. Das Irdische außer Acht lassend, sollen wir dem Ewigen unsern Sinn zuwenden. Der Leib soll fasten, nur das Notwendige soll ihm gestattet, alles Unangenehme ihm verweigert werden, damit um so mehr *geuährt* werde die *Seele*. Diese soll der besondere Gegenstand unserer Sorge sein, indem wir uns bemühen, in ihr das über die Endlichkeit der Dinge hinausragende, zeitlose Leben grundzulegen, sie gemäß ihrer ewigen Bestimmung zu läutern und zu heiligen — mit einem Wort: die Seele soll in der Fastenzeit wieder einen neuen Anlauf machen, das Leben zu leben, welches sie in der Ewigkeit fortzusehen berufen ist.

Daran erinnert die Zeremonie, mit welcher am Aschermittwoch die hl. Fastenzeit eröffnet wird. — Möchten diese Feilen ein wenig dazu beitragen, daß diese Zeit für den einen oder andern frommen Leser mehr Sinn und Bedeutung erlange, und möchten sie manchem auch einen kleinen Antrieb geben, diese heilige Gnabenzzeit ihrer rechten Bedeutung entsprechend zu durchleben. A. Sch.

Ueber die Erziehung der Kinder, insbesondere der Mädchen.

In St. Iden ist seit einiger Zeit ein Handarbeitsunterricht für junge katholische Fabrikarbeiterinnen eingeführt und wird von katholischen Ordensfrauen geleitet. Dieses Verdienst gebührt einem silbernen hochgeachteten Manne, hochgeachtet durch seine sebensreiche Tätigkeit in der Gemeinde. Vor kurzem disputierte man über den Wert dieser Handarbeitschule; man war geteilter Ansicht.

Die häusliche Erziehung der jungen Mädchen, die Vorbildung für ihren späteren Beruf ist sehr, sehr wichtig; und schwer zu verantworten ist es, wenn Eltern ihre Töchter ohne zwingenden Grund zur Fabrik statt bei ordentlicher zuverlässiger Familie in Dienst zu schicken. Es gibt gewiß viele Fälle und Verhältnisse in denen die Eltern, die Mutter, welche Witwe ist, nicht anders handeln können. Unsere soziale Entwicklung, die manches Gute gezeitigt, hat aber auch verlagene Werte geschaffen. So werden die Mädchen ihrem späteren Berufe entfremdet, haben keine Gelegenheit durch täglichen Aufenthalt in der Familie, durch Verrichtung der häuslichen Arbeiten von morgens bis abends unter Leitung einer tüchtigen Hausfrau den Hausat zu kennen zu lernen. Wie tritt ein solches Mädchen in den Ehestand? Raum hat es eine blasse Ahnung von dem nötigsten! Ja, manche wissen kaum, wann das Kaffeewasser kocht. — Fragt einen Beamten, Lehrer, Handwerker, ob diese ihre Geschäfte in einigen Wochen haben lernen können und doch sieht deren Tätigkeit sich oft so leicht an.

In einer guten Ehe ist das Haupt der Mann, jedoch das Herz die Frau, das er nicht missen kann." sagt Mündert. Für die Familie ist eine gute Hausfrau wirklich ein Segen; von ihr ist der größte Teil des Glückes der Familie abhängig. Es bedarf daher, um eine gute Hausfrau zu sein, vieler guter Eigenschaften und Tugenden. Einige führe ich an: Die Hausfrau muß zunächst den Haushalt gründlich verstehen, dann muß sie fleißig, ordnungsliebend, sparsam und häuslich sein. Wenn die Frau die Wirtschaft nicht versteht, wenn sie nicht kochen, nähen, waschen, bügeln kann, dann ist der noch so hohe Verdienst des Mannes nicht hoch genug, um alle Bedürfnisse der Frau bezw. der Familie zu bestreiten. Man findet tatsächlich manche Hausfrau, die mit geringem Verdienst weiter kommt, als eine andere Frau mit einem höheren Einkommen. Hier wirtschaftlicher Sinn, da wirtschaftlicher Instinkt. Die Haushaltung hat eben ihre Geheimnisse, welche man nicht von heute zu morgen kennen lernen kann. Kennt die Frau keine Ordnung im Hause, laufen die Kinder unsauber umher, so kann von Behaglichkeit keine Rede sein und mancher wird unzufrieden; diese Unzufriedenheit kann ins Wirtshaus führen. Gut gehen kann es allerdings noch, wenn der Mann pflegematig ist oder gar seiner Frau in der Haushaltung hilft und Letzteres könnte zudem noch eine Triebfeder zur Besserung der Frau werden.

Fleiß bringt Segen! Eine fleißige Frau ist auch sparsam. Sie läßt nichts verderben, tut alles soweit es in ihren Kräften steht; sie vergeudet keine Zeit mit Schwätzen und Laufen von einer Tür zur andern „um Land und Leute aneinander zu hängen“ wie man zu sagen pflegt. Es ist nicht schwer für eine Frau, welche Liebe zur Arbeit hat, im Hause solche zu finden; sie muß nur ihr Glück und ihre Zufriedenheit zwischen ihren vier Pfählen suchen; dann bleibt sie auch vor vielen Unannehmlichkeiten bewahrt. Sie findet ihre Freude darin, daß alles zu Hause sauber und behaglich ist, daß Mann und Kinder angenehm davon berührt sind. Einer fleißigen Frau fehlen aber auch in den seltensten Fällen die übrigen das häusliche Glück begründenden Eigenschaften und die vornehmste Tugend: sie ist gottesfürchtig und fromm.

Ihr gilt das Wort Mebers:

Doch die schönsten Frauenhände
Sind die zum Gebet verschränkten
Und die schönsten Frauenaugen
Sind die demutsvoll gesenkten.

Und ein anderer Dichter sagt:
Die rechte Frau feht ihren Ruhm
In ein lebendig Christentum,
Das warm sie in der Seele näht
Das all ihr täglich Tun verkürt.
Ihr Herz, ihr Sinn, ihr Blut, ihr Ton,
Ihr ganzes Sein ist Religion. —
Schon manchem Irat der Himmel nah,
Der frommes Frauenwalten sah.

Bei manchem in die Irre geratenen Gatten, bei manchem „verlorenen Sohn“ ist das Gebet der Hausfrau, bezw. der Mutter, die in zartester Jugend schon von der Mutter empfangenen Lehren, an welche nach langer, langer Irrfahrt in dem Weltirrgarten, sich der Mann oder Sohn erinnern eine Brücke zu einem besseren Leben geworden. Männer, ja bedeutende Männer haben bekannt, daß ein Kreuzchen, ein Rosenkranz, ein Gebetbuch, Geschenke der längst im Grabe ruhenden frommen Mutter, ein Vater unser, ein Ave Maria gebetet allabendlich vor dem Bettchen des Kindes, ein auf die Stirn gedrücktes Kreuzzeichen der erste und einzige Anknüpfungspunkt zu einem besseren Leben geworden sind.

Gott hat der Hausfrau hinsichtlich des geistigen und leiblichen Wohls der Familie eine große Verantwortung übertragen. Für das leibliche Wohl des Kindes hat sie von dessen Geburt an zu

sorgen. Wie wenig Ahnung haben die jungen Mütter, welche bis zu ihrer Verheiratung in der Fabrik gearbeitet haben, von der Behandlung ihres Liebling. Die eine ist zu ängstlich besorgt und tut zu viel, die andere ist zu gleichgültig und tut zu wenig, vernachlässigt ihr Kind. Hätte die junge Mutter als Mädchen im Dienst anderer guter Familien gestanden, so würde sie in der Pflege der Kinder schon manches gelernt haben. Als geborene Führer des Kindes sind die Eltern auch für das geistige Wohl ihrer Lieblinge verantwortlich. Ist die Fabrik ein Ort, wo ein Mädchen sich für den Beruf einer Erzieherin und Küchlerin ihres Kindes sich vorbereiten kann? Nein! Die Familie aber; eine gute Familie ist für die jungen Mädchen eine Schule zur Ausbildung für ihren Beruf als Hausfrau und Mutter, darum möchten doch alle Mädchen vor ihrer Verheiratung etwa 1—2 Jahre eine Stelle in einer guten Familie übernehmen. Die Erziehung ist ja das wichtigste von Gott hauptsächlich in die Hand der Mutter gelegte Amt. Mögen alle Mütter das wohl beherzigen! Die Kinder müssen stets in allen Lebensaltern, bis sie erwachsen sind, unter der Aufsicht der Eltern oder sonstiger zuverlässiger Personen sein. Die Eltern müssen über das Tun und Lassen ihrer Kinder außerhalb des Hauses eine Kontrolle führen, dadurch, daß sie sich bei den Kindern erkundigen, wo die Kinder während ihrer Abwesenheit gewesen sind, ob und womit sie verkehrt haben, womit die Zeit vertrieben worden ist. Die Kinder sind frühzeitig an Fleiß und Sparsamkeit zu gewöhnen; man übertrage ihnen ihrer geistigen und körperlichen Leistungsfähigkeit entsprechende Arbeiten und halte darauf, daß diese jeden Tag pünktlich besorgt werden. Zeigt sich hierbei das Kind unfolgsam, nachlässig, gar trotzig, so ist eine Strafe am Platze; begreift das Kind nicht leicht, was es soll, zeigt aber guten Willen, so unterstütze man diesen guten Willen, indem man das Kind in ruhigem, liebevollem Ton so lange unterweist, bis es weiß, wie der Auftrag auszuführen ist. Dann sind gutes Beispiel und Gebet Hauptmittel einer guten Erziehung. Wie die Sonne Wärme, Ströme und Meere erwärmt und dadurch der Erde den befruchtenden Regen schenkt, so will Gott durch die Mutter dem Kinde die fruchtbringende Erziehung zuteil werden lassen. Ueber die ganze Welt soll leuchten und herrschen das strahlenglühende Herz des Heilandes und Herr aller Geschöpfe und neben der Sonne der sanfte Vollmond, gleich dem Herzen der heiligsten Jungfrau, der Trösterin aller in Trübsal und Nacht. Es wird ein Hirz und eine Herde sein. Wenn die Menschheit einmal soweit ist, daß sie ihre geistige Nahrung überall aus dem einheitlichen Born der unendlichen Wahrheit und Liebe schöpft, so wird die Kulturbewegung ihren Höhepunkt erreichen. —

Will eine Hausfrau gute, brave Kinder erziehen, so muß sie selbst während einer gewissen Zeit sich allem Bösen, ja sogar jedes ungebührigen Gedankens und Wunsches enthalten. Jede böse Neigung, Gewohnheit, Hoffart, Stolz, Weiz, Zähorn, Lügenhaftigkeit, Verachtung der Religion, Parteilichkeit gegen Menschen geht leicht auf das Kind über, ebenso erbt das Kind die guten Eigenschaften der Mutter. Eine fromme und gute Gattin und Mutter ist auch mit Sturmut und ruhiger Ergebung in den Bebrängnissen, die so vielfach an sie herantreten, ausgerüstet; diese können verursacht sein durch materielle Sorgen, Krankheiten, durch Verdruß von Seiten des auf Unwesen geratenen Mannes oder Kindes. In solchem Falle belet sie inbrünstig zur Gottesmutter um Trost und Stärkung und Gott gewährt vieles auf Fürbitte der lieben Mutter Gottes. Das Herz einer solchen Gattin und Mutter ist schön und herrlich und für manchen Gatten erbaulich. Die echt christliche Gattin und Mutter liebt und pflegt das christliche Familienleben, die stille Häuslichkeit. In einem solchen Familienleben ist der Damm gegen Vergnügungs- und Genußsucht; hier quillt der Born der wärmigsten Freude für Mann und Kinder; die kummerbolle Stirne des Vaters, der mit allerlei Ungemach im Kampf um's Dasein zu tun hat, glättet sich, wenn Frau und Kinder ihn herzlich empfangen. In einem Hause aber, wo die Frau nicht taugt, ist das gerade Gegenteil der Fall. Vernachlässigt die Frau die Haushaltung, ist sie verschwenderisch, püß- und gefallsüchtig, dann gereicht sie der Familie zum Verderben. Die christliche Familie ist ein Tempel Gottes und eine Stätte des Segens für sich und die menschliche Gesellschaft. Mit einem Hause aber der Geist der Arbeit und der guten christlichen Sitte entwickeln, so geht nur Unheil daraus hervor. Sold's leicht, fertige Eltern, insbesondere pflichtveressene Hausfrau hat ein hohes Maß von Verantwortung zu tragen. Es ist kein Wunder, wenn man so vieles hört und liest, von allerlei Ausschreitungen und von unglücklichen Ehen. Die Pub., Gefall. und Vergnügungssucht gereicht für viele zum Verderben. Wo kann man Sonntags Nachmittags bis in die Nacht hinein die Mädchen und Frauen finden? Dort, wo es dieses Vergnügen gibt. Das Evangelium wird kaum in der Kirche gehört, Katechismus, Bibel haben sie seit Jahren nicht mehr in die Hand genommen,

eine Handpostille, Leben der Heiligen und sonstige gute Bücher lernen sie nicht mal dem Namen nach. Welche Zeitschriften, Tagesblätter kann man bei diesen finden? Nur solche, welche von Gott und den Heiligen nichts Gutes schreiben, sogar mißachten und verspotten. Wie nach Gottes Anordnung der menschliche Körper durch Nahrungsaufnahme kräftig erhalten werden muß, so muß auch Herz und Seele durch gute Lektüre, wie echt katholische Zeitungen und Bücher sie bieten, fortwährend gekräftigt werden, andernfalls aber auch hier eine Fäulnis eintritt. —

Wenn man den katholischen Katechismus oft lesen und entsprechend dem Inhalt leben würde, so könnte man gewiß sein, daß man vor mancher Gesetzesübertretung, vor mancher Strafe bewahrt bliebe. Der Katechismus wäre der Freund, Berater und Führer und man würde eine unvergängliche Freude an seinen gesunden, kraftstärkenden Rindern haben. Drum weg mit den Zeitungen und Büchern, die nicht fort und fort Schönes, Gutes, Sich in deiner religiösen Ueberzeugung kräftigen erzählen, weg mit dem Schlangengift unchristlicher Zeitungen und Bücher. Steter Tropfen höhlt den Stein.

Christliche Hausfrau und Mutter! Halte die hohe Würde und Wichtigkeit Deines Berufes vor Augen. Von Dir hängt zum größten Teile das Glück der Familie ab. Ob arm, ob reich, erziehe Deine Kinder zu Fleiß und Sparsamkeit und erfülle sie mit dem Geiste einer aufrichtigen, resoluten Frömmigkeit. Schide die Mädchen, wenn sonst keine passende Gelegenheit, in die Handarbeitschulen, welche von katholischen Ordensfrauen geleitet werden. Diese freuen sich und danken Gott, wenn sie auch hier etwas Gutes tun können.

Goldene Worte aus Koipings Schriften.

„Die Welt des Herzens läßt sich schwer in Worte fassen.“
„Dein Herz ist dein heiligster Schatz auf Erden.“
„Weil die Frauen regeren Herzens sind von Natur aus, verstehen sie sich auch ausnehmend gut auf die Herzen.“

„Das menschliche Herz wird zu allen Zeiten so ziemlich gleichmäßig von gewissen Leiden heimgesucht und brütete gern seine Plagen selbst aus, wie bei unsern Vätern so heute.“

„Manneschre und Manneswürde, der Gattin Freude, der Kinder Stolz will in jungen Jahren erworben sein! Schreibe es euch tief ins Herz und seid Männer!“

„Das ist ja im besten Falle doch das Unglück für solch' ungezeitige, törichte Leidenschaft, woran so vielfach unsere Jugend leidet, daß sie der wahren inneren und äußeren Ausbildung hemmend in den Weg tritt, und das in einem Alter, wo nach dem richtigen Lauf der Dinge alle Kräfte des Geistes und Körpers nur auf diese Ausbildung verwandt werden, darin sich stählen und kräftigen sollen. Von daher so schrecklich viel verkümmerte Menschen im praktischen Leben.“

„Glaube nicht leicht, was die Leute erzählen; hoffe nicht alles, was der Freund verspricht; liebe nicht schnell, was dir schon erscheint. Warte bis der Rauch des Gerüchtes verfliegen — selten ist viel Licht dahinter; warte, bis du des Freundes Kräfte erprobt, damit du wissest, was er leisten kann. . . . Warte drei Tage und drei Nächte und schlaf dich ordentlich aus, auch wasche und reibe die Augen gar sorgfältig, bevor du dein Herz an irgend etwas in der Welt teilnehmen lässest, und scheint es auch anfangs noch so schön. Was man liebt, daran bleibt das Herz hängen; wenn du es abreißen mußt, ist es in der Regel zerrissen, und hat bei weitem den Wert nicht mehr, als wenn's ganz und heil geliebt. Von daher jübelleu, Reu, und Leid in der Welt. Leider reparieren gute Vorsätze selten alle Schäden. — Wer im Glauben Vorsicht, im Hoffen Geduld und im Lieben Zurückhaltung übt, hält sich ungezählte Leiden vom Leibe.“

„Halte dein Herz frei, dann kann es auch immer wohlgenut und fröhlich sein.“

„Die Leidenschaft, sich und andere quälend, hat nie ein dauerndes Glück zu schaffen vermocht, weil ihr selber die rechte wahre Beständigkeit, die Treue, fehlt. Sie wehrt sich von Natur aus gegen die Religion, das Göttliche in dieser Welt, welche dem Menschlichen auch den besten, erst den rechten Boden und Halt verschafft.“

„In der Tätigkeit für einander wird die Liebe erhalten zu einander. Wenn diese Liebe nichts zu tun hat, nicht in fortwährenden sich stets aufs neue wiederholenden Beweisen an den Tag legen kann, dann sinkt sie allmählich zusammen, und stirbt.“

„Den Menschen braucht man um seines Verstandes willen, aber man schätzt und liebt ihn um seines Herzens willen.“

„Die Liebe ist um der Ehe willen, um der Familie willen von Gott geordnet, nicht die Ehe, die Familie um der Liebe willen. Das ist eine Wahrheit, die ihr euch recht tief zu Herzen nehmen müßt. Sie bricht den Stab über alle iene Gemüthen und un-

gemischten Ehen, die aus tollgeordneter Liebe eingegangen werden.“

„Ich weiß nicht, ob es etwas Schwächeres, Erbärmlischeres und Niederträchtigeres gibt im menschlichen Leben als diese Interesse-Ehen.“

„Diese weibliche Härlichkeit, in der sich unsere sog. gebildete Welt so gern gefällt und die sie fast geflühenlich zur Schau trägt, diese unaufhörlich wiederholende Liebföberei der Kinder, diese sinnliche Ländelei mit denselben, — wie auch das zärtliche Sichbelobplimentieren der größeren Kinder, ist eben so weit von wahrer, gesunder Liebe entfernt, als die sinnlichen Gefühle von der Tiefe eines wahren Gemüths, als der hohle blendende Schein von dem wahren Wert einer guten Sache. Wo wahre Liebe, da ist auch tiefe, ernste Hochachtung; diese aber zieht eine respektvolle Schranke um die Liebenden, auch um Eltern und Kinder, um Geschwister und Verwandte. Unsere weibliche landläufige Härlichkeit ist eine Blüte der herrschenden Sinnlichkeit, des Selbstdienstes, der Genußsucht, eine Blüte, die aus dem verderbten Fleische aufsprößt, aber im Gottesgarten der Religion nicht gedeihen kann; deshalb riecht sie zwar — aber übel genug. Ihre Frucht ist faul, meist giftig.“

Allerlei.

Die Meteoere als Träger der Lebenssteine. Das schwere Kreuz der ungläubigen Naturforscher ist die Entstehung des Lebens auf der Erde. Von niemanden wird bezweifelt, daß es lange Zeiträume gegeben hat, wo auf der Erde Leben nicht möglich und tatsächlich auch nicht vorhanden war. Da es wissenschaftlich unzulässig ist, zu sagen, das Leben sei von selbst aus dem Stoffe entstanden (Urzeugung), so verfiel man auf den Verlegenheitsausweg, die Lebenssteine von fremden Weltenkörpern auf unsere Erde durch Meteoere herübertragen zu lassen. Der erste, der mit dieser Meinung auftrat, war D. G. Richter, der die Theorie von im Weltenraum umher treibenden lebensfähigen Keimen niedriger Ordnung, für welche Preyer den Namen „Kosmozoen“ prägte, aufstellte. Unabhängig von ihm haben die berühmten Naturforscher Helmholtz und William Thomson ebenfalls die Frage der Uebertragung der Lebenssteine von fremden Weltkörpern auf unsere Erde erörtert. (Helmholtz „Ueber die Entstehung des Planetensystems“, Vorträge und Reden, Band 2.) Wie weit übrigens Helmholtz davon entfernt war, seine Meinung als „sicher“ hinzustellen, verraten seine Worte: Ich kann nicht dagegen rechten, wenn jemand diese Hypothese für unwahrscheinlich im höchsten oder allerhöchsten Grade halten will. Wenn nur die Frage, ob denn die Meteoriten wirklich organische Substanzen mit sich führen, nicht gar so brenzlich wäre, zumal nach dem jähren Ende der „Urian Guiselmis“. Sollte man da in dem Meteor von Anyahinya (9. Juni 1866) merkwürdige Gebilde wahrgenommen, welche man als Pflanze betrachtete und mit dem eben genannten Namen bezeichnete. Aber die Freude war von kurzer Dauer, als die beiden französischen Naturforscher Daubree und Meunier und nach ihnen andere diese Gebilde als kleine Enstatit- und Olivinkristalle nachwiesen, also als nichtorganische Substanzen. All die kühnen Hoffnungen, die man an diese Entdeckung geknüpft, mußten zu Grabe getragen werden, genau so wie einstmal beim Bathybius Haedelli und dem Cozoon Canabense. Aber selbst zugegeben, daß die Meteoriten die Lebenssteine von fremden Weltenkörpern auf unsere Erde gebracht, so ist damit die Frage nach dem Ursprung des Lebens um nichts weiter gefördert, sondern nur hinausgeschoben. Denn wie ist das Leben denn auf jenen Weltkörpern entstanden, da ja auch dort derselbe Abkühlungsprozeß vom gasigen Zustand bis zur Lebensfähigkeit durchlaufen werden mußte. Also wie ist das Leben dort entstanden? Die Frage harret immer noch der Beantwortung.

— Papst Pius VII. in der Kaiserlichen Druckeri. Das „Journal des Debats“ erinnert daran, daß der Papst Pius VII. vor einem Jahrhundert in Paris die Kaiserliche Druckeri besuchte, und gibt einen interessanten Auszug eines damaligen Zeitungsberichtes, wie folgt: „Herr Marcel, Direktor der Druckeri, empfing den Heil. Vater mit einer lateinischen Ansprache. Der Papst hat die langen Galerien, in denen die 150 Druckmaschinen aufgestellt sind, durchschritten. So oft er vor einer Maschine passierte, druckte diese das Pater noster in einer jedesmal verschiedenen Sprache, z. B. in hebräisch, Chaldäisch, alt- und neuarabisch, altsyrisch, armenisch, persisch, malaisch, chinesisches, in den Sprachen von Java, von Hindostan, der Mongolei, den tartarischen Dialekten etc. Es gelangten im ganzen 48 asiatische, 75 europäische und 12 afrikanische Sprachen zur Anwendung.“

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 11.

Düsseldorf, den 12. März.

1905.

Inhalt: Evangelium zum ersten Sonntag in der Fasten. — Bilder aus der Passion unseres Herrn. — Der Fastenhirtenbrief des Herrn Kardinal Kopp, Fürstbischof von Breslau. — Land. — Eine Spägenpredigt. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum ersten Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus IV, 1—11. In jener Zeit ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, damit er vom Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, darnach hungerte ihn. Und es trat der Versucher zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Er aber antwortete und sprach: Es steht geschrieben: Nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Da nahm ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Bänne des Tempels, und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so stürze dich hinab; denn es steht geschrieben; Er hat seinen Engeln deinetwegen befohlen, und sie sollen dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stohest. Jesus aber sprach zu ihm: Es steht wieder geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen! Abermal nahm ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg, und zeigte ihm alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Weiche, Satan, denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten, und ihm allein dienen. Alsdann verließ ihn der Teufel, und siehe, die Engel traten hinzu und dienten ihm.

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

I.

Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles in Erfüllung gehen, was die Propheten über den Menschensohn geschrieben haben" (Matth. 20). Diese Worte, die der Herr einst an Seine Jünger gerichtet, um sie auf Sein bitteres Leiden und Sterben vorzubereiten, — diese Worte, lieber Leser, richtete die Braut des göttlichen Erlösers im Evangelium des verfloffenen Sonntags an ihre Kinder, um sie einzuladen, während dieser heiligen Fastenzeit den Heiland mit liebendem, teilnehmendem Herzen nach Golgatha zu begleiten.

Ich bin überzeugt, lieber Leser, daß auch Du freudig bereit bist, dieser Einladung unserer heiligen Mutter zu folgen, die uns versichert, daß gerade aus der Betrachtung des bitteren Leidens unseres Erlösers die reichsten Früchte für das christliche Leben zu erzielen seien.

Eine sehr wertvolle Bemerkung macht hierzu der große hl. Kirchenlehrer Thomas von Aquin: Bei der Betrachtung des bitteren Leidens Jesu (sagt er) darf man nie vergessen, daß der Herr, obwohl Er für alle gelitten, doch jeden von uns insbesondere im Auge gehabt und einem jeden insbesondere die Frucht Seiner Leiden so reichlich, so vollkommen zugeeignet hat, wie wenn Er einzig und allein für jeden insbesondere gelitten hätte und gestorben wäre, und als wenn der Frucht Seines Opfertodes jeder aus uns allein — mit Ausschluß aller übrigen Menschen — teilhaftig würde. Darum (fährt St. Thomas fort) muß jeder aus uns das Leiden des

Herrn auch so betrachten, als wenn es nur für ihn erduldet worden wäre, und zwar wegen der Liebe, die den Herrn bewog, für uns zu leiden und zu sterben, damit dankbare Gegenliebe in unserm Herzen entzündet werde gegen Ihn, „der uns geliebt und gereinigt hat von unsern Sünden mit Seinem Blute“ (Offenb. 1).

Und so richten wir denn heute unsere Schritte zu dem Palaste des Hohenpriesters Kaiphas, wo wir unsern Erlöser, wie einen Verbrecher mit Stricken gebunden, vor einem Richter stehen sehen, der, von wahrhaft teuflischem Hasse erfüllt, im Begriffe steht, das ungerechteste Urteil zu fällen.

Ein prophetisches Vorbild dieses Gerichtes finden wir in den heiligen Büchern des Alten Testaments. Das Opfer jenes Gerichtes war der unschuldige Nabot, wie uns das dritte Buch der Könige berichtet. In der Nähe des Palastes des gottlosen Königs Achab zu Jezrahel hatte dieser gottesfürchtige Israelit einen Weinberg, den der König für sich wünschte, um wegen dessen günstiger Lage in der Nähe des königlichen Palastes einen Garten daraus zu machen. Deshalb ließ er eines Tages den Nabot zu sich entbieten, äußerte kurz seinen Wunsch bezüglich des Weinbergs und ließ dem Besitzer die Wahl zwischen einem Tausch- oder einem Kaufvertrag. Allein Nabot weigerte sich dessen als gewissenhafter Israelit, weil nämlich nach den Vorschriften des Mosaïschen Gesetzes die väterlichen Erbgüter nicht veräußert werden durften. Ob dieser Weigerung des gewissenhaften Mannes geriet der König in den heftigsten Zorn, den er auch vor seiner Gattin Jezabel nicht zu verbergen vermochte. Was tut nun diese, eines so gottlosen Königs durchaus würdige Frau? Sie bedient sich des Namens und Siegels des Königs und bildet ein außerordentliches Gericht aus den verworfensten Aeltesten des Volkes und läßt den unglücklichen Nabot vor sie führen. Sie läßt ihn durch zwei falsche Zeugen, die sie selbst „Kinder des Teufels“ nennt, anklagen, er habe Jehova gelästert und den König beschimpft; sie läßt den frömmsten Mann, den getreuesten Untertan, den es damals in Israel gab, zum Tode verurteilen, um ihn zu berauben und sich und ihren Gemahl in den Besitz seines väterlichen Erbes zu setzen. (3. Kdn. 21).

Welch' ein ungerechtes, schändliches Gericht! Und doch war es nur das prophetische Vorbild jenes Gerichtes, in welchem die wahre Jezabel, das jüdische Volk, um den wahren Achab, Kaiphas, zufrieden zu stellen, den wahren Nabot, Jesus Christus, durch falsche Zeugen anklagen und durch ungerechte Richter verurteilen ließ — um Ihn Seines Weinberges (des Hauses Israel) zu berauben, als dessen rechtmäßigen Erben wenige Tage vorher Jesus Sich Selber in dem bekanntesten Gleichnisse so deutlich bezeichnet hatte, daß der Evangelist hinzufügt: „Die Hohenpriester und die Pharisäer und Schriftgelehrten merkten, daß Er (Jesus) mit diesem Gleichnisse sie (als die habgierigen und mordlustigen Pharisäer) gemeint habe, und suchten in jener Stunde Hand

an ihn zu legen; allein sie fürchteten die Volksharen, die ihn für einen Propheten hielten" (Luk. 20).

In jenes schreckliche Gericht, das im Hause des Hohenpriesters Kaiphas versammelt ist, wollen wir also, lieber Leser, unserm göttlichen Erlöser folgen: Die Richter, die Zeugen und deren falsche Anklagen gegen unsern Herrn sollen der Gegenstand unserer Betrachtungen sein, — aber vor allem unser Erlöser, wie Er vor dieses Gericht zwar als ein Verbrecher geschleppt wird, den Niemand zu verteidigen wagt, aber anderseits sich selbst als Richter zeigt und redet; wie Er, ein Opfer der menschlichen Leidenschaften, die Absichten seiner Feinde vereitelt, indem Er sie den Seinigen dienstbar macht.

So ist das Leiden unseres Herrn einerseits zwar der ernie-drigendste Abschnitt aus seiner Lebensgeschichte, — anderseits aber auch der herrlichste und glorreichste: der „Menschensohn“ zeigt sich darin schwach und ohnmächtig, als Thor behandelt und als Weiser bewundert, als Knecht und als Gebieter, als Angeklagter und als Richter! Er läßt sich herab bis zu dem letzten Grade des Schmerzes und der Pein, der Schmach und der Verachtung, — aber Er erscheint auch wieder umgeben von den glänzendsten Beweisen der Weisheit, der Macht und Herrlichkeit Gottes! Gerade die Umstände seines Leidens und Todes beweisen mehr, als sein ganzes übriges Leben, daß Er wahrer Mensch und wahrer Gott ist.

S.

Der Fastenhirtenbrief des Herrn Kardinal Kopp, Fürstbischof von Breslau

führt aus: Geliebte Diözesanen!

Wieder naht sich uns die gnadenreiche Zeit, die mehr als andere Zeiten der Reinigung und Heiligung unserer Seele, dem Ausbau und Schmucke des Gottestempels in unserm Innern geweiht sein soll. Ist es mir immer eine liebe Pflicht, vor Beginn der heiligen Fastenzeit ein Hirtenwort an euch zu richten, so doppelt in diesem Jahre, da mein Herz noch voll ist von den erhebenden Eindrücken und tröstlichen Erinnerungen, die es von meinem jüngsten Besuche der Gräber der heiligen Apostel Petrus und Paulus und unseres heiligen Vaters in die Heimat zurückgebracht hat.

Zwei hohe Kirchenfeste waren es, die mich in den letzten Monaten des abgelaufenen Jahres zu dem Siege des obersten Hirten der katholischen Christenheit, zu dem Mittelpunkt der katholischen Einheit zogen; an zwei erhabenen Feiern wollte ich, da der Wunsch des heiligen Vaters und meines Herzens Sehnen sich begegneten, teilnehmen. Auf das eine haben wir uns ein ganzes Jahr hindurch in frommen Übungen und freudiger Erwartung vorbereitet, und haben eure Bischöfe in einem gemeinsamen Hirtenschreiben noch am Vorabend eindringlich hingewiesen: die fünfzigste Jahresfeier des denkwürdigen Tages, an dem Papst Pius IX. unter dem jubelnden Beifall des katholischen Erdkreises die kirchliche Lehre von der unbefleckten Empfängnis der allzeit jungfräulichen Gottesmutter Maria verkündete. Ihr selbst habt diese Erinnerungsfeier in euren heimlichen Kirchen festlich begangen und um eure Hirten geschart, den Ehrenrang der Mutter der Christenheit auf das schönste verherrlicht. Freudig bewegten Herzens vernahm ich in der Ferne von der Größe eures Eifers und der Innigkeit eures frommen Sinnes. — Das andere Fest in jenen Romtagen, gleichsam der Abschluß und die Krönung der gnadenreichen Zeit des verfloffenen Jubeljahres, war die feierliche Heiligsprechung der beiden Diener Gottes, des seligen Alexander Sauli und des seligen Gerhard Majella. Diente die Marianische Jubelfeier der inneren Erneuerung und Heiligung im Aufblicke zu dem ungetrübten Glanze der Heiligkeit und Reinheit, in der sich uns das auserwählte Gefäß darstellt, durch das sich Gottes eingeborener Sohn zu uns herabließ, so führte uns die Ehrung zweier treuer Diener Gottes in jene geheimnisvolle Werkstatt der Heiligung in der Menschenseele und zeigt uns den Geist Gottes in seiner stillen, wunderbaren Tätigkeit, die das Herz des Menschen umgestaltet nach dem Bilde jenes gottmenschlischen Herzens, das Gott selbst als den Gegenstand seines Wohlgefallens zweimal feierlich bezeichnet hat.

Könnte ich, noch erfüllt von diesen Gedanken und Eindrücken, im Innern des Herzens verschließen? Reichen sie sich nicht so schön ein in die Anregungen, die uns die heilige Fastenzeit geben soll? Mahnt uns doch jene Heiligsprechung, mahnen uns die neuen Heiligen an die höchste Aufheiligung. Und wie mächtig pocht diese Mahnung an unser gabe unseres Lebens: „Das ist der Wille Gottes, eure

Herz, wenn wir das Leiden und Sterben unsers Herrn betrachten!

Schon die Feier der Heiligsprechung selbst und die heiligen Gebräuche, unter denen sie von dem Oberhaupte der Kirche vollzogen wird, sind ein feierlicher Hinweis *ubi et orbi d. i.* vor der ewigen Stadt wie dem weiten Erdkreise auf das, was das einzige und ausschließliche Ziel des gesamten Wirkens der Kirche ist, die Heiligung der Seelen. Sie ist ein Ruf an uns alle: „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung.“

Die Erde ist der Kampfplatz der Heiligkeit; hier muß sie errungen werden und im ernstesten Streite sich bewähren, um dereinst dort oben gekrönt zu werden. Dieses Ringen findet statt inmitten der irdischen Dinge, die uns umgeben, inmitten der irdischen Aufgaben, die wir hier zu erfüllen haben. Natürliches und Ueberraturliches vereinigen sich also, um uns zu unserem Ziele zu führen, zu der Heiligkeit, zu der uns Gott berufen hat. Sanct Peters Dom strahlte bei der Heiligsprechungsfeier im Glanze unzähliger Kerzen; aber wie das natürliche Licht der Sonne, das gedämpft durch die Kirchenfenster fiel, mit dem Kerzenlichte zusammenfloß und den ganzen weiten Raum in prächtiger Beleuchtung erscheinen ließ, so ordnet sich im christlichen Ringkampfe um die Heiligkeit das Natürliche in das Ueberraturliche ein. Wir brauchen nicht die Augen zu schließen für die Dinge, unter denen wir leben; aber wir sollen sie zugleich offen halten für die Dinge, die uns erwarten, wenn wir von jenen scheiden. Wir sollen schaffen und arbeiten, wo immer uns im Haushalte dieser Zeit der Pfad angewiesen ist, und nichts soll unserm Herzen fern stehen, was immer auf Erden unserer Liebe und unsers Strebens wert ist; aber wenn die Tore der Ewigkeit sich vor uns öffnen, soll auf den Schwingen heiliger Sehnsucht unsere Seele emporsteigen, um in die Arme Gottes zu eilen und in ihm den ewigen Frieden zu finden. Wie schön sinnbildet doch, geliebte Diözesanen, diese Wahrheit der sinnige Gebrauch, bei der Heiligsprechungsfeier mancherlei Vögel herbeizubringen und sie aus ihrem Nistg zu entlassen zu lassen! Ja, noch mehr, die schöne Feier der Heiligsprechung stellt vor den Augen der streitenden Kirche, vor dem Blick des stannenden Diesseits gleichsam dar, was im Jenseits sich vollzieht, wenn seine Schranken überschritten sind. Es ist als ob der gewaltige Geisterkampf, der die Zeiten erfüllt, sich vor uns sichtbar abspielt und in den Gebräuchen irdischer Kriege sich unsern Augen darstellt. Wie am Abend eines siegreichen Schlacht-tages der Feldherr die Tapfersten der Tapfern hervorrufft und vor dem ganzen Heere Kreuz und Stern an ihre Brust heftet, so ruft die Kirche die tapfern Glaubenskrieger vor sich, um im Angesichte der ganzen Welt ihren mutigen Tugendkampf zu ehren; und wie dort nur die persönliche Tapferkeit, nicht die Stellung im Kriegsheere gewürdigt wird, so gilt auch hier nur die Tugend, nicht der Stand, gilt nur das, was vor Gott und vor der Ewigkeit Wert hat, nicht der eitle Vorzug in der flüchtigen Zeitlichkeit. So erscheint denn die Heiligsprechung gleichsam im Lichte jenes Tages, an dem der göttliche Richter Spreu und Weizen scheidet und die Tenne des himmlischen Hausvaters reinigen will, wo er den Kampf des Lichtes mit der Finsternis, der Wahrheit mit dem Jertum, der Gnade mit der Sünde beendigen wird. So ist die Heiligsprechung eine eindringliche Mahnung, nach dem Beispiele der Heiligen nach Heiligkeit zu streben.

Urbild und Vorbild aller Heiligkeit ist Christus, der von sich selbst sagt, daß „der Vater ihn geheiligt und in die Welt gesandt habe“. Nachbild seines heiligen Lebens und zugleich Vorbild für andere sind alle jene, die nach der Lehre des Apostels Christum in sich ausgestaltet haben. In dem Urbilde und Vorbilde aller Heiligkeit wollte der große Papst Leo XIII. die gesamte Christenheit in all ihren Gliedern erneuern. In seinem herrlichen Rundschreiben zur Jahrhundertwende vom 1. November 1900 weist er gegenüber den Uebeln und Gefahren der Zeit auf denjenigen hin, „durch den wir das Heil erlangen müssen; denn in keinem andern ist Heil“, erinnert an seine Großtaten zur Erlösung und Rettung der Menschheit und stellt ihn der Welt vor als denjenigen, der da für uns alle ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben“. Darum soll sich die Menschheit zu ihm zurückwenden, um für ihre Wunden Heilung, in ihren Nöten Hilfe zu finden und dem Abgrunde des Verderbens zu entgehen, dem sie in der Abwendung von ihm, seiner Lehre und Gnade zueilt. Dieses hält der große Papst besonders denjenigen vor, „die das Christentum verfälschen und statt seiner im Leben und Denken eine andere Lebensordnung ersinnen wollen“. Gleichen sie nicht jenen Zeitgenossen des Herrn, denen dieser den Vorwurf macht: „Ihr forscht in den Schriften, weil ihr glaubt, in ihnen ewiges Leben zu haben; sie sind es gerade, die Zeugnis von mir geben, und ihr wollt nicht zu mir kommen, damit ihr das Leben habet?“ Wen sollte es nicht mit tiefer Wehmut erfüllen, zu sehen, wie so viele mitredlichem Streben sich bemühen, zu Christus zu gelangen, und statt dessen sich

immer weiter von ihm entfernen; wie sie mit dem Aufgebote so vieler Gelehrsamkeit und so großen Scharfsinns sein Lebensbild zu zeichnen suchten und es immer mehr verwischen; wie sie sein Lebenswerk angeblich von allem Menschenwerk befreien wollen und es vernichten! Nein, „es ist in keinem andern Heil“, ruft mit dem Apostelsürsten Leo XIII. der suchenden Menschheit zu. Von ihm allein, dem göttlichen Worte, kommt alles Leben. Von ihm kommt das Leben der Natur; denn „alles ist durch dasselbe gemacht worden, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was geworden ist“. Von ihm kommt das Leben in der Menschenseele; denn er ist gekommen, damit wir das Leben haben und es in Fülle haben. Darum „sollen wir an ihn glauben, damit wir das Leben haben in seinem Namen“. Ja, es kommt ohne ihn niemand zum Vater; denn „er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens“. Nur in und durch Christus gelangt der Mensch zur Gottähnlichkeit, d. h. zur Heiligkeit.

Noch war das Wort des großen Papstes, „Alles in Christo erneuern“, nicht verklungen, da nahm es sein Nachfolger im höchsten Hirtenamte, Papst Pius X., auf und machte es in seinem ersten Hirtenschreiben zu seinem Wahlsprüche. „Wir erklären“, so verkündete er in seinem Rundschreiben vom 4. Oktober 1903, „daß es in der Leitung der Kirche unser einziges Bestreben sein wird, alles zu erneuern in Christo, damit alles und in allem Christus sei.“ Alles in Christo erneuern heißt alle zum Gehorsam gegen Gott zurückführen, die Rechte Gottes in der Menschheit wieder herstellen, wie Leo XIII. sagte, so daß Christus das Sinnen und Trachten, ja das ganze Leben der Menschheit beherrsche; denn „Gott ist ein Gott der Lebendigen, nicht der Toten“.

Die Gesamtheit der Menschen kann jedoch nur erneuert werden durch die Erneuerung des einzelnen, der Leib nur erneuert werden durch die Erneuerung der Glieder. Ein großer Antrieb hierzu sind aber die Beispiele derjenigen Christen, die den Anschluß an Christus und sein Leben in ihrem Leben gefunden und treu gepflegt haben; denn diese Beispiele besitzen mehr Gewalt, die Herzen zu bewegen, als Worte und Reden. Darum stellt uns der hl. Vater neue Vorbilder vor die Augen und ruft uns, auf sie hinweisend, zu: „Ihr sollt heilig sein, wie Gott heilig ist. „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung.“ Wie aber wurden diese beiden verstärkten Christenheiligen Heilige? Welcher Art sind die Tugenden, welche die Kirche am 10. Dezember v. J. in ihnen krönte? Wodurch haben diese neuen Helden unseres Glaubens es verdient, daß sie der Ehre der Altäre für würdig erklärt wurden? Welches sind die Wege, denen nachzuwandeln ihr Beispiel uns antreibt?

Geliebte Diözesanen! Wie der weiße Strahl des Sonnenlichtes sich im Wassertropfen in vielerlei Farben bricht und spiegelt, so strahlt das Licht der unerforschlichen Heiligkeit Gottes verschiedenfarbig aus den geschaffenen Menschen. Denn verschiedenartig sind nach der Lehre des Apostels die Gnadengaben, aber es ist derselbe Geist; verschieden sind die Wirkungen, aber es ist derselbe Gott, der alles in allen wirkt.“

Den ersten unserer beiden neuen Heiligen, den heiligen Alexander Sauli, hat die bischöfliche Insel geschmückt, und das Leben ihres Trägers, so einfach es nach außen verlaufen zu sein scheint, ist mit dem Siegel der höchsten Tugend, dem Siegel der Liebe, bezeichnet. Der Eifer für das Heil der unsterblichen Seelen, die Liebe zu den Seelen, den nach Gottes Ebenbild erschaffenen, durch Christi Blut erlösten Seelen, sie verzehrten ihn und ließen ihn keine Ruhe finden. Mit 17 Jahren trat er in Mailand in den Orden der Barnabiten und widmete sich, zum Priester geweiht, mit glühendem Eifer der Seelsorge. Ein Mitarbeiter des großen heiligen Bischofs Karl Borromäus in dessen apostolischen Arbeiten, wurde er trotz seines Widerstrebens von dem heiligen Papste Pius V. im Jahre 1570 auf einen Bischofsstuhl der Insel Korsika berufen. Es war ein rauhes und undankbares Arbeitsfeld, in das der Gehorsam unsern Heiligen führte. Von unaufhörlichen Kriegen erschöpft, von nie endenden Fehden zerrissen, die Heimat leidenschaftlichen Hasses und unchristlicher Mordtate, war das Korsika jener Zeit gewiß weiter entfernt von dem Geiste christlicher Gesinnung und der Betätigung christlichen Lebens, als irgend ein anderes Land in Europa. Allem keine Schwierigkeiten waren im Stande, unsern Heiligen abzuschrecken. Mit den Worten des Westapostels auf den Lippen: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn!“ bot er täglich den Mühsalen des Lebens wie den Schrecken des Todes Trost. Mit seinem unermüdbaren Seeleneifer vermochte nur gleichen Schritt zu halten seine stets opferfreudige Wohlthätigkeit. Mit Tränen sah daher Korsikas Verwalter ihn, der wie ein Apostel unter ihnen gelebt und gewirkt hatte, von ihrer Insel scheiden, als ihn der Papst zum Bischof von Ravenna ernannte. Hier wirkte er in gleich eifriger Hirtenarbeit noch ein Jahr; der 11. Oktober 1592 endigte seine Arbeiten. Mühen und Leiden, und er ging heim zu sei-

nem Herrn, dem er im Leben treu gebient, dessen Reich er unermüdblich in den Herzen der Menschen verbreitet, den er so sehr geliebt und in allem gesucht hatte.

Reicher vielleicht in auffälligen Zeichen und Wundern, aber weit schlichter nach außen vertief das Leben des zweiten Heiligen, dem am 10. Dezember vorigen Jahres die unentwegte Treue im christlichen Glaubensleben bezeugt wurde. Im Jahre 1726 zu Muro in Italien von frommen, aber armen Eltern geboren, gab Gerhard Majella schon als Knabe vielfältige Zeichen eines Berufes zu besonderer Vollkommenheit zu erkennen.

Mährend war seine kindliche Frömmigkeit, mit der er auch seine Altersgenossen zu erfüllen suchte. In der Schule war er ein Muster seiner Mitschüler und die Freude seines Lehrers, der ihn wegen seines Betragens und seiner Fortschritte besonders liebte. Als ihn dann sein Vater zu einem Handwerksmeister in die Lehre gab, war er auch in der Werkstatt ein Vorbild der Pflichttreue und der Geduld und wirkte die Arbeiten seiner Beherzeit mit den Übungen der Frömmigkeit und Gottesliebe zu verbinden. Früh starb sein Vater, und er mußte nun sein Handwerk ausüben, um sich und seine Mutter zu ernähren; treu erfüllte er seine Kindespflicht und unterstützte außerdem noch die Armen und Notleidenden, so viel er konnte. Auch versammelte er junge Leute um sich, die er in der Religion unterrichtete und zu einem tugendhaften Leben anleitete, wie er denn dem Schutze der christlichen Jugend eine ganz besondere Fürsorge zuwendete.

Dabei hielt er aber immer an seinem Vorsatze fest, Gott in einer religiösen Gemeinschaft zu dienen. Der erste Versuch, zu diesem Ziele zu gelangen, mißglückte. Nun trat er in den Dienst eines strengen Herrn, der ihn hart behandelte, gleichwohl blieb er bei ihm bis zu dessen Tode. Dann erst erfüllte sich sein Lebenswunsch; er wurde als Laienbruder in die Kongregation der Redemptoristen aufgenommen, in der er noch drei Jahre lebte, und unermüdblich, in allem treu, demütig, freudig, die ihm übertragenen Arbeiten mit solchem Eifer verrichtete, daß er, wie seine Lebensgeschichte erzählt, oft die Arbeit von vier Personen zu leisten schien. Noch besonders ist seine unbegrenzte Nächstenliebe zu erwähnen, aus Mitleiden mit den Armen entzog er sich selbst das Notwendigste, um ihnen zu helfen; Kränkungen und ungerechte Behandlung erduldet er ohne Murren und Unwillen; wo immer Feindschaft und Streit entstanden, war er der Friedensstifter und keine Beleidigung und Verleumdung konnten seine Geduld ermüden noch seine Liebe vermindern. So erhob er sich durch treue Benutzung der Gnade zu immer größerer Vollkommenheit und Heiligkeit, bis der Herr ihn zu sich nahm um ihn der ihm im Wenigen treulich gewesen, über Vieles zu sehen.

Tand.

Stizze von E. Galm. (Nachdr. verboten.)

Bei G's war schön Wetter.

Frau Monika hatte einen neuen Hut verlangt und der Herr Gemahl hatte den Angriff auf sein Portemonnaie energisch abgewehrt.

Jetzt hochte Frau Monika in ihrem reizenden Boudoir und schmollte, das heißt: sie weinte bittere Tränen über den Unbestand der Männer, über die Herzlosigkeit ihres sonst so lebenswürdigen „Männle“ der es über sich gewann, seinem Frauchen diesen lächerlich-bescheidenen Wunsch — es war der sechste Wunsch in dieser Saison — abzuschlagen.

Unterdes ging „Männle“ mit großen, erregten Schritten nebenan in seinem Arbeitszimmer auf und nieder. Ab und zu blieb er stehen und lauschte; doch im Boudoir blieb still. Die Gnädige verhartete trotzig in ihrem Schmollwinkel und zerknüllte nervös ihr Spizentäschentuch.

„Er konnte lange warten bis sie zu ihm kam. Er sollte schon Nein begeben. Man muß sich die Männer zu ziehen wissen!“ sagte sich die kleine Frau und die hübsche Unterlippe schob sich trotzig vor.

Eine schöne junge Frau hat immer recht. „Männle“ würde schon zur Einsicht kommen. Lieber Gott, es war doch wahrlich keine Kinderlei, wie er behauptete.

Sie besaß einen roten, einen gelben, zwei blaue und einen modisfarbenen Hut. — Er mußte doch einsehen, daß keiner zu ihrem neuen grünen Kostüm paßte! Aber so find die Männer! Sie haben immer das große Wort: — Logik, Logik, Wo blieb hier die Logik?

Frau Monika weinte stärker; die Spizzen ihres Taschentuches wiesen bereits Defekte auf. O über die egoistischen Männer, denen jedes Verständnis für Geschmack für die Bedürfnisse einer armen Frau fehlen!!! —

„Männle“ hatte unterdes seinen Dauerlauf wieder aufgenommen. Seine Stirn war finster zusammengezogen; wirr hing der dunkle Haarschopf hinein. —

Der erste ernste Jank ihrer jungen Ehe! Harald liebte seine kleine Frau. Er liebte sie wie ein Kind seine Sonntagspuppe liebt.

Alle Welt bewunderte ihre frische Jugend, ihren capriziösen Charn. Man beneidete ihn um sein Glück. Und er fand auch, daß man dazu ein Recht hatte. Wie tadellos verstand die Achtzehnjährige sich zu benehmen! Ihre Lebenswürdigkeit gewann ihr aller Herzen.

Sie war ein Juwel gewesen — wenn — — ja es ist eben nichts vollkommen in der Welt — — und alle Verliebtheit täuschte ihn schließlich doch nicht für immer über Monikas Fehler hinweg. Sie war eitel, verschwenderisch und nur — — weltflüchtig — jene Klugheit des Herzens und des Geistes, die den Mann allein auf die Dauer zu fesseln vermag, fehlte ihr.

Doch war er nicht auch ein Mensch und hatte seine Fehler? Nun er sprach sich nicht gerne frei davon. Dennoch erging es auch ihm, wie fast allen. Er fand, daß die Mängel im Charakter seiner jungen Frau die seinen weit übertrafen. Es ärgerte ihn, machte ihn zuweilen ungeduldig, daß sie doch allzu sehr Weib, nur Weib war. Wo blieb der gute Kamerad, den er sich in ihr hatte heran zu ziehen gehofft?

Sie waren nun ein halbes Jahr miteinander verheiratet und es war ihm doch immer nicht gelungen, das in ihr zu wecken, was ihm allein eine Gewähr für die Dauer ihres Glückes schien, ihr Verständnis für seine Art. Lag's an ihm, daß sie immer nur das Püppchen, das Schmeicheltädchen blieb, das ihn bald mit weiblichen Künsten um den Finger zu wickeln verstand, bald ihm in törichter Launenhaftigkeit die Krallen zeigte? — Verstand er Monika nicht?

Nein — sie war nur zu leicht zu ergründen. Tiefen gabs nicht. — Er seufzte. Warum lag Frau Monika jetzt auf der Chaiselongue und — — schlief. Das lange Warten hatte sie schläfrig gemacht. Harald öffnete leise die Tür.

Wie sie so dalag, überflossen vom abgedämpften Licht einer Kerze, die Mundwinkel noch etwas Weinerlich herabgezogen, einen kindisch trostigen Zug in dem rostigen Kindergesicht, die Haare etwas verwirrt, die Arme über der Brust beschränkt, den geschmeidigen Körper etwas zusammengezogen war sie ein schlummerndes reizendes Mädchen. — Doch hüte Dich vor den Krallen der ausgewachsenen Kape! —

Harald durchzuckte unwillkürlich der Gedanke! Doch gleich wieder lächelte er sich. Nein er tat Monika wohl doch zu viel Ehre an! Sie würde ihr Leben das Kästchen bleiben, unvernünftig — kindisch. Er drehte sich zornig auf dem Absatz herum. Langsam, nachdenklich ging er seinem Zimmer zu. Würde sich die Luft, die er plötzlich zwischen Monika und sich sah wieder schliefen? Oder würde der Miß unaufhaltbar weiterlassen, sich erweitern?

Er wandte das Gesicht, sah auf die Schläferin. Sie lächelte — — wohl im Traum. Träumte sie vielleicht von ihm? Der Gedanke hätte ihn rühren sollen — aber sonderbar — seine Nerven verfinsterten sich nur noch.

Da bewegten sich Monikas Lippen, bewegten sich im Traum. „Ich will ihn aber haben — hörst Du — ich will.“ —

Sie träumte von dem verweigerten Gut. Die törichte kleine Frau und ihr Mann hatte Sorgen, ernste Sorgen. Sie aber dachte selbst im Traum nur an Tand. — Und ihr „Männchen“ ließ sie weiterträumen.

Eine Spatzenpredigt.

Das Sprichwort sagt: „Zieh' Dich nicht aus, bis Du schlafen gehst.“ Oft geben die Leute Hab und Gut den Kindern unter der Bedingung, daß diese ihre guten Eltern liebevoll bis an ihr Ende versorgen und pflegen. Das heißt: „Sich ausziehen“, und den Tod bezeichnet man mit „Schlafengehen“. Da trifft es sich dann oft, daß ein heiliges Gebot, nämlich das vierte, bald vergessen wird. Die Kinder leben herrlich und in Freuden, und die Eltern haben's wie der Lazarus an der Tür des reichen Bräuers. — So ist das erwähnte Sprichwort ein guter Rat für Vater und Mutter.

Unter allen Umständen und ohne Ausnahme ist es sehr unklug von den Eltern gehandelt, ihren Kindern all ihr Vermögen noch bei Lebzeiten zu übergeben und sich denselben aufs Geratewohl auszuliefern. Das ist so töricht, daß selbst die alte Schrift davor warnt. Der weise Sirach sagt: „Gib weder Deinem Sohne, noch Weib, noch Bruder, noch Freunde Gewalt über Dich, so lange Du lebst, und übergieb Niemand Dein Vermögen, damit es Dich nicht etwa reue und Du nicht wieder darum bitten müßest. So lange Du lebst und atmest, laß Dich von keinem Wesen irre machen; denn es ist besser, daß Deine Kinder Dich bitten, als daß Du auf die Hände Deiner Kinder blicken müßest am Ende der Tage Deines Lebens; zur Zeit Deines Hinscheidens verteile Deine Erbschaft.“

Das sind goldene Worte. Schreibt sie tief in euer Herz ein, Eltern! Mag der Sohn oder die Tochter noch so kindlich liebevoll gefinnt sein, gebet das Vermögen nicht aus der Hand! Ihr wißt ja nicht, welcher Schwiegersohn und welche Schwiegertochter ins Haus kommt. Viele Kinder der jetzigen Zeit, bei denen die Eltern auf Leibgeding sind, leben viel zu lange, vielen sind sie überhaupt lästig und viele geben nur mit Widerwillen, mit knapper Not, in schlechtem Zustande, unter Schelten u. Flüchen, was sie ihnen zu geben schuldig sind. Eltern, höret folgende Geschichte zur Belehrung:

„Wie möget ihr euch doch so plagen?“ sagten einst verheiratete Söhne und Töchter zu ihrem alten Vater; „gebet uns die Last ab, wirt tragen sie auf unseren jungen Schultern, und es soll euch gewiß nichts abgehen!“ Der greise Vater aber dachte an das Sprichwort: „Zieh' dich nicht aus, bis du schlafen gehst“, und wollte sich nicht ausziehen. — Ueber seinem Fenster war ein Schwalbennest, aus dem ein frecher Spatz die Schwalben vertrieben hatte. Als die jungen Spatzen bald flügge waren, hob der alte Vater das Nest aus, setzte es in einen Käfig und stellte diesen in's offene Fenster. Die alten Spatzen fütterten nun die um *quus auquo sig u sig naps uho unwoj qun uodung* ihnen das nötige Futter zu bringen. Als nun die jungen Spatzen ihr Futter allein nahmen, fing der Vater die alten Spatzen und setzte sie in den Käfig, die jungen aber ließ er in der Stube herumfliegen, indem er ihnen Brot, Käse, Gerste und Hafer auf Tellern hinstellte, woran sie sich auch weiblich lustig machten; den alten Spatzen aber gab er nichts. — „Aber Vater, was macht ihr denn da?“ fragten die Kinder. — „Nun, ich will einmal sehen, ob die jungen Spatzen den alten, die ihnen so ängstlich das Futter suchen mußten, etwas von ihrem Ueberflusse geben“, antwortete der Greis. Allein die jungen Spatzen waren lustig und guter Dinge, fragten, wo sie Lust hatten, und die alten hungerten und lamentierten um ein Vrosämlein und keiner der Jungen brachte ihnen etwas. Am andern Tage steckte der Greis Brot und Käse in den Draht des Käfigs, worin die alten Spatzen noch saßen, und nahm den Jungen das Futter weg; da fielen diese gierig über das Futter der Alten her und verzehrten es, ja, bißen die Alten zurück, wenn sie sich sättigen wollten. Da sagte der Greis zu seinen Kindern: „Habt ihr es nun gesehen? Ueberall kann man Nützliches lernen, selbst von den Spatzen. Ich habe euch da etwas gezeigt, nämlich das Sprichwort: „Zieh' dich nicht aus, bis du schlafen gehst“, und will mir's fein merken.“ Er behielt Hab und Gut bis an sein Lebensende und hatte nicht Ursache, es zu bereuen. Die Söhne und Töchter aber sagten kein Wort mehr. Das ist eine Spatzenpredigt, aber sie trifft.

Christliche Kinder, denket an Eure Pflichten! Welch ein Verbrechen, diejenigen hungern und darben zu lassen, die das Vermögen errungen und die Acker erwarben! Wie niederschmetternd ist es, wenn der alte Vater, mit den silberweißen Haaren, wenn die tiefgebeugte Mutter, mit den tiefen Runzeln im Gesicht, ihre zitternden Hände vor ihrem Kinde aufheben und um Brot bitten müssen! Wie entsetzlich ist es, wenn die Kinder nicht warten können, bis die Eltern das hintere Stübchen oder die Kammer räumen; wenn sie darnach seuchen, das letzte Vrosämlein zu bekommen! Welche Verantwortung, wenn sie in der Krankheit ihres Vaters oder ihrer Mutter aus Geiz und Habsucht keinen Arzt rufen, weil Doktor und Apotheke zu viel kosten! Wie herzlos und grausam, wenn sie den hochbetagten Eltern, die ohnehin mit einem Fuß schon im Grabe stehen, täglich den Tod wünschen! Liebe Kinder, verachtet Euer Eltern nicht, versüßet ihnen den Abend ihres Lebens und bittet Gott um die Gnade, Euch dieselben recht lange zu erhalten, damit Ihr Geseugenheit habet, ihnen ihre Liebe und ihre Opfer entgelten zu können.

Als Jesus, mit dem Tode ringend, am Kreuze zwischen Erde und Himmel schwebte, sorgte er noch für seine Mutter Maria. Er gab und empfahl sie dem Jünger der Liebe, dem hl. Johannes. „Siehe da, Deine Mutter! sprach er zu ihm, und zu seiner Mutter sagte er: „Siehe da, Deinen Sohn!“ — Kann es denn für ein Kind etwas Seligeres geben, als denjenigen, denen es das Leben zu verdanken hat, in aller Liebe vorzukommen, als zu denjenigen, die es einst auf den Armen getragen und unter Mühen und Sorgen groß gezogen haben, sagen zu können: „Kommet zu mir und ruhet bei mir aus von des Lebens Last und Plage, von Eueren Sorgen und Kummernissen! Ich will alles mit Euch teilen, Ihr sollt's gut bei mir haben, bis Ihr die müden Augen schließt!“ Solche Kindesliebe und solch' kindlicher Dank bedürfen eigentlich keines irdischen Paradieses, sie tragen ihren Himmel in sich selbst, und später kommt dann der ewige Himmel für Vater und Sohn, Mutter und Tochter.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 12.

Düsseldorf, den 19. März.

1905.

Inhalt: Evangelium zum zweiten Sonntag in der Fasten. — Bilder aus der Passion unseres Herrn II — Der Fastenhirtenbrief des Herrn Kardinal Kopp, Fürstbischof von Breslau. (Schluß). — Ein Freundschaftsdienst. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum zweiten Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XVII, 1—9. In jener Zeit nahm Jesus den Petrus, Jakobus und Johannes, dessen Bruder, mit sich, und führte sie abwärts auf einen hohen Berg. Da ward er vor ihnen verklärt: und sein Angesicht glänzte wie die Sonne, seine Kleider aber wurden weiß wie der Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias, welche mit ihnen redeten. Petrus aber nahm das Wort und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein für uns: willst du, so wollen wir drei Hütten machen, dir eine, dem Moses eine und dem Elias eine. Als er noch redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe: Diesen sollet ihr hören! Da die Jünger dieses hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Und Jesus trat hinzu, berührte sie und sprach zu ihnen: Stehet auf und fürchtet euch nicht. Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie Niemand als Jesum allein. Und da sie vom Berge herabstiegen, befahl ihnen Jesus und sprach: Saget Niemanden dieses Gesicht, bis der Sohn des Menschen von den Toten auferstanden sein wird.*

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

II.

Gemäß dem heutigen Evangelium erschien der Herr auf dem Berge (Thabor) jenen drei auserwählten Aposteln so, wie Er jetzt im Himmel zur Rechten des Vaters thronet, und wie Er dereinst wiederkommen wird als Richter der Lebendigen und der Toten. Offenbar wollte Er die Jünger in ihrem Glauben an Seine Gottheit stärken und besonders sie auf Sein bevorstehendes Leiden, speziell auf Seine Todesangst am Ölberge vorbereiten. Der große hl. Papst Leo I. bemerkt: Christus wird (auf Thabor) verherrlicht, damit das Vergernis des Kreuzes aus dem Herzen der Jünger genommen werde, damit die freiwillige Erniedrigung zum Leiden nicht den Glauben derer breche, denen dort die Herrlichkeit der verborgenen (göttlichen) Würde erschienen war.*

Nehmen wir nun, lieber Leser, unsere Passionsbetrachtungen wieder auf! Nach dem Berichte des Evangelisten wurde der Herr nach Seiner Gefangennehmung im Ölgarten zunächst zu Anna's geschleppt, dem Schwiegervater des Hohenpriesters Kaiphas. Warum das? Der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus schildert den großen Einfluß, den dieser ehemalige Hohenpriester damals in Jerusalem besaß. Gegen alles Recht und Gesetz war dieser Annas (im siebenten Jahre nach der Geburt Jesu) von dem römischen Statthalter Quirinus in das hohepriesterliche Amt eingesetzt worden, obwohl er gar nicht aus dem Geschlechte Aarons stammte. Er hielt sich im Amte bis zur Thronbesteigung des römischen Kaisers Tiberius (14 n. Chr.); allein, obwohl

abgesetzt, verstand er es, das Hohepriestertum der Reihe nach seinen fünf Söhnen und selbst seinem Schwiegersohne Kaiphas zu verschaffen, so daß, trotz des ewigen Wechsels, die höchste priesterliche Würde ein halbes Jahrhundert lang in seiner Familie verblieb. Seine Söhne sowohl als sein Schwiegersohn waren fügsame Werkzeuge in seiner Hand, und dies war so offenkundig, daß sein Name stets neben den ihrigen genannt wurde, wenn vom Hohenpriesteramt die Rede war. Er selbst aber, schlau und verschlagen, wußte sich hinter ihnen zu verbergen und, obwohl die Triebfeder von Allem, das Gehäßige stets auf sie abzuwälzen. Gleichwie sein Schwiegersohn Kaiphas gehörte er der Sekte der Sadduzäer an, jener jüdischen Freigeister, welche die Unsterblichkeit der Seele und damit ein jenseitiges Leben leugneten. Diese unglückseligen Menschen vollendeten, wie leicht einzusehen ist, die tragische Erniedrigung des jüdischen Priestertums.

Der göttliche Heiland wurde dem alten Hohenpriester ohne Zweifel deshalb als Gefangener vorgeführt, um ihm die grausame Freude zu verschaffen, den verhassten „Nazarener“ in Fesseln zu sehen. Was der ergraute Säuber bei dieser Gelegenheit getan oder gesagt, erzählt die hl. Schrift nicht. Wir wissen bloß, daß er, nachdem sein Haß sich an dem Anblick der Erniedrigung und der Mißhandlungen Jesu genugsam geweidet hatte, Ihn noch stärker binden ließ und ihn zu Kaiphas sandte, der als Hohenpriester jenes Jahres der höchste Richter über Verbrechen gegen die Religion war, — aber, wie schon bemerkt, ein Richter, der durch ein Sakrilegium in das Heiligtum gelangt war.

Im Palaste des Hohenpriesters waren — wie die Schrift sagt — „alle (ehemaligen) Hohenpriester und Schriftgelehrte und Ältesten versammelt“ (Matth. 26. *) Der „hohe Rat“ war also

*) Zum bessern Verständnisse sei die Bedeutung dieser Bezeichnungen oder Titel hier kurz angegeben: Es gab 24 Priesterfamilien; ihre Häupter hießen Fürsten der Priester. Da nun der Ehrgeiz und die Habsucht dieser Priesterfürsten die Hohepriesterwürde zu einer jährlich wechselnden gemacht hatte (während sie nach göttlicher Anordnung lebenslanglich war), und weil Jeder, der einmal Hohenpriester gewesen war, diesen Titel behielt, so gab es dem Namen oder dem Titel nach eine ganze Reihe Hohenpriester, während nur einer dieses höchste Amt wirklich bekleidete.

Die Schriftgelehrten waren die Lehrer des Gesetzes oder, wie wir heute sagen würden, die Professoren der Gottesgelehrtheit.

Die Ältesten waren die obersten Verwaltungsbeamten der Stadt Jerusalem (Bürgermeister und Beigeordnete).

Die Pharisäer endlich (von dem Worte Phares d. i. „Trennung“) trennten sich von der Menge durch eine besonders strenge Lebensweise; sie standen bei den damaligen Juden in ähnlichem Ansehen, wie etwa heute unsere Ordenspersonen.

versammelt, der 72 Mitglieder zählte, die dem Stande der Priester, der Schriftgelehrten und der Pharisäer angehörten. Es war der höchste Gerichtshof der jüdischen Nation. Freilich hatte er nicht mehr das Recht, die Todesstrafe selbst vollziehen zu lassen. Dieses Recht hatte allein der römische Statthalter.

Diese ganze Versammlung aber war des Kaiphas, ihres Hauptes, durchaus würdig; denn sie bestand, lieber Leser, aus Menschen, die mit Kaiphas längst entschlossen waren, den „Nazarener“ auf irgend eine Weise aus dem Wege zu räumen. Von Haß und Neid waren sie erfüllt, weil der Herr, der von der Mehrzahl des Volkes als „großer Prophet“ gefeiert wurde, gerade ihnen so oft in der strengsten Weise Vorhaltungen gemacht hatte wegen ihrer geheimen Sünden und Laster.

Um indes den Schein des Rechtes zu wahren, suchten sie der Beurteilung eine gewisse gesetzliche Form zu geben. Darum sind sie bereit, jeder, auch der ungerechtesten Beschuldigung Gehör zu geben, und schicken überallhin ihre Vertrauten, um Zeugen aufzufuchen; und da es ihnen selbstredend unmöglich ist, ein wahres Zeugnis gegen den Herrn aufzutreiben, so lassen sie falsche Zeugen herbeiholen; denn ihnen ist jedes Mittel recht, wenn sie nur ihr teuflische Absicht erreichen, — was der Evangelist mit den Worten andeutet: Die Hohenpriester und der ganze Rat suchten Zeugnis wider Jesum, damit sie Ihn dem Tode überliefern könnten.“ (Matth. 26.)

Die Sicherheit, ungestraft zu bleiben, und die verlockende Aussicht, dem hohen Räte einen großen Dienst zu erweisen, zog also — sagt der hl. Chrysostomus — eine Menge von falschen Zeugen in dieses schändliche Gericht. Schon ein Jahrtausend vorher hatte der Herr durch den königlichen Propheten David weisagen lassen, daß sich eine Wolke von falschen Zeugen gegen den Messias erheben würde; daß diese Zeugen aber, statt zu beweisen, daß Er schuldig sei, nur sich selbst als ruchlose zu erkennen und ihre Verworfenheit durch die sich widersprechenden Aussagen beweisen würden: „Falsche Zeugen sind wider Mich (den Messias) aufgestanden; und die Bosheit hat wider sich selbst gelogen“ (Psalm 26).

Die Evangelisten sagen auch in der Tat, daß unter so vielen Zeugen nicht ein einziger war, der gegen den Herrn einen wirklich begründeten Vorwurf erhoben hätte; ihre Aussagen waren vielmehr nichtsfugend und ganz bedeutungslos, oder sie hoben sich durch offensbare Widersprüche gegenseitig auf, so daß es nicht möglich war, darauf ein Todesurteil mit einem Schein von Recht und Gerechtigkeit zu gründen: „Aber sie fanden kein Zeugnis (wider Ihn); denn Viele gaben zwar ein falsches Zeugnis wider Ihn, aber die Zeugnisse stimmten nicht überein“ (Mark. 14).

O schöner Triumph der Unschuld unseres Herrn (sagt Origenes), unter so vielen Aussagen findet sich auch nicht ein Schatten, nicht ein Schein, womit die Verleumdung sich gegen Ihn behaupten könnte! — Wir müßten es ja, lieber Leser, daß Seine unendliche Gerechtigkeit und Heiligkeit selbst von solch verworrenen Richtern wider Willen anerkannt werden müßten. Aber wie stärkt es unsern Glauben an den göttlichen Erlöser, daß selbst diese Richter in tiefer Beschämung dastehen vor Ihm, der ihnen kurz vorher entgegengetreten war mit der Frage: „Wer aus euch kann Mich einer Sünde beschuldigen?“ (Joh. 8.)

Der Fastenhirtenbrief des Herrn Kardinal Kopp, Fürstbischof von Breslau

(Schluß.)

Beliebte Diözesanen! In diesen beiden Lebensbildern finden wir, was unserer Zeit so sehr gebricht, hingebende Liebe für das Wohl Anderer und einfache, demütige Pflichttreue im schlichten Berufs-Treue. Liebe und Demut sind Grundlage und Vollendung, Grundmauer und Zinne des christlichen Tugendbaues für das irdische wie für das bürgerliche Leben. Nicht kräftig genug

kann auf sie hingewiesen werden in einer Zeit, wo Stolz und Selbstsucht, Unbarmhzigkeit und Rücksichtslosigkeit, Ueberhebung des eigenen Ichs und Mißachtung der Menschewürde im Mitmenschen die Führung haben. Statt dieser irreführenden Begleiter stellt die Kirche andere auf, in Gerhard Majella die schlichte Demut, in Alexander Sauli die hingebende Liebe. Ob sie damit der Menschheit zum Frieden und zum Heile diene?

Die Grundfeste jedes Tugendlebens ist die Demut. Deshalb setzt der Lehrer der Menschheit die Demut an die Spitze seiner Selbpreisungen, in denen er gleichsam wie in einem Abriß den Geist gezeichnet hat, der seine Jünger beleben und leiten und sie als Bürger seines Reiches kennzeichnen soll. „Selig sind die Armen im Geiste.“ Arm im Geiste aber sind diejenigen, die sich vor Gott als arm erkennen und stets eingedenk bleiben, daß sie ohne Ihn nichts sind und nichts vermögen, also die Demütigen. Das größte Vorbild dieser Tugend gibt uns der Erlöser selbst während seines irdischen Wandels in seiner Niedrigkeit, die seine Gottheit verhüllte, und seine Tugend leuchtet in seinem Erdenleben in größerem Glanze, als die Demut. Deshalb hat er auch das Recht, an uns die Einladung zu erlassen: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen.“ Aber nicht auf uns und unsere innere Gesinnung soll sich diese Tugend beschränken, sie soll auch gegen andere geübt werden. Darum gab der Herr noch in den letzten Tagen seines irdischen Lebens das Beispiel unvergleichlicher Demut, indem er seinen Jüngern die Füße wusch, und knüpfte daran die Mahnung: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit auch ihr so tut, wie ich euch getan habe.“

Dagegen läßt uns Gott keinen Augenblick darüber im Zweifel, wie er die hochmütige Ueberhebung beurteilt. „Gott widersteht den Hoffärtigen, den Demütigen gibt er seine Gnade“, versichert uns der heilige Jakobus. Und das bekräftigen uns die Warnungen Gottes in seinen Offenbarungen. „Ich werde den Stolz eurer Hartnäckigkeit brechen“, rief er den Kindern Israels in der Wüste zu. Und beim Propheten Amos versichert er: „Ich verabscheue den Hochmut Jakobs.“ Darum mahnt der fromme Tobias seinen Sohn: „Laß den Stolz niemals in deinem Sinne oder in deinen Worten herrschen; denn von ihm hat alles Verderben seinen Anfang genommen.“ Ja, wie die Demut das Fundament aller Heiligkeit ist, so ist der Hochmut die Quelle alles möglichen Heils und sittlichen Elends. „Der Anfang des Hochmuts des Menschen ist der Abfall von Gott“, sagt der weise Mann.

Beliebte Diözesanen! Mit tiefem Schmerze muß es uns erfüllen, wie die Menschheit nach einer fast zweitausendjährigen Erziehung in der Schule des Kreuzes weiter denn je von der Wertschätzung und Übung der Demut entfernt ist! Hat nicht gerade in unseren Tagen eine maßlose Ueberhebung in dem Worte vom „Uebermenschen“ ihren Ausdruck gefunden? Ja, das ist das Evangelium unserer Zeit, daß sie mit Abwendung von Gott und Christus die schrankenlose Selbstherrlichkeit des einzelnen Menschen verkündigt. Der Mensch setzt sich an die Stelle Gottes; dieser soll ihn nicht mehr lehren, was wahr ist; er will die Wahrheit nur in seiner eigenen Weisheit anerkennen; Gott soll ihm nicht mehr sagen, was gut und böse ist; seine Vernunft soll darüber die einzige Richterin sein. Daher tut es not, daß die Lehrerin der Menschheit, die Kirche Jesu Christi, das Banner der christlichen Demut, die Fahne Jesu Christi hochhält, und daß wir selbst uns wieder mehr in die Selbstsucht dieser Tugend geben. Wir rechnen es deshalb zu den Tugenden der göttlichen Weisheit, wenn im Anfange des 20. Jahrhunderts ein heiliger Gerhard Majella als Vorbild und Herold der ersten, der großen Christentugenden aller Welt vor die Augen gestellt wird. Getreu dem Worte der heiligen Schrift, „daß Gott das Trübsal der Welt auserwählt, um die Weisen zu Schanden zu machen, und das Schwache der Welt, um das Starke schwachend zu machen, stellt die Kirche dem hochmütigen Weltgeiste einen demütigen Örkensmann gegenüber, „damit nichts, was Fleisch ist, sich rühme vor ihm“, unserm Gott und Herrn.

Aber auch noch eine andere Wahrheit verkündet uns die Kirche durch das Leben des heiligen Gerhard. Die Niedrigkeit des Standes und die Geringheit der irdischen Berufarbeit ist kein Hindernis der christlichen Vollkommenheit. Ein jeder diene mit der Gabe, die er empfangen hat, als treuer Haushalter Gottes. Dieses Wort des Apostels soll unser Lösungswort sein. Mögen wir hoch oder niedrig gestellt, reich oder arm sein, wir alle sind zur Heiligkeit berufen und finden den Weg und die Mittel dazu in unserm irdischen Lebensstande. Auch in den einfachsten Lebensverhältnissen und Beschäftigungen können wir heilig werden, wenn wir nach Christi Wort und

Beispiel leben, in allem Gott zu gefallen trachten und Christi Leben in uns ausgestalten, sodaß auch wir sagen können: „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir.“ Solche Heiligkeit verleiht auch dem Geringsten eine übernatürliche Würde, der im Reiche Gottes Ehrfurcht und Liebe gezollt wird.

Ist die Demut das Fundament des christlichen Tugendtempels, so ist die Liebe die Krönung, die Finne dieses Baues, und diese Tugend ist es, die den heiligen Alexander Sauli auf die Altäre erhoben hat. Denn sein Seeleneifer entflammte der Liebe, der Königin der Tugenden, die immer bleibt, wenn auch der Glaube durch das Schauen von Angesicht zu Angesicht und die Hoffnung durch den Besitz abgelöst werden. Die Liebe ist im christlichen Tugendleben ebenso unentbehrlich, wie die Demut. Ohne sie fehlt dem sittlichen Leben jeder Wert; denn so lehrt der Völkerapostel: „Wenn ich gleich die Sprachen der Menschen und Engel rede, aber die Liebe nicht habe, bin ich geworden wie ein lärmendes Erz und eine klingende Schelle“, und er schließt diese Warnung mit den Worten: „Jetzt aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei; aber die größte unter diesen ist die Liebe.“

Das Gebot der Nächstenliebe, das auch den Feind nicht von der Liebe ausschließt, ist so sehr des Christentums eigenster Geist und innerster Kern, daß es Christus ausdrücklich als ein neues Gebot, als sein Gebot bezeichnet an dessen Erfüllung und Übung er seine Jünger erkennen will und die Welt sie erkennen soll. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm.“ Die Liebe macht also gottähnlich, erhebt den Menschen zum Jünger Jesu Christi; die Lieblosigkeit dagegen trennt von Gott. Wo keine Liebe ist, ist die Sünde; die Liebe ist darum die Wurzel der Rechtfertigung und Gotteskindschaft. „Er hat uns auserwählt“, sagt der heilige Paulus, daß wir heilig und unbefleckt seien vor seinem Angesicht in Liebe.

Ist nun die Liebe der Gradmesser der Gotteskindschaft oder, was dasselbe ist, der Heiligkeit, so werden die Heiligen um so größer vor Gott, je mächtiger in ihrem Herzen das Doppelte seiner Liebe lobert, der Liebe zu Gott und zu dem Nächsten, die Liebe des Schöpfers und der Geschöpfe, die Liebe zum Vater im Himmel und zu seinen Kindern auf Erden. „Jedem, der hat, wird gegeben werden“, sagt der göttliche Lehramtsherr. Kann es uns darum wundern, wenn wir in dem Herzen des seeleneifrigen Bischofs, des heiligen Alexander Sauli, dieselben Gefühle und Gesinnungen wahrnehmen, die in dem von Liebe erfüllten, von Eifer glühenden Herzen des großen Völkerapostels Paulus lebten und in seinen Worten wiederklingen: „Die Liebe drängt mich!“ Wußte er doch, daß der ewige gute Hirte die Liebe seiner Jünger nach dem Grade der Hirtenpflege und Hingabe mißt, mit der sie ihre Herden leiten, belehren und hüten! Darum trieb ihn die Liebe zu dem entarteten Volke in Korintha an, ihm alle seine Kräfte zu opfern; darum ließ sie ihn nicht ruhen und rasten; er wollte allen alles werden, um alle für Jesus zu gewinnen, und so war er wirklich ein Vater seiner Herde, ein Tröster der Bedrängten, ein Lehrer der Unwissenden, ein Führer der Verirrten, ein unermüdblicher Apostel für alle, die ihm der ewige Seelenhirt anvertraut hatte.

Glaubet nicht, geliebte Diözesanen, daß diese Schilderung des eifrigen Bischofs nur uns, eure Seelenhirten angehe. Gewiß bedarf das Hirtenamt der Kirche unter den Gefahren und Hindernissen unserer Zeit kräftiger Anregung und Ermunterung, um seinen hohen Beruf und seinen sich täglich mehrenden Aufgaben gerecht zu werden. Das Leben des heiligen Alexander ist also eine eindringliche Mahnung für euren Bischof und seine Priester! So betrachten wir es; aber es ist auch eine solche für euch! Ihr nehmt an dem Hirtenamte teil, und auch ihr kämpft dabei mit den Schwierigkeiten, die unsere Zeit der Erfüllung dieses Amtes entgegenstellt. Ihr seht ja den Leichtsin, die Oberflächlichkeit, die Genuss- und Vergnügungssucht immer weitere Kreise ziehen. Ihr fühlt ja die Unbotmäßigkeit und das Schwanden der Achtung vor Eltern und Vorgesetzten in alle Verhältnisse eindringen! Werdet ihr dem Hirtenamte den Kampf gegen diese Feinde der Familie, der Gemeinde, des Staates und der Kirche allein überlassen? Können ihr erwarten, daß unsere Arbeit Erfolge habe, wenn ihr sie nicht, soviel an euch liegt, unterstützt? Habt nicht auch ihr Rechenhaftigkeit abzulegen für die Seelen, die euch der ewige Gott anvertraut hat? Das sind Fragen, die das Leben und der Seeleneifer des heiligen Bischofs Alexander auch an euch richtet.

Geliebte Diözesanen! Die Lehre Jesu von der Liebe zu Gott und den Menschen hat eine weltüberwindende Kraft. Durch seine Liebe hat er die Welt überwunden, wie er selbst sagt. Wenn sich aber diese Kraft der Erneuerung und Umgestaltung nicht mehr vor unseren Augen offenbart, so liegt die Schuld nur an den Menschen. Wenn die Lehre Jesu mehr in unsern

Herzen, als auf unsern Lippen wäre, wenn sie nicht nur eine auserlesene Schar, sondern alle Christen beherrschte; wenn sie nicht nur von einigen Heiligen, sondern von der Gesamtheit der Gläubigen geübt würde in der Vollkommenheit, wie sie der Wunsch und das Gebot Christi ist; es würde sich das Paradies auf der Erde erneuern und weder Satan noch Sünde es verdrängen können. Welche Lehren aber hören wir statt dessen in unserer gottentfremdeten Zeit? und welche Grundsätze sehen wir im Leben des einzelnen geübt und in Geltung? Die Lehren und Grundsätze der nacktesten Selbstsucht, die den Kampf aller gegen alle zur Folge haben muß, weil sie nur den eigenen Nutzen im Auge hat und mitteillos und rücksichtslos über das Wohl und Weh anderer hinweggeht. Und dabei ruft die Welt nach Frieden und vergißt, daß das Wort des ewigen Gottes immer wahr bleiben wird: „Die Gottlosen haben keinen Frieden.“

Doch, geliebte Diözesanen, es ist nicht alles Schatten, es ist auch Licht um uns her. Es gibt tröstliche Erscheinungen, welche die Gottes- und Nächstenliebe im schönsten Lichte sehen lassen. Es sind dieses die Vereinigungen gottliebender Seelen zur Vinderung der geistlichen und leiblichen Not, zur Rettung der Seelen anderer, zum Schutze der Jugend, zur Pflege der Standesinteressen nach christlichen Grundsätzen, zum Dienste der Kranken und zur Fürsorge für die Armen. Wer von uns blickt nicht mit Freuden zurück auf die herrliche Heerfahrt, die im Oktober vorigen Jahres in unserer Bischofsstadt über das Wirken der christlichen Caritas in seinen verschiedenartigen Zweigen stattfand! Würden die vielfachen Anregungen, welche uns die schöne Feier gewährte, fortwirken und dazu beitragen, die Selbstsucht durch die Liebe zu überwinden und den Frieden anzubahnen, nach dem die Menschheit sich so sehr sehnt!

Wenden wir uns nun noch einmal zurück zu der schönen Rom-Feyer, von der unsere Fastenbetrachtung ausgegangen ist. Wir sehen mitten in dem sturmbelegten Meere tobender menschlicher Leidenschaften und Verirrungen einen festen Punkt, einen Leuchtturm für die gefahrdrohenden Klippen aufstehenden Schiffe. Auf dem Felsen Petri steht ein ehrwürdiger Greis Wohlwollen und Liebe verklären seine Rüge; das Licht des Himmelsfriedens strahlt aus seinen Augen. Er verweist die suchende und ratlos umherirrende Menschheit auf zwei Tugenden, deren Mangel sie so friedlos und unglücklich macht, und zeigt ihr diese Tugenden verkörpert in zwei christlichen Glaubenshelden, in denen er sie ehrt und trönt. Wem galt diese erhabene Feier?

Sie galt zunächst und vor allem Gott, dem Geber alles Guten, dem Ursprung aller Edlen und Schönen, dem Ursprung aller Heiligkeit und Ursprung aller Gnaden, die er fortwährend ausströmen läßt, wie die Sonne ihr belebendes Licht. Wie erfreuet es unsere Augen, wenn wir an einem schönen Sommermorgen auf Palmen und Blättern die Taupeken in allen Farben leuchten sehen! Aber nicht der unscheinbare Wassertropfen, der so schön erglänzt, ist die Quelle dieser Farbenpracht, sondern die am Himmel emporsteigende Sonne, die ihre Strahlen in ihm spiegelt. So ist es auch mit allem Guten und Heiligen in der Menschheit wie in der Menschenseele. Es sind die Strahlen der unendlichen Schönheit und Heiligkeit Gottes, nicht das Werk armer Menschenkinder und schwacher Menschenherzen. Immerfort strahlt Gottes Gnade und Heiligkeit wie Licht und Feuer in die Menschenherzen. Dieses Feuer zu bringen, kam der Sohn Gottes; aber er will nun auch, daß es fortbrenne.

Diese Feier galt den Heiligen, in denen jeder Wille des Erlösers sich erfüllt hat. Sie nahmen die göttlichen Strahlen nicht allein auf, sondern ließen sie auch in sich wirken. Sie blieben sie nicht aus, ließen sie nicht verglimmen noch verflüchten unter den Dingen der Zeitlichkeit, sondern entfachten sie immer heller, erleuchtender und erwärmender. Diesen begnadigten Kindern Gottes galt also jene Feier.

Sie gilt auch uns, geliebte Diözesanen; denn jene christlichen Helden, auf die sich das Kirchenfest bezog, sind unser, es sind unsere Brüder. Noch mehr, sie sind unsere Vorbilder und Wegweiser, die den Pfad vorangeschritten sind, auf dem auch wir unser Ziel erreichen sollen. Sie zeigen uns, daß er mag er auch manche Schwierigkeiten bieten, doch gangbar ist für die schwache Menschenkraft, wenn sie sich auf Gottes Gnade stützt. Können wir also bei dem Hinblick auf jene zögern, mutig voranzuschreiten, um zum gleichen Ziele zu gelangen? Müssen wir nicht mit dem heiligen Kirchenvater Augustinus zu uns sprechen: Wenn jene es konnten, warum sollte ich es nicht können?

Das sei unsere Gesinnung, mit der wir zu ihnen aufblicken. Wir sind Kinder der Heiligen; wir sind ihre Brüder und Schwestern; wir ringen unter derselben Fahne, wie sie um unser Heil. Der Weg zu diesem ist wie bei ihnen, die Heiligkeit,

„Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung.“ Darum mahnte der heilige Petrus: „Entsprechend dem Heiligen, der euch berufen hat, seid auch ihr selbst in allem Wandel heilig, weil geschrieben steht: Ihr sollt heilig sein, wie ich heilig bin.“

Es segne euch der allmächtige Gott, † der Vater und † der Sohn und † der heilige Geist. Amen.

Breslau, am Feste Mariä Reinigung des Jahres 1865.

G. Kardinal Ropp,
Fürstbischof von Breslau.

Ein freundschaftsdienst.

Novellistische Skizze aus Deutschsüdwestafrika.

Von L. J. Zell.

Der blonde Mensch nahm noch einen großen Schluck Milch und begann dann auf allgemeines Verlangen zu erzählen:

„Es ist merkwürdig, wie manche Menschen mit der Gabe der Vorausempfindung begabt sind! Man kann das nirgends so sehr beobachten als im Kriege. Am Vorabend des blutigen Ereignisses von Obitokere, wo ich das hier am Arme westkriete. Wir bivoualierten den Abend gewöhnlich bei sehr kalter Nacht und lagen dicht an einander gedrängt, um sich gegenseitig zu erwärmen. Stockmann lag neben mir — Stockmann den ich mir schon immer so genau angesehen hatte, weil er mir so ausnehmend bekannt vorkam. Aber er leugnete, daß wir uns jemals gesehen hätten. Stockmann war den ganzen Abend in bestiger Unruhe.“

„Kamerad“, sagte er, „morgen gibt es was —“

„Unfinn“, erwiderte ich, „die schwarze Gesellschaft ist in vollem Rückzuge — was sollte denn da passieren? Ein paar kleine Reibereien zwischen unserer Spitze und ihrer Nachhut.“

„Verlaß Dich darauf, es gibt was“, sagte er, „mir liegt wie Blei in den Gliedern. Gerade war es den Tag, bevor der Aufstand losbrach, am Vorabend des entsetzlichen 13. Januar, wo mir Frau und Kind von den Hereros ermordet wurden. Und da muß ich Dir denn doch noch vorher ein Geständnis ablegen. Dann kann ich ruhiger in die Schlacht.“

Er war als Freiwilliger der Kolonne Glasenapp beigetreten, und obwohl er wenigstens 7 Jahre älter war als ich, so, und obwohl er Jahre lang als Farmer in Südafrika gewesen, flocht die Kameradschaft doch schnell ein festes Band um uns.

„Du erinnerst Dich meiner ganz richtig“, sagte er, „ich habe es bisher ableugnen wollen, allein ich sehe jetzt nicht ein, warum ich es nicht sagen soll — wir leben uns ja doch wohl nicht wieder. Ja — ich bin nicht Stockmann — ich bin der Dankbeamte Böhm — der bei der Kreditkassa beschäftigt war, als Du dort als Beihilfe eintratest. Ich hatte einen Kollegen dort, einen gewissen Steinberg dessen Du Dich jedenfalls auch noch erinnerst. Er hatte mich einmal aus einem brennenden Hause gerettet und fühlte ich mich ihm zu, unauslöschlicher Dankbarkeit verpflichtet.“

Eines Tages kam er zu mir, wusch sich und eröffnete mir, er habe mir eine freundliche Mitteilung zu machen, forderte mir aber zunächst einen feierlichen Schwur ab, nichts davon zu sagen. Ich schwur — und da eröffnete er mir, sein leichtsinniges Leben habe ihn in Schulden gestürzt, er habe sich Nachschlüssel zu unserem Kassenschatz machen lassen und habe dann nachdem er eine Ehrenschuld kontrahiert, 3000 Mark daraus entwendet. Ich war wie angedonnert — ich hätte ihn erwürgen, dann aber verhaften lassen mögen. Aber Dankbarkeit und der heilige Schwur schlossen meine Lippen. Ich würdigte den Verbrecher keines Wortes mehr, erhob meine Ersparnisse, versilberte meine Wertpapiere, nahm davon 3000 Mark und legte sie in die Kasse. Anstatt nun ordnungsmäßig zu knüpfen und mich nach einer anderen Stellung umzusehen, ließ mich der Gedanke, mit diesem Ranne zusammenarbeiten zu müssen, keine Stunde ruhig an meinem Puls — ich meldete mich krank, verschaffte mir in aller Eile einen Auslandspaß und verschwand. Ich hätte es nicht um die Welt zu Wege gebracht, dem Direktor etwas über meinen Abgang vorzuschwindeln.

„Du brauchst mir nicht zu sagen, was alles von mir gesagt wurde. Denn ich habe es ja in den Zeitungen gelesen — irgend etwas mußte ich ausgelesen haben, daß ich so daonngegangen sei. Denn es sei doch höchst verdächtig, daß ich all mein Geld abgehoben.“ „Zweifello“ hatte ich mir doch etwas zu schulden kommen lassen, hatte wohl etwas unterschlagen und es dann wieder gedeckt — ja — man jagte mir noch ganz andere Dinge nach, obwohl die Revision der Kasse und der von mir geführten Bücher ergab, daß alles in peinlichster Ordnung war. Steinberg hat das alles mit angehört — er brachte es fertig, dem ein Jahr lang zuzusehen und zuzuhören. Wie oft habe ich ihn vertilgt in jener Zeit — ihn und seine damalige rettende Tat.“

Aber länger als ein Jahr ertrug er doch nicht. Da hatten ihn seine Unregelmäßigkeiten wieder an den Rand des Verderbens gebracht, er verfiel ein ausschweifendes, mit Belagen überfülltes Bekenntnis seiner Schuld, sandte es an die Direktion und verschwand, niemand weiß wohin. Leider hat er wenigstens damit genügt. Vor dem Gesetze allerdings war ich gefertigt — vor denen, die an mich geglaubt, bedurfte es dessen nicht, und die an mir zweifelten, nahmen auch die Kunde von meiner Unschuld mit ungläubigem Lächeln hin — ich weiß es ganz genau, da ein Verwandter von mir nach einiger Zeit herüberkam und mir alles erzählte.

„Obwohl ich mich nach der alten Heimat schmerzlich sehnte, brachte ich nicht über mich, zurück zu kehren — ich hätte das alles nicht ertragen und hatte hier eine schöne, gemüthliche Existenz, nachdem ich mich durch die Anfänge hindurch gerungen. Ja — und dann kam der Aufstand! Alles — alles ist hin — nichts ist mir geblieben, als das platte Land, das, ohne jeden Pfennig in der Hand, für mich nun völlig wertlos geworden ist. Denn ich habe auch mein Vaarcs verloren, was ich noch vor drüben hatte und auch das, was ich mir hier erworben hatte. Am besten ist's ich sterbe, denn ich habe nicht mehr die Energie, den Kampf aufs neue zu beginnen. Ich mußte Dir sagen, daß ich nicht Stockmann bin, es war, als brüde es mir das Herz ab! Nun weicht Du — und nun good bye!“

Er sprach, legte sich und starzte ins Feuer und war zu keinem Gespräch mehr zu bringen.

Am andern Morgen sagte er: Ich werde sterben — und vor allen Dingen — ich werde mit jenen Burken ein Wortlein reden, die mir alles — alles genommen haben! Das wird sehr lustig!“

Es war bei denen um Glasenapp, ebenso wie ich. Er wurde, gleich nachdem das Gefecht begann, am Bein verwundet, ich am Arm. Mir gelang es, ihn trotz meines Armes, in den ich ebenfalls im Anfang sofort einen Schuß bekam, auf sein Pferd zu heben und auf meines zu klettern, dessen Zügel er ergriff. Wir entkamen — aber er erhielt auf der Flucht noch einen Schuß in die Schulter. Das hat ihm den Knack gegeben. Wir gelangten endlich ins Lazarett nach Windhof aber da sagte den armen Kerl der Typhus noch über dem Wundfieber und raffte ihn hinweg.

„Es ist gut“, sagte er vor seinem Tode zu mir, „daß ich langsam starb — ich konnte so Steinberg noch verzeihen. Es bleibt ein freundschaftsdienst — er rettete mir das Leben, ich gab ihm dafür meine Ehre hin — da denke ich, wir sind quitt und wenn ich ihm nun verzeihe, so glaub ich, kann ich ruhig vor meinen Herrgott treten.“

Der blonde Mensch schwieg und sah vor sich nieder, eine Träne glänzte in seinem Auge. Alle die jungen, fröhlichen Männer, die, wenn auch verwundet, froh waren, die Heimat wieder zu sehen, sahen stumm und nachdenklich — sie dachten der Gefallenen — wie manches bewegte Schicksal möchte da unten seinen gewaltsamen Abschluß gefunden haben.

Allerlei.

— Rossini-Anekdoten erzählt anlässlich des am 17. d. Mts. bevorstehenden hundertsten Geburtstages von Manuel Garcia der Gaulois. Garcia war nämlich ein großer Bewunderer von Rossini und hat eine große Anzahl von Anekdoten über den Meister gesammelt und einem englischen Journalisten mitgeteilt. Einige Tage nach dem Tode von Meyerbeer erschien bei Rossini ein junger Komponist, übergab ihm einen Trauermarsch auf Meyerbeer und bat um das Urteil Rossinis. Nach einigen Tagen erklärte dieser dem wenig erbauten jungen Komponisten, daß es ihm lieber gewesen wäre, wenn der Komponist gestorben wäre und Meyerbeer auf ihn einen Trauermarsch gemacht hätte. — Rossini war ein gern gesehener Gast am Hofe König Georgs IV. von England. Als er eines Tages wiederum im St. James'-Palast eingeladen war, wurde er auch gebeten, auf dem Piano vorzutreten. Rossini war in bester Laune, spielte hinreißend und wurde immer wieder um Zugaben gebeten. Endlich schloß Rossini erschöpft das Instrument. Als der König ihn zu einer weiteren Zugabe in freundlicher Weise bewegen wollte, entgegnete Rossini unter großer Heiterkeit aller Anwesenden: „Majestät, glauben Sie nicht, daß ich jetzt genug Musik habe?“

Druck und Verlag: Düsseldorf'scher Tageblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt
Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'scher Volksblatt.
Verantwortlicher Redakteur: G. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 13.

Düsseldorf, den 26. März.

1905.

Inhalt: Evangelium zum dritten Sonntag in der Fasten. — Bilder aus der Passion unseres Herrn, III — Aus den Fastenbrieffen deutscher Bischöfe. — Christliche Humanität und Entwicklungs-Moral. — Die schwebenden Selig- und Seligsprechungs-Prozesse. — Literarisches. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum dritten Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XI, 14—28.
„In jener Zeit trieb Jesus einen Teufel aus, der stumm war; und als er den Teufel ausgetrieben hatte, redete der Stumme und das Volk wunderte sich. Einige aber von ihnen sagten: Durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus. Andere versuchten ihn und forderten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Als er aber ihre Gedanken sah, sprach er zu ihnen: „Reines Reich, das wider sich selbst uneins ist, wird verwüftet werden, und ein Haus wird über das andere fallen. Wenn nun auch der Satan wider sich selbst uneins ist, wie wird denn sein Reich bestehen, daß ihr da saget, ich treibe durch Beelzebub die Teufel aus? Und wenn ich durch Beelzebub die Teufel austreibe, durch wen treiben denn eure Kinder sie aus? Also werden sie selbst eure Richter sein. Wenn ich aber durch den Finger Gottes die Teufel austreibe, so ist ja wahrhaft das Reich Gottes zu euch gekommen. Wenn der Starke bewaffnet seinen Hof bewacht, so ist alles sicher, was er hat. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt, und ihn überwindet, so nimmt er ihm seine ganze Waffenrüstung, auf welche er sich verließ, und verteilt seine Beute. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Wenn der unreine Geist von den Menschen ausgefahren ist, wandert er durch dürre Orte und sucht Ruhe; und weil er sie nicht findet, spricht er: Ich will in mein Haus zurückkehren, von dem ich ausgefahren bin. Und wenn er kommt, findet er es mit Besen gereinigt und geschmückt. Dann geht er hin, nimmt noch sieben andere Geister mit sich, die ärger sind als er; und sie gehen hinein und wohnen daselbst; und die letzten Dinge dieses Menschen werden ärger als die ersten. Es geschah aber, als er dies redete, erhob ein Weib unter dem Volke ihre Stimme und sprach zu ihm. Selig ist der Leib, der dich getraegen hat, und die Brüste die du gesogen hast! Er aber sprach: Ja, freilich sind selig, welche das Wort Gottes hören und dasselbe beobachten!“

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

III.

Die Heilung von Besessenen machte immer einen tiefen Eindruck; deshalb heißt es auch im heutigen Evangelium: „Die Volksscharen staunten“. Die Pharisäer aber wollen nicht an einen göttlichen Machterweis glauben, darum gebrauchen sie die seltsame Ausrede: „Durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, treibt Er die Teufel aus!“ Sie halten das vom Herrn gewirkte Wunder — wie sie wenigstens vorgeben — für ein pures Blendwerk des höllischen Geistes.

Derselben Verblendung und Bosheit begegnen wir auch, lieber Leser, in jener Gerichtsverhandlung des hohen Rates in Jerusalem, die uns heute wiederum beschäftigen soll. Der seit Jahrtausenden erwartete und erhoffte Messias steht vor diesen verblendeten Men-

schen, die Alles anbieten, um Ihn aus dem Wege zu räumen, weil Er ihren Stolz tödlich beleidigt hat.

Und es schien fast, als ob zwei zuletzt auftretende Zeugen den Richtern eine Handhabe darböten, um über den verhafteten „Nazarener“ das verdamnende Urteil zu fällen. Allein auch diese beiden Zeugen werden vom Evangelisten ausdrücklich als falsche Zeugen bezeichnet, denn er sagt: „Zuletzt aber kamen zwei falsche Zeugen, welche aussagten: Dieser hat gesagt, Ich kann den Tempel Gottes abbrechen und nach drei Tagen wieder aufbauen“ (Matth. 26).

Wie können aber — fragt der hl. Hieronymus — diese Zeugen falsch genannt werden, wenn sie einen wirklichen Ausspruch Jesu vorbrachten? Und der hl. Kirchenlehrer beantwortet die aufgeworfene Frage sehr treffend, indem er sagt: Ein falscher Zeuge ist nicht der, welcher Richtiges vor Gericht als gesagt behauptet, sondern auch der, welcher dem wirklich Gesagten einen andern Sinn unterschiebt. Das taten aber jene beiden Zeugen; denn der Herr hatte zwar von der Zerstörung eines Tempels gesprochen, allein Er hatte — wie die Evangelisten ausdrücklich hervorheben — den lebendigen Tempel Seines heiligsten Leibes gemeint und nicht den steinernen jüdischen Tempel: „Er aber redete von dem Tempel Seines Leibes“ (Joh. 2). Dazu kam noch, daß jene Zeugen bei der Anführung der Worte Jesu sie verfälscht hatten, indem sie einige Worte hinzufügten und andere veränderten. Der Herr hatte nämlich gesagt: Zerstört diesen Tempel, — die Zeugen aber ließen fälschlich Ihn sagen: „Ich kann den Tempel Gottes zerstören u.“

Diese Anklage war aber nicht nur offenbar verleumderisch, sondern auch albern und lächerlich. Denn wenn auch der Herr wirklich das gesagt hätte, was diese Ankläger Ihm zuschrieben, so ergab sich daraus noch keineswegs eine wirkliche Schuld für den Angeklagten. Wer nämlich sagt, er wolle den Tempel zerstören, um ihn dann in drei Tagen herrlicher als zuvor wieder aufzubauen, zeigt sich keineswegs als Feind, sondern vielmehr als Eiferer für die Herrlichkeit des Tempels. Bei andern Richtern wäre daher eine solche Anklage unmöglich vorgebracht worden. Allein die im hohen Rat versammelten Richter waren bis zum Fanatismus eifersüchtig auf die Herrlichkeit ihres berühmten Tempels, und man durfte nur verächtlich von diesem Heiligtum reden, um sich auch den Haß des Volkes zuzuziehen und für des Todes würdig gehalten zu werden. So wurde z. B. der Prophet Jeremias zum Tode verurteilt, weil er vorausgesagt hatte, daß Jehova einst den Tempel zerstören und den Tempelplatz in eine Wüste verwandeln werde (Jerem. 26), und später wurde bekanntlich der hl. Diakon Stephanus zu Tode gesteinigt auf die Anklage hin, daß er dasselbe geweissagt habe. (Apgsch. 6).

Durch eine ähnliche Anklage gegen Jesum wurde es Seinen erbitterten Feinden leicht, den Unwillen des Vol-

les gegen Ihn in hohem Maße zu erregen. Und während also jedes andere Gericht die Aussagen dieser beiden Zeugen zurückgewiesen hätte, hörte der hohe Rat sie nicht nur an, sondern gab ihr vor der Öffentlichkeit Gewicht und Bedeutung, damit das Volk Ihn, den es als „großen Propheten“ verehrte, nun als einen Schänder und Schmäher des Heiligtums verabscheue. So erklärt es sich auch, lieber Leser, daß derselbe Mund, der „Hosanna“ gernsen hatte, fünf Tage später gegen denselben Herrn das „Kreuzige Ihn“ rief; ja, daß das Volk nachher dem gekreuzigten Herrn mit bitterem Hohne zurief: „Ei Du, der Du den Tempel Gottes zerstörst!“ (Matth. 27.)

Allein so schwerwiegend diese Anklage in den Augen des jüdischen Volkes sein mochte, so würde sie doch keineswegs genügt haben, um den römischen Statthalter Pilatus zu vermindern, einem daraufhin gefällten Todesurteile seine Zustimmung zu geben und es ausführen zu lassen. Denn Pilatus war eben ein Heide und darum nichts weniger als begeistert für den jüdischen Tempel. Er hätte jene Worte, die man dem Angellagten zur Last legte, höchstens als eitle Prahlerei, aber sicher nicht als ein Kapitalverbrechen angesehen. Aus diesem Grunde wagten die Juden später gar nicht, diese Anklage vor Pilatus auch nur zu erwähnen.

Die Mitglieber des hohen Rates waren also über dieses falsche Zeugnis wohl sehr erfreut wegen der Wirkung, die es beim Volke hervorbrachte, — aber für ihre Zwecke konnte es ihnen nicht genügen. In dieser kritischen Lage suchten sie den Herrn zum Reden zu veranlassen, um vielleicht auf Seine eigene Aussage einen Schein von Schuld begründen zu können: „Da stand (sagt die Schrift) der Hohepriester auf und sprach zu Ihm: Antwortest Du nichts auf das, was diese gegen Dich zeugen?“ (Mark. 14.) Es wäre für unsern Herrn ja nun nichts leichter gewesen, als jene elende Anklage zu entkräften: Er hätte nur Seine eigenen Worte zu wiederholen brauchen, die jene falschen Zeugen verändert und deren Sinn sie verkehrt hatten, — aber Er wollte es nicht, sondern beobachtete ein majestätisches Stillschweigen: „Er aber schwieg und antwortete nichts“ (Mark. 14.)

Warum hätte Er auch sprechen sollen? Jene Versammlung des hohen Rates hatte ja nur den Schein eines Gerichts; diese Richter dürften nur nach Seinem Blute! Um ihnen zu zeigen, daß Er das sehr wohl wisse, würdigt Er sie keiner Antwort.

Aber wie geheimnisvoll ist dieses Schweigen Jesu! Denn die Worte, die Er wirklich einst gesprochen hatte — „Zerstört diesen Tempel!“ — diese Worte, lieber Leser, sollen ja gerade jetzt in Erfüllung gehen! Diese Worte, die Er am ersten Ostersfeste in Jerusalem gesprochen, werden an diesem letzten Ostersfeste wiederholt, und gerade diejenigen, welche aus dieser Weissagung Seines Ostersfodes eine falsche Anklage machen, sind die Volltrecker dieser Seiner Weissagung, ohne es in ihrer entsetzlichen Verblendung zu ahnen.

So schweigt also der Herr und überläßt, lieber Leser, Seinen Aposteln das Amt, den wahren Sinn jener Weissagung von Seinem Tode und Seiner Auferstehung denen zu predigen, die zu der Herde gehören werden, für die der gute Hirt Sein Leben hingeben wollte.

S.

* Aus den Fastenhirtenbriefen deutscher Bischöfe.

Der Bischof von Münster behandelt die Würde und den Adel des Gebetes. Er gibt eine schöne Erklärung der verschiedenen Arten des Gebetes und legt dann dar, wie eine jede die Kraft und den Keim zur Erhebung und Veredelung des Beters in sich trägt. Aber nur das Gebet, welches in rechter Weise verrichtet wird, ist in seinem innersten Kern und seiner Natur nach geeignet, den Menschen zu heben und zu adeln, nicht von außen her, sondern von innen heraus, nicht zum Schein, sondern in Wahrheit. Denn der wahre Adel des Menschen liegt in seinem Herzen. Je edler das Herz, um so edler der Mensch in all seinem Tun und Lassen, im Denken und Reden, in Freud und Leid. Nach

einer kurzen Betrachtung, daß das Gebet, wie es eine „Erhebung der Seele zu Gott hin“ ist, so auch eine wunderbar veredelnde Herablassung und Einwirkung Gottes gegenüber der betenden Seele nach sich zieht, schließt der Hirtenbrief mit einer Ermahnung an allen Diözesanen, allzeit treu und eifrig zu beten, in den Gotteshäusern und in den Familien, zu beten für einander, für Lebende und Abgestorbene, für die weltliche und geistliche Obrigkeit, für die Ausbreitung der katholischen Kirche und für die Wohlfahrt unserer Vaterlandes.

Der Bischof von Baderborn setzt die Erörterung des Wertes der christlichen Hoffnung fort, mit der schon die beiden letzten Hirtenbriefe sich beschäftigten. Diesmal gilt es, sie zu verteidigen gegen die Angriffe der Kinder dieser Welt, die da behaupten, die christliche Welt- und Lebensauffassung wolle den Menschen weltföchtig, kulturscheu und lebensmüde machen. Demgegenüber zeigt der Bischof seiner Herde, daß ihr die christliche Weltauffassung im Gegenteil ein überaus wirksamer Ansporn ist zur Anspannung aller Kräfte und zu ausdauernder Tätigkeit in jeglicher Berufsstellung. Im weitern wird dann eingehend bewiesen, daß Christenstand und Weltberuf, Christentugend und Welttätigkeit, Himmelsheuschucht und Weltarbeit, Gottvertrauen und Erdenbesorge wohl mit einander vereinbar sind. Eine große Reihe von Einwürfen wird dabei trefflich widerlegt.

Orox ave spes unioa überschreibt der Bischof von Hildesheim die an seine Diözese gerichteten Worte. Er befaßt sich ebenfalls mit der christlichen Hoffnung, sagt aber zunächst diejenige ins Auge, die dem Gläubigen die drückendste Last, das Bewußtsein der Sündenschuld, zu mildern imstande ist. Er kommt dann im allgemeinen auf die Bedeutung dieser Kardinaltugend für das Seelenheil zu sprechen und erklärt die drei Säulen, auf denen die Hoffnung des Christen beruht: die Liebe, welche Gott uns bewiesen hat durch Annahme an Kindesstatt, die Wahrheit seiner Verheißungen und seiner Allmacht, sie zu erfüllen. Nachdem er dann gezeigt, wie die Märtyrer gehofft, wie die Hoffnung ein Unterpfand des Triumphes der Kirche ist, werden die Prüfungen unseres Gottvertrauens, die Hoffnung im Gebet, im Leiden und in der Todesstunde am Vorbilde Christi vorgeführt. Namentlich die letztere feiert der Bischof zum Schluß als größter Sieg, den heiligsten Triumph der Kraft des Kreuzes Christi.

Der Bischof von Trier spricht in seinem Fastenhirtenbriefe von dem unter dem schöpferischen Hauche der Gnade entstandenen übernatürlichen Leben der Seele, unserem kostbarsten Gut, dessen Besitz unerlässlich ist zur Erlangung der ewigen Seligkeit, sowie von den Mitteln, durch welche welche wir imstande sind, dieses innere Gnadenleben in uns zu erhalten und nach dem Maße der von Gott gewährten Gnade unablässig zu vermehren.

Der Bischof von Fulda weist hin auf das vom 4. bis zum 11. Juni hier zu feiernde 1150jährige Jubiläum des Märtyrertodes des h. Bonifatius, des größten Wohltäters Deutschlands. Der Oberhirt legt seinen Diözesanen, damit die Feier auch für die Zukunft ihnen den größten Nutzen bringe, ans Herz zwei Vorsätze zu fassen und auszuführen, nämlich 1. an dem Glauben, den der h. Bonifatius uns gebracht hat, standhaft und unerschütterlich festzuhalten und 2. aus diesem Glauben und nach diesem Glauben zu leben.

Die Bischöfe von Limburg und von Mainz haben für ihre Schreiben das gleiche Thema gewählt: sie verbreiten sich eingehend über die Pflicht der Sonntagsheligung, wie sie das dritte Gebot Gottes von uns verlangt, indem es befehlt: Gedenke, daß du den Sabbat heiligst. Der erstere beleuchtet den für Religion, öffentliche Sitte und Volkswohlfahrt bedeutsamen Gegenstand nach den verschiedenen Seiten, besonders auch mit erstem Hinweis auf die stets zunehmende Vergnügungs- und Genussucht. Wohlverdientes Lob spendet der Oberhirt den trotz weiter Entfernung und schlechter Wege und Witterung im Besuche des Gottesdienstes eifrigen Gläubigen, während er die den Tag des Herrn durch Verschmämmnis des Gottesdienstes oder Ausschweifungen entheiligenden in ernstlichen Worten an ihre Pflicht mahnt.

Der Erzbischof von Freiburg i. B. will die Gläubigen rüsten und stärken zum bevorstehenden und schon teilweise entbrannten Kampfe gegen die katholische Kirche. Dazu schildert er das Leben, Leiden und Sterben des Gottmenschen. Trotz aller Wohlthaten, alles Segens und aller Wunder wird der Heiland beseindet und gemartert. Die Kirche ist der fortlebende Gottmensch Jesus Christus. Auch sie wandert durch die Jahrhunderte hindurch, Frieden, Glück, Befeligung jeder Menschenseele darbietend, aber auch der irdischen Bedürfnisse ihrer Kinder nicht vergessend. Trotzdem ist sie bis auf den heutigen Tag unzähligen Verleumdungen, ungerechten Angriffen und Verfolgungen ausgesetzt gewesen, und gegenwärtig ist es ein „neues Delictum“, schlimmer

als das alte, das gegen sie ankämpft. Dieser Ansturm ist nur eine neue Erfüllung der Verfolgungsankündigungen Christi; auch im neuen Sturm wird die Kirche nicht unterliegen. Mit einer kraftvollen Mahnung zu steter Liebe für unsere Kirche endet das Schreiben.

Bischof Keppler von Rottenburg wünscht die Christenlehre zu fördern, deren Aufgabe er klarlegt: das in der Schule empfangene Wissen in der Religionslehre aufzufrischen, die Gläubigen zu wappnen gegen so viele Gefahren für Glauben und Tugend.

Dass die katholische Kirche es stets als eine ihrer pflichtmäßigen Aufgaben betrachtet hat, sowohl den Herrschaften als den Untertanen die christlichen Grundsätze einzuschärfen, auf denen ihr gegenseitiges Verhältnis beruhen muß, legt der Erzbischof von Posen und Gnesen seiner Abhandlung über die Pflichten der Diensthöfen gegenüber ihrer Herrschaft voran, die er bei im Vorjahr gebotenen über die Pflichten der Herrschaft folgen läßt. Die Diensthöfen sollen ihren Stand nicht geringschätzen, eingedenk dessen, daß der göttliche Heiland selbst die Gestalt eines Dieners angenommen hat. Der Erzbischof wendet sich in diesem Sinne gegen die Sitten der jüngeren Generation, in ein häusliches Dienstverhältnis zu treten, und verurteilt den fleberhaften Drang nach Ungebundenheit, der sie in die weite Welt treibt. An der Hand von Worten des h. Paulus in seinem Briefe an die Kolosser werden dann drei Dinge von den Diensthöfen verlangt: daß sie gehorsam seien, daß sie nicht angendentrisch, sondern in Einfachheit des Herzens dienen sollen.

Der Bischof von Würzburg warnt seine Diözesanen vor den Lehren der gegenwärtigen Feinde des Christentums, von denen er einige in ihrer Verwerflichkeit kennzeichnet. Als wirksamer Schutz gegen sie empfiehlt er vor allem, die schlechte Presse zu meiden. Aber den Christusfeinden gegenüber dürfe der Christusfreund auch nicht untätig bleiben, er müsse den Spottreden der Gegner mutig und mit Ausdauer entgegentreten. Eine heilige Pflicht der Eltern und Vorgesetzten sei es ferner, selbst mit Beispielen dafür zu sorgen, daß der Jugend Bücher zur Verfügung stehen, welche die Lehren unserer h. Religion und die des christlichen Sittengesetzes verteidigen und die Unwahrheit der glaubensfeindlichen Weltanschauung nachweisen.

Die Notwendigkeit des Leidens auf dieser Welt fährt der Bischof von Passau seiner Herde vor Augen. Das Leiden um Gottes willen ist eine Tugend, eine Brücke zur ewigen Herrlichkeit. Der Heiland, dessen Religion eine Religion der Liebe, des innigsten Erbarmens und des Trostes ist, ladet selbst die Leidenden zu sich ein: Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Diesen Geist Christi sollen die Gläubigen auch pflegen, indem sie sich ihren Mitmenschen mit brüderlicher Liebe und Ehrfurcht zusetzen zeigen. Besonders sei dazu die hl. Fastenzeit geeignet, da sie die Zeit der stillen Einkehr, des „Blütenregens von Tugenden“ ist und sein soll.

Ueber den wahren Glauben, die wahre Autorität und die wahre Sittlichkeit schreibt der Bischof von Eichstätt. Im ersten Teile spricht er den Wunsch aus, daß sich doch bald das Wort Christi bewahrheiten möge, daß eine Herde und ein Hirt sein werde, und mahnt seine Diözesanen, nie dazu mitzuwirken, den konfessionellen Frieden zu trüben. Bezüglich der Autorität legt der Bischof dar, wie der den Obrigkeiten zu leistende Gehorsam vielfach in seiner Wurzel entchristlicht worden sei und fährt darauf zurück nicht nur schwere Verfolgungen der Kirche, sondern auch tiefgreifende Erschütterungen der weltlichen Autorität. Die weiteren Folgen werden in ihrer ganzen erschreckenden Größe gekennzeichnet. Der Verteidigung der Ehe gilt der letzte Abschnitt über die wahre Sittlichkeit. Dabei wird gezeigt, wie frech gegen diese unter dem Deckmantel von Kunst und Wissenschaft gesündigt wird. Das einzige Mittel gegen die Ueberwucherung des sittenlosen Lebens und gegen die Hochflut einer schamlosen Presse sei die Rückkehr zur Heiligkeit der Ehe im Sinne der katholischen Kirche.

Der Hirtenbrief des Erzbischofs von München und Freising stellt zwei einander bekämpfende Weltanschauungen gegenüber. Die Gottlosigkeit der einen belundet eine Flut von Schriften, welche der Abwendung von Gott das Wort reden unter dem Deckmantel der Freiheit jede sittliche Schranke niederreißen und die Vertierung des Menschen und das schamlose Laster als das Göttliche zu befehlen wagen. Daraus entspringen die Schäden der heutigen Zeit, die Erschlaffung der sittlichen Kräfte des Volkslebens. Die andere Weltanschauung kämpft demgegenüber unter der Devise: Mit Gott! für Sitte, Ordnung und Recht.

Der Bischof von Metz behandelt die notwendige Kenntnis der christlichen Wahrheiten, die dazu dient, den Glauben zu stärken und vor Irrtümern zu bewahren. Im ersten Teile wird nachgewiesen, daß es ohne gründliche Kennt-

nis der Glaubenswahrheiten nicht möglich ist, ein wahrhaft christliches Leben zu führen, während im zweiten Teile das Ringen der Menschheit nach irdischem Wissen geschildert wird, das den Kardinalpunkt alles Wissens, das von der Religion, außer acht läßt. Zum Schluss weist der Bischof unter voller Anerkennung der Fortschritte der heutigen Wissenschaft darauf hin, daß zum wahren Glück und zum wahren Frieden eine höhere Weisheit als die rein menschliche erforderlich ist.

Von der Demut handelt der Fastenhirtenbrief des Bischofs von Angsburg. Es wird ausgeführt: Wir haben ein entsetzlich hochmütiges Geschlecht bekommen. Wieviel Studierende haben am Glauben Schiffbruch gelitten, weil sie eben für Demut kein Verständnis mehr haben. Aber auch in den niederen Schichten des Volkes — welcher Hochmüt. Leute, die kaum lesen und rechnen gelernt, die ihre Gedanken nicht einmal ordentlich niederzuschreiben vermögen, sie vermessen sich, aber die ewigen Wahrheiten abzurteilen; Leute, die kaum eine einfache Frage des Katechismus beantworten können, sprechen hochmütig über Wahrheiten, mit denen sich die größten Meister ihr Leben lang beschäftigt haben. Alles will über seinen Stand hinaus, alles will Titel und Ehren, niemand will sich mehr etwas gefallen lassen, sondern auf andere hochmütig herabschauen; Leute, die kaum den Kinderschuhen entwachsen sind und noch keinen Bissen Brot verdienen können, wollen schon Herren und Damen spielen und zu diesem Zwecke anmaßend, rücksichtslos, trotzig gegen alle Welt, pietätlos gegen Eltern und Lehrer sein und möglichst alle Titelreiten und Genüsse mitmachen.

Christliche Humanität und Entwicklungsmoral.

„Wert des Individuums“ überschreibt Ostwald einen Schlußpassus seiner Naturphilosophie (2. Aufl. S. 455), in dem er die Frage anspricht, inwieweit das Individuum im Interesse seiner eigenen Existenz gegen andere vorgehen darf.

Zunächst wird da für die Bewertung des tierischen Lebens im Verhältnis zum Menschenleben ausgeführt, daß wir allgemein zwischen dem Leben eines Menschen und dem eines Tieres kein Vergleichsverhältnis zugeben und beliebig viele Tierleben als minderwertig gegen ein einziges Menschenleben veranschlagen. Dann heißt es wörtlich weiter:

„Allerdings geraten wir schon hier zuweilen in einen Konflikt, da der Wert eines besonders entwickelten Tieres, z. B. eines edlen und treuen Hundes, dem eines verkommenen und schlechten Menschen gegenüber von uns nicht als verschwindend gering empfunden wird; zuweilen sind wir sogar geneigt, den ersteren höher einzuschätzen. . . . Die Schwierigkeiten häufen sich, wenn es sich nicht mehr um das Leben des Menschen handelt, sondern um größere oder geringere Vorteile für seine Existenz. . . . Hier kommt namentlich der Gesichtspunkt in Betracht, daß die gleichen Verhältnisse, welche uns dazu führen, in allen Lebendigen unsere Angehörigen zu sehen, uns auch gegen die Erhaltung des Individuums gleichgültiger machen. . . . Derartige Betrachtungen führen uns zu dem Gedanken, daß im Laufe der gegenwärtigen Entwicklung auch beim Menschen wahrscheinlich allmählich zuviel Gewicht auf das Individuum gelegt worden ist. Hiermit ist allerdings nicht das ausgezeichnete Individuum gemeint; in einem solchen konzentriert sich eine solche Fülle von Leben und Lebensförderung, daß erhebliche Opfer für seine Entwicklung und Erhaltung ganz am Platze sind. Aber das durchschnittliche Individuum, dessen Verschwinden keine erhebliche Lücke in der Welt hinterläßt, sollte sich nicht mit gleichen Ansprüchen dem Leben gegenüberstellen.“

Eine seltsame „Bewertung“ des Individuums, die man viel richtiger als Entwertung bezeichnen würde. Wo bleiben bei einer solchen Bewertung des Individuums die Menschenrechte, das Recht der Einzelpersönlichkeit? Ist denn die Menschheit nur dazu auf der Welt, um Genies oder Kraftmenschen à la Koch und Eberle zu züchten? Wer hat die Entscheidung zu treffen, ob ein Individuum eine Lücke ausfüllt in der Welt oder nicht? Wann soll dann die „Auslese“ getroffen werden? doch wohl am einfachsten gleich nach der Geburt!

Da landet man wieder bei der Praxis der alten Spartaner, welche die schwächlichen Kinder sofort bei Ernte schafften und nur die gesunden leben ließen. Aber wo bleiben dann die „ausgezeichneten Individuen“, sintermalen es nicht jedem bei seiner Geburt auf die Stirne geschrieben steht, ob er einmala ein „ausgezeichnetes Individuum“ werden will oder ein verkommener Mensch, der einem edlen Hunde nachsteht!

Die bitterste Ironie hat die Geschichte selbst auf derartige „Marshallgrundzüge“ gegeben, wenn sie uns zeigt, daß so mancher Große der Weltgeschichte, groß im Reiche der Geister wie der

Politik, als schwaches Kind zur Welt kam, ja manches Genie geistlich mit Krankheiten zu kämpfen hatte, nach darwinistischen Ansichten also verunglückte Exemplare des Spezies Mensch waren, die hätten bei Seite geschafft werden müssen. Darwin selbst wäre bei seiner schwächlichen Konstitution in der Jugend diesen Anschauungen zum Opfer gefallen! Von anderen ganz abgesehen. Man denke Darwin, den doch alle Darwinisten zu den ausgezeichneten Individuen rechnen, darf sich selbst glücklich schätzen, daß zur Zeit seiner Geburt die Menschen ihr Verhalten zu dem heranwachsenden Geschlecht nicht eingerichtet hatten nach den Moralgrundrissen des Kampfes ums Dasein und der Vervollkommnung der Rasse, der Züchtigung von „Neuermenschen“, sondern nach den Lehren des Christentums.

Wahrlich, es bedarf bei einer so offenen Verklärung der brutalsten Grundfäße nicht erst langer Worte, um zu zeigen, wo die höchste Wertung des Individuums gewährleistet ist: nicht bei der Weltanschauung, die den Gang der Menschheitsgeschichte beurteilt wissen will nach dem Gesetz des Kampfes ums Dasein, wo nur der Starke Existenzrecht hat und der Schwache hilflos und rettungslos niedergetreten wird, sondern dort, wo man das Wort „Menschenrechte“ nicht bloß als schöne Phrase im Munde führt, sondern diese Rechte respektiert, auch dem Schwachen gegenüber.

Diese ganze „Kampf ums Dasein- und Rasse-Moral“ bedeutet einen Rückschlag hinter die 2000jährige Kulturarbeit des Christentums, dessen durch nichts zu bestreitender Ruhmestitel es ewig bleibt, erst der Menschheit wahre Humanität gebracht und auch dem Schwachen und Kranken die helfende und rettende Hand geboten zu haben.

Die schwebenden Heilig- und Seligsprechungs-Prozesse.

Unter diesem Titel veröffentlichte Kardinal Steinhilber in den „Stimmen aus Maria-Laach“ (Heft 1, 1905) eine interessante Studie. Danach beträgt die Zahl der schwebenden Prozesse 287, wovon 23 Prozesse die Heiligprechung solcher betreffen, die schon selig gesprochen sind. Von den übrig bleibenden 264 Prozessen sind 152 schon „eingeleitet“ und 112 befinden sich noch im Stadium der Vorbereitung. Bei 130 Personen fällt das Todesjahr in das 19. Jahrhundert, bei 64 ins 18., bei 70 ins 17., bei 18 ins 16., bei 3 ins 15. und bei 2 ins 14. Dem Stande nach sind von den 207 Personen 13 Laien, 35 Weltgeistliche und 239 Ordensleute. An der Spitze der Laien steht die Jungfrau von Orleans. Unter den Weltgeistlichen sind 9 Bischöfe und 4 Pfarrer. Die übrigen sind meistens Stifter von Ordensgenossenschaften. Die Namen der vier Pfarrer sind: Vianzenz Romano, Pfarrer von Torre Annunziata bei Neapel (gestorben 1831), Stephan Bellesini aus Trient, Pfarrer von Gennozano bei Rom (gest. 1840), Johann Baptist Guarino, Pfarrer von San Pietro a Vico bei Neapel (gest. 1847) und Johann Baptist Bianchi, Pfarrer von Ars (gest. 1859). Bemerkenswert ist noch, daß der genannte Stephan Bellesini Augustiner war, aber viele Jahre als Pfarrer wirkte. Etwas überraschend ist der Unterschied des Geschlechts. Es treffen nur 80 Prozesse auf das weibliche Geschlecht. Noch ungünstiger ist das Verhältnis, wenn man alle seit 1500 bis heute selig- und heiliggesprochenen Personen in Betracht zieht. Es sind 589 Männer und nur 71 Frauen. Was die Verteilung auf die verschiedenen Nationen anbelangt, so entfallen auf Italien 141 Prozesse, auf Frankreich 67, auf Spanien und Portugal 34, auf Österreich-Ungarn 15, die übrigen verteilen sich auf Belgien (4), Kanada (4), Deutschland (3), Mexiko (3), England (2), Schweiz (2), Malta (2), Irland (1), Chile (1), Kalifornien (1), Holland (1). Bei den seit 1500 bereits selig- und heiliggesprochenen zeigt sich folgendes Verhältnis: Italien hat 83 und 39, Spanien 64 und 19, Portugal 39 und 1, Frankreich 29 und 9, Deutschland 7 und 2, England 63 und 19, Belgien und Niederlande 3 und 17.

Aus dem Gebiete des Deutschen Reichs finden wir die Namen des Kapuzinerbruders Georg von Augsburg (gest. 1762, dessen Prozeß jedoch seit fünfzig Jahren „schläft“ und, wie verlautet, nicht viel Aussicht hat, des schwäbischen Jesuiten Philipp Fennerich (gest. 1704) und der Augustinerin Katharina Emmerich (gest. 1824). Die beiden letzten Prozesse befinden sich noch im Stadium des Informativ-Verfahrens. Es sei noch bemerkt, daß sich unter den acht kontinentalen Märtyrern, deren Seligsprechungsprozeß dem Ausgang nahe, ein deutscher Jesuit Kaspar Krug aus Düren befindet.

Wie ist nun die unbefreiliche Tatsache zu erklären, daß Deutschland seit dem 16. Jahrhundert so wenig Heilige und

*) Dessen Seligsprechung ist kürzlich erfolgt.

Selige hervorgebracht hat? Wie schon bemerkt, gehören von den 287 Personen, deren Prozeß anhängig ist, fünf Sechstel dem Ordensstande an. Von den seit 1500 Selig- und Heiliggesprochenen sind 450 Ordensleute und 165 Weltleute (darunter auch die Priester gerechnet). Ein Land, in dem die Klöster nicht zahlreich sind, ist von vornherein im Nachteil. Diesem Erklärungsgrund darf man aber nicht zu viel Gewicht beilegen, weil in den romanischen Ländern die Klöster auch unter den Verfolgungen zu leiden hatten und es im 17. und 18. Jahrhundert Deutschland und Österreich an Klöstern nicht mangelte. Kardinal Steinhilber führt folgende Erklärung an: „Der große Glaubensabfall der Reformationszeit hatte nicht allein ganze Länder und Provinzen von der Kirche abgerissen, er hatte auch die katholisch gebliebenen Teile geschädigt. Das erste Jahrhundert nach dem Auftreten Luthers trägt die Signatur einer mit jedem Jahre wachsenden sittlichen Verwilderung des Alerus wie des Volkes. Begann es im letzten Viertel des Jahrhunderts da und dort wieder besser zu werden, so wurden doch mit dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges bald wieder alle Hoffnungen vernichtet oder doch in Frage gestellt. Und abermals mußte nach dem westfälischen Friedensschluß das Werk der Restauration vielerorts aufs neue aufgenommen und nahezu von vorne angefangen werden. Gewiß wurde es allmählich besser. Der Alerus, auch der höhere, besann sich wieder auf seinen heiligen Beruf; die vielen Jesuitenschulen bildeten ein neues Geschlecht heran, und eine Menge neuaufblühender Klöster bewährten sich überall als heilkräftiger Saureteig.“ Er sagt dann weiter, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit dem Geist der Aufklärung, dem Staatskirchentum eine Periode des Niedergangs folgte. Die Kirche habe in Deutschland und Österreich mit größeren Schwierigkeiten, als es in irgend einem andern Lande der Fall war, zu kämpfen gehabt. Schließlich meint er: „Auch die starke Mischung der katholischen und akatholischen Bevölkerung, zumal in deutschen Ländern, muß zur Erklärung der vorliegenden Erscheinung in Anschlag gebracht werden. Man begegnet freilich nicht selten der Behauptung, daß eine solche Verührung, weil sie die stete Notwendigkeit der Verteidigung und Abwehr mit sich bringt, die Katholiken wachamer, entschlossener, kampfgelübter mache und das Glaubensleben zu stärken pflege. Es soll nicht geleugnet werden, daß ein solcher Kampf, wo er einer Verdüsterung aufgedrungen wird, die in langer Friedenszeit in Schlafsucht und Laubheit zu verfallen droht, geeignet ist, die Gläubigen aufzurütteln, zu neuem Leben zu erwecken und eine Menge Gleichgültiger zu eifrigeren Verteidigern der Wahrheit zu machen. Im allgemeinen aber wird die nahe und beständige Verührung mit Katholiken auf die Dauer ungünstig wirken, und dies insbesondere, wenn sie äußerlich friedlich sich gestaltet. Die fromme Einfalt des Glaubens, die Zartheit des Gewissens, der Eifer in der Uebung der religiösen Pflichten, der Gehorsam gegen die Gebote der Kirche, kurz das ganze Leben aus dem Glauben des katholischen Christen kann durch die nahe Verührung mit Protestanten, für die all diese Dinge nichtig oder gar vorrückt oder hinfällig sind, nur geschädigt werden. So mag also die geistige Atmosphäre, wie sie sich in Deutschland u. Österreich infolge der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts bildete, wohl dazu beigetragen haben, daß die zarte Blüte der christlichen Vollkommenheit in unseren nördlichen Ländern nicht zur Entfaltung und Reife kam. Der große Abfall des 16. Jahrhunderts war eine Schuld der ganzen Nation, eine Untreue, durch welche sie die besonderen Gnaden verschätzte, deren schönste und köstlichste Frucht die Heiligkeit ist. Es fiel der kalte Reif des göttlichen Bornes über alles Land und machte es arm und unfruchtbar.“

„Stimmen vom Berge“. Monatschrift für die studierende Jugend. Redigiert von P. Anheier, Konviktsdirektor in Trier. Erscheint 16 Seiten stark, je am 1. des Monats. Abonnementspreis für das Jahr bei freier Zusendung M. 1.50; von 10 Exemplaren an kostet das Exemplar M. 1.25; von 25 Exemplaren an M. 1.00. Druck und Verlag: Druckerei Lehrlingshaus, Mainz. Zu beziehen durch den Verlag, sowie durch alle Buchhandlungen.

Inhaltsverzeichnis der Märznummer: Die heilige Familie, ein Vorbild der Arbeitsamkeit. — Goethes Weltanschauung. — Kämpfe und Siege im letzten Jahrhundert (Fortf.). — Die homerische Frage. — Festsübungen (Fortf.). — Blätter aus dem Tagebuche eines Landpfarrers. — Aus Welt und Kirche. — Abiturientenprüfung. — Unsere Bilder. — Lösung der Preisaufgaben aus Nr. 1. — Redaktions-Telephon. — Lustige Ede. — Empfehlenswerte Bücher. — Anzeigen.

Druck und Verlag: Düsseldorf'sches Tageblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sches Volksblatt. Verantwortlicher Redakteur: H. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 14.

[Düsseldorf, den 2. April.

1905.

Inhalt: Evangelium zum vierten Sonntag in der Fasten. — Bilder aus der Passion unseres Herrn, VI. — Geleitwort an die aus der Schule scheidenden Kinder. — Religion und Sozialismus. — Die Frage nach dem Alter des Menschen geschlechtes. — Geläutert. Novelle. — (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum vierten Sonntag in der Fasten (Lätare).

Evangelium nach dem heil. Johannes VI, 1—15
In jener Zeit fuhr Jesus über das galliläische Meer, an welchem die Stadt Tiberias liegt. Und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunder sahen, die er an den Kranken wirkte. Da ging Jesus auf den Berg, und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern nieder. Es war das Osterfest der Juden sehr nahe. Als nun Jesus die Augen aufhob, und sah, daß eine sehr große Menge Volkes zu ihm gekommen sei, sprach er zu Philippus: Woher werden wir Brot kaufen, daß diese essen? Das sagte er aber, um ihn auf die Probe zu stellen; denn er wußte wohl, was er tun wollte. Philippus antwortete ihm: Brot für zweihundert Zehner ist nicht hinreichend für sie, daß Jedes nur etwas Weniges bekomme. Da sprach einer von seinen Jüngern, Andreas der Bruder des Simon Petrus: Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstenbrode und zwei Fische hat; allein was ist das für so Viele. Jesus aber sprach: Bisset die Leute sich sehen! Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich die Männer gegen fünftausend an der Zahl. Jesus aber nahm die Brode, und nachdem er gedankt hatte, teilte er sie denen aus, welche sich niedergesetzt hatten; desgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrig gebliebenen Stücke, damit sie nicht zu Grunde gehen. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Stücken von den fünf Gerstenbroden, welche denen, die gegessen hatten, übrig geblieben waren. Da nun diese Menschen das Wunder sahen, welches Jesus gewirkt hatte, sprachen sie: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll. Als Jesus aber erkannte, daß sie kommen und ihn mit Gewalt nehmen würden, um ihn zum Könige zu machen, floh er abermal auf den Berg, er allein."

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

IV.

Der gütige Herr speist dort in der Wüste bei Raphar-
naum weit über fünftausend Menschen auf ganz wunder-
bare Weise. In noch höherem Maße beweist indes der-
selbe Herr Seine göttliche Macht und Güte, wenn Er,
lieber Leser, in der kommenden Osterzeit uns alle zu
Seinem heiligen Tische einladet. Hier, in dem hochheiligen
 Sakrament des Altars, ist Er unter dem
Schleier der Brotsgestalt gegenwärtig zu allen Zeiten
und an allen Orten! Hier läßt Er sich allen, welche
kommen, als Seelen-Nahrung reichen; läßt Sich zu allen
Kranken tragen, die den göttlichen Seelenarzt wünschen,
— auch die ärmlichste Hütte verschmäht Er nicht! Wer
vermöchte ein solches Uebermaß von Liebe auch nur ent-
fernt zu würdigen? —

In unserer letzten Passionsbetrachtung be-
wunderten wir jenes majestätische Schweigen, das
der Herr im hohen Räte Seinen falschen Anklägern ent-
gegengesetzte. Gerade durch dieses geheimnisvolle Schwei-

gen hatte Er Seine Unschuld und Seine göttliche Würde
mehr triumphieren lassen, als es durch eine eingehende
Verteidigungsrede möglich gewesen wäre. Wir begreifen
darum leicht, daß Seine ungerechten Richter sich in pein-
licher Verlegenheit befanden; denn es fehlte ihnen bisher
jeder Grund, ja jeder Vorwand, Ihn zu verdammen.
Was tut daher der Hohepriester, um diesem außerordent-
lichen und namentlich für ihn so martervollen Schweigen
zu begegnen? Er beschwört den Heiland bei dem,
was in der jüdischen Religion das Furchtbarste und
Heiligste war: bei dem allerheiligsten Namen
Gottes! Denn er war überzeugt, daß der vor ihm
stehende Angeklagte aus Ehrfurcht für diesen so heiligen
Namen eine Antwort geben würde: „Ich beschwöre Dich
bei dem lebendigen Gott, daß Du uns sagest, ob Du bist
Christus, der Sohn Gottes!“ (Matth. 26.)

Mit dieser feierlichen Aufforderung sucht der Hohe-
priester offenbar den Angeklagten einer schweren Schuld
zu überführen: er wird es ein Verbrechen nennen
und als solches verurteilen, wenn der vor ihm stehende
Messias zu Seiner Würde sich bekennt; und das
ganze herrliche Messianische Werk Jesu, — was
Er vor den Augen Israels gelehrt und gewirkt hat
zur Begründung des sehnlichst erwarteten Messianischen
Reiches, — es wird in den Augen des Hohenpriesters
Israels erscheinen als ein fortgesetzter, todeswürdiger
Frevel gegen Jehova!

Da erwarten wir, lieber Leser, daß der Angeklagte nicht
mehr schweigt. Was Er seit Jahren auf den Straßen
und Plätzen, in den Synagogen von Galiläa und im
Tempel zu Jerusalem von Sich behauptet, was Er durch
die lange Reihe staunenswerter Wundertaten, zuletzt noch
vor den Toren der heiligen Stadt durch die Auferweckung
des schon beigesetzten Lazarus schlagend bewiesen, — das
gilt es in dieser Stunde dem Hohenpriester und dem
hohen Räte gegenüber feierlich zu bekennen. Darum hebt
Jesus feierlich an: „Du hast es gesagt“, und wir
stellen uns leicht vor, lieber Leser, wie in diesem Augen-
blicke Seine Gestalt sich aufrichtet und Sein Auge ein
königliches, nein, göttliches Selbstbewußtsein wieder-
spiegelt: „Ich bin es, — aber Ich sage euch:
von nun an werdet ihr den Menschensohn
sehen, sitzend zur Rechten der Kraft Gottes
und kommend auf den Wolken des Himmels“
(Matth. 26), d. h. Ich bin der Messias; Ich sage
euch aber, daß ein Tag kommen wird, an dem ihr, die
ihr euch jetzt anmaßet, den „Menschensohn“ zu richten,
von Ihm gerichtet werdet — nämlich dann, wenn ihr
Ihn sehen werdet, wie Er, thronend auf den Wolken, in
göttlicher Herrlichkeit herabkommt!

Welch' eine furchtbare Offenbarung für diese Richter!
Fürwahr, ein bloßer Sterblicher konnte unter solchen
Umständen unmöglich so sprechen! Nur die göttliche
Weisheit konnte die Gedanken der Zuhörer von diesem
menschlichen Gerichte auf das zukünftige göttliche
Gericht lenken; nur sie konnte sich selbst vergessen und

in das ewige Heil dieser unglücklichen Richter denken und sie durch Donnerworte erschüttern, um sie zu befehlen, oder andererseits zu bewirken, daß sie keine Entschuldigung für ihre Verstocktheit hätten.

Ob der Hohepriester trotz seiner leidenschaftlichen Verblendung und mit ihm die ganze Versammlung in diesem Moment nicht leise erschauerten? Ob diese Unglücklichen sich tief innerlich nicht unwillkürlich beugten vor der Majestät einer solchen Sprache? Jedenfalls war Kaiphas nicht in der Lage, einen solchen, für den vor ihm stehenden Angeklagten günstigen Eindruck lange auf sich wirken zu lassen: schnell weiß er den Vorteil des Augenblicks zu erfassen und mit der ganzen Wucht seiner hohenpriesterlichen Würde die Mitglieder des hohen Rates zum endlichen blutigen Urteilsprüche zu drängen. So heuchelt er denn nach außen Schreden und Entsetzen und spielt die Rolle des für die Ehre Jehovas eifernden Hohenpriesters: Er zerreißt — wie außer sich — sein hohepriesterliches Gewand, indem er ausruft: „Er hat Gott gelästert! Was bedürfen wir noch der Zeugen! Ihr alle habt die Gotteslästerung gehört!“ (Matth. 26.)

Aber, o unglücklicher Kaiphas (sagt der hl. Leo), du begreifst in deinem blinden Hasse das furchtbare Geheimnis nicht, das du da selbst vollziehst! Denn du zerreißest mit eigenen Händen die hohepriesterlichen Auszeichnungen und wirfst sie zu Boden, beraubst dich selbst der Ehre und Würde des Hohenpriestertums, — da eben der wahre Hohenpriester sich dir offenbart hat.

In seiner heuchlerischen Bosheit aber spricht Kaiphas nicht selbst das Urteil, sondern wendet sich an die versammelten Ratsherren mit der Frage: „Was dünket euch?“ Die Antwort dieser Menschen, die den Herrn mit demselben Hasse verfolgen, kann nicht zweifelhaft sein: „Er ist des Todes schuldig!“ So rufen sie einstimmig (Matth. 26.)

Das ist der Fluch des Unglaubens! In unselbiger Verblendung vergießen die Vertreter des jüdischen Volkes das unschuldige Blut desjenigen, der vom Himmel gekommen war, sie selig zu machen! Sie hatten die Zeit der Heimsuchung durch den Erlöser nicht erkannt oder vielmehr nicht erkennen wollen, — ein warnendes Beispiel für uns alle, lieber Leser, die wir zum Glauben an denselben Erlöser berufen sind und in diesem Glauben unser Heil wirken sollen.

S.

Geleitwort an die aus der Schule scheidenden Kinder.

Ins Leben tritt hinaus das Kind,
Wie freundlich lacht's Dich an!
Und doch — wie manchem hat's geschwind
Recht bitter weh getan! —

Bisher war Dir die Schule noch
Des Lebens kleiner Kreis;
Der Kreis wird größer — Du jedoch
Bleibst Schüler noch als Kreis.

Es ist das Leben Jahr um Jahr
Ein stetes „Schulegeh'n“;
Da mußt Du lernen immerdar
Das Leben erst verstehn'n.

D lerne nur, und wird's auch schwer,
Selbst, wenn ein Tränlein fließt;
Dein Lehrer sieht es, Gott der Herr,
Warum's Dein Aug' vergießt.

Und wenn des Lebens Stürme viel,
Dir rauh ins Antlitz weh'n,
Nur unterzagt und denke still:
Ich muß zur Schule geh'n! —

So geh' mit Gott denn, liebes Kind,
Dein Engel geh' mit Dir;
Er führe Dich, wo Dornen sind,
Recht sorgsam für und für! —

Räthe Rosbach.

Religion und Sozialismus.

Unter der Überschrift „Religion und Sozialismus“ veröffentlicht die sozialdemokratische Leipziger Volkszeitung (Nr. 67 vom 9. März 1905) einen Artikel, der wegen der darin zu Tage tretenden Unwissenheit niedriger gehängt zu werden verdient, als Beispiel der ins Unglaubliche gehenden Genügsamkeit der Genossen im Denken.

Der Mann befaßt sich mit dem religiösen Bedürfnis, das in der Menschenbrust vorhanden sein soll.

Ein solches religiöses Bedürfnis ist nun tatsächlich vorhanden im Menschen; aber derjenige hat einen zu kurzen Maßstab, er will das Meer in eine Schüssel schöpfen, der dieses religiöse Bedürfnis nur im Gefühlslieben wurzeln läßt und dabei ganz aus den Augen verliert, daß es der denkende Mensch and des Menschen ist, welcher nach einer Lösung der Welt- und Lebensrätsel lechzt und eine solche nur finden kann in der Annahme einer höchsten Vernunft als letztem Weltgrund.

Von diesen Fragen hat der Philosoph der Leipziger Volkszeitung ungefähr beinahe eben so viel Verständnis wie etwa ein Tauber von einer Oper und ein Blindgeborener von den Farben. Nur dieser gänzliche Mangel auch der allerbescheidensten Kenntnisse läßt es begreiflich erscheinen, wenn der Mann schreibt:

„Wenn ein rasender Sturm oder eine verheerende Flut, deren Ursache unbekannt sind, die Menschen bedroht, oder wenn die Sterne in geheimnisvoll regelmäßigem Lauf dem ängstlichen Reisenden den Weg durch Wüste u. Meer zeigen, da fühlen sich die unwissenden Menschen in der Gegenwart höherer überirdischer Mächte. Der moderne Mensch ist aber vorher vom Signal der Seewarte auf den Sturm vorbereitet, und er findet den Ort der Sterne im Almanach der Seeleute in voraus berechnet, er steht diesen Erscheinungen also ganz anders gegenüber. Was für ihn in der Natur noch unbekannt ist, betrifft ganz andere Fragen, z. B. ob die Marskanäle Wasser oder Vegetation sind, oder wie der genaue Lauf dieses oder jenes Planeten geht oder ob die kleinsten Körperteile, die Atome aus Weltäther oder Elektronen bestehen. Man stelle sich einen Naturforscher vor, der sonst alles materialistisch ansieht und nur darum an Gott glaubt, weil er die Beschaffenheit der Marskanäle nicht kennt und die Zusammensetzung der Atome für ihn noch ein Rätsel ist. Man erkennt dann die ganze Lächerlichkeit der Begründung.“

Unser sozialdemokratischer Philosoph hat unstreifig recht, wenn er eine solche Begründung lächerlich nennt. Sie ist lächerlich, lächerlich bis zum vollen Wahnsinn. Aber diese Lächerlichkeit betrifft nicht die gläubigen Naturforscher, sondern nur ihn selbst.

Keiner ist so dumm, um wie er mit den unerklärten Marskanälen den Glauben an Gott zu begründen. Zum Glauben an einen Weltenschöpfer werden die Naturforscher durch ganz andere Dinge getrieben, z. B. durch den „geheimnisvoll regelmäßigen Lauf“ der Gestirne. Dieser aber richtet sich nicht nach dem Almanach der Seeleute, sondern umgekehrt, der Almanach der Seeleute richtet sich nach dem „geheimnisvoll regelmäßigen Lauf“ der Gestirne.

Wie würde man einen Menschen bezeichnen, der sagt: Unsinns! Was bedarf es erst einer denkenden Vernunft, um den regelmäßigen Lauf der Eisenbahnzüge zu begreifen, der moderne Mensch gukt in den Fahrplan, da steht alles im voraus berechnet; er steht also diesen Zugbewegungen ganz anders gegenüber als die Dummköpfe, welche meinen, ein rechnender, wägender, messender Verstand wäre als letzter Grund anzunehmen!

Nur wer gar keine Ahnung hat von dem wirklichen Verhältnis der Ergebnisse der Naturforschung zu dem ungleich größeren Rest „unerforschten Landes“ kann in solchen Redensarten sich ergehen, wie dieser Leipziger Philosoph.

Auf der ganzen Höhe aber zeigt sich unser Philosoph, wo er in Religionsgeschichte macht und stolz wie ein Spanier berlundet:

„Wir sehen in der Geschichte, wie die religiösen Ansichten jedesmal mit einer neuen Wirtschaftsordnung eine Umwälzung erfahren haben: zu der feudalen Produktion gehörte der mittelalterliche Katholizismus, mit der bürgerlichen Produktion kam der Protestantismus auf, mit dem Großkapitalismus des 19. Jahrhunderts der Liberalismus der freireligiösen Gemeinden: — so gehört die Irreligiosität zum Sozialismus.“

Wir haben uns gefragt, wie ein Mensch mit fünf gesunden Sinnen derlei Zeug zusammenschreiben kann. Offen gestanden freuen wir uns über diese Erzeugnisse des sozialdemokratischen Weisheitsbaumes. Wenn das die Weisheit ist, mit welcher die Genossen das Christentum bekämpfen wollen, dann kanns uns

nur recht sein. Denn mit solchen Albernheiten fängt man nur ganz Dumme!

Damit aber unser Philosoph nicht wieder in Zukunft das Christentum gar zu bagatellmäßig behandelt und sich weiter blamiert, indem er den Sozialismus für eine besonders hochbedeutende nagelneue Weisheit ausgibt, wollen wir ihn er-suchen, einmal ernstlich darüber nachzudenken, woher denn die berechtigten Gedanken des Sozialismus stammen? Um dem Vorwurf der Voreingenommenheit auszuweichen, wollen wir diese Frage beantworten lassen von einem abgesetzten Gegner des Christentums, von Paulsen (System der Ethik, 8. Auflage, I, 33), der meint:

„Die Idee des Reiches Gottes, die das Christentum in den Mittelpunkt der Welt- und Lebensanschauung gestellt hat, durchdringt wie ein allgegenwärtiges Element auch die Gedanken derer, die von ihm nichts wissen oder wissen wollen. Auch die Männer von 1789 vermögen nicht den Zusammenhang mit dem Christentum zu verleugnen; sie zerstören die Kirche, aber der Gedanke eines Reiches Gottes auf Erden, in wie veränderter Gestalt immer, bewegt auch sie: woher anders stammen jene Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen und aller Völker?“

Die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechtes

wird immer noch lebhaft diskutiert, wenn auch nicht mehr mit jener Leidenschaftlichkeit, wie vor Zeiten, wo man sich der törichtsten Meinung hingab, mit einer möglichst hoch gegriffenen Ziffer (300 und noch mehr Jahrtausende!) der Heiligen Schrift und aller Religion einen Todesstoß versetzen zu können. Als wenn überhaupt auch nur das geringste dogmatische Interesse daran hinge, ob die Menschheit 6000 oder 8000 oder 15 000, ja meinetwegen 500 000 Jahre auf dem Planeten Erde lebt!! Das mag die Wissenschaft erforschen mit ihren Mitteln; die Offenbarung hat nichts damit zu schaffen.

Aber die nüchterne Forschung kennt kein Material, das zu so großen Zahlen, zu dieser großen Freigebigkeit mit Nullen Anlaß böte.

Während noch der berühmte französische Naturforscher Cuvier († 1832) der Ansicht huldigte, daß es überhaupt keine Menschenreste im Diluvium gebe, d. h. in jener Epoche der Erdgeschichte, welche unmittelbar der gegenwärtigen Erdperiode vorausgegangen ist, ist es heute ausgemachte Sache, die von niemanden mehr ernstlich in Zweifel gezogen werden kann, daß tatsächlich menschliche Skelettreste aus dem Diluvium oder der Eiszeit auf uns gekommen sind.

Damit ist man indes immer noch recht weit entfernt von jenen hohen Altersberechnungen, mit denen man so viel Lärm gemacht hatte!

Ja, wenn solche unleugbare Spuren von Menschen vorhanden wären aus jener der Eiszeit vorausgegangenen Epoche, welche man kurzerhand als das Tertiar bezeichnet! Sollte der Mensch nicht auch bereits in dieser Zeit, in welcher ein tropisches Klima herrschte, auf der Erde vorhanden gewesen sein?

Diese Frage kann endgültig nur beantwortet werden durch Funde von Menschenknochen. Was man als sonstiges Beweismaterial beibringen möchte, Steinmesser u. dgl. ist nicht durchschlagend, da man zu oft Naturprodukte, einfache auf natürlichem Weg losgesprengte Steine als vom Menschen angefertigte Geräte angesehen hatte. Hier ist größte Vorsicht geboten; nur Menschenknochen in zweifellos tertiären Schichten können hier als Beweismittel gelten, oder auch Knochen, Waffen und Geräthe, bei denen ihre Verarbeitung bezw. Herstellung durch den Menschen über allen Zweifel erhaben wäre.

Was aber bisher als Beweismaterial beigezogen worden, ist gänzlich ungenügend. Es ist das der Menschenzahn im Böhmer der schwäbischen Alb, der Schädel von Calaveras in Californien, ein Skelett aus dem marinen Pliocän von Savona in Ligurien, ebenso aus dem Miocän von Lamassés und von Castelnedolo bei Brescia, endlich aus der sog. Pampasformation von Südamerika. Also ein Material, das sich an den Fingern der Hand zählen läßt! Aber ein Material, das, was die Hauptsache ist, gar nichts beweist, weil die Schichten, in die eingebettet diese Reste sich vorfinden, samt und sonders dem diluvialen Zeitalter angehören und nicht dem Tertiar.

Was man sonst noch als „Beweismaterial“ anführt — Fußspuren der tertiären Menschen — ist ebenfalls ohne alle Beweiskraft.

Man hat auf die zwei Menschenfußabdrücke am Ufer der Buch-

tarma in Sibirien, 66 Fuß über dem Wasserspiegel, hingewiesen! Allein was sollen diese beweisen, nachdem es mehr als höchst wahrscheinlich ist, daß diese „Fährten“ von Arbeitern, welche 1791 beim Bau einer Zitadelle hier beschäftigt waren, in den Stein gemeißelt worden sind.

Jüngst hat noch Dr. Rohrbach, deutscher Reichskommissar für Deutsch-Südwestafrika menschliche „Fährten“ beschrieben, von denen aber die eine als die Spur einer Studu-Antilope zu betrachten ist und die andere einem größeren Huftier angehörte, also nichts mit dem tertiären Menschen zu schaffen haben, was der Entdecker selbst bestätigt. Bei einer erneuten Untersuchung des Platzes fand er auch den Urriß eines Küpferdes und glaubt nun die Sachen als künstliche Erzeugnisse des vorgeschichtlichen Menschen in jenen Gegenden erklären zu sollen und nicht als Fährten eines Menschen von zwerghaftem Wuchse, was man nach der Größe der Fährten annehmen müßte.

Daß die Vertreter der Affenabstammung den Menschen im Tertiar auf der Erde erscheinen lassen wollen, ist von deren Standpunkt aus sehr begreiflich; denn sie brauchen ja gewaltige Zeiträume, um die „Entwicklungen“ zu ermöglichen, welche nach ihrem Rezept der kleinsten Schritte und größten Zeiträume sich abgespielt haben sollen. Aber sie sollen nicht behaupten, daß sie mit solchen Anschauungen auf dem Boden der exakten Forschung stehen. Denn diese weiß eben von Funden von Menschenknochen aus unzweifelhaft tertiären Schichten, nichts; und doch wären nur solche Funde beweiskräftig.

Geläutert.

Robelette von Edmund Handke.

„Hahaha! Das ist wirklich lustig! Ich hätte Euch nun und nimmer für einen so durchtriebenen Spahvogel gehalten, Hermann! Ihr seid doch sonst so vernünftig, wie kommt Ihr da nur auf einen so drolligen Einfall? Also meine Rätche wollt Ihr zur Frau, da würde ich, Christian Dannenberg, ja Euer Schwiegervater! Hahaha, ich muß lachen, sonst erstide ich bei dem Gedanken!“

Der reiche Bauer blickte dabei den ihm gegenüber stehenden jungen Mann mit so spöttischem Hohn ins Gesicht, daß dieser seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten mußte, um ruhig zu bleiben.

Anheimlich plötzlich wechselten jetzt des Alten zum Lachen verzerrte Züge den Ausdruck, finster, fast drohend fuhr er fort:

„Ihr mögt es mir Dank wissen, wenn ich Eure törichte Werbung als garnicht geschehen betrachte. Ich halte die Sache hiermit erledigt. Das hätte Euch so passen können, aus Eurer von Alter und Schulden schiefl gedrückten Hütte in den Dannenhof hineinzukommen und hier den Herren zu spielen. Aber ich will Euch doch nicht alle Hoffnung nehmen.“ fuhr der Alte, wieder in seinem höhnischen Ton versäuernd fort. „Wenn Ihr einmal über so viel Groschen verfügt wie Christian Dannenberg über Taler, dann könnte Ihr wieder anklopfen und Ihr werdet bei mir ein offenes Ohr finden — vorausgesetzt, daß ich noch lebe und die Rätche nicht inzwischen Großmutter geworden ist!“

Damit verließ der Bauer Stube und Haus, die Türen drohend hinter sich zu werfend.

Seiner Sinne kaum mächtig, wie festgebannt, blieb der so schmählich abgemiefene junge Mann mehrere Minuten unbeweglich stehen. Gesenkten Hauptes starrte er vor sich hin, die Hände geballt, die Lippen fest aufeinander gepreßt. Dann aber schlug er sich mit der Rechten den Hut auf dem Kopfe fest, als unierstempelte er einen unüberwindlichen Entschluß und stürzte, ohne sich umzusehen, hinaus ins Freie.

Als er aber vor der Tür auf Dannenberg stieß, der ruhig, als wäre nichts geschehen, auf der Bank saß und seine Pfeife schmauchte, da wollte es heiß in ihm empor und seiner selbst kaum mächtig, rief er ihm zu:

„Bei Gott, Dannenberg, Euer Hodamut und Euer Stolz kennt keine Grenzen. Ich will es nicht wünschen, daß es Euch noch einmal schlecht geht im Leben, aber wenn das Schicksal Euch doch mal raub ansieht, dann könnt Ihr es als Strafe ansehen, daß Ihr, aus Eurer Reichthum pochend, meinen ehelichen Antrag mit Spott und Hohn abgewiesen habt. Aber das mögt Ihr Euch gesagt sein lassen, Ihr könnt mir wohl die Hand Eurer Tochter verweigern, unsere Herzen vermögt Ihr nicht zu trennen. Rätche und ich werden ewig zusammenhalten!“

„Was wagst Du Hungerleider?“ schrie der Alte, blaurot im Gesicht vor Born und machte Miene, sich auf sein Gegenüber zu stürzen, ein Begehren, welches in Anbetracht des herkulischen Körperbaues des jungen Mannes üble Folge für ihn hätte haben können.

Doch da fühlte er sich plötzlich von zwei weichen Armen umschlungen und eine angstvolle Stimme flüsterte: „Um Gottes

hissen, Vater, bedenkt, daß es des reichsten Bauern im Orte nicht würdig ist, sich in eine Prügelfei einzulassen."

Mit Vorbedacht hatte das Mädchen diese Worte gewählt und damit des Vaters schwächste Seite berührt. Fast augenblicklich sanken die drohend erhobenen Arme herab und grollend entgegnete der Alte:

"Du hast recht, Käthe, es könnte für Christian Dannenberg wenig Ehre dabei herauskommen, würde er sich so weit vergessen. Na, er ist fort, das ist die Hauptsache, und das Wiederkommen dürfte ihm wahrscheinlich auch vergangen sein. Aber was ist das, Käthe? Du weinst? Du denkst doch etwa nicht im Ernst an den Hungerleider?"

"Doch, Vater! Ich bin Hermann von Herzen gut, er hat mein Wort und ich werde es halten. Du kannst ihm nichts zum Vorwurf machen als seine Armut, an der er selbst schuldlos ist, wie Du wohl weißt. Im übrigen sind wir beide jung und können warten, bis Du Deinen Sinn geändert hast."

"Das wird im Leben nicht geschehen!" schrie der Bauer in heller Wut. "Und wenn ich einst tot bin, dann — dann soll's erst recht nicht sein. Noch heute werde ich in meinem Testament niederlegen, daß mein einziges Kind enterbt, ganz enterbt sein soll, wenn es sich meinem Willen entgegen einkommen läßt, diejenige Habenichtszu zu heiraten!"

Raschen Schrittes schlug Dannenberg die Richtung nach dem Felde ein, zornig vor sich hin murmelnd.

Käthe hatte wohl harte Kämpfe mit dem Vater befürchtet, da sie seinen Bauern- und Geldstolz kannte, daß er jedoch die Werbung des Geliebten derartig aufnehmen würde, das hatte sie doch nicht erwartet.

Hermann Nabum erfreute sich im ganzen Dorfe des besten Rufes und der schöne stämmige Bursche hätte getrost an jede Tür anknöpfen können, er wäre mit Freuden aufgenommen worden. Als sein Vater vor drei Jahren infolge eines Unglücksalles plötzlich starb, diente er als Unteroffizier bei den Gardekürassieren. Ohne zu murren, wenn auch schweren Herzens, zog er den weißen Rock aus, an dem er mit Leib und Seele hing, um das kleine verschuldete väterliche Anwesen zu übernehmen. Galt es doch vor allem, der kränklichen Mutter ein Heim zu erhalten.

Mit Ernst ging er an die keineswegs leichte Arbeit, er arbeitete für zwei, unbedröhen und ein ständiger, wenn auch langsamer Aufschwung seiner Verhältnisse lohnte seine Mühen.

Keiner der Dorfeingesessenen hielt dem unermüdeten Schaffen gegenüber mit seiner Anerkennung zurück. Nur der Eine, an dessen Wohlwollen Hermann am meisten gelegen, zeigte in nichts eine Aenderung seiner Gesinnung. Wer weiß, ob die Liebenden sobald ihrem Ziele näher gekommen wären, hätte nicht ein unvorhergesehenes Ereignis den ruhigen Verlauf der Dinge unterbrochen.

Winter und Frühling waren ins Land gegangen, der Sommer hatte seinen Einzug gehalten und die Ernte war fast beendet. Seit Wochen war kein Regen gefallen, der Segen des Feldes konnte in den Scheunen geborgen werden.

Ermüdet von schwerer Tagesarbeit hatten sich die Dorfbewohner soeben zur Ruhe begeben, als die wimmernden Töne der Sturmflöte und lauter Feuerlärm die Schläfer wieder emporscheuchten. Aus unaufgeklärter Ursache war in der Mitte des Dorfes Feuer ausgebrochen, welches in den ausgedörrten und mit brennbaren Stoffen bis an die Dachfirsten gefüllten Gebäuden mit rasender Schnelligkeit um sich griff.

Der Wind jagte die feurige Lohe von Haus zu Haus, von einem Dach zum andern sprang das Feuer und bald stand das halbe Dorf in Flammen. Die Verwirrung, das Entsetzen waren grenzenlos. Die Löscheinrichtungen versagten, die geringen Wassermengen, die man dem schwerfälligen Ziehbrunnen zu entwinden vermochte, schädeten mehr als sie nützten.

Eines der ersten Gehöfte, die in Flammen aufgingen, war das des reichen Dannenberg. Jäh aus dem Schlafe aufgeschreckt vermochten die Bewohner kaum das nackte Leben zu retten, selbst fast das ganze Vieh kam elend inden Ställe um.

Wie geistesabwesend starrte der Bauer in das lodernde Flammenmeer, welches seinen Wohlstand, sein Vermögen vernichtete. Denn auch er gehörte zu denen, die auf ihr Glück vertrauend, die Versicherung unterlassen hatten. Nachdem er die erste Betäubung abgeschüttelt, wollte er durchaus in das brennende Gebäude stürzen, um wenigstens die Geldtruhe zu retten, die den größten Teil seines Ver Vermögens enthielt. Nur mit Mühe vermochte Käthe den Vater von diesem Verzweiflungsschritt, der gleichbedeutend mit seinem Tode gewesen wäre, abzubringen. Gebrochen, teilnahmslos ließ sich der ehemals so stolze Bauer hin-

wegführen, es schien, als ob die Flammen mit seinem Besitz auch seine Lebenskraft verzehrt hätten.

Zum Glück erhob sich ein frischer Wind, der die lodernde Glut vom Dorf abtrieb und mit neuem Mute nahmen die Bewohner die Löscharbeiten wieder auf. Aber es dauerte noch lange, die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die Gefahr für den verschont gebliebenen Teil des Dorfes endlich beseitigt war.

Und furchtbar genug war das Bild, auf welches jetzt das leuchtende Tagesgestirn seine Strahlen herabsandte. Fast die Hälfte des blühenden Ortes lag in Asche, Verzweiflung auf den bleichen Gesichtern irrten die Abgebrannten zwischen den Trümmern umher, durch — leider meist vergeblich — Rettungsversuche den ersten Schmerz zu betäuben suchend.

Bald griff auch die tätige Nächstenliebe helfend ein. Aus den umliegenden Ortschaften erschienen Freunde und Verwandte der Notleidenden, das Erforderliche für den augenblicklichen Bedarf mitbringend und den Obdachlosen Unterkunft bietend. Nur dem Grundstück Dannenberg's näherte sich niemand. Der Hochmut, das mürrische Wesen des reichen Bauern hatte in den Tagen des Glücks alles von seiner Schwelle getrieben. Er erntete jetzt, was er gesät.

Vom Turm des unverfehrt gebliebenen Kirchleins tönte die Mittagsglocke, als Hermann Nabum todmüde, rauchgeschwärzt seinem Heim zustrebte. Doch wie gebannt blieb er plötzlich stehen, als er inmitten weniger geretteter Habseligkeiten die Geliebte bemerkte, welche eifrig bemüht war, den noch immer wie geistesabwesend vor sich hin brütenden Vater seiner Letztgarchie zu entreißen.

Mit wenigen raschen Schritten war er an ihrer Seite. "Käthe — Ihr seid nun immer hier? Hat sich denn kein Unterkommen für Euch gefunden?"

Traurigen Blickes sah das Mädchen zu ihm auf. "Du weißt selbst am besten, daß wir auf freundschaftliche Teilnahme kaum rechnen können. Wer soll sich wohl unserer annehmen?"

"So komm mit zu meiner Mutter, für die ersten Tage wird sie wohl Rat und Tat zu schaffen wissen."

"Und der Vater? Er wird nie darenin willigen, gerade Deine Schwelle zu überschreiten."

Das Zwiegespräch hatte auch den Alten aus seinem dumpfen Sinnen aufgeschreckt. Mit finster zusammengezogenen Brauen betrachtete er den vor ihm stehenden jungen Mann.

"Nun, Ihr habt Euch ja sehr schnell eingestellt, an meinem Unglück Euch zu weiden. Es muß Euch ja eine ganz besondere Freude sein, den Dannenhofbauer jetzt als der Kernsten einen zu sehen. Da denkt Ihr wohl nicht mehr daran, die Käthe zum Weibe zu begehren? Nehmt sie doch hin! Sie hat jetzt nichts und Ihr habt noch einmal so viel, da sind die Verhältnisse gleich!"

Nicht achtend des giftigen Hohnes des Bauern hatte der junge Mann die Geliebte an sich gerissen und hielt sie mit starken Armen umschlungen.

"Topp, es gilt, Vater Dannenberg! Doch nicht nehmen will ich Euch die Käthe, Ihr sollt vielmehr einen treusorgenden Sohn dazu bekommen, dessen Hilfe Euch jedenfalls in dieser schmerzlichen Zeit nicht unwillkommen sein wird. Erst wenn das Schlimmste überwunden, soll die Hochzeit sein und von Euch wird es allein abhängen, ob wir uns dann trennen oder nicht."

Mit zuckendem Gesicht, auf welchem sich die widerstreitendsten Gefühle spiegelten, blickte der Alte auf das sich eng umschlungen haltende Paar. Er hätte eher des Himmels Einsturz, als diese Wirkung seiner höhnischen Worte vermutet. Es war eben mit seinen Ansichten über die Ehe unvereinbar, daß noch etwas anderes als die Rücksicht auf Geld und Gut bei der Vereinigung zweier Menschen maßgebend sein könne.

Doch allmählich legte sich ein weicher Ausdruck über die grimmen Züge Dannenberg's, ja es schien fast, als ob es in seinen Augen verdächtig feucht schimmere.

"Nun wohl!" begann er, "mag es denn dabei bleiben. Waren auch meine Worte anders gemeint, als Ihr sie auffaßt, soll jetzt doch nicht mehr daran gedeutet werden. Das Unglück hat mich raub angefaßt, das Feuer hat mich geläutert. Der Dannenhof liegt in Schutt und Asche, mag auch der alte Dannenhofbauer darin begraben bleiben. Ein neuer Mensch ist es, der mit Euch gemeinsam von vorn anfangen wird und der Himmel segne unser Werk und Euren Bund!"

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 15.

Düsseldorf, den 9. April.

1905.

Inhalt: Evangelium zum fünften Sonntag in der Fasten. — Bilder aus der Passion unseres Herrn, V. — Schärfes Hinsehen. — Eine Warnung vor Eingehung von Witschehen. — Die Vogelmutter. — Denkspruch. — Allerlei. — (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum fünften Sonntag in der Fasten (Passionssonntag).

Evangelium nach dem heiligen Johannes VIII 46—59. „In jener Zeit sprach Jesus zu den Juden: Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der höret auf Gottes Wort: darum höret ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und einen Teufel hast? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, ihr aber entehret mich. Doch ich suche meine Ehre nicht: es ist Einer, der suchet und richtet.“ Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn jemand meine Worte hält, wird er in Ewigkeit den Tod nicht sehen. Da sprachen die Juden: Nun erkennen wir, daß du einen Teufel hast. Abraham und die Propheten sind gestorben, und du sagst: Wenn Jemand meine Worte hält, der wird in Ewigkeit den Tod nicht kosten! Bist du denn größer, als unser Vater Abraham, der gestorben ist? Und die Propheten sind gestorben. Was machest du aus dir selbst? Jesus antwortete: Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts: mein Vater ist es, der mich ehret, von welchem ihr saget, daß er euer Gott sei. Doch ihr kennet ihn nicht; ich aber kenne ihn und wenn ich sagen würde: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, gleich wie ihr. Ich kenne ihn und halte seine Worte. Abraham, euer Vater, hat frohlocket, daß er meinen Tag sehen werde: er sah ihn und freute sich. Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, sag ich euch, ehedem Abraham ward, bin ich. Da hoben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen: Jesus aber verbarg sich, und ging aus dem Tempel hinaus.“

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

V.

Vom heutigen Sonntage an sucht die Kirche noch mehr, als bisher, ihre Kinder zur Betrachtung der Leiden des göttlichen Erlösers anzuhalten. Sie verhält die Kreuzfixe, um die Demütigung des Herrn auszudrücken, der sich nach dem heutigen Evangelium Seinen Verfolgern entzog: eine unerhörte Erniedrigung, daß der Sohn Gottes sich verbirgt, um der Wut Seiner Verfolger zu entgehen! —

Nun lenken wir, lieber Leser, unsere Schritte sofort wieder zum Palaste des Hohenpriesters Kaiphas, wo wir jüngst Zeugen waren, wie der Sohn Gottes als ein Gotteslästerer zum Tode verurteilt wurde! Und als ob es des Frevels noch nicht genug wäre, setzt man den göttlichen Dulder nunmehr einer so maßlosen Verhöhnung und Mißhandlung aus, daß es uns schwer wird, unsere Entrüstung zu bemeistern — obwohl wir ja wissen, daß die verworfenen Menschen nur blinde Werkzeuge der Erbarmung und Liebe unseres Erlösers waren.

Die Schergen, welche den Herrn umgaben, erhielten den Befehl, ihn in den Vorhof des hohenpriesterlichen Hauses

hinabzuführen und ihn während des übrigen Teiles der Nacht zu bewachen, bis am folgenden Morgen über den Gefangenen weiter verfügt würde. Inzwischen hatte jeder dieser rohen Schergen volle Gewalt, ihn zu mißhandeln, wie immer Haß und Grausamkeit es ihm eingeben mochte.

Die heilige Schrift bietet uns auch wieder ein prophetisches Vorbild für diese Station in dem Leiden des Erlösers: Es ist Samson, der so tief unglücklich war, nachdem er den feindlichen Philistern in die Hände gefallen. Der Geist Gottes hatte auf ihm geruht und ihn mit einer außerordentlichen Kraft und Stärke ausgerüstet, so daß er zur Ueberwindung der Feinde Israels mehr ausgerichtet hatte, als sonst ein ganzes Heer.

Der Herr wollte nämlich durch diesen einzelnen Mann Seine Allmacht kundgeben, damit Israel seine Befreiung nur dem Herrn zuschreibe und sich dankbar erweise. Doch siehe! Das eigene Weib Samsons überliefert ihn, nachdem sie das Geheimnis seiner Stärke erfahren, treulos den Philistern. Seiner früheren wunderbaren Stärke beraubt, wird Samson gefesselt; in barbarischer Grausamkeit stechen die triumphierenden Feinde dem Unglücklichen die Augen aus, beschimpfen und verhöhnen ihn in der empfindlichsten Weise, geben ihm Backenstreiche. — kurz, sie wetteifern förmlich, ihm alles das an Schimpf und Schmach und Mißhandlung anzutun, was Grausamkeit und Haß ihnen nur eingeben mag. Und diese schmachvolle Mißhandlung des unglücklichen Mannes zog sich so lange hin, bis er, nachdem unterdessen sein Haupthaar wieder angewachsen war, seine frühere Stärke wieder erlangte und nur den Tempel der Philister zum Einsturz brachte und unter dessen Trümmern diejenigen begrub, die an seinen Leiden und Demütigungen sich ergötzt hatten.

Wie schon gesagt: ein prophetisches Vorbild dessen, was dort im Vorhofe des Hohenpriesters Kaiphas sich zutrug! Da beginnen, lieber Leser, diese neuen „Philister“, die sich um den wahren „Samson“ wie blutgierige Wölfe um ein sanftes, wehrloses Lamm drängen, die von den Evangelisten berichteten barbarischen Mißhandlungen und dehnen sie aus bis zum Anbruch des Tages. Nur ein Zug der Ähnlichkeit zwischen dem Vorbilde Samson und unserm göttlichen Erlöser scheint zu fehlen: dem neuen „Nazaräer“ wurden nämlich die Augen nicht ausgestochen, wie dem unglücklichen Samson — dafür aber verhallen sie dem Herrn die Augen, um ihn ebenso unverschämmt mißhandeln zu können, wie wenn sie ihm wirklich das Augensicht genommen hätten: „Sie fingen an (sagt die Schrift), Sein Angesicht zu verhüllen; und die ihn festhielten, verspotteten und schlugen ihn; dann spieen sie in Sein Angesicht und schlugen ihn mit Fäusten“ (Matth. 26). Der eine verwundet also Sein heiliges Haupt mit Faustschlägen, der andere mißhandelt seine Wangen mit grausamen Backenstreichen; ja, man erlaubt sich den äußersten Grad der Beschimpfung und Verachtung: man bedeckt Sein heiliges Antlitz mit Speichel, — wie der Prophet Isaias es vor-

ausgesagt hatte, daß nämlich der Messias all' Seine Schönheit verlieren und daß Er so übel zugerichtet werden würde, daß Er wie ein Aussätziger erscheine.

Aber noch nicht genug! Um zu zeigen, daß sie das Zeugnis Seiner Gottheit, das Er vorhin vor dem hohen Räte in so feierlicher Weise gegeben, für Lug und Trug hielten, und um den Titel „Prophet“, den das jüdische Volk Ihm in der Begeisterung so oft beigelegt, lächerlich zu machen, verneigten sie sich vor Ihm, wie vor einem falschen Gott und grüßten Ihn, wie einen närrischen „Propheten“; denn unter Schlägen und rohen Mißhandlungen aller Art fragen sie Ihn spottend: „Weissage uns, Messias, wer Dich geschlagen hat! Und (setzt die Schrift bedeutungsvoll hinzu) viele andere Lasterungen redeten sie wider Ihn“ (Lut. 22).

Welch' eine Beschimpfung, lieber Leser, läßt unser göttlicher Erlöser dort im hohenpriesterlichen Hause über Sich ergehen! Als Betrüger und falscher Prophet wird der Gott der Weisheit verhöhnt, der einst die Propheten des Alten Bundes begeistert und gesandt hat! Und jenes allerheiligste Antlitz, vor dem die Sonne, als Er am Kreuze verblutete, sich verhält, — jenes heiligste Antlitz, vor dem die Engel des Himmels in seliger Wonne auf den Knien liegen, — jenes heiligste Angesicht, in welchem die Schönheit des ewigen Lichtes leuchtet und aus dem die göttliche Majestät wiederstrahlt, — dieses heiligste Angesicht wird durch rohe Badenstreiche mißhandelt und sogar durch ekelhaften Auswurf verruchter Schergen verunehrt!

Allein diese entsetzliche Schmach war von den Propheten mit Bestimmtheit vorausverkündet worden: „Sie schlagen höhned' Meine Wangen und sättigen sich an meinen Peinen“, (Job 16) — „Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, der Leute Spott und des Volkes Verachtung“ (Psalm 21). Und der Herr hatte diese verbrecherischen Mißhandlungen auch Selbst vorausgesagt, und zwar kaum eine Woche vorher, als Er nämlich zu den Jüngern die bekannten Worte sprach: „Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem und es wird Alles in Erfüllung gehen, was die Propheten vom Menschensohne vorhergesagt haben etc.“ Der Erlöser Selbst hat also Seine freie Einwilligung dazu gegeben, daß Er in dieser entsetzlichen Weise mißhandelt werde, — die Juden taten in ihrer unseligen Verblendung nur das, was von Ewigkeit her in dem Leiden des Messias vorgesehen war: sie waren die blinden Werkzeuge Seiner Erbarmung und Liebe zu uns!

KS. Schärfer hinsehen.

In ihrem Roman „Die Waffen nieder“ tut einmal Vertha von Suttner den Ausspruch, Glaubenssätzen gegenüber wäre das Beste, nicht scharf hinzusehen, um sich vor kritischen Bedenken und Versuchungen zum Zweifel zu bewahren. Für die Dinge der Welt mag der Rat gelten. Denn diese, vorab die Menschen und ihre Taten, bedürfen demjenigen gegenüber, der sie auf ein hohes Piedestal als Ideale gestellt hat, einer geheimnisvollen Hülle und übertragen es nicht leicht, in der Nähe gesehen zu werden.

Aber für Glaubenssätze und überhaupt die Religion ist dieser Rat so verkehrt wie nur möglich, so verkehrt, daß das gerade Gegenteil wahr ist. Scharf hinsehen! und im Falle des Zweifels schärfer hinsehen! ist hier das einzig Richtige, daß man nicht bloß verschwommene unklare Annahmen sieht, will sagen, unklare verschwommene Vorstellungen von dem eigentlichen Inhalt eines Glaubenssatzes hat, sondern ihn in seinem Inhalt und in seiner Begründung klar und sicher erkennt.

Woher kommen denn bei so vielen Gegnern des Katholizismus, oft gerade bei solchen, von denen man ob ihrer akademischen Bildung und ihres sonstigen Wissens wahrlich etwas Besseres erwarten dürfte, ihre jammervollen schiefen Ansichten über den Inhalt katholischer und christlicher Glaubenssätze? Weil sie nicht gelernt haben, scharf hinzusehen, weil sie sich aus dem betreffenden Dogma einen Popanz zurecht gemacht haben, auf den sie loschlagen, wie weiland der edle Ritter Don Quixote gegen Windmühlen und Marionetten zu Felde zog, weil er sie für Ritter hielt, mit denen er einen Heldenkampf ausfechten wollte.

In wie viel tausend Fällen kann die katholische Apologetik der allerbesten Stellung sich rühmen, weil sie nachweisen kann,

daß die Geschoße der Feinde sich auf Dinge richten, die mit dem katholischen Dogma nicht das Geringste zu schaffen haben. Man denke an den grauenhaften Unfug, den Hädel und Genossen im Katholizismus sehen wollen, und man wird sagen, daß ein Schulkind, daß seinen Katechismus kennt, im Vergleich mit diesen Leuten, was Kenntnis katholischer Dinge anbelangt, ein Gelehrter ist.

Schärfer hinsehen! wäre auch den Männern der protestantischen Befehdung des Katholizismus zu empfehlen. Welcher Blödsinn wird doch über katholische Lehren — man denke an Heiligendebachung, Unfehlbarkeit des Papstes, Ablass und anderes mehr — von diesen Leuten fortwährend verzapft!

Wie lange noch sollen katholische Apologeten die Frage aufwerfen:

„Wann wird die Zeit kommen, wo die protestantischen Theologen und Kulturhistoriker, wenn sie nicht die Geduld haben, sich in größere Darstellungen des katholischen Systems wirklich zu vertiefen, sich wenigstens mit der Weisheit des katholischen Katholizismus bekannt machen? So lange sie das für überflüssig halten, dürfen sie sich nicht wundern, wenn alle ihre scheinbar so einleuchtenden Widerlegungen der katholischen Lehre auf die Katholiken, die in wirklicher Fühlung mit dem kirchlichen Leben stehen, nicht den geringsten Eindruck machen.“ (Mausbach, die katholische Moral, S. 114.)

Schärfer hinsehen! gilt aber auch als Mahnung für die Zweifelnden. Wie viele gibt es nicht, die von jedem Windhauch hin und her bewegt werden, wie ein schwankendes Rohr. Da löst ihnen irgendwoher ein Pfeil auf an der Wahrheit des katholischen Glaubens. Statt in ernstem Studium sich daran zu machen, der Sache auf den Grund zu gehen, hält man sich dessen überhoben, als ob nur zur Kenntnis aller andern Wissensdisziplinen Studium notwendig wäre, nicht auch zu dem der Religion! Man liest und studiert Werke über alle möglichen und unmöglichen Dinge und Fragen, nur bei den religiösen Fragen hält man sich der Mühe überhoben. Was Wunder dann, wenn der Zweifel zur Indifferenz oder gar zum Unglauben sich auswächst!

Sollen wir einen Grund nennen für diese befremdliche Erscheinung, so ist es leicht, den Hauptgrund aufzuzeigen, indem wir fragen: Wie steht es mit der religiösen apologetischen Schulung des jungen Mannes, der eben das Gymnasium absolviert hat und nun ins Leben tritt? In den allerersten Jahren wird der junge Student, abgesehen natürlich von den Theologen, eine theologische oder apologetische Vorlesung hören oder entsprechende Werke studieren. Das eigentliche Fachstudium läßt es nicht dazu kommen und später ist es der Beruf, das Geschäft, das alle Zeit und Kraft in Anspruch nimmt und kaum mehr für ein anderes ernstes Arbeiten Zeit läßt. Das Ende ist dann jene religiöse Trägheit, die man so oft, zumal bei den Gebildeten, wahrnehmen kann.

Und doch heißt es heute, wo der Kampf um Religion mehr als je jeden Einzelnen zur Stellungnahme zwingt und für jene die auf beiden Schaltern Wasser tragen wollen, keinen Platz mehr ist, sich auszurüsten mit gründlichem und gediegenem religiösen Wissen!

* Eine Warnung vor Eingehung von Mischehen

haben, wie wir der Tägl. Mundschau entnehmen, die evangelischen Geistlichen der Inspektion Georgs-Mariens hätte bei Osnabrück durch Verlesung von den Kanzeln erlassen, und zwar, wie das genannte Blatt hervorhebt u. a. „angesichts der beschämenden Tatsache, daß die bei weitem größere Zahl der in Mischehen geborenen Kinder katholisch getauft worden sind.“ Aus dieser eindringlichen Warnung werden folgende Sätze mitgeteilt:

Ein Uebelstand liegt schon darin, wenn Eheleute, die in allem eins sein sollen, in dem Höchsten, was der Mensch hat, in dem Glauben, nicht einig sind, wenn sie nur schwerlich mit einander beten können und ihre Wege sich trennen, wenn sie zum Gottesdienst und zum heiligen Abendmahl gehen. Die allergrößten Schwierigkeiten aber ergeben sich erst bei der Frage nach der religiösen Erziehung der Kinder aus Mischehen, da jeder Teil natürlich wünschen wird, daß die Kinder in seiner Konfession erzogen werden. . . Soll nun aber doch einmal eine Mischehe geschlossen werden, so wahret die Rechte eurer Kirche, ihr lutherischen Männer, und haltet ihr die gelobte Treue! Ein lutherischer Mann, der sich katholisch trauen läßt und damit seine Kinder der katholischen Kirche überliefert, verleht großlich die Treue gegen seine Kirche und kann als ihr vollberechtigtes Mitglied nicht angesehen werden. Die Bezirksynode hat allen Kirchenvorständen dringend anheimgegeben, zu beschließen,

daß denjenigen lutherischen Männern, die sich in der katholischen Kirche trauen lassen, das Recht, bei kirchlichen Wahlen mitzuwählen und gewählt zu werden, sowie Bevatter zu stehen, aberkannt werde und solches in jedem einzelnen Falle mit Nennung des Namens und Angabe der Gründe der Gemeinde durch Abländigung von der Kanzel mitgeteilt werde. Wir sind es der Ehre unserer Kirche schuldig, daß wir es nicht ruhig mit ansehen, wie ihr ganze Familien durch die katholischen Mischehen verloren gehen. . . .

In der prinzipiellen Warnung vor Eingehung von Mischehen stehen also katholische und evangelische Kirche gleich; man kann der katholischen Kirche nicht vorwerfen, daß sie in diesem Punkte intoleranter sei, als der Protestantismus, ob schon ein solcher Vorwurf wiederholt gemacht worden ist. Die evangelisch-kirchliche Disziplin, wie sie in Georgsmarienhütte angewendet bezw. angedroht wird, ist wohl noch strenger, als in der katholischen Kirche üblich. Was es mit der Behauptung auf sich hat, daß im Inspektionsbezirk Georgsmarienhütte die größere Zahl der in Mischehen geborenen Kinder katholisch getauft worden ist, können wir von hier aus ohne besondere Informationen nicht beurteilen. Tatsache ist aber, daß im allgemeinen der Prozentsatz der Kinder aus Mischehen, die protestantisch getauft werden, viel größer ist, als derjenige der katholisch getauften. Das ist für den ganzen Bezirk der preussischen Monarchie statistisch nachgewiesen. Da wird man doch wohl der katholischen Kirche zugestehen, daß auch sie ihre Rechte wahrte, daß auch sie an die Treue ihrer katholischen Glieder zu appellieren das Recht hat, wenn sie ebenso in eindringlicher Weise vor Eingehung von Mischehen auf das dringendste warnt.

Die Vogelmutter.

Eine Skizze von J. F. Ernst, Hamburg W.

Es ist schon viele Jahre her, es war zu der Zeit, als St. Georg noch mehr grüne Plätze aufwies und weniger massige, strebende Häuserblöcke, da wohnte nahe der Mitter in Hamburg eine ehrsame Kapitänswitwe mit ihrer erwachsenen Tochter. Beide führten ein zwischen Arbeit und Erholung vernünftig eingeteiltes, beinahe uhrmäßig geregeltes Leben. Der Vater, dessen Brustbild die Wand des besten Zimmers zierte, und von dem kleine Andenken in allen Ecken standen, war in verhältnismäßig jungen Jahren den nimmermatten, gefräßigen Meeresfluten zum Opfer geworden. Aber der Tod hatte mit seinem Sichelsschnitt das Band der so eng mit einander Verbundenen nicht trennen können; das ganze Leben der Familie gestaltete sich so, als ob nicht zwei, sondern drei Personen das Häuschen bewohnten. Für den dritten, den Papa, wurde alles auf dem Laufenden erhalten, so daß es schien, als wäre er noch auf einer Seereise begriffen, trotzdem er schon längst jenes Schiff bestiegen hatte, das ihn nur eine sichere Hinreise, aber nicht die Rückkehr von den Rufen der unendlichen Ewigkeit gestattete.

Wie fehlte bei Tisch das dritte Gedeck, nie die dritte Tasse beim Kaffee; die Unterhaltung der beiden Einsamen wurde durch treues Gedenken ihres Pappas belebt und geweiht. Sie hatten einigermassen zu leben von einer kleinen Pension und einigem Ersparten; außerdem waren Hennys, der Tochter, Finger gewandt in allen Frauenkünsten, im Häkeln und Sticken, Nähen und Glücken. Mutter und Tochter kannten Hamburgs Umgebung und die Stadt aus dem Grunde; sie kannten die verborgenen, dem Auge des Unstoumigen verschlossenen, kleinen Schönheiten auf allen Punkten, ob sie auf schmalen, hügeligen Waldpfaden rechts hinauswanderten hinter Bergedorf und den Blick hinunter und hinüber senkten in das grüne Willetal und die tannenbedeckten Höhen diesseits und jenseits, oder ob sie hinter Blankenese, nahe Wedel von den hohen Heidebergen hinüberschauten, weit über die gleitenden, glänzenden Elbstuten und das weithin gestreckte Land, oder ob sie den Hamburger Wald mit dem Kiefern oder das letzte Gehölz bei Mariental mit den angrenzenden Kornfeldern und den blumigen Wiesen durchquerten, überall waren sie heimisch, und überall hatten sie besondere, idyllische Plätze, die ihnen so bekannt waren, wie die täglich gewohnten Räume ihres kleinen Heims in St. Georg.

Ihr stilles, einfaches, aber durchaus nicht einförmiges Leben erhielt plötzlich eine vorübergehende Störung, als in dem Gasthause des Hinterhauses ein junger Mann, ein Techniker Namens Dietrich einzog, der eben seine Studien beendet hatte und nun in der Großstadt den ersten Flugversuch auf eigene Faust auf der von ihm eingeschlagenen Bahn versuchen wollte. Erst nach langem Reden der Bekannten hatten die beiden das Stübchen hergegeben, aber nachdem sie einmal eingewilligt hatten, dem jungen Mann ein Heim zu gewähren, da schlossen sie ihn bald in dieselbe unaufdringliche Sorgfalt

und Pflege ein, die ein wohlmeinendes Herz, ein geläuterter Charakter, ein feiner, an der Natur und dem Leben gebildeter Sinn auf seine Umgebung auszuüben sich nicht nur verpflichtet, sondern gedrungen fühlt. Die alte, ursprüngliche Gleichmäßigkeit und Ruhe waren bald wieder eingelehrt und die trauten Räume beherbergten nur zuweilen einen wirklichen Dritten, der durch ein bescheidenes, zuvorkommendes Wesen, durch Feinfühligkeit das Glück auch zu schätzen wußte, das dieses Haus des Friedens ihm gewährte.

Henny hatte von jeher die Gewohnheit gehabt, am frühen Morgen den Vögeln vorm Fenster die übrig gebliebenen Brocken und Brotkrumen als Futter hinzuwerfen. Die ganze Vogelschar sah meist schon wartend in Busch und Baum, auf Sims und Geländer des Balkons und lockte und pfliff und sätzte dann mit Jubelstönen auf das zerleinerte Futter hin. Sie wurde fast ungeduldig, wenn die hübsche Fürsorge einmahl länger oder gar ganz ausblieb.

Zufällig hatte Georg Dietrich einmal, hinter den Vorhängen des Fensters verborgen, diesem tierfreundlichen, Seelengüte verleitenden Lun seiner Wirtstochter zugehört. Unwillkürlich tat er es darauf jeden Morgen. Er wußte bald nicht mehr, ob die kleine, reizende Frühidylle an sich oder die liebliche Erscheinung der blonden Henny ihn so heimlich und fest angewurzelt stehen und lauschen ließen. Er sätzte die Vögel nun ebenfalls; es entstand ein wahrer Wettstreit in der Fürsorge für die kleinen gesiederten, tonkundigen und tonlustigen Gäste. Anfangs wollte Henny es verdrießen, aber auf eine ganz merkwürdige Weise kamen die beiden Rivalen zu gütlichem Vergleich und rüden von da ab ihr Lieblingsgeschäft in Gemeinschaft aus. Und das kam so.

Es war wieder Frühling geworden wie alle Jahre, und doch war es wieder neu und ganz anders. Leben und Lust, Farben und Düfte allüberall, und in der Menschenbrust jenes warme, wonnige, hoffnungsfrohe Leben und Fühlen, das an keinem, auch dem alternden Menschen vorüber geht, der es einmal tief und innig empfunden hat. Wie der Frühling, kehrt es immer wieder.

Da lagen die drei oft in der Laube traulich beisammen. Die Frauen, wie sich's geziemt, mit geschäftiger, nützlicher Tätigkeit, der Jüngling mit Vorlesen oder Plaudern die Frauen unterhaltend. Er hatte eine schwere Jugend hinter sich; sie hatte aber um sein Herz keine Eiskruste legen können und in seine Augen keine Finsternis- und Bitternis- und in sein Antlitz keine Falten. Und sollte auch im Innern irgendwo ein Nest von Trübsinn und Weltverachtung versteckt geblieben sein, sein Verzug und die beiden Frauengestalten gossen Veröhnung und Vergessen in alles Vergangene.

Der Glieder düstete in der Laube; die Blumen nickten und grühten vom Beete, die Vögel ermunterten mit ihrem Gezwitscher, alles wirkte dahin, daß Georg für Henny das Wortlein fand, das zwei Menschen überaus glücklich machen kann, so glücklich, daß sich auf den Gesichtern die Glückseligkeit und Freude malen, als wären Engelsfinger darüber gefahren, und daß sich in die Herzen solche Wonnen senkt, als wären reine Himmelsgüter, linder Himmelsbalsam hineingeträufelt worden.

Nun begann eine noch viel schönere und herrlichere Zeit für alle drei, eine Zeit der Hoffnung, der freudigen Sorge, des eifrigen Schaffens. So eifrig und eilig ging es jetzt bei den Frauen her, daß Henny beinahe ihre Lieblinge aus dem Vogelreiche vergaß. Diese waren aber dennoch nicht unversorgt, Georg hatte jetzt das Amt übernommen und verwaltete es so gewissenhaft, daß die Zahl der von dem kleinen Wohltätigkeitsverein gespeisten Vögel stetig größer wurde und daß die Portionen demgemäß auch vermehrt werden mußten. Die kleinen Gesellen waren so vertraulich und so kundig, daß sie den Zeitpunkt von Georgs Erscheinen genau kannten; dauerte dieses einmal ein halbes Stündchen länger als sonst, so weckten sie mit hellem Gezwitscher und mahnendem Klopfen den Schläfer.

Ueber acht Tage sollte die Hochzeit sein.

Georg wollte seine Existenz noch sicherer und fester gründen. Er hatte schon lange über eine Erfindung gebrütet; er hatte gegrübelt, probiert und chemische Versuche angestellt. Er glaubte vor dem endlichen Abschluß der Sache zu stehen und wollte durch eine Generalprobe des Apparates noch einmal die sichere Funktion des Ganzen feststellen, um dann zur geschäftlichen Verwertung mit einem schon gefundenen Kapital zu schreiten. Den Kontrakt gedachte er seiner Braut als besondere Hochzeitsgabe und Ueberraschung zu überreichen.

Bis tief in die Nacht hinein dehnte sich die Probe aus. Hier und da war noch eine kleine Veränderung und Bervollkommnung vorzunehmen. Aber Georg ist voll Eifer, voll freudiger Hoffnung. Er sinnt traumverloren und sieht sein Sehnen schon erfüllt. Eine glückliche Familie, liebliche Kinder, ein trautes Weibchen und der tägliche Unterhalt in genügendem Maße durch treue Arbeit gesichert. Ihm ist so wohl und auch so müde. Er löscht mechanisch das Licht und

legt sich angeleibet in den Beinstuhl, um die paar Stunden der Ruhe so zu genießen; denn früh morgens erwartet ihn wieder erneute Arbeit. Er sinkt in unruhigen, tiefen Schlaf. Aber Georg hatte ein Ventil fest zu schließen vergessen, und die von menschlicher Kunst und Kraft gefesselten Naturgewalten beginnen, frei vom Zwange, ihr Zerstörungswerk. Giftige Gase dringen in das Zimmer und betäuben den hilflos und rettungslos Daliegenden.

Zur selben Zeit, als dies geschah, wurde Denny von unruhigen Träumen gepeinigt. Immer wieder sieht sie ihren Georg in Gefahr und will ihn retten. Vogelscharen umschwirren sie, enteilen flüchtigen Fluges, ohne daß sie ihnen schnell genug folgen kann. Da wird sie plötzlich munterer und im Halbwachen hört sie nun deutlich ein ängstliches Vogelgetöse. Mit einem Ruck schnell sie empor, kleidet sich an und eilt an das Fenster. Wie schreien und klattern die Vögel! Sie scheinen den Aufenthalt an seinem Fenster heute zu scheuen. Sie flattern hin und her, picken und klopfen an die Scheiben, um sich schnell wieder zu entfernen. Zu Denny tönt kein froher Morgengruß herüber. Sie ahnt ein Unglück. Angst und Entsetzen packen sie. Eilend läuft sie zur Mutter und beide stürzen hinüber. Die Tür ist unverschlossen, sie treten ein; aber welche erstidende Luft umfängt sie! Bald ist es ihnen klar, was geschehen ist. Mit einem Aufschrei bricht Denny zusammen, um erst wieder zu erwachen, als freundliche Nachbarn ihrem Georg die erste Hilfe geleistet hatten. Und er lebte noch. Zwar machte der Arzt ein bedenkliches Gesicht, aber er war wenigstens noch nicht tot, und auch der kleinste Hoffnungsschimmer ist ja einem jungen liebenden Herzen eine tröstliche Zuversichtslampe.

Georg kam wirklich wieder zur Besinnung und fing selbst an, Hoffnung auf Gesundung zu fassen. Ihre Liebe vereinte sie noch eine Woche. Da kam der ernste, finstere Mann mit der Sense ins Haus. Ganz heimlich und schnell rief er den Bräutigam am grauenenden Hochzeitmorgen ab und nahm ihn mit; nach vier Wochen holte er die sich sträubende und um ihr Töchterlein wehlagende Mutter nach.

Henny war nun plötzlich ganz allein, verwaist und trostlos. Nur die Vögelin kamen zu ihr und zwischerten leise. Lange dauerte Hennys Verzweiflungsschmerz. Doch als sie sich gefaßt und ihr Leid in Ergebung überwunden hatte, begann sie ihr einsames, dem Andenken ihrer Liebe geweihtes Leben ebenso einfach und arbeitsam wie früher zu regeln. Nur die Vögelin schloß sie noch enger in ihr Herz und ihre Sorge ein. Ihnen hatte sie einst das höchste Glück ihres Lebens verdankt. Jahre vergingen. Denny wurde älter und älter, aber die Fürsorge für ihre Vieblinge verminderte sich nicht. Tag für Tag, vor- und nachmittags, eilte sie in ihrer dunklen Tracht durch die Straßen und Plätze mit einem rot-behäuderten Futterkorbchen und einem Wassergefäß in den Händen. So wurde sie in Hamburg zu einer Volksfigur. Überall warten schon die kleinen gefiederten Vertrauten auf ihre Wohlthäterin, die an bestimmten Stellen, besonders im Winter, ihnen Futter und Trank spendet im stillen Gedenken an entschwundene, glückliche Zeiten und an der Vögelin Treue.

Denkspruch.

Beim Schmerz des Nächsten fühlen ein Erbarmen,
Die herbe Not zu lindern vieler Armen,
Nach fremdem Sarg mit Wehmutstränen wandern
Verstehen leicht die einen und die anderen. —
Doch größer ist's — beim fremdem Glück sich freuen,
Dem fremden Ruhme Weihrauchkörner streuen,
Und sonder Neid auf eine Wonne seh'n,
Wenn uns' res Glückes Sterne untergeh'n. K. R.

Allerlei.

* Zu dem eisernen Bestande protestantischer Vorurteile gegen die katholische Kirche gehört die Legende, daß die katholische Kirche die Bibel mißachtet und daß erst Luther sie zu Ehren gebracht habe. Mag das auch noch so oft handgreiflich widerlegt sein, es wird immer wieder aufgeschicht und geglaubt. Jüngst hat nun ein protestantischer Theologe selbst diese Legende gerstört. Der Greifswalder protestantische Theologieprofessor Dr. Kropatsch, es veröffentlicht nämlich soeben den ersten Band seiner „Untersuchungen über das Schriftprinzip der lutherischen Kirche,“ wonach die Schrift allein die Glaubensquelle sei. Er beweist nun in diesem Werke, daß die hohe Bewertung der heiligen Schrift und die Forderung, daß die kirchliche Lehre durchaus schriftgemäß sein solle, durchaus keine Errungenschaft der Reformation bedeute. Er betont, daß die katholische Kirche zu allen Zeiten die kostbare Gabe der hl. Schrift in dem

gleichen Sinne aufgefaßt und verwertet habe, wie die Reformation. Der Verfasser weist dann nach, daß gerade im Mittelalter die Kirche die Lesung und das Studium der Bibel nicht nur nicht gehindert, sondern sogar eifrig gepflegt habe, denn die gesamte religiöse Entwicklung des Mittelalters habe sich unter dem maßgebenden Einflusse der hl. Schrift vollzogen. Die abweichenden Zeugnisse Luthers und seiner Umgebung erklärt der Verfasser nicht für unaufrichtig. Auch gibt er zu, daß die hl. Schrift einer Autorität bedürfe, welche ihre richtige Auslegung garantiere. Ob dieser gelehrte protestantische Professor wohl der alten Legende endgültig ein Ende macht? Wir glauben es nicht, empfehlen aber doch allen einsichtigen Protestanten das Studium des Werkes.

* Die russische Polizei muß ein Musterinstitut sein; sie unterdrückt nicht nur die Exzesse des misere plobs, sondern auch solche der Mutter Erde. Man ersieht das aus der Mitteilung der Zeitung Pridneprowsky Krai, wonach ein Chef der Kreispolizei seinem Vorgesetzten folgenden Bericht erstattete: „Gestern Abend wurde in dem mir unterstellten Kreis ein Erdbeben beobachtet, es wurde aber durch Maßnahmen der Polizei bald beendet.“

* Zahnverderbnis und Jugendentwicklung. Aus Dresden, 3. April, wird den Münch. Neuest. Nachr. geschrieben: Im Verein für Volkshygiene wurde mitgeteilt, daß nach den in ganz Deutschland vorgenommenen umfassenden Untersuchungen der „Zentralstelle für Zahnhygiene“ in Dresden die engsten Beziehungen zwischen der Zahnverderbnis und der Entwicklung der Schulkinder sowohl wie der Musterungspflichtigen bestehen. Schlechtbezahnte Kinder bleiben in der Ernährung zurück, haben ein geringeres Körpergewicht als gutbezahnte und — im Durchschnitt — schlechtere Zensuren. Schlechtbezahnte Rekruten liefern um ein Drittel weniger taugliche Soldaten als gutbezahnte. Während von den Besitzern guter Gebisse 47,8 Proz. militärtauglich waren, liefern die schlechtbezahnten Leute nur 32,2 Proz. taugliche. Von den in Dresden untersuchten 47000 Schulkindern und 2500 Rekruten entfielen auf jedes Kind im Durchschnitt 7/8, auf jeden Rekruten 3/4, kranke Zähne, es war also jeder dritte Zahn krank!

* Die höchste Brücke der Welt. Die Eisenbahnbrücke über den Sambesifluß, die höchste Brücke der Welt, wurde letzten Samstag vollendet. Diese Eisenbahnbrücke, die den Sambesifluß knapp unterhalb der Viktoriafatarakte überseht, liegt volle vierhundert Fuß über dem Wasserspiegel und nicht von Pfeilern zu Pfeilern mehr als 500 Fuß. Die Landschaft, die die ihrer Vollendung sich nähernde, von Cecil Rhodes kühn erdachte erste transafrikanische Eisenbahn hier durchfährt, hat an Grohichtigkeit wohl nirgends ein Seitenstück. Die Viktoriafälle sind nicht weniger als doppelt so hoch und doppelt so breit als die Niagarafälle. Die Brücke, die sich etwa sechshundert englische Meilen nördlich von Kapstadt befindet, wurde von beiden Ufern gleichzeitig stückweise vorgebaut, und die äußerste Präzision war notwendig, um zu erreichen, daß beide Teile in der Mitte auf den Zentimeter genau zusammentrafen.

Literarisches.

— **Erstkommunionglöcklein.** Erwägungen, Belehrungen und Andachtsübungen für fromme Erstkommunikanten, von Prof. G. M. Sommer, Benefiziat und Gymnasiallehrer zu Bensheim (†). Mit kirchlicher Approbation. Dritte verbesserte Auflage. Mainz, 1905, Verlag von Kirchheim & Co. 24. (XVI und 343 S.) Preis in Kaliko-Einband mit Rotschnitt Mark 1.—

Die Zeit des Erstkommunionunterrichtes ist gekommen. Viele Eltern kaufen gern ihrem Kinde ein spezielles Glöcklein, an Hand dessen es sich leicht auch selbsttätig auf den großen Gnadentag vorbereitet. Es fehlt nicht an guten Schriften für Erstkommunikanten. Sommers „Erstkommunionglöcklein“ rechnen wir zu den besten. In den Erwägungen und Belehrungen redet der Verfasser eine väterlich-herzliche Sprache zu dem Bögling. Die Andachtsübungen sind so recht kindlich-fremden Herzens natürlicher Erguß, kurz, einfach und schlicht. Ein Kind, welches sich darnach vorbereitet, wird gewiß seine erste heilige Kommunion würdig feiern; es findet darin reichliche und kräftige Nahrung für seinen Verstand und sein Gemüt, klar dargelegte Wahrheiten und herzinnige Zusprüche. Man sieht es dem Büchlein auf jeder Seite an, daß ein echter Kinderfreund und erfahrener geistlicher Schulmann es verfaßt hat. Auch äußerlich hat es ein schönes Gewand.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 16.

Düsseldorf, den 16. April.

1905.

Inhalt: Evangelium zum Palmsonntag. — Bilder aus der Passion unseres Herrn, VI. — Die Karwoche. — Das Weihegebete. — Die deutsche Liebfrauenmission in Paris. — Wir sind katholisch. — Allerlei. — (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum Palmsonntag.

Evangelium nach dem hl. Matthäus XXI, 1—9
„In jener Zeit, da sich Jesus der Stadt Jerusalem näherte und nach Bethphage am Oelberge kam, sandte er zwei Jünger ab und sprach zu ihnen: Gehet in den Flecken, der euch gegenüber liegt, und ihr werdet sogleich eine Eselin angebunden finden und ein Füllen bei ihr: machet sie los, und führet sie zu mir. Und wenn euch Jemand etwas sagt, so sprecht: der Herr bedarf ihrer; und sogleich wird er sie euch überlassen. Dieses alles aber ist geschehen, damit erfüllet werde, was gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Saget der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt sanftmütig zu dir und sitzet auf einer Eselin, und auf einem Füllen, dem Jungen eines Lasttieres. Die Jünger gingen nun hin und taten, wie ihnen Jesus befohlen hatte. Und sie brachten die Eselin mit dem Füllen, legten ihre Kleider auf dieselben und setzten ihn darauf. Sehr viel Volk aber breiteten seine Kleider auf den Weg; und andere hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Und die Scharen, die voransingen und nachfolgten, schrien und sprachen: Hosanna dem Sohne Davids; hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn!“

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

VI.

Die Prozession am heutigen Palmsonntag soll uns, lieber Leser, recht lebendig erinnern an jenen herrlichen Triumphzug, den unser Erlöser einst als Messias-König in die Hauptstadt Jerusalem hielt. Palmzweige wurden dabei getragen, um, wie die Kirche sagt, auf den Sieg des Erlösers über den Fürsten des Todes hinzuweisen. Groß war die Begeisterung der Volksscharen, und Niemand hinderte den Triumphzug. Selbst der Landpfleger Pilatus, sonst so mißtrauisch gegen jede öffentliche Kundgebung am jüdischen Osterfest, rührt sich nicht; die feindlichen Pharisäer aber können den Triumphzug nicht hindern, der herrlicher war, als irgend ein König und Hoherpriester ihn je gefeiert. Die Herrlichkeit dieses Tages war eben des göttlichen Heilandes eigenes Werk, der dem Unglauben den letzten Vorwand nehmen und beweisen wollte, daß Sein bevorstehendes Leiden und Sein Tod freiwillig von Ihm Selbst gewählt seien.

In unseren Passionsbetrachtungen haben wir noch einer Episode zu gedenken, die in jener Nacht dort im hohenprieesterlichen Palaste wohl die schmerzlichste Beschimpfung war, die unserm Erlöser angetan wurde: ich meine die Verleugnung des Petrus.

Wie war es doch möglich, daß gerade dieser bevorzugte Apostel des Herrn so tief fallen konnte? Derselbe Petrus, der so oft Zeuge der vom Herrn gewirkten staunenswerten Wunder gewesen, der Ihn in der Verklärung auf dem Berge Tabor gesehen, ja, der vor wenigen Monaten noch ein so herrliches Bekenntnis seines Glaubens abgelegt hatte („du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“) und vom Herrn dafür selig gepriesen worden war,

— derselbe Petrus flieht nicht nur mit den übrigen Jüngern bei der Gefangennehmung im Oelgarten, sondern angeblickt der Leiden und Mißhandlungen des Herrn sagt er sich von Ihm los, indem er Ihn verleugnet!

Allein wir müssen, wie der hl. Thomas sagt, wohl bedenken, daß eines der Mittel, die Gott anzuwenden pflegt, um den Menschen von einem großen Eigendünkel zu heilen, gerade darin besteht, daß Er ihm den mächtigen Beistand Seiner Gnade entzieht und ihn in große Sünden fallen läßt. Einer so bitteren und demütigenden Arznei aber bedurfte damals unter den Jüngern Jesu wohl Niemand mehr, als der Apostel Petrus. Er liebte (sagt der hl. Augustin) zwar innig seinen göttlichen Meister, aber mehr aus natürlicher Zuneigung, wie wir sie auch einem Manne schenken, den wir wegen seiner hervorragenden Eigenschaften verehren, — es fehlte ihm noch jene übernatürliche Liebe, welche die Märtyrer und überhaupt die Heiligen hervorbringt. Daher unterließ er es, ungeachtet der wiederholten Mahnung seines göttlichen Meisters, im Gebete die Kraft gegen die Versuchung zu suchen; ja, er ging in seiner Vermessenheit so weit, daß er sich selbst in die Gefahr begab, in der er nach der Voraussage des Herrn elendiglich fallen sollte.

Bekanntlich hatten bei der Gefangennehmung des Herrn im Oelgarten alle Jünger die Flucht ergriffen. Jedoch Petrus, der seinen Meister feuriger liebte, als die anderen, und auch mehr auf sich selbst vertraute, kehrte bald wieder um und „folgte dem Herrn von fern“, wie die hl. Schrift berichtet. Das ehrt den Apostel (sagt der hl. Ambrosius), wenn er, ungeachtet seiner Furcht vor dem Hasse der Hohenpriester und Pharisäer, den Herrn doch nicht ganz verlassen wollte. Mit einem zwischen Furcht und Liebe schwankenden Herzen kommt der Apostel an das Haus des Kaiphas und erhält Einlaß durch Vermittelung des Apostels Johannes, welcher der Türhüterin nicht unbekannt war. Ohne zu ahnen, daß er in das Netz der Versuchung geht, da er dieses unheilvolle Haus betritt, stellt er sich zu den Soldaten und Knechten an das im Vorhofe angezündete Feuer, um sich zu wärmen.

Wie? — fragt hier der hl. Chrysostomus — war dies denn für einen Jünger, der seinen Meister innig liebte, die Zeit, bequem am Feuer zu stehen, während man im Innern des Hauses damit umging, den Herrn zum Tode zu verurteilen? Nimmt der glühende Eifer des Petrus ein so schnelles Ende, daß er sich an dem unglückseligen Feuer im Vorhofe des Kaiphas erwärmen muß?

Ah, lieber Leser, der bedauernswerte Apostel war nicht nur in der Liebe, sondern auch im Glaube an seinen göttlichen Meister schon merklich erlaltet! Denn der Evangelist bemerkt, daß Petrus lediglich deshalb in das Haus des Hohenpriesters eingetreten sei, „um den Ausgang zu sehen“, den die Sache des Erlösers nehmen werde. Nun hatte aber der Herr bereits vor fünf Tagen ihm und den übrigen Aposteln verkündigt, daß Er im

Laufe jener Woche zum Tode verurteilt und gekreuzigt würde, aber am dritten Tage wieder auferstehen werde. Hätte Petrus also den Glauben bewahrt, der dieser Offenbarung des Herrn gebührte, so hätte er nicht nötig gehabt, neugierig im Hause des Kaiphas zu warten, um das Ende, den Ausgang dieser schmerzvollen Angelegenheit zu erfahren, da er ja schon wusste, daß sie mit dem Tode und dann mit der Auferstehung enden werde. Seine Anwesenheit in jenem Vorhause beweist daher, wie der hl. Hilarius bemerkt, daß in dem Herzen des Petrus der göttliche Glaube einer rein menschlichen Neugierde gewichen sei; daß er nicht mehr, oder doch nur sehr unvollkommen an die Worte des Herrn — namentlich auch an die Weissagung seiner eigenen Verleugnung — glaubt.

Indem aber Petrus sich zu einem Haufen von Menschen gesellt, von denen jeder soviel Böses über den gefangenen „Nazarener“ sagt, als er nur kann, stellt er sich gleichgültig und vermeint so, er werde als Jünger Jesu nicht erkaunt werden. Diese Gleichgültigkeit und Kälte, die es ihm nicht in den Sinn kommen läßt, seinen göttlichen Meister zu verteidigen, ist der erste Schritt zur Verleugnung, die nach der Voraussage des Herrn dreimal erfolgt. Die Anfechtung, die Versuchung kommt — und der Apostel fällt bei dem Stoße einer bloßen Frage!

Der traurige Fall des Apostels aber enthält für uns, lieber Leser, die sehr ernste Lehre, daß der Mensch in sich selber nur das traurige Vermögen hat, sich zu verderben, und daß wir in Gott allein Kraft und Beistand finden, um in den Versuchungen des Lebens nicht zu unterliegen. Der Fall des Apostels möge uns daher mit Mißtrauen gegen uns selbst erfüllen und uns anleiten, bei Gott, dem Herrn, demütig und vertrauensvoll Hilfe in unserer Schwachheit zu suchen.

S.

rth. Die Karwoche.

Zu ernstern Betrachtungen und zu einem Einblick in unser Inneres ist wohl keine Zeit geeigneter als die Karwoche, jene Woche, in der uns die Kirche die bitteren Leiden des göttlichen Erlösers vor Augen führt. In der Leidenswoche soll der Mensch in sich hineinschauen und die innere Wohnung des Herzens reinigen und zu dem hohen Besuche würdig ausschmücken. Die Kirche lenkt unsern Blick auf den Heiland und versinnbildet uns durch feierliche ernste Zeremonien die tiefste Erniedrigung des Gottmenschen, zu der auch wir beigetragen haben. Die Kirche zeigt uns den Sohn Gottes, wie er mit Fasten und Beten sein Erlösungswerk beginnt und macht es uns zur Pflicht, unsere Gotteseigenschaft durch würdige Vorbereitung zu dem Osterfeste zu erneuern.

Die Karwoche, auch stille Woche genannt, beginnt mit Palmsonntag. An diesem Tage feiert die Kirche den letzten Augenblick der irdischen Herrlichkeit Jesu. Sie zeigt uns den Friedensfürsten bei seinem Einzug in Jerusalem, umgeben von dem jauchzenden Volke, das Palmen und Zweige auf den Weg streut und ihm frohlockend zuruft: „Hosanna, dem Sohne Davids! Hochgelobt sei der da kommt im Namen des Herrn!“ Aber der Palmsonntag ist kein wirklicher Freudentag. Die Freude über den feierlichen Einzug des Erlösers wird abgeschwächt durch den Gedanken an die bitteren Leiden, die schon wenige Tage später beginnen. Das Volk, das noch bei dem Einzug in Jerusalem seine Kleider auf dem Weg ausbreitete, stimmt kurze Zeit später mit ein in den Ruf: „Kreuzige ihn“. Er aber, der Messias, zog demütig als Friedensfürst in Jerusalem ein, um nach wenigen Tagen, verspottet und verachtet, zwischen Verbrechern am Kreuze zu sterben.

Die kirchlichen Zeremonien des Palmsonntages passen sich dem feierlichen, ernstern Charakter des Tages an, wie überhaupt die Zeremonien des ganzen Jahres nicht so erhebend und ergreifend sind wie in der Karwoche. Die letzte Herrlichkeit Jesu wird versinnbildet durch die Palmenweihe, nach der der letzte Sonntag in der Fastenzeit seinen Namen hat. Der Einzug in Jerusalem veranschaulicht uns die Palmenprozession durch die Kirche. Wenn die Prozession zu Ende ist, beginnt die hl. Messe, die ohne Licht und Rauchwerk mit ernster Stimme gelesen wird. Diese schnelle Aufeinanderfolge des Triumphes Christi und seiner Schmach und Erniedrigung, wie sie den Gläubigen ergreifend dargestellt wird, soll den Menschen an die Unbeständigkeit des Erdenglückes erinnern. Der gläubige Christ soll sich aber auch die ernste Frage vorlegen, ob er nicht wie das jüdische Volk, so oft dem Heiland zugejubelt, ihm Lob und Anbetung entgegengebracht, bald aber durch Nichtbeachtung seiner Ge-

bote, durch sündhaftes Leben, ihn verspottet, gezeißelt und gekreuzigt hat. Da gilt es, in sich zu gehen, in Demut seine Sünden zu bekennen und einen festen Entschluß zur Besserung zu fassen. Dient schon der Palmsonntag, gewissermaßen der Anfang des Trauerspiels, das die Kirche uns vorzuführen sich anschickt, Gelegenheit zu ernstern Betrachtungen genug, so ist das in weit größerem Maße in den folgenden Tagen der Leidenswoche der Fall. Das Evangelium des Evangelisten Markus führt uns am Dienstag der Karwoche durch den Propheten Jeremias den Sohn Gottes vor als das geduldige Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Am Mittwoch verkündet uns die Leidensgeschichte durch den Propheten Jesaias: „Siehe, dein Heiland kommt, sein Antlitz verhält vor Schmach; er trägt unsere Krankheiten und ladet auf sich unsere Schmerzen.“

Der Vorabend des eigentlichen Leidensstages würde ein wirklicher Freudentag sein, wenn er nicht durch die tiefen Schatten, den das Leiden Jesu auf den Gründonnerstag wirft, in einen Tag der Trauer umgewandelt würde. An diesem Tage feiert die katholische Kirche die Wiederkehr der Einsetzung des allerheiligsten Altarsakramentes, zu deren Andenken der Priester am Altare das „Gloria sei Gott in der Höhe“ wieder erschallen läßt. Zum letzten Male ertönen Orgel und Glocke, die dann aber bis Ostern verstummen, zum Andenken an das Leiden des Erlösers, das mit dem Verrate des treulosen Judas beginnt. Das Evangelium verkündet uns die Herablassung des Herrn, der vom Abendmahle aufsteht, um seinen Jüngern die Füße zu waschen. Die Kirche weist uns auf den Heiland hin, den Schöpfer alles Irdischen, der sich vor seinen Dienern erniedrigt und uns so ein Beispiel von Liebe und Demut gibt. Sie fordert uns auf, es unserem göttlichen Lehrmeister nachzumachen, um in etwa zu sühnen, was wir an dem Leiden des Sohnes Gottes verschulden, das uns die Kirche am Karfreitage in ergreifender Weise zur Betrachtung vorstellt.

„Als Jesus das gesagt hatte,“ so erzählt uns der Evangelist Johannes, „begab er sich mit seinen Jüngern über den Bach Gethsemani, wo ein Garten war, in welchen er mit seinen Jüngern ging.“ Wir alle wissen, was sich in diesem Garten zutrug. Der Verräter Judas kam mit der Rottte Soldaten und nahm den Heiland gefangen. Freiwillig begab sich Jesus in die Gewalt seiner Feinde und ließ sich von ihnen vor ungerechte Richter führen. Dann beginnen die grauenvollen Leiden, die der Menschensohn zur Erlösung der sündigen Menschheit freiwillig auf sich genommen. Von Geißeln blutig geschlagen, von der Last des Kreuzes bis zum Tode ermüdet kommt der Sohn Gottes auf dem Berge Golgatha an. Hier ward er, der Herr der Erde, mit zwei Verbrechern ans Kreuz geschlagen, an dem er nach unendlich schwerem Leiden seine Seele aushaucht. Er stirbt nicht mit einer Verurteilung seiner Mörder, nein, sein letztes Wort ist ein Gebet für das verblendete jüdische Volk.

Durch feierliche, ernste Trauerzeremonien, die sich bis zum Ausdruck des tiefsten Schmerzes steigern, stellt uns unsere Kirche dieses vor. Der Altar ist kahl und schmucklos; nur das mit schwarzem Tuch verhüllte Kreuz steht auf ihm. Kein Licht brennt auf dem Altar, selbst die ewige Lampe ist erloschen. In schwarzen Gewändern kleidet der Priester die hl. Messe, und die Klagelieder erschallen ohne Orgelbegleitung. Das Kreuz wird den Gläubigen zur Verehrung im Chore niedergelegt. Der Priester kniet nieder und zollt durch Gebete dem gekreuzigten Gottmenschen Liebe und Anbetung. Keine lauten Lobgesänge zur Ehre Gottes ertönen, und überall vernimmt der Christ nur die Trauergesänge über den Tod Christi.

Der Karfreitag, der Tag, an dem das Leiden Christi an unserem Geiste vorüberzieht, soll ein Tag der Buße für den Christen sein. An diesem Tage sollen wir uns besonders vor Augen halten, daß wir alle durch das Kreuz erlöst sind. Erinnern wir uns immer der Worte, die Christus einst gesprochen: „Wer mich nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Keine Zeit ist besser zu dem Entschlusse geeignet, Christus nachzufolgen, als die Karwoche. Besonders des Karfreitags, der Tag, an dem die Kirche unseren Blick auf Golgatha lenkt, auf dem der Heiland für unsere Sünden den Kreuzestod stirbt, soll uns zu einer Besserung unseres Lebens und einer würdigen Vorbereitung auf das hl. Osterfest aneifern. Das ist in letzter Linie der Hauptzweck, den die Kirche verfolgt, wenn sie uns die Leidensgeschichte Christi in ergreifender Weise vor die Seele führt. Verstehen und befolgen wir diesen Wink unserer Kirche, verstärken wir unseren Eifer im Gebet und in der Betrachtung des Leidens Christi, dann wird der Absicht der Kirche gemäß diese Zeit für uns eine reiche Gnadenzeit und die Karwoche „eine große Woche“, wie es in der Kirchsprache heißt, nämlich eine große Gnadenwoche werden.

* Das Weihegebet,

das bei der Jubelfeier der Erzbischofse von Köln am 14. Mai ver-
richtet werden wird, lautet:

Heilige, unbefleckte Jungfrau, — gnadenreiche Mutter Got-
tes Maria! — Voll heiliger Freude — treten wir heute vor
deinen Thron. — Unsere Väter haben vor Zeiten — dich
unter dem Titel deiner Unbefleckten Empfängnis — zur
Schutzpatronin der heiligen Kölner Kirche erkoren. — Im
Anschluß an die Wiederkehr des glorreichen Tages, — wo
vor fünfzig Jahren — der Heilige Vater Pius IX. — den
Glaubenssatz von deiner Unbefleckten Empfängnis — feierlich
verkündete, — erneuern wir heute, — im Angesichte des ge-
samten himmlischen Hofes, — die Weihe unserer Vorfahren
— und stellen uns wiederum — voll kindlichen Vertrauens
— unter deinen mütterlichen Schutze. — Sei du auch fortan
— die mächtige und gütige Patronin — der heiligen Kirche
von Köln. — Beschirme ihren Oberhirten, — beschirme Prie-
ster und Gläubige. — Bewahre deinem Volke — den heiligen
katholischen Glauben. — Gib Reinheit der Sitten, — Frieden
der Familien, — Wohlfahrt des Vaterlandes. — Schütze die
Jugend, — heile die Kranken, — bekehre die Sünder, —
stehe bei den Armen und Bedrängten. — Dir empfehlen wir
unser ganzes Leben, — unser Arbeiten und Leiden, — ins-
besondere aber die Stunde unseres Todes. — So nimm denn
gnädig an — die Weihe deines Volkes, — heilige, unbefleckt
empfangene Mutter Gottes, — schließ uns und alle unsere
Anliegen — in dein makelloses, gnadenvolles Herz, — und
zeige uns, — wenn unser Auge bricht, — Jesum, — die ge-
benedeite Frucht deines Leibes. — O gütige, — o milde, —
o süße Jungfrau Maria!

Unter deinen Schutze und Schirm stehen wir, o heilige
Gottesgebärerin! verschmähe nicht unser Gebet in unseren
Nöten, sondern erlöse uns jederzeit von aller Gefährlichkeit.
O du gloriwürdige und gebenedeite Jungfrau, unsere Frau,
unsere Mittlerin, unsere Fürsprecherin; verfühne uns mit
deinem Sohne, empfiehl uns deinem Sohne, stelle uns vor
deinem Sohne!

V. Bitt' für uns, o heilige Gottesgebärerin,

R. Auf daß wir würdig werden der Verheißungen Christi.
Lasset uns beten. Wir bitten dich, o Herr, du wols-
test deine Gnade in unsere Herzen eingießen, damit wir, die
wir durch die Botschaft des Engels die Menschwerdung
Christi, deines Sohnes, erkannt haben, durch sein Leiden und
Kreuz zur Herrlichkeit der Auferstehung geführt werden; durch
denselben Christum, unsern Herrn. Amen.

V. Bitt' für uns, o allerheiligster Joseph,

R. Auf daß wir würdig werden der Verheißungen Christi.
Lasset uns beten. Wir bitten dich, o Herr, laß uns
durch die Verdienste des Bräutigams deiner heiligsten Mut-
ter geholfen werden, damit, was unser eigenes Vermögen
nicht erhalten kann, durch seine Fürbitte uns gegeben
werde, der du lebst und regierest von Ewigkeit zu Ewig-
keit. Amen.

Heilige drei Könige, — Bittet für uns!

Heiliger Petrus, — Bitt' für uns!

„ Maternus, — „ „ „

„ Severinus, — „ „ „

„ Evergislus, — „ „ „

„ Kunibertus, — „ „ „

„ Agilolphus, — „ „ „

Seligster Bruno, — „ „ „

Heiliger Heribertus, — „ „ „

„ Anno, — „ „ „

„ Engelbertus, — „ „ „

Heiliger Gereon mit deiner Gesellschaft, — Bittet für uns!

Heilige Ursula mit deiner Gesellschaft, — Bittet für uns!

Alle lieben Heiligen der hl. Kirche von Köln, — Bittet für uns!

Ehre sei dem Vater usw.

△ Die deutsche Liebfrauenmission in Paris.

Dem Jahres-Berichte über das Wirken der deutschen Lieb-
frauen-Mission in Paris, Nr. 5 und 6 Rue Fondary, der da-
bei bestehenden Vereine und des Marienheims im Jahre
1904 entnehmen wir folgendes:

Mit dem vorliegenden Berichte blüht die Deutsche Lieb-
frauen-Mission abermals auf ein Jahr segensreichen Wirkens
und erweiterter Vereinstätigkeit mit aufrichtigem Danke gegen
Gott, ihre Wohltäter und Gönner zurück. Groß ist die Zahl
der Armen, der Kranken, der Hülfs- und Stellenlosen, die auch
im verflochtenen Jahre an der Mission und durch die Mission
Trost, Linderung und Hülfe gefunden haben. Die Arbeit an
den deutschen Missionsstationen im Auslande ist bekanntlich
ein wahres Samariter-Werk.

Die Sankt Vinzenz-Konferenz der Mission, be-
stehend aus 16 Mitgliedern des Arbeiterstandes, hat auch im

Jahre 1904, dank der Großherzigkeit einiger Wohltäter, ihre
Liebeswerke für die Armen nicht allein fortsetzen, sondern
auch auf einige Familien mehr ausdehnen können. Der
Katholische Gesellenverein, der seit fünfzehn Jah-
ren in den Räumlichkeiten der Mission seinen Sitz hat, bietet
den Kolpings-Söhnen aller Länder deutscher Zungen an
Sonn- und Wochentagen einen, wenn auch nur kleinen Ersatz
für das so blühende Vereinsleben in der Heimat. Zahlreiche
Vorträge religiösen und sozialen Inhalts regten die Mitglie-
der zur Pflichttreue gegen Gott und zum Fleiß in ihren Be-
rufsarbeiten an. Auch Vorträge in französischer Sprache —
solche über Länder- und Völkerkunde, durch entsprechende
Bilder beleuchtet — haben nicht gefehlt. Die Mitglieder,
besonders jene des Sängerkorps, gaben sich alle Mühe, die
Kirchlichen, wie die Vereinsfestlichkeiten der Mission durch
ihre Mitwirkung zu heben und zu verschönern.

Der Marien-Verein an der Liebfrauen-Mission bot
auch im verflochtenen Jahre der weiblichen deutschen Jugend
die ihr so notwendige Stütze für ihr geistiges und leibliches
Wohl. Die Zahl der aktiven Mitglieder beträgt heute 392.
Im Laufe des Jahres wurden 87 Postulantinnen und 69
Mitglieder aufgenommen; 29 anderswo aufgenommene Mit-
glieder traten bei. Die sonn- und feiertäglichen Versamm-
lungen waren stets stark besucht. Bei festlichen Veranstaltungen
machte sich das Bedürfnis eines größeren Lokales besonders
fühlbar. Die Mitglieder halfen im Kirchenchor stets fleißig
mit usw. Die an 800 Bänden reiche Vereins-Biblio-
thek wurde besonders in den Wintermonaten sehr in An-
spruch genommen. Der Borromäus-Verein der Mis-
sion bereichert jährlich durch neue Anschaffungen die Biblio-
thek des Marien-Vereins und jene des katholischen Gesellen-
vereins. Wie in den früheren Jahren, so konnte der Marien-
Verein auch in diesem Jahre die Summe von zweihundert
Franken der Sankt Vinzenz-Konferenz für die Armen zur
Verfügung stellen. Möge der Marien-Verein, den eine Be-
richterstatterin in der Monatschrift der Mission: Stimmen
aus der Heimat so treffend „eine Oase christlichen Lebens
und deutscher Gemütlichkeit in der Fremde“ nannte, auch in
den kommenden Jahren fortfahren, seine schützenden Flügel
über die hierorts so vielen und mannigfaltigen Gefahren
ausgesetzten Kinder der deutschen Heimat ausbreiten, um sie
an Leib und Seele unverfehrt dem Elternhause zurückzuführen.

Der Missionskirche und den Vereinsstellen gegenüber
befindet sich auf der andern Straßenseite — 5 Rue Fondary
— das weit über Frankreich hinaus bekannte Marienheim
der Liebfrauen-Mission. Seit seinem neunzehnjährigen
Bestehen hat es seine gastliche Türe sechs tausend deut-
schen Mädchen, Gouvernanten und Erzieherin-
nen schon geöffnet. Im Jahre 1904 kehrten deren 890 dort
ein. Von diesen erhielten 720 durch die im Heim eingerichtete,
unentgeltliche Stellenvermittlung eine Stelle
93 befanden sich auf der Durchreise, 45 weilten auf Besuch
und 92 kehrten in die Heimat zurück. Es gelangten im Laufe
des Jahres 2610 Stellenangebote ans Marienheim.
Die verhältnismäßig große Zahl von Stellenangeboten wird
voraussichtlich in den nächsten Jahren sich noch vermehren,
denn die hier seit April 1904 für Stellensuchende gesetzlich
angeordnete unentgeltliche Stellenvermittlung in den öffent-
lichen Vermittlungs-Büros hat zur Folge, daß nun die
Vermittlungs-Agenten von den Herrschaften resp. Meistern
einen gewissen Prozentsatz des Gesamtlohnes ihres verbun-
denen Dienstpersonales beanspruchen. Da aber so unter
Umständen den Herrschaften große Auslagen erwachsen, be-
sonders wenn man berücksichtigt, daß die Kündigungsfrist
hier nur eine acht tägige ist und sich in den öffentlichen
Büros gewöhnlich ein etwas lockeres Völkchen bewegt,
was den Wechsel noch häufiger und leichter macht, so be-
greift man, daß die Herrschaften es vorziehen, ihr Dienstper-
sonal in solchen Häusern und Leuten zu suchen, die eine ge-
wisse Garantie für dauernde Dienste bieten. Wenn wir die
890 Schützlinge des vorigen Jahres nach ihrer Staats-
angehörigkeit einteilen, so entfallen: auf Bayern 150
(gegen 115 im Jahre 1903); auf Baden 129 (93); auf Elsaß-
Lothringen 90 (64); auf Württemberg 52 (67); auf die
Rheinprovinz 70 (53). Die übrigen Provinzen sind in
kleineren Zahlen vertreten. Oesterreicherinnen kehrten 95
(87), Schweizerinnen 45 (39), Luxemburgerinnen 75 (43) im
Marienheim ein. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß
jedoch bei weitem die meisten Schützlinge, die das Marien-
heim in Anspruch nehmen, sich schon in Paris oder Frank-
reich aufhielten. Ueber die Hälfte derer, die im Heim von
Haus aus um Aufnahme anfragen, ändert nach erhaltener
Antwort den Entschluß.

Die im Heim eingeführte Bahnhofs-Mission, welche
sich allerdings nur auf vorher angemeldete Schutzbefohlene
beschränkt, nahm 87 ankommende oder durchreisende Mäd-
chen in Empfang. Sie kann auch ihre Dienste nur bei Tage

ankieten, da die Entfernung der Bahnhöfe allzuweit und ein Dienst für die Nacht unmöglich ist. Seit vorigem Jahre wurde auch vom Pariser Lokalkomitee des internationalen katholischen Mädchenschuh-Verbandes der Anfang einer Bahnhofs-Mission gemacht. Hossentlich wird das genannte Komitee, wie es den Anschein hat, auch dem Ausbau dieser so wichtigen Seite des Mädchenschuhes bald näher treten.

Die Mission hielt, wie auch in früheren Jahren, eine Wallfahrt zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu auf Montmartre und zu Ehren der Mutter Gottes im weltberühmten Heiligthume zu „Unserer Lieben Frau vom Siege“. Beide Wallfahrten waren sehr stark besucht. Am Sonntag, 27. November, veranstaltete die Mission eine großartige Jubelfeier zum Andenken an die Dogma-Erklärung der Unbefleckten Empfängnis der allerheiligsten Jungfrau Maria. Die Mitglieder des Kathol. Gesellen- und Marien-Vereins boten beim Fest-Acte in Lied und Poesie ihre begeisterten Vorträge, die in der Festrede des hochwürdigen Vorstehers der Mission ihren Wiederhall und in dem vom Heiligen Vater Pius X. allen Teilnehmern der Feier huldvollst bewilligten „Päpstlichen Segen“ einen ebenso würdigen als begeisterten Abschluß fanden.

Die Mission hatte die hohe Ehre, im Laufe des Jahres mehrmals den Fürsten v. Napolin, deutscher Botschafter in Frankreich, in Begleitung der Fürstin v. Napolin, und des Grafen v. Roy, kgl. bayerischer Legat, in Begleitung der Gräfin v. Roy, beim Festgottesdienste anwesend zu sehen und in den Vereinsräden begrüßen zu dürfen. Auch beehrte Prinz Max von Sachsen die Mission wiederholt mit einem Besuche. Die von lebendigem Glauben und heiligem Eifer eingegebenen Worte dieses würdigen Priesters liegen in den Herzen der Gläubigen und Vereinsmitglieder den tiefsten Eindruck zurück.

Sei es uns gestattet, auch an dieser Stelle nochmals unser innigsten Dank den Herrschaften für das der Mission, den Vereinen und ihrem Vorsteher erwiesene Wohlwollen und für die Spenden auszusprechen und Hochdankens unsere tiefste Ergebenheit zu erneuern. Zum Schlusse danken wir auch herzlich allen übrigen Wohltätern und Gönnern der Mission, besonders aber dem Sanct Josephs-Missions-Verein in Aachen und dem Ludwigs-Missions-Verein in München für ihre liebevolle Unterstützung und bitten sie, uns auch in Zukunft dieselbe gütigst zukommen zu lassen.

Vorsteher der Mission und der Vereine ist P. B. Selmig.

Wir sind katholisch.

Wir sind katholisch, stehen unentwegt

Zu unserm alten, angestammten Glauben,
Kein Schwelchwort und keine Lüge soll
Den höchsten Schatz aus unserm Herzen rauben.

Wir sind katholisch, und wir bleiben's stets
In Glück und Unglück, Freuden oder Leiden;
Nicht Welt noch Satan, keine Arglist kann
Vom Felsen Petri, von dem Papst uns scheiden.

Wir sind katholisch und sind Deutsche auch,
Deutsch, deutsch, mit ganzer Seele, ganzem Herzen,
Des deutschen Landes Ehr' ist unsre Ehr'
Und seine Schmerzen unsre Schmerzen.

Wir sind katholisch, wie die Väter stolz
Für Deutschlands Freiheit einst ihr Blut vergossen,
Ist dort, wo Preußens Adler sieghaft flog,
Auch unser Blut in Strömen schon geflossen.

Wir sind katholisch und sind Kaisertreu,
Dem Zollernspröß mit Herz und Hand ergeben;
Mit ihm zu bau'n am neuen Deutschen Reich
Zu aller Heil ist unser glühend Streben.

Wir sind katholisch, fort und fort gewillt,
Thron und Altar mit ganzer Kraft zu stützen,
Für sie im Kampfe mit des Umsturzes Macht
Den letzten Tropfen Blutes zu versprechen.

Wir sind katholisch, wenn der Kriegsherr ruft,
Sind wir die Ersten, die sich um ihn scharen,
Wir folgen seiner Fahne über Land
Und Meer durch Sturmnot und Gefahren.

Wir sind katholisch, Haß und Hader hat
In uns nicht Raum an die getrennten Brüder,
Sind wir doch all' durch Christi Blut erlauft,
Sind eines Volkes, eines Stammes Glieder.

Wir sind katholisch, und grad' drum stehen
Wir furchtlos zu Geseß und Recht und wollen
Dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott,
Was Gottes ist, in Lieb' und Treue zollen.

A. Jüngst.

Allerlei.

Der Papst und der Photograph.

Der Londoner Korrespondent des Berl. Tagebl. schreibt: Es ist bekannt, daß Pius X. vor der Kamera des Photographen keinerlei Scheu hat. Seit seiner Thronbesteigung ist eine große Anzahl von Photographien im Umlauf, und in guten katholischen Häusern findet man die verschiedensten Aufnahmen des heiligen Vaters. Es scheint aber, daß seinen Kunstsinne bisher keine so ganz befriedigt hat, denn er hat sich aus London einen Photographen verschrieben, dessen Bilder seinen besonderen Beifall gefunden hatten, und der nun von dem Oberhaupt der katholischen Kirche ganz begeistert ist. Wir geben des Photographen Erzählung von seinem Besuch beim Papst wieder, ohne die charakteristischen Empfindungen des Londoner Lichtkünstlers zu unterdrücken.

„Niemand kann mehr überrascht gewesen sein als ich,“ so erzählt der bekannte Photograph Mr. Hsted, „als ich eines Tages von dem Kardinalstaatssekretär Merry del Val eine Aufforderung erhielt, zur Herstellung einiger Aufnahmen des Papstes nach Rom zu kommen. Sofort packte ich meine Apparate zusammen und dampfte nach Italien ab, wo ich unmittelbar nach meiner Ankunft in der ewigen Stadt von dem Kardinalstaatssekretär empfangen wurde. Ich legte diesem eine Anzahl meiner Arbeiten vor, die er mit großem Interesse und bemerkenswerthem Kunstverständnis prüfte. Es wurde ein Rendezvous verabredet, wonach der heilige Vater mir innerhalb weniger Tage des Morgens um 8½ Uhr, der einzigen Zeit, die der Papst hierfür verfügbar hatte, sitzen würde. Aus der großen Zahl prachtvoller Gemäcker durfte ich mir ein geeignetes Atelier auswählen, ebenso durfte ich mir unter den verschiedenen Thronen einen heraussuchen, der mir für die Aufnahme geeignet erschien.“

Endlich kam der unvergeßliche Morgen. Ich stellte mich um 7 Uhr 30 Minuten ein, um alle meine Vorbereitungen zu treffen. Nachdem ich mich bei dreier verschiedenen Wachen, die die Person des Papstes umgeben, gehörig legitimiert hatte, erhielt ich zu meinem provisorischen Atelier Zutritt. Hier halfen mir die mir zugeleiteten Assistenten die letzte Hand an Platten, Kamera und Lichtarrangements zu legen, und um 8 Uhr 30 Minuten war alles zur Aufnahme fertig. Die Zeit verstrich, und der Papst kam nicht. Schon fürchtete ich, daß irgend ein Hindernis eingetreten sei, als plötzlich — ich selbst merkte zunächst nichts — das Gespräch verstummte und alles in der Richtung der Tür blickte, die dann sich weit nach den Loggien zu öffnete. Dann sah man allein eine ganz in Weiß gekleidete Gestalt sich nähern — es war der Papst. Alle fielen auf die Knie, und mit einem lebenswürdigen Lächeln, wie es nur je eines Menschen Gesicht verkärt hat, begrüßte er uns. Dann kam er auch auf mich zu, streckte mir seine Hand entgegen, ich küßte den Ring, hierauf wandte er sich mit einem Kopfnicken an die Anderen und erklärte, er sei bereit.

Für einen Photographen ist die Gestalt des Papstes geradezu entzückend. Mit seiner schönen muskulösen Figur und seinem bedeutenden Kopfe bietet er das Material für die prächtigsten Bilder. Platte auf Platte wurde exponiert. Der Papst beobachtete die Operation mit dem größten Interesse und machte allerdie sachliche Bemerkungen zu seinem Privatsekretär. Als er einmal übers ganze Gesicht lächelte, entschlüpfte mir der Ausruf: „O! Wenn er diesen glücklichen Ausdruck nur einen Augenblick festhalten wolle!“ Der Sekretär überreichte ihm meine Worte sofort ins Italienische, und der Papst brach in ein herzliches Gelächter aus. „Das ist aber doch zu arg,“ sagte er noch immer lachend, „sehe ich denn nicht immer freundlich aus?“

Dann fragte ich, ob der Papst nicht ein Staatsgewand anlegen wolle; denn er geht für gewöhnlich nur in seiner weißen Soutane einher. Während man ein reich gefädeltes prächtiges Gewand herbeischickte, erlaubte ich mir die weitere Bitte um die eigenhändige Namensunterschrift unter einen der Abzüge, und auch diese Bitte fand Gewährung. Schließlich stellte ich dem Papst anheim, ihn in dem Augenblick zu photographieren, wo er den Segen erteilt.

In diesem Augenblick trat die wunderbarste Veränderung ein, die ich je in meinem Leben an einer Person wahrgenommen habe. Das Irdisch-Menschliche verschwand, und der Papst, der große Vater seines Volkes, stand vor mir. Auf seinem Gesichte thronte eine so wunderbare Fülle von Liebe und Macht, wie ich sie in einem menschlichen Wesen nicht für möglich gehalten hätte.

In absolutem Schweigen erhob sich das Haupt der katholischen Christenheit vom Throne, stieg von diesem zu mir herab und segnete mich. Dann verließ Pius X. ebenso schweigend das Zimmer. In ehrfürchtiger Scheu verwandte ich von dem Hinausretretenden keinen Blick. — Ich hatte den Papst gesehen.“

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt.
Verantwortlicher Redakteur: G. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 17.

Düsseldorf, den 23. April.

1905.

Inhalt: Evangelium zum Osterfest. — Auferstehung Jesu. — Ostern — das Siegesfest des Christentums. — Vollbracht. — Osterlied. — Ostern. — Osterlieder. — Ein Ostermorgen im Westen Amerikas. — Frühjahrs-Exerzitiën 1905 in Stegl. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Osterfest. Fest der Auferstehung Jesu.

Evangelium nach dem heiligen Markus XVI, 1—7.

In jener Zeit kaufte Maria Magdalena und Maria Jakob's Mutter, und Salome Spezereien, um hinzugehen und ihn (Jesum) zu salben. Und sie kamen am ersten Tage der Woche in aller Frühe zum Grabe, da die Sonne eben aufgegangen war. Und sie sprachen zu einander: Wer wird uns wohl den Stein von der Lüre des Grabes wegwälzen? Als sie aber hinblüeten, sahen sie, daß der Stein weggewälzt war: er war nämlich sehr groß. Und da sie in das Grab hineingingen, sahen sie einen Jüngling zur Rechten sitzen, angetan mit einem weißen Kleide, und sie erschrafen. Dieser aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Verkreuzigten: er ist auferstanden, er ist nicht hier, sehet den Ort wo sie ihn hingelegt hatten. Gehet aber hin, saget seinen Jüngern und dem Petrus, daß er euch vorangehe nach Galiläa: daselbst werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.

Auferstehung Jesu.

Am Grabe unseres göttlichen Erlösers endete unsere Karfreitagsfeier — am Grabe des göttlichen Erlösers beginnt unser Osterfest: aber mit welcher anderen Gefühlen, lieber Leser, stehen wir heute um dieses Grab, als vor drei Tagen! Da war unser christliches Herz tief ergriffen von den Leiden des göttlichen Lunders; heute wallt es auf von Freude und Jubel über den glorreichen Sieg des Auferstandenen! Am Freitag bebte unser Inneres angesichts der schweren Schuld, die um einen so hohen Preis gesühnt werden mußte; heute strahlt in unser Auge der Glanz des ewigen Lebens, der aus dem offenen Grabe Wonne verklärend hervorbricht!

Er ist auferstanden! Das ist das große, herrliche Wort, das einen Segen in sich schließt, den unser Geist nicht ausdenkt, den unser Herz nicht ausempfindet, den unser Mund nicht auszusprechen vermag. Aus diesem Worte quillt das Licht, in dem wir wandeln, und die Kraft, durch die wir wirken, und der Trost, mit dem wir dulden, und die Zuversicht, mit der wir dereinst scheiden: „Ist Christus nicht auferstanden, (sagt der Apostel) so ist unser Glaube nichtig!“ Und der hl. Ambrosius setzt hinzu: „In Seiner Auferstehung ist Christus als der Sohn Gottes erklärt worden, der in Seiner Menschwerdung verborgen war.“

Darum feiert die Kirche Gottes auch kein größeres Fest, als das heutige, das uns Christen mit dem Worte erfreut: „Alleluja! der Herr ist wahrhaft auferstanden!“ „Fest der Feste“ nannte darum schon das christliche Altertum das Osterfest, ähnlich, wie wir die jungfräuliche Mutter unseres Herrn „die Jungfrau der Jungfrauen“ nennen. Und damit übereinstimmend sagt der große hl. Leo I.: „Unter allen Tagen,

welche die christliche Frömmigkeit auf vielfache Weise in Ehren hält, ist keiner mehr ausgezeichnet, als der Tag des Osterfestes; durch ihn erhalten alle Feste der Kirche erst ihre Würde und Weihe, und er übertrifft sie, wie die Sonne die Sterne überstrahlt.“

Im Geiste folgen wir, lieber Leser, jenen frommen Frauen des heutigen Evangeliums zum Grabe unseres Erlösers. Der Oster-Sabbat der Juden, der auf den Todestag Jesu folgte, war zu Ende, und es durfte nun geschehen, was am Sabbat nicht erlaubt gewesen: mit kostbaren Salben und Gewürzen beladen, eilten diese treuen Jüngerinnen Jesu beim Anbruch des Tages zum Grabe, zur letzten Ehrung des heiligen Leidnams ihres Meisters. Die Liebe beschleunigte ihre Schritte auf dem ernstesten Gange durch die noch stillen Gassen Jerusalems, zum Stadttore hinaus; die Schrecken Golgathas wichen in diesem Augenblicke zurück vor der eifrigen Sorge um das nahe Grab, von dem sie am vergangenen Freitag abend so schmerzlichen Abschied genommen. Offenbar wußten die Frauen nichts von der Bewachung des Grabes durch die Soldaten, noch weniger von der Versiegelung desselben durch die Hohenpriester. Aber eine bange Sorge beschäftigte sie doch: die lebhafteste Vorstellung des Grabes mit dem großen Steine, der den Eintritt in das Innere verschloß, beunruhigte sie nicht wenig: „Wer wird uns — sagten sie zu einander — den Stein von der Lüre des Grabes wegwälzen?“

Die treuen Seelen sollten bald sehen, daß ihre Sorge unbegründet war; sie ahnten aber auch nicht, welche große Freude ihrer harrte.

Das Grab Jesu hatte sich bereits geöffnet, um Zeugnis zu geben, daß des Herrn Leib nicht mehr darin ruhe: daß vielmehr der Herr auferstanden sei! Allein diese Öffnung des Grabes war nicht gewaltsam vor sich gegangen. Weder die Felskammer, die den Leichnam geborgen hatte, noch der verschließende mächtige Stein waren verletzt. Durch eine höhere Kraft, durch eines Engels Dienstleistung war der Stein auf die Seite gebracht worden, — um zu zeigen, daß Jesus nicht mehr im Grabe, sondern auferstanden sei: für die Auferstehung selbst war die Befreitung des Steines so wenig notwendig, als später verschlossene Türen dem Herrn den Eintritt wehrten.

Und siehe! Der Engel des Herrn nahm bei dem Grabe Platz, sich auf dem Steine niederlassend, den er weggewälzt hatte. „Sein Angesicht war wie der Blitz, und sein Gewand weiß wie Schnee“ (Matth. 28). — Alles an ihm kündet an, daß er ein Himmelsbote sei. Noch auf andere Weise aber gibt der Himmel Zeugnis; denn ein heftiger Erdstöß läßt den Calvarienberg bis in seine Grundfesten erbeben. So bezeugt denn das offene Grab, der weggewälzte Stein, die hehre Engelform, das Erdbeben, — daß hier eine göttliche Offenbarung sich vollzieht: die Offenbarung der Auferstehung Jesu.

Die Wächter des Grabes stürzten beim Anblick der himmlischen Lichtgestalt wie tot zu Boden. Als sie sich wieder erhoben, geschah es nur, um die Flucht zu ergreifen. Ihre Aufgabe war ja auch erfüllt: sie hatten Wache gehalten, daß Niemand das Siegel verleihe und die Grabkammer betrete, — nun sahen sie vor sich die leere Grabstätte, sahen die Leintücher, in denen der Leib Jesu geruht hatte, sahen den Engel in überirdischem Lichtglanze: da durchbebten heilige Schauer diese Krieger, ähnlich, wie sie unter dem Kreuze des Erlösers den Hauptmann und dessen Soldaten erfasst hatten. Sie eilen, um der Behörde, von der sie bestellt sind, Meldung zu erstatten, und dienen so ahnungslos einer höheren Bestimmung. Denn gerade diese „Wache“, lieber Leser, wird zu allen Zeiten ein unüberlegliches Zeugnis sein für die Tatsache der Auferstehung Jesu von den Toten, — sie hat darum eine geradezu weltgeschichtliche Bedeutung.

Das Evangelium erzählt uns weiter, wie die frommen Frauen beglückt wurden durch die Botschaft des Engels, der vom Herrn gesandt war, um ihnen zuerst die Kunde von der Auferstehung zu bringen, — eine Kunde so freudiger Art, daß ihre zogenden Herzen sie erst nach und nach zu erfassen vermochten.

Durch diese frommen Frauen sollten erst die Apostel erfahren, daß der Meister lebe, und daß Er Sich ihnen zeigen werde. Die lautere Liebe, das fromme Verlangen, den Herrn im Tode zu besuchen und zu ehren, erwirkte diesen schlichten Frauen den Vorzug, die ersten „Evangelisten“ des auferstandenen Erlösers zu sein. So zieht der Herr immer die Einfalt der Wissenschaft, die Demut der Hoheit, die Frömmigkeit der Weisheit vor. In Seiner Schule, lieber Leser, gewinnen nicht diejenigen am meisten, die die Höhen der Wissenschaft zu erklimmen suchen, — sondern jene einfältigen Seelen, die sich bemühen, in der demütigen, frommen Hingabe an Ihn von Tag zu Tag zu wachsen.

S.

△ Ostern — das Siegesfest des Christentums.

Es ist vollbracht! — das war der Siegesruf des sterbenden Erlösers. Vollbracht war das Werk der Bösheit. Diese mochte sich einbilden, daß jener unterlegen sei und seine Sache für immer verloren. Aber die Freude war von kurzer Dauer. Bald, sehr bald mußten sie einsehen, daß sie selbst die Besiegten seien und jener, den sie vernichtet glaubten, als Sieger dastand.

Immer wieder richtet der Christ seine Augen hin nach jenem einzigen, gewaltigsten Ereignis der Menschheitsgeschichte: der Auferstehung Jesu von den Toten und seinem Sieg über seine Feinde, zumal dann, wenn er in einer Zeit lebt, die ebenfalls von sich rühmt, Christus und Christentum mit dem Brandmal der Schande gezeichnet, gelötet und ins Grab gelegt zu haben. Ist doch eine solche Betrachtung ganz besonders geeignet, den Mut zu stärken und das Bewußtsein der Siegesicherheit zu geben, selbst wenn man einer Welt voller Feinde gegenüber steht.

Wie war es denn damals?

Welche gemischte Gesellschaft hatte sich doch dort zusammengetan, um Christus und Christentum zu vernichten. Pharisäer und Sadducäer reichten sich auf einmal die Bruderhand, Pilatus und Herodes werden Freunde, Juden und Heiden verbinden sich zum gemeinsamen Angriff. Und die Freunde Jesu? Einer seiner auserwählten Jüdwelche wird um Ringenden Goldes willen zum Verräter, die anderen fliehen, ja einer verleugnet ihn, und wenn sie ihn auch auf seinem Todesweg begleiten in banger Furcht, so fehlt ihnen doch zu Weiterem der Mut.

Ist es heute vielleicht anders?

Daben wir nicht auch unsere Pharisäer und Sadducäer, die orthodoxen und liberalen Eiferer für das lautere Evangelium, für welche der Dab gegen die Kirche die Formel wird, auf die hin sie sich die Hände reichen, so weit sie auch sonst auseinandergehen?

Daben wir nicht unsere Pilatusse und Herodesse, will sagen politische Parteien, die sonst in weitem Bogen einander ausweichend, vor Freunden einander in die Arme fallen, wenn es heißt: écrasez l'inséme

Ist es da unbegreiflich, wenn einer bei solchen Zeitverhältnissen sich zu dem Urteil berechtigt glaubt, daß es verzweifelt stehe um die Sache Christi?

Und doch: wie in den Tagen der großen Ereignisse der ersten Kar- und Osterwoche zu Jerusalem die Sache Christi aus der tiefsten Erniedrigung zur höchsten Herrlichkeit aufstieg, so wird auch die Weltgeschichte es einmal zu Buchen haben, daß das Jahrhundert des Monismus und Pantheismus, die Zeit des Materialismus und Sozialismus allzustrüh des Sieges über Christi Sache sich gerühmt, weil eben diese doch schließlich als Sieger auf dem Kampffeld stehen blieb.

Dessen ist untrügliche Bürgschaft die Tatsache der Auferstehung Jesu Christi, die den endgiltigen Sieg des Christentums über alle gottfeindlichen Mächte bedeutet.

Aber noch andere Gegner als seine Feinde unter den Menschen hat Christus mit seiner Auferstehung überwunden: die Sünde und den Tod.

Welch' fürchtbares Joch hat nicht die Sünde der Menschheit auferlegt. Wer vermöchte es aufzutollen das entsetzliche Bild von all' dem Unglück und Weh, das mit der Sünde seinen Einzug gehalten in die Menschheit? Da hat er, der Unschuldige und Heilige, sich eingegliedert in die Menschheit, deren ganzes Sündenelend mit hinaufgenommen an das Kreuz. Seinen Sieg aber über die Sünde dokumentiert seine Auferstehung; denn der Sünde Sold ist der Tod, der eben durch diese in die Welt gekommen. Den Tod zu entthronen von seiner bis dorthin unangefochtenen Alleinherrschaft, durch eine tatsächliche Auferstehung von den Toten der Welt den Beweis zu erbringen, daß der Tod nicht das letzte Wort ist für den Menschen, — das mußte gezeigt werden und ist gezeigt worden in Christi Auferstehung aus seinem Grabe.

Was aber bedeutet diese Ueberwindung der Sünde für den Menschen? Daß er seinerseits ebenfalls die Sünde zu bekämpfen und zu besiegen habe. Hohe sittliche Forderungen! Aber nicht unmöglich, wie Schwachheit und Feigheit sich so gerne selbst einreden möchten, sondern erfüllbar in der Kraft des Auferstandenen und der von ihm verdienten Gnade. Das ist der Weg, an dessen Ende die Vollendung der menschlichen Persönlichkeit steht. Denn wahrer und vollendeter Mensch ist gleichbedeutend mit wahrem und ganzem Christ! Darum aber braucht keiner zu zagen und zu zittern, als ob ihm das gesteckte Ziel unerreichbar sei! Mit der Kraft des auferstandenen Christus wird auch er auferstehen können aus der Welt der Sünde und Schwachheit.

Und endlich der Sieg Christi über den Tod! Wie hat doch vorher die Menschheit gezittert bei dem Gedanken an den Tod und seine unerbittliche Macht!

Die Totengruft mit dem Pesthauch der Verwesung und dem grinsenden Totenschädel: das sollte das letzte Ende sein, das punctum finale des Menschen?

Wohl schlummerte in der Menschen Brust das Verlangen und der Gedanke an eine Unsterblichkeit. Aber was soll dieser Gedanke noch bedeuten angesichts der Tatsache, daß, keiner, der einmal eingegangen in die Pforten des Todes, zurückkehrte ins Leben. Ruhte er nicht allen Halt verlieren zu einem wertlosen Traumgebilde werden?

Sollte aber dem Tode sein Stachel genommen werden, dann konnte das nur dann geschehen, wenn einer bewies, daß er der Macht des Todes nicht unterworfen sei und die Pforten des Grabes sprengen könne.

Das ist die hohe Bedeutung der Auferstehung Christi von den Toten. Das scheinen diejenigen, welche heute die Auferstehung Jesu leugnen, nicht erfasst zu haben, welches Verbrechen sie an der Menschheit begehen, indem sie dieselbe wieder überantworten der Schreckensherrschaft des Todes, sie wieder hinausstoßen auf das Meer der alten Zweifel, dem sie kaum entronnen!

Aber als ob überhaupt eine so gewaltige, welterschütternde Tatsache mit so armseligen „Beweisen“ sich abtun lasse, wie sie die Leugner der Auferstehung hinzunehmen gezwungen sind, „Beweise“, deren Armseligkeit die ganze Rot und Halslosigkeit ihrer Urheger offenbaren.

Wenn etwas in der Weltgeschichte als tatsächliches Ereignis beglaubigt ist, so die Auferstehung Christi. Sie ist es, die dem Christentum zum Sieg verholfen über das Heidentum, weil es für die Menschheit eine Antwort hatte für das bis dahin unlösbare Rätsel des Lebens und des Todes. Und damit ist dem Christentum der endliche Sieg gesichert für alle Zeiten.

Vollbracht.

Schmachüberschüttel hängt am Kreuzespfahl
Der Gottessohn Es bebt der Erde Grund,
Die Sonne flieht beim Anblick seiner Qual.
Er zuckt im Tode, doch aus seinem Mund
Die Kunde von dem Sieg der Liebe dringt,
Die sich zum Opfer unsrer Schuld gemacht,
In jenem Wort, das sterbend sich entringt
Der qualbefreiten Brust: „Es ist vollbracht!“

O Siegeschrei! wem in des Leidens Nacht,
Die bange Seele kampfesmäde erschläft,
Durchdringe sie mit Deiner Gotteskraft — — —
Dann jubelt unsres Herzens letzter Schlag
Frohlockend auch, an dem Entscheidungstag,
Das Welterlöserwort: Es ist vollbracht!

Emy von Briesen.

Osterlied.

Ueber die Lande ferne hinaus
Schallen die Osterglocken,
Ueber die Lande von Haus zu Haus
Geht ein selig Frohlocken.

Ist nicht gesprengt des Grabes Band,
Ist nicht der Herr erschienen?
Zwang er nicht mit allmächtiger Hand
Tod und Höll', ihm zu dienen?

Hat er des Kreuzes Qualen, die Nacht
Siegend nicht überwunden?
Hat er nicht Rettung der Welt gebracht,
Heilung der tiefsten Wunden?

Himmel und Erde, sie sind nun sein,
Glaube, o triumphiere!
Schaust deinen Gott im Glorienschein,
Hoffnung, nun jubiliere!

Ueber den Sternen an Vaters Thron
Will er auch uns empfangen,
Uns zu bereiten ewigen Lohn,
Ist er hinaufgegangen.

Margarethe Alrbach f.

(†) Ostern.

Der Tod des Heilandes am Kreuze hat der Welt die verlorene Gnade wiedergebracht, die Menschheit wieder mit Gott versöhnt; seine glorreiche Auferstehung aus dem Grabe hat den neuen Bund besiegelt, den er durch sein Blut zwischen Gott und den Menschen zu Stande gebracht. Ostern, das Fest der Auferstehung, ist darum ein Fest der Freude, das Fest des Sieges über Tod und Hölle, das als eines der höchsten Feste der Christenheit schon in der ältesten Zeit der Kirche mit besonderer Feierlichkeit begangen wurde. Nachdem die Gläubigen einen großen Teil der Nacht zwischen Charismstag und Osterjonnica in der Kirche zugebracht hatten, gingen sie am frühen Morgen wieder dahin, indem sie bei dem Eintritte in das Haus des Herrn die Worte: „Christus ist erstanden!“ sprachen. Die Wege und Eingänge zu den Kirchen waren mit Blumen bestreut, die Hallen und Angänge derselben mit blühenden Gewächsen und grünen Zweigen geziert, auf den Altären waren Fahnen aufgesteckt. An manchen Orten kam auch eine Segnung der Speisen vor; Wolafried Strabo (im 9. Jahrhundert) tut ihrer Erwähnung. Der hl. Messe wohnten alle Geistlichen und Laien bei. Epistel und Evangelium wurden in beiden Kirchensprachen gesungen, der lateinischen und der griechischen, zu Ostern klang der Alleluja-Gesang; zuletzt erfolgte die allgemeine Kommunion. Die kirchlichen Tageszeiten waren, wie das noch jetzt der Fall ist, kürzer als sonst, mit Ausnahme der Vesper. Vielfach wurde das Osterfest durch die Befreiung von Gefangenen bedeutsam gemacht, wie das der heilige Chrysostomus bezeugt.

Auch jetzt gilt das Osterfest als das erste unter den kirchlichen Festen und wird mit besonderer Feierlichkeit begangen. Das

Haus Gottes entfaltet seine ganze Pracht, der Alleluja-Gesang erscheint als ein nie endemvollender Jubelruf, die Osterkerze wird angezündet, vom Altare her träufelt das Bild des Auferstandenen mit der Siegeskrone in der Hand. Das Messformular verkündigt besonders durch seine Sequenz „Victimae paschali“ und durch sein Evangelium die Freude über die Auferstehung und ermahnt durch seine Epistel zur sittlichen Erneuerung. Das Officium der canonischen Stunden ist kurz, weil es die ewige Sabbatrufe versinnbildlichen soll; es hat keine Hymnen; denn sie werden durch das Alleluja ersetzt. Im christlichen Alterthum pflegte man jedem Tage der Osterwoche die Neugeborenen in weißen Kleidern und mit brennenden Kerzen dem Gottesdienste beizuwohnen; am Sonntag nach Ostern legten sie das weiße Taufkleid ab, und dieser Tag erhielt davon den Namen: „Weißer Sonntag“. Die Evangelien an den einzelnen Tagen der Woche berichten von den Erscheinungen des auferstandenen Heilandes.

Zu den Volkssitten am Auferstehungsfeste gehören die Osterfeuer und die Osterier. Erstere sind Freudenfeuer und kommen namentlich in gebirgigen Gegenden vor, wo man oft auf den Höhen dieselben anzündet. Die Osterier sind im Morgen- und Abendlande bekannt als Geschenke, die zur Osterzeit besonders unter die Kinder verteilt werden. Wahrscheinlich ist bei diesem Gebrauche das Ei nur als ein Sinnbild der Auferstehung und des auferstandenen Heilandes zu betrachten; dafür spricht, daß in alten Kirchen Deckengemälden vorkommen, auf welchen der Heiland mit der Osterfahne aus dem Grabe hervorgeht, das die Gestalt eines Eies hat.

In der christlichen Kunst wird sehr häufig die Auferstehung des Herrn dargestellt. Dieselbe wurde in der älteren Zeit durch Sinnbilder angedeutet. So findet sich schon in den Katakomben als Vorbild des auferstandenen Heilandes der Prophet Jonas abgebildet, und zwar deswegen, weil Christus selbst gesagt hat: „Wie Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauche des Fisches war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Innern der Erde (im Grabe) sein.“ Der auferstandene Heiland wird auch durch einen Löwen symbolisiert; der Löwe war das Zeichen des Stammes Juda; Christus, der Löwe dieses Stammes, hat gesiegt. „In seinem Leiden“, schreibt der hl. Augustinus, „war er ein Lamm, bei der Auferstehung ein Löwe.“ Wie nun jenes als Sinnbild des leidenden Heilandes oft gefunden wird, so tritt dieser oft als Symbol des triumphierenden, auferstandenen Erlösers auf. Die Maler lassen den Vorzeichen der Evangelien gemäß, den Auferstandenen in einem blendenden Lichtglanze und in hoher Majestät erscheinen, und ebenso geben sie ihm das Zeichen des Sieges und des Triumphes, die Fahne, gewöhnlich eine weiß-fahne mit rothem Kreuze; denn der Heiland hat durch sein Sterben am Kreuze den Tod besiegt.

Osterlieder.

O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Osterzeit!
Welt lag in Banden,
Christ ist erstanden,
Freue dich, freue dich,
O Christenheit!

Mit diesem schlichten und altherwürdigen Liede begrüßt die Christenheit die Wohlthat Christi und die Osterfreude. Die Erbaulichkeit und die gewaltige Kraft des kirchlichen Volksgesanges kommen in den andächtigen Melodien der herrlichen Osterlieder in ergreifender Weise zum Ausdruck. Zu den schönsten Erinnerungen aus den Tagen der Kindheit gehört das Andenken an den Gottesdienst in der Frühe des Ostertages, und unbergänglich bleiben Text und Melodien jener Lieder, welche die Gemeinde in der Nacht (dem Frühgottesdienste) in der hell erleuchteten Kirche frohlockend sang:

Christus ist erstanden,
Frei von des Todes Banden;
Desh sollen wir uns alle freu'n,
Christus will unser Tröster sein. Alleluja

Das Grab ist leer, der Held erwacht,
Der Heiland ist erstanden.
Da steht man seiner Gottheit Macht
Sie macht den Tod zu Schanden.
Ihm kann kein Siegel, Grab noch Stein
Stein Felsen widerstehn;
Schleicht ihn der Unglaub' selber ein
Er wird ihn siegreich seh'n.

Die altherwürdigen Osterlieder zeichnen sich aus durch Schönheit, Andacht und Kraft; das Volk ist denselben jählich zugetan. Der Jubel über die Erlösung durch Christus erfüllt die meisten Osterlieder: das freudige plaudite coeli —

o pone luctum, Magdalena — „Ist das der Leib, Herr Jesu Christi.“ Die wunderbaren Eigenschaften des verklärten Leibes des Heilandes werden anheimlich hervorgehoben in dem zuletzt genannten Kirchenliede:

„Ist das der Leib, Herr Jesu Christi,
Der in dem Grab gelegen ist?
Wir wunderten uns mannigfalt
Ist nun verkläret die Gestalt!
Der Leib ist klar gleich wie Kristall.
Rubinen gleich die Wunden all;
Die Seel' durchstrahlt ihn Licht und Wia,
Wie tausendfacher Sonnenschein.“

Auch die alten lateinischen Kirchenlieder sind in die Nieder des Volkes übergegangen; so das schöne *Aurora lucis rutilat*:

„Es färbte sich das Morgenroth,
Als jener König voller Macht
Triumphreich sich erhob vom Tod.“

Statt des sonst gebräuchlichen „*Asperges me*“ wird vor dem Hochamte die Antiphon „*Vidi aquam*“ gesungen:

„Aus Gottes Tempel fließt
Ein Strom, der sich erzieht
Durchs Heiligum mit süßem Schall
Lebendig rein, hell wie Kristall,
Alleluja!“

An ihm steh'n Lebensbäum' und blüh'n
Für Alle, die der Welt entflieh'n
Er tränket die Schwächenden,
Er labet die Fliehenden,
Alleluja!

Als Goethe in Frankfurt a. M. im Dome in jedem wiederkehrenden Jahre die Friedensliebe des hl. Osterfestes hörte, da wurde er mächtig ergriffen und legte das bedeutungsvolle Geständnis ab: „Dauert nichts so lange in den Ländern, Als das „Christi ist erstanden!“ „Es ist merkwürdig,“ so schreibt der geistreiche Chateaubriand, „daß die Mächte der Erde, daß die gewaltigen Männer eines nicht vermögen, nämlich den Menschen ein Fest zu bereiten, an welchem auch das Herz auf die Dauer sich erfreut hätte.“ Die Kirche allein hat diese Gewalt über die Herzen. Ostern ist ein solches Fest, denn es lehrt eine ewige Wahrheit und zeigt das ewige Leben. Darum preist das Volk voll Dank und Jubel den auferstandenen Heiland und bekennet in seinem Glockenton den Glauben an den Erlöser, der den Tod überwunden hat. Dieser Glaube ist es, der unsern Lebenspfad freundlich erhellte, der uns Mut und Kraft verleiht in Drangsalen und Gefahren, der im Tode uns Licht und Freundlichkeit gewährt und uns stärkt im Kampfe gegen den letzten Feind.

Ein Ostermorgen im Westen Amerikas.

Die Glocken läuten Ostern ein
In allen Enden und Länden,
Und fromme Herzen jubeln darein:
Der Herr, er ist erstanden!

Es atmet der Wald, die Erde weicht
Und kleidet sich lachend mit Rose,
Und aus den schönen Augen reißt
Den Schlaf sich erwachend die Rose.

Das schaffende Licht, es flammt und kreist
Und sprengt die fesselnde Hülle,
Und über den Wassern schwebt der Geist
Unendlicher Liebesfülle.

Aber im fernen Westen Amerikas, dort, wo des Urwalds Niesen trotzig gen Himmel ragen, und breite Ströme ihre Bajfermassen durch die Ebene wälzen, läuteten nicht die Glocken am hl. Ostermorgen und riesen mit feierlichem Klange die Gläubigen zum Gebete und zum Alleluja; kein Kirchein streckte seine schlanke Turmspitze in die blauen Lüfte, kein Priester trat im festlichen Gewande an den Altar, keine Weihrauchwolken stiegen zum Throne des Allmächtigen empor —, und dennoch schien es, als ginge ein hehres, freudiges Alleluja durch die Natur. Die Sonne erhob ihr strahlendes Haupt aus den purpurnen Wolkensissen, die über den Schneehauptern des fernen Gebirges schwebten, und ihr Strahl vergoldete das junge Laub der alten Waldriesen, deren Wipfel sich im Morgenswinde grüßend neigten. Die Wädhlein plätscherten munter zu Tal, befreit von den eisigen Fesseln des Winters, und tausend bunte Wädhlein reisten ihre zarten Köpfchen aus den Wiesen und Matten dem jungen Lichte entgegen. Hoch oben in den Lüften zog ein riesiger Condor seine weiten Kreise mit kaum merklichem Flügelkluge, — ein Sinnbild der Ruhe, die allenthalben herrschte.

Am Saume des Urwaldes stand ein rohgezimmertes Blockhaus, die einzige Spur menschlicher Kultur, die selbst bis in diesen entfernten Winkel Amerikas vorgeedrungen war. Ein Teil

des Waldes war ausgerodet —, deutsche Kolonisten hatten sich hier ein neues Heim gegründet, wie es Tausende vor ihnen getan. Da plötzlich erkönte ein helles Glöcklein; ein greiser Missionar erschien, um den Ansiedlern am hl. Ostermorgen die Tröstungen der Religion zu bringen. Freudestrahlend eilten die Kolonisten von allen Seiten herbei und küßten unter Tränen des greisen Vaters Rechte, Männer, Frauen und Kinder, die demütig und gläubig Haupt und Knie vor dem Gesalbten des Herrn beugten. Auf einem Balken, der als Altar diente, brachte der Missionar das hl. Wehopper dar — vielleicht zum ersten Male in dieser Bildnis, und nach der Messe, als die Erwachsenen reumütig gebeichtet, reichte er ihnen den Leib des Herrn und tauchte die Kinder. Es war ein erhebender, feierlicher Moment, als nun Alle auf die Knie sanken, um den Segen des Priesters zu empfangen, und als die kleine Gemeinde das schöne deutsch: Osterlied aufstimmte:

„Magdalena, wirf den Schier
Deiner Trauer fröhlich ab,
Denn Simonis Abendfeier
Ist verlei, besiegt das Grab.
Nach so vielen herben Leiden
Strahlet uns ein Meer von Freuden,
Alleluja schalle heut!“

Kein Orgelson begleitete diesen Gesang, aber er schwang sich hinauf über die Wipfel der Bäume und die Gipfel der Berge durch die Wolken zum Throne Gottes, und auf den bärigen Wangen der Männer, welche in diese Bildnis verschlagen waren, zitterten helle Tränen der Freude, die Mütter aber hoben leuchtenden Auges ihre Kleinsten empor, daß der gute Vater auch sie segne!

Amerika mit seinen großen Städten, Steppen und Bildnis, sen ist das Land, wo der in Europa verfolgten Kirche eine neue, glorreiche Zukunft blüht; sie sendet ihre Missionare als die Pioniere des Christentums und der Kultur in die fernsten Ecken; sie hat großartige Erfolge bereits zu verzeichnen, nicht etwa, weil die Union sie unterstützt, sondern weil sie ihr Freiheit giebt und sie nicht hindert. Aus Blockhäusern und kleinen Ansiedelungen entwickeln sich im Laufe weniger Jahre gewaltige Städte; überall aber ragt das Kreuz des Welberlösers, des auferstandenen Heilandes in die Lüfte, — ja, in Amerika feiert die katholische Kirche glori- und siegreiche Ostern!

Frühjahrs-Exerzitzen 1905 in Steyl.

An den nachstehend benannten Tagen finden zu Steyl Exerzitzen oder heilige Übungen statt, und zwar ist der Beginn derselben jedesmal an dem zuerst genannten Tage um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr abends deutsche Eisenbahnzeit (weshalb die geehrten Exerzizanten und Exerzizantinnen erst des Nachmittags, nicht des Vormittags hier eintreffen mögen, keinesfalls aber schon tags vor dem Anfang); der Schluß ist an dem zuletzt genannten Tage um 9–10 Uhr vormittags. Am vorletzten Tage wird gebeichtet, am letzten Tage ist gemeinschaftliche hl. Kommunion. Die Exerzizanten und Exerzizantinnen erhalten gegen geringe Vergütung Kost und Wohnung im Missionshaus resp. im Hause der Missionsschwestern.

a. Im Missionshaus.

Für Priester: 5.–9. Juni (Montag–Freitag).
Für Lehrer: 19.–22. April (Mittwoch–Samstag).
Für Gymnastiken: 15.–18. April (Samstag–Dienstag).
Für Männer und Jünglinge:
22.–25. April (Karfreitag–Osterdienstag).
31. Mai–4. Juni (Mittwoch–Sonntag).
10.–13. Juni (Abend vor Pfingsten–Dienstag).

Die Anmeldungen sind zu richten an das „Missionshaus zu Steyl, Post Kaldenkirchen (Ahlb).“

b. Im Kloster der Missionsschwestern zu Steyl.

Für Frauen: 27. Juni–1. Juli (Dienstag–Samstag).
Für Jungfrauen: 20.–24. Juni (Dienstag–Samstag).
Für Frauen und Jungfrauen:
24.–27. Juni (Samstag–Dienstag).

Die Anmeldungen sind zu richten an das „Kloster der Missionsschwestern zu Steyl, Post Kaldenkirchen (Ahlb).“

Anfang jedesmal am Abend des erstgenannten Datums 6 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Die beiden genannten Häuser liegen 1 $\frac{1}{4}$ Stunde von Kaldenkirchen, dem deutschen Bahnhof auf den Strecken Kempen-Benlo und M. Glabbach-Benlo; 1 $\frac{1}{4}$ Stunde vom holländischen Bahnhof Benlo; 1 $\frac{1}{4}$ Stunde vom holländischen Bahnhof Tegefen, auf der Strecke Benlo-Noermond.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 18.

Düsseldorf, den 30. April.

1905.

Inhalt: Evangelium zum Weißen Sonntag. Der auferstandene Erlöser. — Den Erstkommunisanten. — Kloster Bornhofen am Rhein. — Die Mordtat von St. Paul auf Neu-Pommern. — Denkpruch.
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum Weißen Sonntag.

Evangelium nach dem hl. Johannes XX, 19–31.
„In jener Zeit, als es an demselben Tage, am ersten nach dem Sabbath, Abend geworden, und die Türen (des Ortes) wo die Jünger sich versammelt hatten, aus Furcht vor den Juden verschlossen waren, kam Jesus, stand in ihrer Mitte und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch! Und als er dies gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und die Seite. Da freuten sich die Jünger, daß sie den Herrn sahen. Er sprach dann abermals zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Da er dies gesagt hatte, hauchte er sie an, und sprach zu ihnen: empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen; und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten. Thomas aber, einer von den zwölfen der Zwilling genannt, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da sprachen die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sagte zu ihnen: Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe, und meinen Finger in den Ort der Nägel, und meine Hand in seine Seite lege, so glaube ich nicht. Und nach acht Tagen waren seine Jünger wieder darin und Thomas mit ihnen. Da kam Jesus bei verschlossenen Türen, stand in ihrer Mitte und sprach: Friede sei mit euch! Dann sagte er zu Thomas: Rege deinen Finger herein, und sieh meine Hände, und reiche her deine Hand, und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig. Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sprach zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas, hast du geblaubt: selig, die nicht sehen, und doch glauben. Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor den Augen seiner Jünger getan, welche nicht in diesem Buche sind: diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.“

Der auferstandene Erlöser.

Einst trat der große Feldherr Julius Cäsar vor die versammelten Senatoren der damals noch heidnischen Weltstadt Rom, und, um ihnen von seinen Kämpfen und Opfern für die Wohlfahrt und den Ruhm des römischen Volkes den sprechendsten Beweis zu geben, öffnete er seine Gewande und zeigte ihnen die tiefen Narben seiner Brust, die Denkmale der Wunden, die er in zahlreichen Feldzügen empfangen. — In die Mitte seiner Jünger zu Jerusalem trat, lieber Leset, der göttliche Held und Erlöser der Menschheit am Abend des Auferstehungstages und zeigte ihnen Seine durchbohrten Hände und Seine geöffnete Seite, als die sprechendsten Beweise Seiner siegreichen Liebe. Er stand mitten unter ihnen, denn Er war auferstanden in der Fülle Seiner göttlichen Macht, und sie alle sollten Ihn mehr sein, sollten sich alle Seiner Gegenwart erfreuen!

Was hatten die Jünger im Laufe des Auferstehungstages nicht alles erlebt! Durch ganz Jerusalem war die Nachricht verbreitet, das Grab Jesu sei des Nachts heimlich von Seinen Jüngern geöffnet worden, und sie hätten

Seinen Leichnam weggenommen. Die Apostel konnten keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, wem dieses Gerücht seinen Ursprung verdanke. Wir begreifen daher sehr wohl, daß sie einen feindslichen Anschlag seitens der obersten jüdischen Behörde besorgten und die Türen des Hauses, das ihnen Herberge bot, fest verschlossen hielten. Ein schwacher Schutz fürwahr, wenn sie nicht in stärkerer Obhut standen, als Schloß und Kiegel zu bieten vermöchten!

Doch siehe! es begehren zwei Männer Einlaß, die zu ihnen gehören und die am Vormittag in Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit die Stadt verlassen hatten. Das zientlich entfernt gelegene Emmaus war ihr Ziel gewesen — und nun, mit einem Male, zu so später Stunde, begehren die nämlichen Jünger Einlaß! Was mag sie so unvermutet und gar zu dieser späten Stunde zurückführen? Sicher werden sie noch ohne Kunde sein von all den Offenbarungen, deren die in der Hauptstadt Zurückgebliebenen gewürdigt worden: was Magdalena und die anderen Frauen vom Auferstandenen berichtet haben, und wie der Meister nicht nur den Frauen, sondern auch dem Simon erschienen ist. — so rufen sie denn den Eintretenden freudig und frohlockend zu: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden und dem Simon erschienen!“ Aber welche Ueberraschung! Wie im Wettstreit mit den im Saale versammelten erzählen nun ihrerseits die beiden Emmaus-Bilger ihr wunderbares Ergebnis. Das ließ sich nicht in ein paar Worte zusammenfassen, sondern mußte im Einzelnen, Zug um Zug, erzählt werden: wie sie traurig des Weges dahingegangen, wie dann der Herr Selbst gekommen und mit ihnen gegangen; wie er mit ihnen gesprochen, ohne daß sie Ihn erkannt hätten; wie herrlich Er sie unterrichtet über die Weissagungen der Propheten und deren wunderbare Erfüllung; wie sie Ihn dann eingeladen zur Einkehr, — und endlich wie sie Ihn beim Brotbrechenerkannt, um aber vom gleichen Augenblicke an Seine, sie so hoch beglückende Gegenwart wieder zu entbehren. Fürwahr, ein solcher Bericht aus dem Munde zweier Jünger, die zuvor so schwankend gewesen, und die nun so schlicht und einfach und so bestimmt ihr Erlebnis mitteilten, so klar und überzeugend auf die erfüllten Prophezeiungen hinwiesen — das träufelte gleich wohlthuendem Balsam in die gequälten Herzen der armen Jünger. Ja, wie Feuer an Feuer: so entzündete sich da Glaube an Glaube, Liebe an Liebe!

Und doch, lieber Leset, war auch jetzt noch nicht jede Wunde ihres Herzens geheilt, noch nicht aller Zweifel überwunden, noch nicht alle Trauer besiegt. Es wird darum noch neuer Offenbarungen bedürfen, — ähnlich, wie die Strahlen der Mittagssonne den Strahlen der Morgensonne folgen. Denn siehe! Da steht der Herr schon mitten unter ihnen: „Jesus, ihr Meister, den sie am Kreuze in Seinen Qualen gesehen, den man vor ihren Augen zum Grabe trug, — lebend und herrlich steht Er vor ihnen, in Seiner wirklichen, ihnen wohlbekannten

Gestalt, und doch von einer wunderbar lichten Verklärung und erhabenen Majestät umflossen!

Und mit welcher Milde klingt Sein Gruß ihnen entgegen: „Der Friede sei mit euch!“ Noch am verfloßenen Donnerstag abend hatte die Verheißung des Friedens sie beim heiligen Mahle zum Abschiede getröstet und gestärkt: „Meinen Frieden hinterlasse Ich euch, Meinen Frieden gebe Ich euch!“ (Joh. 14, 27), jetzt sollte der gleiche, segensreiche Friedensgruß die Herzen der Jünger neu beleben. Allein die Jünger vermögen sich nicht zu fassen: Just vor drei Tagen war der Meister, von Wunden bedeckt, ans Kreuz genagelt, tot am Kreuze, tot im Grabe, — und nun lebendig, verklärt, voll Majestät, eben derselbe Herr und Meister! Ja gewiß, ruft der Meister den Seinigen ermutigend zu: „Ich bin es, fürchtet euch nicht!“ So hatte der Meister ihnen ehedem zugerufen, als Er bei wogender See zu ihnen kam (Joh. 6.), so wollte Er heute die wogenden Herzen der Jünger beschwichtigen. Aber verwirrt und befangen, wie sie waren, schienen sie von Bedenken gequält zu werden, wie denn der Meister plötzlich in ihrer Mitte sein könne, da doch die Türen verschlossen waren. Sie überlegten also, ob es der Herr wirklich Selber sei. Der Meister aber las nicht nur in ihren Blicken und Bewegungen, sondern auch in den Tiefen ihrer Seele die bangen Zweifel, die befangenen Vermutungen. Darum sprach Er liebevoll, zurechtweisend und tröstend zugleich: „Weshalb seid ihr verwirrt, und warum steigen Gedanken in eurem Herzen auf? Sehet —“ sagte Er voll Herablassung weiter zu ihnen — „sehet Meine Hände und Meine Füße, daß ich es bin!“

Die glorreichen Wundmale sollen es den Jüngern verkünden, daß ihr gekreuzigter Meister auferstanden ist! Diese Wundmale sollen es bezeugen, daß die Weissagungen der Propheten erfüllt, daß die göttlichen Natsschlüsse verwirklicht, — daß die Welt erlöst ist durch das Todesopfer des Sohnes Gottes. S.

Den Erstkommunikanten.

Du nahest heut mit ehrfurchtsvollem Beben,
Mit Tränen nahest Du Dich dem Altar;
O, möge durch Dein ganzes Leben
Dich der Gedanke stets umschweben,
Wie heilig diese Stunde war! —
Sie hat mit Jesus Dich verbunden;
O präg' es tief in Dein Gemüt,
Was Du gelobt, was Du empfunden,
Was heut in Deiner Brust gelehrt! —
Noch bist Du frei von Schuld und Fehle,
Noch ist das höchste Kleinod Dein;
Kein Vorwurf, der Dich strafend anüle,
Belastet Deine junge Seele,
Noch ist sie unschuldsvoll und rein!
O wähl die Unschuld zum Geschmeide;
Die Furcht des Herrn sei Deine Fier,
Sie lohnt nach dieses Lebens Leide
Mit Himmelseligkeiten Dir!
Sie wird Dir Trost und Hoffnung bringen
Wenn einst Dein Aug' im Tode bricht;
Sie hilft die Krone Dir erringen,
Sie leitet Dich zum Himmelslicht.

Ach, locken wird Dich auch die Sünde,
O folge nicht, und bleibe treu,
Sie locket Dich in tiefe Gründe,
In Kammer, Floßd Wüstenei;
Sie täuscht durch tausend Truggestalten,
Trau nimmer ihrem Schmeichelwort!
Gar schnell weiß sie Dich festzuhalten,
Und reißt Dich ins Verderben fort.
Ach, daß dereinst am jüngsten Tage,
Wenn Gott erscheint voll Herrlichkeit,
Hoch jauchzend Dir Dein Enael sage:
„Du hieltest Deinen heil'gen Eid!“

Dann ruft Gott von seinem Throne:
„Seil dem, der treu im Bunde war!
Komm, komm, empfang' die Himmelskrone,
Geh' ein zu der Gerechten Schar!“

Käthe Rosbach.

Die Mordtat von St. Paul auf Neu-Pommern. 1)

Brief der chrv. Schwester Brigitta, Missionschwester vom
heiligsten Herzen Jesu, an ihre Mitschwester in Silstrup.

Buna Pope, den 23. August 1904.

Ehrwürdige Mutter, liebe Schwestern!

Vieles, ja sehr vieles habe ich Ihnen mitzuteilen von dem höchsttraurigen Ereignis, das den ganzen Bismard Archipel in große Aufregung versetzt hat und überall besprochen wird. Am 1. August unternahmen wir Schwestern, Agnes, Angela und meine Wenigkeit, mit Erlaubnis der chrv. Schw. Oberin, einen Ausflug in die Vaininger Berge zu den dort weilenden Schwestern. Gegen 7 Uhr morgens begleitete uns Schw. Clara nach Herbertshöhe, wo wir alsbald die „Barangor“ bestiegen, die uns zu dem schönen St. Paul bringen sollte. So schön sich auch der Himmel mit seinem Azurblau balleidet hatte, so ungestüm schäumte und brauste die hohe See, daß die Wellen hoch über das Deck der Pinasse hinausflogen, was den Passagieren keineswegs angenehm war. Die so sehr gefährliche Seekrausheit stellte sich bei dieser schaukelnden Fahrt bei der Schw. Angela und bei mir ein, und wir hatten so lange darunter zu leiden, bis wir in Bunamarita den Dampfer verließen. In der Landungsbrücke erwarteten uns Herr P. van der Ma, der in Bunamarita seine Missionsstätigkeit ausübt, Herr P. Rütten, der gerade Geschäfte halber von seiner Station Nacharuney gekommen war und an der Nordküste weilte, u. Herr Richard Niesterfeld, ein Beamter der Deutsch-Neu-Guinea-Kompagnie, der seinen Wohnsitz in Massava hat. Seine Braut, Fräulein Sadie, reiste mit uns nach Vaining, um dort bei den Schwestern einige Zeit zu verweilen. Nachdem wir uns einigermassen von den Strapazen der tollen Fahrt erholt hatten, unternahmen wir frohen Mutes den zweistündigen Weg durch das Gebirge nach der Station St. Paul. Unterwegs besiet uns ein Heißhunger, daß wir roh: Latos verpeist hätten, wenn sie an Ort und Stelle gewesen wären. Lange schauten wir hin und her, aber nichts war zu entdecken. Endlich kam Fräulein Sadie, die wir eine Weile vermisst hatten, aus dem Gebüsch hervor und zeigte uns triumphierend eine Stange Zuderrohr, die wir mit gutem Appetit verzehrten. Gegen 6 Uhr abends erreichten wir St. Paul. Der erste Halt wurde bei dem hochw. Herrn P. Rascher gemacht, an dessen Wohnung der Weg zu den Schwestern vorbeiführte. Das Haus war von schwarzen Däben dicht umlagert, die uns mit dem trauten „Joko“ begrüßten. Nach einem kleinen Klaunderstündchen schritten wir dem Schwesterhause zu, wo wir mit offenen Armen empfangen wurden. Ruhig und heiter verfloßen die Tage in Vaining. Da uns der hochw. Herr P. Rütten eingeladen hatte, auch seinen Wirkungskreis in Augenschein zu nehmen, so wurde dieser Vorschlag mit Freuden angenommen und bald zur Ausführung gebracht. Am 4. August, morgens um 5 Uhr, brachen die Schw. Agnes, Sophia, Angela, Fräulein Sadie und meine Wenigkeit auf, um vor Anbruch der Hitze die Station Nacharuney zu erreichen. Der Weg führte uns 450 Meter den steilen Berg hinauf, bis gegen 7 1/2 Uhr die Station Nacharuney sichtbar wurde. Da wir zunächst am Gotteshause vorbeikamen, galt unser erster Gruß dem göttlichen Heilande, der dort oben in einer einsamen Strohhütte seinen Thron aufgeschlagen hat. Friedlich von Bergen und herrlichen Latospflanzen umgeben, liegt Nacharuney da, und das Auge des Wanderers erholt sich beim Anblick des schattigen Grüns. Die Höhe gewährt eine Aussicht über den ganzen Weberhafen. Nur zu schnell verflogen die schönen Stunden, die wir dort im Gebirge verlebten. Unsere Heimkehr wurde durch einen starken Regen etwas verspätet. Nachdem der Himmel sich wieder mit dem gewohnten Blau umkleidet hatte, mußten wir auch schon wieder von die-

1) Diesen Brief entnehmen wir der empfehlenswerten inhaltsreichen Zeitschrift: Gott will es! Verlag von A. Riffarth, M. Gladbach. Der Brief schildert in schlichten, zu Herzen gehenden Worten die traurigen Ereignisse, die sich, wie erinnerlich, am 14. August in St. Paul Neu-Pommern abspielten und die die Früchte einer langen Kulturarbeit mit einem Schlage vernichteten. Die Verfasserin des Briefes, Schw. Brigitta, entkam beinahe dem Blutbad von St. Paul.

fer friedlichen Landschaft Abschied nehmen. Infolge des Regens war der Weg sehr schlüpfrig geworden und der Abstieg wurde uns sehr schwer. Unsere Bergführer leisteten uns vorzügliche Dienste. Auch Bergsäube wären bei dieser Tour wünschenswert gewesen; aber leider hat man in den Tropen derartige Dinge nicht zur Stelle. Am schlimmsten erging es Schw. Angela beim Abstieg. Sie meinte nämlich, um keine Nutsapartien zu machen, müsse man Schuhe und Strümpfe ausziehen. Ohne sich lange zu besinnen, führte sie auch ihren Plan aus und mahnte mich, ein Gleiches zu tun. Diese Kneippskur kam mir jedoch etwas sonderbar vor, und ich antwortete ihr, an solche harte Touren hätte ich meine Füße nicht gewöhnt. Gegen Abend war St. Paul glücklich erreicht. Die andern Tage flogen unversehens schnell dahin, denn eine jede von uns wußte manches Abenteuer zu erzählen.

Doch der Freude folgt die Trauer auf dem Fuße. So war es auch in dem friedlichen Vainung, wo wir so vergnügte Tage verlebten. Der 13. August war jener verhängnisvolle Tag, an welchem sich in St. Paul die blutige Szene abspielte. An diesem Tage, nach Beendigung der hl. Messe, kam der hochw. Herr P. Rascher zu Schw. Anna und drückte sein Bedauern aus, die Kinder nicht zum Strande begleiten zu können, wie er es zuerst geplant hatte, da er sich sehr schlecht fühle; vielleicht könne eine Schwester die Kinder begleiten, um die Sachen abzuholen. Schw. Dorethea, die gerade dieses Gespräch hörte, bot sich an, mitzugehen, ebenso Fräulein Sadie. Der Vorschlag wurde sofort angenommen. Auch Schw. Agnes hatte vor, die Kinder zu begleiten, mußte aber, da sie in der verflochtenen Nacht schreckliche Magenkrämpfe gehabt hatte, von ihrem Vorhaben Abstand nehmen. Nach einer Weile kam dieselbe zu mir auf die Veranda, wo ich gerade meinen Rosenkranz betete, und bat mich, an ihrer Stelle mitzugehen, wenn ich es könnte. In der letzten Nacht hatte ich selbst nicht geruht, warum, weiß ich selber nicht. Nachdem ich einige Male die Veranda auf und ab gegangen war, legte ich mich wieder zur Ruhe; aber der ersehnte Schlummer wollte sich nicht einstellen; es war mir unheimlich zu Rute. Ich war erst unschlüssig, den Weg zu machen; doch ich dachte, besser mitgehe ich, als Schw. Agnes, und willigte ein. Keine von uns ahnte daß es das letztemal war, daß schon nach einer Stunde diese Friedensstätte der Schauplatz der gräßlichsten Verwüstung werden sollte. Nach dem Frühstück brachen wir auf, um am Nachmittag frühzeitig wieder heim zu kommen. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Die zurückbleibenden Schwestern standen auf der Veranda und schauten der langen Schar von Kindern nach, die vergnügt den Berg hinuntertrippeln. Am Hause des hochw. P. Rascher angelangt, bemerkten wir, daß derselbe auf einem Stuhl Platz genommen hatte und sein Brevier betete. Als er unser ansichtig wurde, rief er uns noch einen Gruß nach. Auch der hochw. Herr ahnte nicht, daß sein letztes Stündlein bald schlagen würde. Düstere Wolken lagerten sich über Vainung, gerade als wenn die Natur geküßt hätte, um was sich es bald handeln würde. Im Dorfe angekommen, fanden wir alles einsam und leer, was uns sehr auffiel, weil sonst mit "Jokorufen" überhäuft wurde. Nur am Eingange des Dorfes schauten uns zwei Weiber neugierig nach, als wenn sie sagen wollten: "Na, die werden uns wohl gutwischen!" Im stromenden Regen marschirten wir ganz unbefangen dem Strande zu, ohne auch nur im geringsten das blutige Ereignis zu ahnen. Von Regen und Schweiß vollständig durchnäßt, kamen wir gegen 9 Uhr in Bunamarita an, wo wir den hochw. Herrn P. van der Ma, Br. Ignatius und den Herrn Meisterfeldt antrafen. Es mochte kaum eine halbe Stunde unseres Aufenthalts dorthelbst verflossen sein, als To Herman leudend und fast außer allem von dem hinteren Eingange ins Zimmer stürzt und dem hochw. Herrn Vater gebrochen zurufe: „Pater To Matheo o virum“, P. Matthäus (so nannten die Eingeborenen den hochw. Herrn P. Rascher) ist gewaltsam ermordet.“ Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf uns diese traurige Botschaft. P. van der Ma gab dem To Herman ein Gewehr; er selbst bestieg das Pferd des Herrn Meisterfeldt, um hinaus zu reiten zum Mordplatz und nachzusehen, ob die Nachricht auf Wahrheit beruhe. In eigener Lebensgefahr schwebend, säute derselbe den gefährlichen Ritt nicht, und betrübten Herzens schauten wir dem heldenmütigen Priester nach, der mit Todesverachtung von dannen ritt. Ein Bote nach dem andern kam und teilte uns mit, daß auch dieser und jener ermordet sei. Schließlich hieß es: alle sind ermordet. Was sollte man nun glauben? Daß einiges möglich und wahr sein konnte, davon waren wir überzeugt; aber: „alle ermordet!“ nein, das konnte unser Verstand nicht fassen. Wir mußten abwarten, bis P. van der Ma zurückkehrte und über das Geschehene Aufklärung gab. Die Unruhe stieg von Minute zu Minute, und mit der größten Spannung erwarteten wir die Rückkehr des hochwürdigen Herrn. Herr Meisterfeldt blieb bei uns, um uns nötigenfalls zu verteidigen. Langsam verstrichen die Stunden. Nach 4stündiger, qualvoller Span-

nung kam P. van der Ma zurück und bestätigte die Aussagen der Mörder. Die blühende Station St. Paul war in Zeit von einigen Minuten der Schauplatz der schrecklichsten Verwüstung geworden. Mit Tränen in den Augen brachte der hochw. Herr die erschütternde Nachricht, daß alle Missionsbewohner, Pater Brüder und Schwestern, von den Bewohnern St. Pauls grausam ermordet worden seien. Sprach und regungslos standen wir mit namenlosem Schmerze da. Was Gott schickt, ist wohlgemeint, wenn es auch anfangs anders scheint. Sofort schrieb Herr Meisterfeldt einen Brief an die kaiserliche Regierung in Herberishöhe, worin er um Schutz und baldige Hilfe bat, da die Eingeborenen mit Gewehren bewaffnet seien, und auch die Insassen von Bunamarita, sobald wie sie in Vainung, Nacharunep und Marienhöhe mit der Ermordung fertig seien, niederzukommen wollten. Schnell wurde ein Boot mit Bogens abgeschickt, welche die Botschaft übermitteln sollten. Ein gürntiger Wind blies, und nach einer Weile war das Schiff unsern Blicken entschwunden.

Nach einer Weile ritt Herr Meisterfeldt bewaffnet und in Begleitung einiger Schwarzen hinaus, um einige von seinen Vusaleuten, welche ebenfalls bewaffnet waren, zur Verteidigung nach Bunamarita zu beordern. Eine andere Truppe wurde hinaus geschickt, um die Leichen zu holen. Bei Anbruch der Dunkelheit traf die Leiche des hochw. Herrn P. Rascher ein, welche in der Kirche bis zum folgenden Morgen aufgebahrt wurde. Die acht anderen Leichen mußten oben bleiben, da die Vaininger alle mit dem Tode bedroht hatten, die nochmals hinauf kämen und eine Leiche anrühren würden. Gegen 5 Uhr abends traf der Trappistenbruder Matthias auf einem Boote ein. Wir hatten ihn bereits zu den Ermordeten gezählt, da die blutigeren Wilden auch ihn in Marienhöhe ermordet wollten. Um seiner Sonntagspflicht zu genügen, war derselbe dem sicheren Tode entronnen, da man in aller Frühe, als derselbe kaum eine halbe Stunde das Haus verlassen hatte, dort einbrach, sämtliche Sachen entwendete, den Br. Matthias aber abwesend fand. Die See war sehr stürmisch, und der gute Bruder erzählte uns, er habe sich bereits auf den Tod vorbereitet, denn er wäre um ein wenig davon gewesen, in den Wellen sein Grab zu finden. Allmählich wurde auch er auf das blutige Ereignis vorbereitet, was ihn ebenfalls kalt überriefelte, da der gute Br. Moysius Bley, der seinem Orden angehörte, zu den Ermordeten zählte. Nach einem traurig verlebten Tage folgte eine ebenso traurige Nacht, was die Bewohner der Missionsstation Bunamarita sehr empfunden haben. Rings um das Haus wurden die Vusaleute aufgestellt, die bis zum andern Morgen auf und ab patrouillierten. Sobald sie Gefahr witterten, daß die Vaininger in der Nähe seien, wurden die Herren davon in Kenntnis gesetzt. Wir begaben uns zur gewohnten Zeit zur Ruhe, jedoch mit der festen Ueberzeugung, am folgenden Morgen nicht mehr unter den Lebenden zu sein. Wir machten uns deshalb reisefertig, legten bedingungsweise die ewigen Gelübde ab, empfahlen uns dem Schutze der lieben Gottesmutter und legten uns mit den Kleidern auf das Bett. Die Kopfbedeckung setzten wir ab, damit wenn die Mordgesellen auch hier ihr blutiges Handwerk betreiben sollten, sie uns um so leichter den Todestreich versetzen könnten. Unsere Umgebung war eine sehr ungemütliche. Zu unsern Füßen schliefen in ungeführter Ruhe einige Vaininger Weiber mit ihren Kindern und eine Anzahl Mädchen, welche mit uns Vainung verlassen hatten und ebenfalls in Bunamarita eine Zufluchtsstätte fanden. An Schlaf war kein Gedanke, denn jeden Augenblick fuhr man erschreckt in die Höhe. Die wachhaltenden Vusa murmelten die ganze Nacht hindurch, und unaufhaltbar strömte der Regen zur Erde nieder. Bei jedem ungewohnten Geräusch spitzten wir die Ohren. Es mochte etwa gegen 4 Uhr morgens sein, als wir im anto, händen Gebüsch schrille Pfiffe vernahmen. Im selben Moment klopfte ein Vusa an die Türe und meldete den Herren das Nordsignal. Sofort nahmen dieselben ihre Gewehre zur Hand und warteten auf den Angriff. Diese Erwartung war jedoch vergebens, denn als die Vaininger bemerkten, daß eine stämmige Vusafahr das Haus bewachte, ließen sie für ein paar Stunden von ihrem Angriff ab, um, wenn es heller Tag geworden, nochmals einen Ueberfall zu wagen. Mit der größten Spannung erwarteten wir den aufbrechenden Morgen. Nachdem es hell geworden war, wurde vor allem dafür gesorgt, daß in der Umgebung des Hauses freie Bahn geschaffen wurde, denn keiner durfte sich vordem hinauswagen, um Umschau zu halten.

Da man befürchtete, daß der hochw. Herr P. Rütten auf der Station Nacharunep überfallen würde, schickte P. van der Ma ein Schreiben hinaus, um ihn zu warnen. Leider kam kurz nachher die erschütternde Nachricht, daß derselbe auch schon am Samstag den Wilden zum Opfer gefallen sei. Gegen 7 Uhr war die heilige Messe. Vor derselben gingen wir zur heiligen Kommunion, und zwar in Arbeitskleidern, denn wir hatten nichts mehr, als nur das, mit dem wir bekleidet waren. Die

heilige Messe war ungefähr bis zur Kommunion vorgekritten, als plötzlich ein großer Lärm entstand. Sämtliche Mönche flohen in ihre am Ufer liegenden Kähne und suchten Schutz auf dem Meere. Auch wir wollten fliehen; allein die Wuth nötigte uns, im Haus zu bleiben, da die Baininger uns überfallen würden. Einige treu gebliebene Baininger erzählten uns, daß die Mörder uns beide Schwestern und Fräulein Sa die suchten, da sie uns in Baining vermißt hatten.

(Schluß folgt.)

Kloster Bornhofen am Rhein.

Reiseftizze von F. Scheurenberg - Düsseldorf.

Bornhofen ist ein uralter Ort. Schon eine Urkunde aus dem Jahre 1110 erwähnt den Hof „Burgenhoben“, so benannt nach den beiden auf hohen Bergen sich darüber erhebenden Burgen Sternberg und Liebenstein, von denen heute nur noch spärliche Ueberreste Kunde geben. So gewahrt man u. a. im Sattel der beiden Bergspitzen noch eine kolossale Mauer, die wohl den Anlaß zu der weithin bekannten Sage von den „feindlichen Brüdern“ gegeben hat, wie ein Volksmund die dicht bei einander in die Rüste ragenden beiden schroffen Felsen bezeichnet. Einst sollen die Besitzer der auf denselben erbauten Burgen, zwei habgierige Brüder, eine blindgeborene Schwester bei der Teilung des väterlichen Erbes schändlich hintergangen haben. Bei der Auszahlung bekamen die Brüder ein gestrichenes Maß voll Gold, während bei der Auslösung der Schwester das Maß umgekehrt und nur der nach oben gerichtete Boden mit einigen Goldstücken belegt wurde. Dann brachten sie die Schwester vor das Burgtor und überließen sie ihrem Schicksal, im Stillen hoffend, daß sie von den steilen Hängen abstürzen würde. Doch eine höhere Hand geleitete sie sicher in das Thal, wo sie der Himmelkönigin zu Ehren ein Kirchlein erbaute und im Dienste der Armen und Kranken Trost für die Hartherzigkeit der ihrigen fand. Die beiden Brüder aber entzweiten sich und fanden in eimem Streite beide den Tod. Also die Sage, die in „Krummsheld's Rheinblüten“ ausführlich bearbeitet ist. Wie dem nun auch sei, jedenfalls zeugt die oben erwähnte Mauer nicht gerade von freundschaftlicher Liebe und Eintracht.

Um nach dieser kurzen Abschweifung auf die Klosterkirche in Bornhofen zurückzukommen, so läßt sich nicht genau feststellen, ob um 1110 dort schon eine Kapelle gestanden hat. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Zweihundert Jahre später aber besaß die Kirche dorkelbst schon das Gnadenbild, wie aus einem Vergleich zwischen dem Collegiatstifte St. Martin zu Worms und der Gemeinde Camp hervorgeht. Die jetzige Kirche wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts von dem Reichsritter Freiherrn Johannes Brömser von Rüdeshelm und seiner Gemahlin Erlanda von der Spar erbaut, denen auch die Pfarrkirche zu Rüdeshelm ihre Entstehung verdankt. Den Anlaß zu dem Kirchenbau gaben die Kämpfe, die Ritter Brömser wegen der Burg Sternberg mit dem Grafen von Katzenellenbogen zu bestehen hatte und aus denen er siegreich hervorging. Am 14. August 1435 war die Kirche, im edlen gotischen Stuhl gehalten, vollendet. Der Erzbischof Rabani von Trier vollzog die feierliche Einweihung. Ein anderer Trierer Erzbischof, Johann Hugo, baute gegen Ende des 17. Jahrhunderts bei der Kirche ein geräumiges Kloster, wozu am 16. April 1680 der Grundstein gelegt wurde. Es war eingerichtet für 36 Mönche und 4-5 Laienbrüder. Im Oktober 1684 wurde es von Kapuzinern aus Wellmich bezogen. Derselbe Kirchenfürst stiftete auch den kostbaren Marmoraltar, auf dem heute noch das Gnadenbild thronet.

Nun nahm die Verehrung der schmerzhaften Mutter in Bornhofen einen bedeutenden Aufschwung. Nach den Kloster-Annalen betrug die Zahl der Pilger schon im Jahre 1703 in der Fest-
oktav für Mariä Geburt nicht weniger als 2000 und um die Mitte des 18. Jahrhunderts kamen bereits 62 Prozessionen alljährlich nach Bornhofen. Einige Jahrzehnte später brach dann die große französische Revolution aus; die bekanntlich auch namenloses Elend über unser Vaterland brachte. Am 5. März 1813 wurde das Kloster aufgehoben; die Klostergemeinde wurde zerstreut, die Kirche geschlossen. Wie in Altenberg im Rhinthal, so wurde auch hier das Klostergebäude verkauft und in ein Wirtshaus umgewandelt; die Glocken der Kirche, von denen die größte 41 Zentner wog, kamen nach Wiesbaden. Auch das Gnadenbild sollte dahin in die katholische Kirche übertragen werden; schon stand der Wagen, der es aufnehmen sollte, bereit; da fiel ein Schreiner, der es abnehmen wollte, von der Leiter und brach ein Bein. Diesem Umstand ist es zu verdanken, daß das Gnadenbild an seiner alten Stätte blieb, denn keiner der Arbeiter wollte nunmehr Hand anlegen. Von 1813 bis 1821 war die Kirche ihrer Bestimmung entzogen. Im Jahre 1821 gestattete indes der Herzog von Nassau wieder die Aufnahme des Gottesdienstes, der am 6. Mai 1821 wieder zum er-

sten Male abgehalten wurde und schnell eine Neubelebung der alten Wallfahrt zur Folge hatte.

Nachdem das Jahr 1848 der katholischen Kirche die Freiheit zur Errichtung von Klostersniederlassungen zurückgegeben hatte, gelang es zwei Jahre später dem Bischof Peter Joseph von Limburg, einen Flügel des Klostergebäudes, der mit der Kirche verbunden war, anzukaufen. Er überwies diesen Teil, ein Drittel des ehemaligen Klosters, den Redemptoristen, die bald darauf mit 10 Patres hier ihre Wirksamkeit begannen. Die Kloster-gemeinde erwarb auch das zweite Drittel des ehemaligen Klosters, beschaffte neue Glocken und ließ die Kirche schon wieder herstellen. Da traf im Jahre 1873 auch sie das Kulturkampf-Edikt. Sie mußten aus ihren stillen, beschaulichen Klosterzellen als Verbannte über Deutschlands Grenzen wandern. Die Kirche wurde nunmehr von einem Rektor verwaltet, der auch den Gottesdienst in Bornhofen wahrnahm.

Als die Wogen des Kulturkampfes sich geglättet hatten, konnte das Kloster seiner Bestimmung zurückgegeben werden. Die Redemptoristen wurden freilich noch immer als „staatsgefährlich“ betrachtet und deshalb berief der Bischof von Limburg andere Ordensleute nach Bornhofen. Seine Wahl fiel auf die Franziskaner-Patres aus der Thüringischen Provinz der hl. Elisabeth, die am Charfreitag 1890 durch den Geistlichen Rat Abt von Limburg in Kirche und Kloster feierlich eingeführt wurden. Seitdem wird der Gottesdienst in Bornhofen von diesen Patres versehen; die nach Bedarf aus dem Mutterhause auf dem Frauenberge bei Fulda verfrachtet werden.

Das ist in kurzen Umrissen die Geschichte des Klosters Bornhofen. Es erübrigt nun, noch etwas über die Kirche zu sagen. Diese ist recht geräumig und soll ehemals fünf Altäre besessen haben, von denen aber außer dem Gnadenaltar nur noch drei erhalten sind. Das Bild des Hochaltars ist eine Darstellung von Allerheiligen, die Seitenaltäre sind dem hl. Joseph und dem hl. Franziskus gewidmet. Auf der linken Seite der Kirche sind zwei schöne schwarze Marmoraltäre eingemauert; die eine ist der Grabstein des Domherrn Johann Konrad von der Leyen von Trier, auch Domherrn von Worms und Eichstädt, gestorben am 23. Juni 1655, die andere unter der Kanzel ist der Grabstein des Kommandanten der Festung Rheinfels, Joseph Freiherrn von Degano, gestorben am 21. September 1724. Ein der Gnadenkapelle gegenüberstehendes Monument aus schwarzem Marmor zeigt die Begräbnisstätte des Landgrafen Ernst von Hessen an, der am 6. Januar 1652 im Dom zu Köln zur katholischen Kirche zurückkehrte und später seinem Wunsche gemäß in der Kirche zu Bornhofen beigesetzt wurde. Außerdem sind auf dem Fußboden der Kirche noch einige Grabplatten vorhanden, deren Inschriften aber nicht mehr zu erkennen sind.

Die Kirche in Bornhofen, die in neuerer Zeit auch eine klingvolle neue Orgel erhalten hat, ist alljährlich das Ziel vieler Bewohner des mittelhessischen Gau's. Weit über 100 Prozessionen ziehen jahraus, jahrein zu dem altberühmten Wallfahrtsort und der Schiffer, der auf dem nahen Rheinstrom seinen schwerbeladenen Kahn durch die Fluten steuert, singt der Mutter Gottes andächtig sein Lied:

„Geleite durch die Welle
Das Schifflein, treu und mild,
Zur heiligen Kapelle,
Zu Deinem Gnadenbild.“

Denkspruch.

Es schenkt das Glück nur selten eine Gabe
Als Eigentum Dir bis zum fernem Grabe;
Vielmehr, das wandelbare Glück, es leihet
Oft eine lange oder kurze Zeit. —
Doch wie so mancher aus des Feldes Pachte
Durch Fleiß sich einen eigenen Reichtum brachte,
So leg' Du sorglich vom erborgten Glück
Dir für die Ewigkeit den Schatz zurück.

Soll eine gute Tat wahrhaft erquiden,
Darf der Empfänger nie das Opfer ahnen,
Und soll sie Dich im Herzen selbst beglücken,
Muß ein Entbehren Dich ans Opfer mahnen,
Doch soll die gute Tat Dir Zinsen tragen,
Darfst Du sie auch dem lieben Gott nicht sagen.

K. R.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 19.

Düsseldorf, den 7. Mai.

1905.

Inhalt: Evangelium zum zweiten Sonntag nach Ostern. — Jesus, der gute Hirt. — Der Marienmonat. — Gruß an die Maienkönigin. — Die Zukunft der katholischen Kirche. — Die Mordtat von St. Paul auf Neu-Pommern. (Schluß.) Die Entstehung des Christentums. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum zweiten Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heil. Johannes X, 11—16.
In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Mietling aber, der kein Hirt ist und dem die Schafe nicht zugehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht; und der Wolf raubt und zerstreuet die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er Mietling ist, und ihm an den Schafen nichts liegt. Ich bin der gute Hirt, und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich. Wie mich der Vater kennt, und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben für meine Schafe. Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstalle sind; auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören; und es wird Ein Schafstall und Ein Hirt werden."

Jesus, der gute Hirt.

Die ersten Christen wußten sich den göttlichen Erlöser nicht würdiger und bezeichnender vorzustellen, als unter dem Bilde eines Hirten, der ein Lamm auf seinen Schultern trägt. Er Selbst, lieber Leser, hatte Sich im Alten Bunde so angekündigt; denn also hatte Er durch den Mund des Propheten Ezechiel gesprochen: "Siehe, Ich Selbst will nach Meinen Schafen sehen und sie heimsuchen; Ich Selbst will der Retter Meiner Herde sein, und Ich will einen einzigen Hirten über sie setzen, der sie weiden soll."

Als diesen einzigen Hirten, — „den guten Hirten“, — neben dem es überhaupt keinen anderen mehr gibt, bezeichnet Sich Jesus im heutigen Evangelium, und uns, lieber Leser, als die Schafe Seiner Herde, die Kirche aber als den Schafstall.

Und der gute Hirt hat in der Tat Sein Leben hingegeben für Seine Schäflein, in unendlicher, ganz unbegreiflicher Liebe!

Der große hl. Augustinus kommt gelegentlich hierauf zu reden und macht dabei auf ein Vorbild aus dem Alten Testamente aufmerksam, das den meisten Lesern wohl weniger bekannt sein dürfte. Im vierten Buche der Könige wird nämlich erzählt, in welcher eigenartigen Weise der große Prophet Elisäus zu Werke ging, um den gestorbenen Sohn einer Sunamitischen Witwe ins Leben zurückzurufen. Er hatte zuerst seinen Knecht Siezi mit seinem (des Propheten) Stabe zu ihr gesandt; allein vergebens: denn obwohl Siezi den Stab des Propheten wiederholt auf das Angesicht des toten Knaben gelegt hatte, so erwachte dieser doch nicht zum Leben. — Da kam Elisäus selber. Er ging in das Zimmer, wo der Verstorbene aufgebahrt lag; er warf sich auf ihn, legte seinen Mund auf des Knaben Mund, seine Augen auf dessen Augen und seine Hände auf dessen Hände. Und siehe! das Fleisch des toten Knaben ward wieder warm: er holte siebenmal tief Atem und tat die Augen wieder auf. (4. Kön. 4.)

Der verstorbene Knabe (sagt St. Augustin) ist das durch die Sünde Adams (geistig) gestorbene Menschengeschlecht. Der Knecht Siezi, der jenen Jüngling nicht ins Leben zurückrufen konnte, obwohl er ihn mit dem wundertätigen Stabe des Propheten berührt hatte, ist Moses, der durch sein Gesetz allein, obwohl er es von Gott empfangen hatte, dem Menschen das (übernatürliche) Leben, dessen er sich im Paradiese erfreut hatte, nicht wiedergeben konnte; denn der hl. Paulus sagt klar und deutlich, daß das Mosaische Gesetz nicht „lebendig machen“ konnte, da sonst die Gnade der Erlösung nicht nötig gewesen wäre. — Es war eben notwendig, daß derjenige, der den „Stab“ gesandt hatte, Selber, persönlich kam. Der Stab nun, der ohne Elisäus sich als machtlos erwies, ist das Kreuz, das in den Weissagungen und Ceremonien des Gesetzes verhießen und vorgebildet war, — aber ohne Jesus Christus nichts half. Elisäus, der wirklich selbst kam und in das Gemach ging, wo der verstorbene Knabe auf seinem ärmlichen Bette lag; ist Jesus Christus, der Selbst in diese Welt kommen und das Schmerzenslager des Kreuzes bestiegen mußte.

Wie Elisäus sich neigte über den Knaben, um ihn zum Leben zu erwecken, so demütigte sich der Sohn Gottes, um durch Seine Erniedrigung das Menschengeschlecht vom Sündentode zu befreien. O wahrhaft guter Hirt! Es war notwendig, daß Er Sich bis zu uns herabließ; denn Niemand kann einen Andern, der ohnmächtig und verlassend am Boden liegt, aufheben, wenn er sich nicht herabläßt und sich über ihn beugt.

O liebevoller Erlöser! (fährt St. Augustin fort) Wie Elisäus einst zu dem toten Knaben kam, so ist dieser göttliche Erlöser zum Menschen gekommen, der der Erlösung bedurfte; der unendlich große Gott ist zu uns Kleinen gekommen; der Lebendige hat das Tote aufgesucht! Und was hat Er im Uebermaß Seiner Barmherzigkeit und Liebe nicht getan! O, der wahre Elisäus hat Sich Selbst klein gemacht! Der Mensch des vollkommenen Alters und Wuchses — Er ist ja zugleich Sohn Gottes — hat Sich so klein gemacht, daß er nicht größer erschien, als „der tote Knabe“. Darum hat der hl. Paulus gesagt: Jesus Christus hat Sich selbst entäußert, hat die Knechtsgestalt angenommen, hat den Leib Seiner Unsterblichkeit und Seiner Herrlichkeit dem Leibe unserer Niedrigkeit und Sterblichkeit gleich gemacht, um ihn zu erneuern und zum Teilnehmer der Vorzüge des Seinigen zu machen.

Auch der große hl. Bernhard möge hier noch zu Worte kommen: Jesus (sagt er) berührte mit Seinen göttlichen Augen unsere erloschenen; denn Er hat in unserm inneren Menschen ein sehr helles Licht angezündet: den christlichen Glauben! Er hat auch Seine Hände auf unsere Hände gelegt, indem Er uns in Seinem heiligsten Leben das Beispiel der Tugend und das Vorbild des Gehorsams gegen das göttliche Gesetz gab. Er hat Seinen göttlichen Mund dem unsrigen

nahe gebracht und auf unsern kalten Leichnam einen lebendig machenden Friedenskuss gedrückt, indem Er uns mit dem himmlischen Vater versöhnte, da wir Ständer für die Gnade und die Gerechtigkeit tot waren. Ja, noch mehr: Er hat, indem Er Seinen heiligen, göttlichen Mund dem unsrigen nahe brachte, uns ein Leben eingehaucht, das viel edler und heiliger ist als das Leben, das Er im Anfange unserm Stammvater Adam eingehauchte; denn mit jenem ersten Hauche erschuf Er uns goß uns eine lebendige Seele ein, — mit diesem zweiten Hauche aber erneuerte Er uns und theilte uns den lebendigmachenden Heil. Geist mit. Siebenmal atmete der von Elisäus auferweckte Knabe, ehe er sich erhob: damit ist die siebenfache Gnade des Heil. Geistes vorgebildet, die wir in der heiligen Taufe empfangen, und wodurch wir einen göttlichen Hauch einatmen zum ewigen Leben.

Du wirst, lieber Leser, zweifelsohne mit mir staunen über diese wunderbare Harmonie der christlichen Geheimnisse. Wohl an denn! Bemühen wir uns nach Kräften, gehorsame Schäflein unseres guten Hirten zu sein!

Der Marienmonat.

Der Maimonat ist wieder gekommen, der lieblichste Monat des Jahres, wo die Natur ihren herrlichsten Blütenkranz und Blütenduft entfaltet, und die Vögel in Feld und Wald ihre lieblichsten Weisen erkönen lassen. Diesen schönsten Monat, in welchem der Schmuck der schönen Gotteswelt noch ganz neu und rein und duftig ist, hat unsere Mutter, die Kirche, darum auch der reinsten Linie unter den Jungfrauen, der geheimnisvollen Rose, der Blume aus der Wurzel Jesse geweiht. Das ist ein gar schöner und sinniger Brauch der katholischen Kirche. Sie zeigt dadurch so recht, daß sie die wahre Braut Christi ist; denn sie allein liebt und ehrt am zartesten und höchsten die Mutter des göttlichen Lammes; sie allein weiß, daß sie durch solche zart sinnige und innige Verehrung Mariens nicht der Ehre, die Christo gebührt, Abbruch tun kann, sondern dadurch erst recht warm und innig ihre Liebe zu Jesu bekundet. Alle guten Katholiken sind mit ihrer Mutter, der Kirche, hierin einer Meinung und wetteifern besonders im schönen Maimonat, das prophetische Wort der hehren Mutter Gottes aller Orten zur vollen Wahrheit zu machen: „Von nun an werden mich felig preisen alle Geschlechter!“ Sie ehren und lobpreisen und lieben Maria wegen ihrer makellosen Reinheit und ihrer hohen Tugenden, wodurch sie zur Mutter Gottes erkoren worden, sie ehren und lieben sie wegen dieser ihrer hohen Würde, sie ehren und lieben sie wegen der hohen Verdienste, die sie sich um das Erlösungswort erworben hat. Maria die Mutter Jesu, nicht zu ehren und zu lieben wäre Unanständigkeit. Die wahren Katholiken ehren und lieben Maria wegen der überaus großen Glorie, mit welcher ihr göttlicher Sohn sie im Himmel ausgezeichnet hat, denn sie thront als Himmelskönigin über alle Engel und Heiligen. Darum verbindet die katholische Kirche im schönen Maimonat mit den Triumph- und Jubelgesängen auf den Sieg des göttlichen Osterlammes: „Jesus, Dir jauchzt alles zu!“ „Meliuja, Jesus lebt!“ auch die Preislieder auf Maria: „Glorreiche Himmelskönigin!“ „Freu' Dich, Du Himmelskönigin!“

Ehren, loben und preisen wir daher Maria, die reinste Himmelsknie, die hehre Mutter des Todesüberwinders, die glorieiche Himmelskönigin während des schönen Maimonats hienieden als Maimonatin, bauen und schmücken ihr Altäre in den Kirchen und Häusern, besonders ihre katholischen Familien, scharet euch um ihr Bild und weihet ihr Blumen und Lieder und englische Grüße, und traget ihr euere Bitten und Anliegen vor, denn ihre Güte ist groß und ihre Fürbitte ist mächtig beim ewigen Gotteslamme. Aber nicht bloß ehret sie mit Worten und Liedern, sondern auch mit Taten und Tugendübungen, durch Demut, Reinheit, Gottergebenheit, Geduld und Nächstenliebe. Auch in unserm Herzen müssen wir ihr gleichsam Altäre bauen und dieselben mit frischen Raiblüten schmücken. Beherzigen wir übrigens stets die schönen Worte des heiligen Berngard, dieses innigen Verehrers der reinen Gottesmutter.

„Wenn du glaubst, auf dem Meere dieser Welt mehr zwischen Stürmen und Wellern zu schwanken, als auf festem Boden dahinzuschreiten, dann wende deine Augen nicht von dem Glanze dieses Sternes wenn du vom Sturme überwältigt werden willst. Wenn sich die Winde der Versuchungen erheben, wenn du auf Klippen der Trübsal stohest, blick' empor zu dem Sterne, rufe Maria! Wenn du von den Wogen des

Stolzes, des Ehrgeizes, des Neides, der Eifersucht dahingeschleudert wirst, blick' empor zu dem Sterne, rufe Maria! Wenn Jarn, Habgucht, die Luchung des Fleisches das Schifflein deiner Seele zu zertrümmern suchen, blick' auf zu Maria! Wenn dich die Abscheulichkeit deiner Verbrechen beunruhigt, das Gewissen dich mit Scham erfüllt, die Strenge des Gerichtes dich erschreckt, wenn du in die tiefste Traurigkeit und in den Abgrund der Verzweiflung zu sinken anfängst, denk' an Maria! In Gefahren, Nöten und Zweifeln, denk' an Maria, rufe Maria! Sie weiche nicht von deinem Munde, weiche nicht aus deinem Herzen. Wenn du ihr folgst, irrst du nicht vom Wege; wenn du sie ansiehst, verzweifelst du nicht; wenn du an sie denkst, irrst du nicht; wenn sie dich hält, fällst du nicht; wenn sie dich stützt, fürchtest du nicht; wenn sie dich führt, ermüdest du nicht; ist sie dir gnädig, so gelangst du zum Ziel.“

Grüß an die Maienkönigin.

Brangt im holden Frühling wieder
Die Natur im Feierkleid,
Singen Vögel frohe Lieder
Von des Schöpfers Herrlichkeit,
Schallt's durch alle Kluren hin:
„Ave Maienkönigin!“

Ave! Ave! halt es wieder;
Ave! Klingt es immerfort,
Biele tausend fromme Lieder
Tönen Dir am heiligen Ort.
Wer zählt all' die frommen Grüße?
Ave Mutter! Ave Süße!

Himmelsmutter, hocherhaben,
Solde Maienkönigin,
Nimm die Bege aller Gaben,
Nimm mein Herz zum Opfer hin;
Jeder Schlag Dich freudig grüße:
Ave Mutter! Ave Süße!

D. Gr.

R. R.

* Die Zukunft der katholischen Kirche.

Die Presse hat sich in letzter Zeit viel mit einer Aeußerung beschäftigt, die nach der Aussage des protestantischen Predigers Behrmann aus Hamburg bei Anlaß der Eröffnung des neuen Berliner Doms von Kaiser Wilhelm II. getan worden sein soll. Nach dieser Aussage soll durch die Zusammengehörigkeit aller Protestanten im Kampfe gegen den Ultramontanismus der Sieg über die katholische Kirche — und wenn erst in 500 Jahren — sicher errungen werden.

Der Sieg der katholischen Kirche ist schon oft im Laufe der Jahrhunderte angekündigt worden. Zur Illustration dieser These lassen wir hier einiges aus der Geschichte folgen.

In Spanien wurden am Ende des 3. Jahrhunderts den römischen Kaisern Diokletian und Maximian Marmoraltäre errichtet, wegen allgemeiner Abschaffung des Aberglaubens Christi. Eine zu Ehren Diokletians geprägte Denkmünze mit der Aufschrift „Nach Ausrottung des christlichen Namens“ sollte das Andenken seines Sieges verewigen. Und was sehen wir kurze Zeit darauf? Zehn Jahre nach dem Tode Diokletians ließ Kaiser Konstantin seinem Heere das siegreiche Banner des Kreuzes vortragen. Die katholische Kirche war also nicht besieg, aber siegte.

Die Anhänger des Arius, der die Gottheit Jesu Christi leugnete und heillose Verwirrung unter den Christen stiflete; glaubten die katholische Kirche zu überwinden, als sie viele Fürsten und Bischöfe für ihre gotteslästerliche Lehre gewonnen hatten. Der Kampf um die Wahrheit war gewaltig. Der hl. Hieronymus konnte später von der Synode von Rimini (359), wo mehr als 400 Bischöfe des Abendlandes und darunter etlich 80 Arianer versammelt waren, schreiben: „Der ganze Erdkreis senzte und staunte, daß er arianisch sei.“ Und die Wahrheit siegte. Der Arianismus löste sich auf und die katholische Kirche verbreitete sich immer weiter unter den Völkern der Erde.

Im 16. Jahrhundert wurde der katholischen Kirche ihr nahes Ende von den „Reformatoren“ angekündigt. Luther hatte schon im Jahre 1522 dem Papsttum den Untergang nach zwei Jahren prophezeit, indem er schrieb: „Laß nur das Evangelium noch zwei Jahr treiben, so sollt du wohl sehen, wo Papst, Bischöfe, Cardinal . . . und das ganze Geschwür und Gewürm Päpstliches Regiments bleibe, wie der Rauch soll es verschwinden.“ Der Mönch von Wittenberg mißbrauchte sogar die heilige Schrift, da er sagte: „Das Papsttum singt schon Eli, Eli, es ist triffen schier nitds heißen: expiravit. Das ist: Er

hat den Geist aufgegeben, er ist verschieden." Noch kurz vor seinem Tode meinte Luther: "Eine Pest war ich dir lebend, o Papst, sterbend werde ich dein Tod sein." Ungeachtet der Prophezeiung Luthers lebt der Papst noch immer fort, und die katholische Kirche liegt noch nicht in den letzten Zügen.

Im Jahre 1631 weissagte der lutherische Prädikant Michel Altenburg von Erfurt in einem Kirchenliede, das in das Marburger Gesangbuch seiner Zeit aufgenommen wurde, wie folgt: "Drum laßt uns haben ein klein Geduld, ist Papst uns feind, Gott ist uns huld, Er laßt der Feinde Loben: Er wird's mit Ihn'n nicht machen lang, wolt' bald seh'n ihren Untergang, und ewig Gott dafür loben." Und in dem achten Gesängelein desselben Liedes heißt es: "So wahr Gott Gott ist, und sein Wort, muß Teufel Papst und Höllensport, und was den'n tut anhangen, Endlich werden zu Hohn und Spott, Gott ist mit uns, und wir mit Gott, den Sieg woll'n wir erlangen."

Dieses Triumphlied hat einige Aenderungen erfahren, da es mit dem Untergang des Papstes samt der katholischen Kirche nicht so schnell ging, wie man es hoffte. Im neuen Gesangbuch von Colmar von anno 1737 hat man darum z. B. für Papst das Wort Welt in das Lied gesetzt.

Merkwürdig ist, daß der Schwedentönig Gustav Adolf vor der großen Schlacht bei Lützen 1632 dieses Lied von seinen Kriegern singen ließ; allein er sollte den Untergang des Papstes und der katholischen Kirche nicht erleben.

Wir erinnern nur noch an den „Kulturkampf“ der 70er Jahre. Er sollte der katholischen Kirche in Deutschland den Todesstoß versetzen, und er hat hingegen neues Leben dem katholischen Volke gebracht.

Nach den protestantischen Kirchenzeitungen zu urteilen (wie der Berliner „Evangelisch-Kirchliche Anzeiger“ und der orthodoxe „Alte Glaube“) ist der eventuelle Sieg des Protestantismus über die katholische Kirche in nächster Zeit wieder nicht zu befürchten. Denn die „liberale protestantische Theologie mit ihrer Leugnung der Gottesjohngschaft Christi“ gewinnt seit einiger Zeit so viele Anhänger im Lager des Protestantismus, daß, wenn es so weiter geht, das Christentum bei jenen Liberalen nur noch ein Name ohne Sinn und Bedeutung bleibt. Was ist nämlich ein Christentum ohne den Glauben an Jesus Christus, als an den wahren, eingeborenen Sohn Gottes? Nun hören wir, was der evangelische „Alte Glaube“ in Nr. 24 schreibt:

„Das Kerngeheimnis, das die modernen Geistlichen in Bremen geben, ist allmählich so hoch gestiegen, daß selbst die christliche Welt nicht umhin kann, die Zustände für unhaltbar zu erklären. Namentlich der Domprediger Dr. Mauritz . . . behöhnt das Heiligste, das Gebet des Herrn, die Sakramente, das Kreuz und hat die Taufe in einen freimaurerischen Weiheakt verwandelt. Die Senatskommission für kirchliche Angelegenheiten hält sich nicht für befugt, gegen diese Kergernisse kräftig vorzugehen.“

Ähnlich verhält es sich zu Berlin. Verschiedene angesehenere liberale Theologen stimmen dem freisinnigen Prediger Fischer bei, dessen Amtsentsetzung die Orthodoxen verlangen, weil er den positiven Glauben verwirft.

Die „kölnische Volkszeitung“ schließt einen Artikel: „Wer wird Sieger sein?“ nach der Betrachtung der gegenwärtigen kirchlichen Lage des Protestantismus mit den richtigen Worten: „Wenn die Zerfetzung des Protestantismus in dieser Weise weiter fortschreitet, dann ist es wohl so gut wie ausgeschlossen, daß er in 500 Jahren noch existiert, und dann kann er allerdings auch nicht mehr siegen.“

Ein positives Bekenntnis kann auf die Dauer ohne Lehrautorität nicht unverändert bestehen. Das uneingeschränkte Prinzip der freien Forschung bei den Protestanten muß zum Separatismus führen. Als Konfession wird daher der Protestantismus die katholische Kirche nie besiegen. Als Opposition kann er der Kirche schwere Kämpfe aufdrängen, allein die katholische Kirche ist schon 19 Jahrhunderte hindurch im Kampfe gestanden, auf das Wort vertrauend, das Jesus Christus zu seinen Aposteln gesprochen: „Ich bin bei Euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ Doch wenn die katholische Kirche, gemäß der Verheißung Christi: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“, nie untergeht, so haben die einzelnen Mitglieder der Kirche nicht die Versicherung, daß sie ohne weiteres gerettet werden.

Wir Katholiken wissen, daß wir Christus und seiner Kirche wie dem Staate gegenüber ernste Pflichten zu erfüllen haben. Wir geben darum dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber auch Gott, was Gottes ist, und — wir fürchten nicht die Zukunft der katholischen Kirche.

Die Mordtat von St. Paul auf Neu-Pommern. 1)

(Schluß.)

Wir waren nicht würdig, zu den Ausgewählten zu zählen. Vielleicht wird es uns später gelingen, uns diese Palme zu verdienen. Da die Herren das Schlimmste befürchteten, beschloß man, uns drei Wehrlosen in Sicherheit zu bringen. Man brachte uns und die Baininger Mädchen auf die 20 Minuten im Meer gelegene Insel Massilonapula, wo der Häuptling Lo Tilag residiert. Die Bewohner dieser Insel, die sich auf nur drei Männer, Weiber und Kinder, reduziert hatten, da die andern Männer längere Zeit fort waren um Tabu (Muschelgeld) zu holen, bezeugten uns ihre innigste Teilnahme. Den Häuptling kam gleich zu uns, hieß uns seine Wohnung besichtigen und bot uns dann seine Schlafbede und ein Handtuch an, welches wir dankbar annahmen. Von der Insel aus konnten wir alles beobachten, was auf der Station Bunamarita vor sich ging. Wie uns zu Mute war, kann ich gar nicht beschreiben. Wir kamen uns wie verbrannte Inselaner vor. Nachdem die Weiber sich ausgebeult hatten, brachten sie uns Bananen und Kokosnüsse. Unser Logis hatten wir in einer Strohhütte, die dicht am Ufer stand. Nach einer Weile fuhr ein Boot auf uns zu, das uns Lebensmittel brachte. Dann sahen wir da und schauten in die unabsehbare Meeresfläche hinaus, ob noch kein Dampfer sich zeigen wollte. Doch umsonst. Am 14. August, gegen 4 Uhr nachmittags, erschallte von Bunamarita her der Ruf: „Solo“: ein Dampfer kommt. Um das kommende Schiff besser sehen zu können, stiegen wir auf einen Baumstamm, und sahen in der Ferne wirklich den Rettungsdampfer von Herberthöhe blühschnell über die Kluten dahin gleiten, bis er in Bunamarita die Anker warf. Es war der nämliche Dampfer, der uns alle zusammen vor 14 Tagen nach St. Paul gebracht hatte. Einige schwarze Inselaner die zum Ufer gewesen waren, erzählten uns, daß viele Weiber und eine Anzahl bewaffneter Polizeisoldaten angekommen seien. Diese Nachricht erfreute uns sehr, denn nur war wenigstens Bunamarita unter sicherem Schutz. Auf der Insel jedoch war keine Verteidigungswaffe. Nachdem sich der Tag geneigt hatte, suchten wir wieder unsere Lagerstätte auf, die wir gemeinsam mit den Schwarzen in der oben erwähnten Strohhütte teilten. Zu unsern Häuptern schliefen die Kinder, zu unsern Füßen die Weiber und Männer und in der Mitte des Raumes lagerten wir drei: Schw. Dorothea, Fräulein Sadie und meine Wangkei. Fräulein Sadie war von den Strapazen der blutigen Ereignisse so übermannt daß sie bald einschlummerte. Sobald sie erwachte, was oft geschah, fühlte sie mir Gesicht und am Schleier herum, ob ich noch an ihrer Seite liege. Ich meinerseits kann sagen, daß ich nicht einen einzigen Augenblick während dieser unruhigen Zeit geruht oder geschlossen habe. Noch nie in meinem Leben sind mir die Nächte so lang vorgekommen, wie auf dieser Insel Massilonapula. Sobald der Morgen graute, eilten wir hinaus, um am Meeresstrande Toilette zu machen. Am Feste Maria's Himmelfahrt wurden wir zur hl. Messe nach Bunamarita geholt. Das Haus des hochw. P. van der La war voll von Leuten. Vor dem Hause stand eine stattliche Schar Wafa und Polizeisoldaten, die den Augenblick abwarteten, wo sie den Bainingern einen wohlverdienten Empfang bereiten konnten. Die Herren bezeugten uns die größte Teilnahme. Der hochw. Herr P. Kleintischen war von Luna Pope herübergekommen, um die Beerdigung der in Baining liegenden Leichen vorzunehmen.

Die näheren Einzelheiten hierüber wird Ihnen der hochw. Herr P. Provincial bereits mitgeteilt haben. Nachdem die Herren das Frühstück eingenommen hatten, begaben sie sich mit den Polizeitruppen nach Baining, wo bald darauf eine wilde Jagd anging, denn alles, was ihnen von den Mördern unter die Augen kam, wurde niedergeschossen. Nach Beendigung der hl. Messe wurden wir wieder nach unserm Verhandlungsort zurückgebracht. In der Richtung von Baining und Nadarunep hörten wir viele Schüsse fallen, und an verschiedenen Stellen schlugen dicke Rauchwolken empor. Am selben Tag traf auch Herr Assessor Kornhuber mit Verstärkung von Polizeitruppen ein, die alsbald nach Marienhöhe marschierten.

Um uns wenigstens in etwa zu beschäftigen, verbanden wir den Mädchen die Wunden. Die Inselbewohner wurden allmählich zutraulich und ließen sich ebenfalls Verbände anlegen. Inzwischen brach wieder der Abend ein. Als wir zusammen das Abendbrot genommen hatten, hieß es wieder, sich am Boden niederlegen und der Ruhe pflegen. Nachdem wir am andern Morgen ein Wellenbad genommen hatten, wurde das Morgengebet und die Betrachtung am Strande gehalten. Nach einigen Stunden landete auf der Insel Massilonapula ein Boot, in dem sich drei Herren befanden, nämlich der hochw. P. Schumm, Hr. Sauth und Herr Martin, ein Pfleger der Mission. Unsere Freude war groß, endlich wieder einmal ein weißes Gesicht zu sehen. Als der hochw. P. Schumm unsere

Rage sah, meinte er, in dieser Umgebung könnten wir auf keinen Fall länger bleiben, und er wollte es mit dem Kapitän der „Barangoi“ überlegen, daß derselbe uns zum Herrn Schulte nach Natoba bringen sollte. Wir waren herzlich froh über diese Botchaft, und als die Herren sich ansetzten, das Boot zu besteigen, sagte uns P. Schumm, daß er nach kurzer Zeit Nachricht herüberschicken werde. Es währte denn auch nicht lange, und ein großes Seegeßelboot kam, uns ein Schreiben zu bringen, daß wir sofort nach Bunamarita kommen möchten. Schnell wurden die wenigen Habseligkeiten ins Boot gebracht; sämtliche Inselbewohner, die uns 2½ Tag herbergt hatten, begleiteten uns bis zum Ufer und nach kurzem Abschied segelten wir von dannen. In Bunamarita angekommen, hieß es gleich die „Barangoi“ besteigen, die uns in einer Stunde nach Natoba brachte. Wir wurden aufs freundlichste empfangen. Ich lieferte zunächst die Briefe ab, die mir P. Schumm für Herrn Schulte und den hochw. Herrn P. Josef Meier, der über uns verfügen sollte, gegeben hatte. Nach einer Weile trafen die hochw. PP. Ulrich, Meier und Herr Dierte ein. Alle waren tief ergriffen von dem blutigen Ereignis. Als wir unsere Gelebnisse ausführlich erzählt hatten, fanden die hochw. Herren für gut, uns mit nach Natogor zu nehmen, wo P. Ulrich seit einigen Monaten weilte. Franzlein Sabie blieb dort, bis sich für sie Gelegenheit bot, nach Buna Pope zurückzufahren. In einer kleinen Daga fuhren wir beide Schwestern nach Natogor, wo wir gegen 6 Uhr abends eintrafen. Da der hochw. Herr Vater keinen Bruder hatte, besorgten wir, so gut es ging, die Abendküche. Unterdessen trafen auch die Baininger Mädchen ein, die sich auf der Veranda niederließen und bald einschliefen. Nach dem Abendessen wurde noch ein wenig geplaudert; denn begaben auch wir uns zur Ruhe. Am folgenden Morgen hatten wir hl. Messe und gingen zur hl. Kommunion. Nach dem Morgentafel wurden wiederum die Bündel geschnürt, und zu Fuß ging es jetzt nach Bung Kamkambi, wo die Mission eine Pflanzstation hat, die Bruder Jakob Nobel beaufsichtigt. Unterdessen gesellte sich der hochw. Herr P. Sögen zu uns, der auch mit nach Buna Kamkambi ging. Gegen 11 Uhr war die Station erreicht. Nach ein paar Stunden kamen einige Mädchen von Malaganan, die uns nach dort zu den Schwestern abholen wollten. Die hochw. Herren P. Sögen und P. Ulrich begaben sich alsbald wieder nach ihren Stationen zurück. Die Herren gaben sich alle erdenkliche Mühe um uns Schwestern aufzuheben. Der hochw. Herr P. Josef Meier begleitete uns nach Malaganan, wo wir bei den Töchtern unserer lieben Frau logierten. Unterdessen wurden wir von einer ganzen Bande Schwarzer umringt, die dort in einem angrenzenden Gehölze Malagene machten. Nachdem sie einige Neuigkeiten erfahren hatten, begleiteten sie uns ein Stück Weges. Beim Anbruch der Dunkelheit hatten wir heute wieder das Ziel erreicht, und es erwarteten uns der hochw. P. Fromm, Bruder Weber und die Schw. Hubertine und Clementia. Jetzt waren wir Buna Pope um einen Schritt näher gekommen. Am Abend wurden schnell einige Zeilen an die lieben Mitschwwestern geschrieben, die wirklich Schreckenstage durchzumachen hatten. Für den folgenden Tag hatte der hochw. P. Josef Meier einen Ausflug zu seiner Station nach Natunei geplant. Am frühen Morgen, nach der hl. Messe, wurde wieder der Wanderstab ergriffen; Schw. Clementia begleitete uns. Unterdessen lehrten wir in einer Aufschule ein, wo Dr. Weber unterrichtete. Das schwarze Völkchen schaute uns lange zu, und die Begrüßung war endlos. In diesem Tage hielt P. Josef Meier einen kleinen Vortrag über die Ermordung in Baining. Mit großer Aufmerksamkeit lauschten alle seinen Worten. Nach Beendigung des Vortrages wurde die Schule geschlossen und wir gingen zusammen zur Station hinauf. Das Haus des hochw. Vaters ist von Holz gebaut, das Dach mit Wellblech versehen. Die neue Kirche ist von doppelten Bambuswänden umgeben, das Dach derselben ebenfalls von Wellblech und der Turm von Holz. Der hochw. Herr P. Winkhuis, der einige Stunden von Natunei entfernt ist, wurde ebenfalls von unserer Ankunft in Kenntnis gesetzt. Er traf schon vor Mittag ein. Wir waren die ewigen Wanderer, denn am Nachmittag mußten wir auch die Station des P. Winkhuis besuchen, der in Tabui auf der Höhe residiert. Die Herren bemerkten, wir müßten jetzt die Gelegenheit wahrnehmen; später würde sich so leicht keine mehr bieten; wir hatten also nur zu gehorchen. Auch hier auf der Station Tabui schaut die heilige Armut aus allen Fenstern heraus, doch man ist schon gern zufrieden, wenn man nur etwas hat. Gegen 5 Uhr mußten wir den Rückweg antreten. Da der Abstieg eine Strecke weit sehr schlecht war, wurde der Weg zu Fuß zurückgelegt. Dann wurden wir mit einem Seegeßelboot nach Malaganan zurückgebracht. Es war spät, als wir in Malaganan landeten. Dennoch richteten wir unsere wenigen Habseligkeiten her, um am folgenden Morgen in aller Frühe aufbrechen zu können. Um 6½ Uhr sagten wir Malaganan „Lebetwohl“ und jetzt ging es der Hauptstation Buna Pope zu. So gerne wir die lieben Mitschwwestern wie-

dersehen, so schwer fiel uns die Heimkehr. Auf der Landungsbrücke empfingen uns dieselben aufs freundlichste. Auch heute vor 5 Monaten erwarteten sie uns; aber wie hatten sich seitdem die Verhältnisse geändert. Als die Landung glücklich beendet war, wurden eingehend die Ereignisse erzählt, die wir erlebt hatten, und die Sie, liebe Mitschwwestern, nunmehr auch ausführlich kennen. Es wird daher Zeit, meinen Brief zu schließen, um nicht Gefahr zu laufen, langweilig zu werden.

Seien Sie, ehrw. Mutter und alle lieben Mitschwwestern, von uns allen recht herzlich begrüßt, besonders aber von

Ihrer stets ergebenen

Schwester Brigitta,

Missionschwester vom heiligsten Herzen Jesu.

AK. „Die Entstehung des Christentums“

beitelt sich ein bei Friedrichs-Leipzig erschienenenes Schriftchen von G. Promus, von dem wir Notiz nehmen, weil es eine treffliche Beleuchtung des unter der Flagge Wissenschaft getriebenen tollsten Unfugs liefert. Greifen wir einige Proben dieser „Wissenschaft“ heraus.

Die christliche Religion ist nach dem Verfasser „eine der großartigsten Synthesen, hervorgegangen aus Absenkern der jüdischen Religion durch Verarbeitung, Umschmelzung und Umwertung heidnischer Religionsvorstellungen und insbesondere griechischer Ideen“.

Eine solche Auffassung hat sich in allererster Linie mit den Zeugnissen der Apostel auseinanderzusetzen. Das besorgt der Verfasser dieser Broschüre auf eine Art und Weise, die stark an „Don Bosco, den großen Zauberer“ erinnert mit seinem Grundsatz: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei.“

Wir werden nämlich belehrt:

„Paulus ist eine fingierte Person, zu dem Zwecke erdichtet, die Theologie der werdenden Kirche mit dem Nimbus besonderer Weihe und aus Gott stammender Autorität zu umgeben“ (S. 25). „Dinter dem Namen des Apostels Paulus verbirgt sich eine ganze Theologenschule, die aus dem syncretistischen Judentum hervorgegangen ist“ (S. 26). „Was ferner die sog. apostolischen Väter, die für unmittelbare Schüler der Apostel gelten, über des Paulus und so auch über des Petrus Leben und Märtyrertod mitteilen, . . . ist nur eine Weiterführung der Legende mit dem Zwecke, die ganze Legende von den Aposteln als wirkliche Geschichte zu legitimieren“ (S. 25).

Das Neue Testament ist demnach das Werk einer raffinierten Fälscherbande, denn

„diese Theologen des Neuen Testaments fingierten für ihre Schriften Verfasser, die sie teils als Augenzeuge der Ereignisse, die sie schilderten, einführten, teils als diesen Ereignissen doch nahestehende Personen, die es wissen mußten. Andererseits machte die zeitliche Entfernung von diesen Ereignissen, die sie in eine drei bis vier Menschenalter zurückliegende Zeit verlegten, eine Kontrolle unmöglich. Die Theologie des Neuen Testaments ist die Theologie des zweiten Jahrhunderts“ (S. 65).

Und die Beweise? Als ob diese Art Schriftsteller auch nur eine Ahnung davon hätten, daß man seine Behauptungen auch beweisen muß! Das ist eine ganz veraltete Methode, die heute, wo man lieber drauf los phantasiert, nicht mehr modern ist. Die Arbeit des Beweisens ist auch zu beschwerlich, anstrengend und zeitraubend, setzt auch einiges Wissen voraus, alles Dinge, mit denen Leute vom Schlage des Herrn Promus sich nicht gerne abquälen. Leicht ist ein freies Spiel der Phantasie und dieser läßt dann auch der Verfasser die Fägel schießen.

Nachdem er die Hauptschwierigkeit, das Zeugnis der Apostel, in so genialer, spielender Weise gelöst, serviert er seinen Lesern einen wissenschaftlichen Salat, indem er den Dionysoskult, römischen Staatskultus, orientalische Religionen, Mithrasmysterien, griechische Mysterien, etwas Orphismus und modernen Babylonismus verarbeitet. Für den Kundigen ist dieses Bröckchen mit so volltönenden Worten nichts als der Versuch, mit ein paar Bappen aus der Religionsgeschichte eine bodenlose Ignoranz zu verdecken.

Das ganze Nachwerk rechtfertigt und bestätigt die Klage, die jüngst einer erhoben hat, daß das Schlagwort „religionsgeschichtliche Methode“ von manchen als Rechtsmittel für zuchtlose Phantasien mißbraucht werde.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 20.

Düsseldorf, den 14. Mai.

1905.

Inhalt: Evangelium zum dritten Sonntag nach Ostern. — Der hl. Joseph, Schutzpatron der Kirche Gottes. — Zu Ehren der unbefleckten empfangenen Gottesmutter. — Ein demokratischer Papst. — Zur Psychologie der Abstinenz. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum dritten Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem hl. Johannes XVI, 16–22.
„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen; denn ich gehe zum Vater. Da sprachen Einige aus seinen Jüngern untereinander: Was ist das, daß er zu uns sagt: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen; und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen, und: Denn ich gehe zum Vater? Sie sprachen also: Was ist das, das er spricht: Noch eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet. Jesus aber wußte, daß sie ihn fragen wollten, und sprach zu ihnen: Ihr fraget unter euch darüber, daß ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen; und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen. Wahrlich, wahrlich sage ich euch, ihr werdet weinen und wehklagen; aber die Welt wird sich freuen. Ihr werdet traurig sein; aber euere Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden. Das Weib, wenn es gebärt, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist; wenn sie aber das Kind geboren hat, so denkt sie nicht mehr an die Angst, wegen der Freude, daß ein Mensch Trauer, aber ich werde euch wieder sehen, und euer Herz wird zur Welt geboren worden ist. Auch ihr habet jetzt zwar sich freuen, und euere Freude wird Niemand von euch nehmen.“

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Kirche Gottes.

Im Evangelium des heutigen Festtags berichtet uns der hl. Evangelist Lukas, daß nach der Taufe Jesu im Jordan der Himmel sich öffnete und der Heilgeist in leiblicher Gestalt gleich einer Taube auf Ihn herabstieg, während die Stimme des himmlischen Vaters erscholl: „Du bist Mein geliebter Sohn, an Dir habe Ich Mein Wohlgefallen! (Luk. 3.) Und der Evangelist setzt hinzu: „Jesus wurde für einen Sohn Josephs gehalten.“

Auf zweifache Weise also wird unser göttlicher Erlöser da bezeichnet: nach dem Zeugnisse der Stimme vom Himmel, die über den Fluten des Jordan ertönte, als Gottes Sohn, — nach der Meinung der Menschen dagegen als Sohn Josephs. Darin aber, daß Jesus für den Sohn Josephs, des jungfräulichen Gemahls der seligsten Jungfrau gehalten wurde, ist schon die ganze Höhe und Würde des schlichten Zimmermanns von Nazareth ausgesprochen — die Erhabenheit seines Berufes, wie der Adel seiner Seele.

Daß schon die Christen der frühesten Zeiten mit Ehrfurcht und Liebe Dem zugetan waren, den sie als den letzten und höchsten der Patriarchen erkannten: dafür finden sich Zeugnisse genug in den Schriften der größten Kirchenväter. Wenn bejüngert die öffentliche Verehrung des hl. Pflegevaters Jesu der neueren

Zeit vorbehalten blieb, so hatte die göttliche Vorsehung, von der die Kirche Jesu geleitet wird, dafür die gewichtigsten Gründe. Bereits gegen Ende des ersten Jahrhunderts nämlich trat in Ephesus der Irrlehrer Cerinth auf mit der gotteslästerlichen Behauptung, daß der menschengewordene Sohn Gottes, so wie Er der wahre Sohn Marias sei, ebenso auch als wahrer Sohn Josephs anzusehen sei. Hätte nun die vom Heilgeiste geleitete Kirche zu jener Zeit schon die öffentliche Verehrung des hl. Pflegevaters in der Weise angeordnet, wie wir sie heute freudigen Herzens begehen, so hätte sie der gottlosen Irrlehre eine erwünschte Veranlassung geboten, ihre Angriffe auf die Gottheit Jesu zu beschönigen und einfältige Christen zu verführen. Darum die weise Zurückhaltung der Kirche bezüglich der Verehrung des hl. Josef in der altchristlichen Zeit.

Allgemein eingeführt in der Kirche ist die öffentliche Verehrung des hl. Pflegevaters seit dem 15. Jahrhundert — einen neuen, herrlichen Aufschwung aber nahm sie bekanntlich in dem eben abgelaufenen 19. Jahrhundert. — Du fragst, lieber Leser, worin das seinen Grund habe. Sehen wir einmal zu! Um der zunehmenden Kälte der Welt in bezug auf das übernatürliche Glaubensleben wirksam zu begegnen, öffnet die göttliche Weisheit in jeder Zeitepoche eine neue Gnadenquelle: seit dem Ende des 13. Jahrhunderts war es zunächst das Fest des allerh. Altarsakramentes, das dann in seiner weiteren Entwicklung die feierliche Fronleichnamsprozession, den sakramentalischen Segen und das vierzigstündige Gebet brachte. Dann kam die Verehrung des hh. Namens Jesu; endlich die Verehrung des Kreuzweges, die so viele laue Seelen zu neuem Eifer führte. Das 16. Jahrhundert sah einen, lange nicht gekannten Eifer im Empfang der hl. Kommunion unter dem mächtigen Einflusse des hl. Ignatius von Loyola und seiner Söhne. Im 17. Jahrhundert wurde die Andacht zum h. Herzen Jesu eingeführt, die sich im Laufe des folgenden Jahrhunderts weiter entwickelte und festigte. Im abgelaufenen 19. Jahrhundert hat die Verehrung der allerh. Jungfrau einen solchen Aufschwung, eine solche Bedeutung gewonnen, daß wir sie als das charakteristische Zeichen unserer Zeit bezeichnen dürfen: man denke nur an die vorjährige Jubelfeier der Verkündigung des Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariä! Fast in Vergessenheit geraten, wurde auch der heilige Rosenkranz von dem hochsel. Papste Leo XIII. zu seinen alten Ehren wieder erhoben, so daß er wieder, wie in alter Zeit, das Lieblingsgebet der Christenheit geworden ist. Die Verehrung der allerh. Jungfrau aber konnte sich nicht entwickeln, ohne zugleich einen mächtigen Impuls zu geben zur Verehrung ihres leiblichen Beschützers, des hl. Josef. Beide, Maria und Josef, haben an dem Geheimnisse unserer Erlösung einen zu innigen, gemeinsamen Anteil, als daß man sie in der Verehrung von einander trennen könnte. — die Eine als die

Mutter des Sohnes Gottes, der Andere als der Schützer der Ehre der heiligen Jungfrau und der Nährvater des göttlichen Kindes.

Wenn kein wahrer Christ es bezweifelt, daß die heilige Jungfrau in der Höhe ihrer Seele, in makelloser Reinheit und vollendeter Tugend und Heiligkeit über alle anderen Menschen erhaben ist, und daß alles, was wir von ihrer Herrlichkeit sagen und rühmen, bis zu der wirklichen Höhe ihrer geistigen Schönheit nicht hinaufreicht, — so wird, lieber Leser, auch nicht leicht zuviel gesagt werden können von der Würde jenes Mannes, den die göttliche Vorsehung ihr zum Lebensgefährten und ihrem göttlichen Sohne zum Beschützer und Ernährer ausgewählt hat. Welch ein Adel der Seele, welche Großmut, Welch ein Freisein von aller und jeder unlauteren Gesinnung war zu einer Stellung erforderlich, die ihn, wie einst den Josef in Aegypten, aber in unendlich höherem Sinne, zu sagen berechtigte: „Gott hat mich gleichsam zum Vater des Königs erhoben, zum Herrn seines Hauses und zum Fürsten über das ganze Reich!“ (1. Mos. 45.)

„Zum Vater des Königs“: denn dadurch, daß Josef der zwar jungfräuliche, aber gesetzmäßige Gemahl Marias war, vertrat er auch von Rechtswegen die Vaterstelle des Königs der Menschheit. — „Zum Herrn seines Hauses“: denn der göttliche Erlöser, der in jeder Beziehung „unser Herr“ ist, war einst in Nazareth seiner Pflege, ja selbst seinem Willen untergeben. — „Zum Fürsten über das ganze Reich“: denn das Gottesreich auf Erden hatte damals seinen Hauptsitz in Nazareth, wo die heilige Familie wohnte, deren Oberhaupt der treue Diener Gottes Josef war, um die Ehre seiner Gemahlin vor den Augen der Welt zu wahren, die ja von dem Geheimnisse der Menschwerdung nichts wußte noch wissen konnte, — und um der Jungfrau sowohl, als auch ihrem göttlichen Sohne als Beschützer und Pfleger zur Seite zu stehen. So herrschte also im Reiche Gottes Josef, „der Gerechte“; aber seine Herrschaft war ein Nützlich-dienen, und darum sind die Symbole seiner Herrlichkeit keine andern, als der Lilienstab, das Zeichen seiner engelgleichen Reinheit, und die Säule oder das Weis, als Zeichen seines dürftigen und arbeitsamen Standes.

Wie entspricht es aber so ganz unserm christlichen Denken und Fühlen. Lieber Leser, daß das große Gottesreich auf Erden, die Kirche, in dem hl. Josef ihren Schutzpatron den „Fürsten über das ganze Reich“, verehrt! Fürwahr, wir ehren Jesum und Maria, so oft wir des hl. Josef gedenken und zu ihren heiligsten Namen den seinigen beifügen.

S.

Zu Ehren der unbefleckt empfangenen Gottesmutter

Schreibt „Die heilige Familie“ eine recht empfehlenswerte illustrierte katholische Monatszeitschrift für die christliche Familie, insbesondere für die Mitglieder des allgemeinen frommen Vereins der christlichen Familien zu Ehren der heiligen Familie von Nazareth.

Bald sind es zweitausend Jahre, da trat der Engel Gottes zur armen Jungfrau im kleinen Nazareth und sprach zu ihr: „Gegrüßt seist du, Gnadenvolle, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Frauen.“ Lukas 1. 28. „Dies Leise Wort ist unterdessen laut geworden, so daß es über die ganze Welt hinwegdröhnt wie eine Glocke vom Himmel und Tag und Nacht nie und nimmermehr stille wird. Und wie alle Augenblicke auf Erden eine Seele aus sterbendem Menschenleibe ausgeht ins Jenseits hinüber, so geht auch alle Augenblicke ein Mariengruß von Menschenlippen hinüber ins Jenseits. — Wenn in katholischen Gegenden ein Kind zur Taufe gebracht wird, und die Taufpaten in seinem Namen den christlichen Glauben geloben, so sprechen sie im Namen des Kindes nach dem Vaterunser auch das Gegrüßt seist du Maria. Und wenn das Kind anfängt zu reden, so wird es alsbald gelehrt zu be-

ten: Gegrüßt seist du Maria! Und das Kind wächst heran und wird groß und betet alle Tage ein paarmal: Gegrüßt seist du Maria! Und ist der Mensch einmal alt, so hat er es viele hunderttausendmal in seinem Leben gebetet, und wenn er stirbt, so hört er noch mit auslöschendem Ohr, wie sie um ihn herum beten: Gegrüßt seist du Maria! Und wenn er tot ist, so beten fromme Verwandte und Nachbarn noch diesen Gruß bei seiner Leiche und beten ihn im Rosenkranz, wenn sie ihn zu Grabe tragen: Gegrüßt seist du Maria! Und so wird man beten, so lange die katholische Kirche steht, das heißt bis ans Ende der Welt — und wenn schon das Weltgebäude aus seinen Angeln gehen will, und das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheint, und wenn die Erdenmenschen voll Bangen und Verzweiflung rufen werden: „Fallt über uns ihr Berge, deckt uns zu, ihr Hügel!“ — auch da wird man aus dem Munde von zahllosen frommen Christen noch die Worte hören: „Gegrüßt seist du Maria!“ (Alban Stolz, „Der unendliche Gruß.“)

Und alle, die so beten, fügen dem Gruß die preisenden Worte zu: „Du bist voll der Gnade.“

Die Schöpfung um uns verkündet in ihrer mannigfaltigen Schönheit die Herrlichkeit des Herrn. Es gibt aber „Menschenseelen“, die schöner und herrlicher sind, als die Sonne — denn die Sonne weiß nichts von sich und nichts von dem, der sie geschaffen; ihr Friede ist süßer als eine stille Sommernacht und währt ohne Ende: ihre Gedanken sind schöner als Sternengestirme; sie gehen noch weiter und höher als die Sterne — bis zu Gott; ihr Tun ist segensreicher als der Bergbach, der die Wiesen wässert und die Mühlen treibt; es fließt nicht fort ins Wassermeer, um da unterzugehen, es fließt fort ins Meer der Ewigkeit, um da zu bleiben; ihr Herz ist schöner als ein Blumengarten oder ein schönes Waldtal, denn es blüht dort soviel Liebe, Demut, Freundlichkeit, gefälliges Wesen, Entschuldigung und Sanftmut — und wie Lerkensfang und Wachtelschlag so freut und lobt und singt und dankt die Seele zu Gott empor.“ (A. Stolz, a. a. O.)

Was nun der Seele all diese Schönheit gibt, das ist die Gnade, und Maria ist voll der Gnade. In ihrem Leben ist kein Augenblick, in dem sie ohne Gnade gewesen wäre. Als Gott ihre Seele schuf, da schuf er sie im Stande reichster Gnade, denn sie ist ohne die Makel der Erbsünde empfangen.

Als die ersten Menschen aus Gottes Hand hervorgingen und Gott ihnen ihre unsterblichen Seelen einhauchte, da waren diese Seelen gekleidet in das lichte Himmelsgewand der heiligmachenden Gnade, sie waren unfassbar schön und rein, ganz gut und wohlgefällig vor Gott, eingetaucht in die Herrlichkeit des Allerhöchsten und getragen von seinem eigenen göttlichen Leben. Dana kam die traurige Sünde der Stammeltern, und mit der Sünde der Tod. Da verging alle Schönheit der Seele und wurde häßlich; ihre Klarheit verwandelte sich in Finsternis; ihr Himmelskleid verschwand und machte den Farben der Hölle Platz; Gottes Wohlgefallen wurde zu Absagen. Und als die Menschen sich mehrten und die Erde sich bevölkerte, da kamen sie alle zur Welt mit dem Erbteile ihrer unglücklichen Eltern, mit der Erbsünde, diesem Zeichen, daß Satan das Menschengeschlecht unter seine Gewalt gebracht habe, daß er es, soweit es an ihm lag, losgerissen habe von Gott und seiner Gnade. Es hätte eigentlich schlimm um die arme Menschheit gestanden, wäre nicht Gottes Barmherzigkeit unendlich größer gewesen, als alle Bosheit und Arglist der Hölle. Aber Gott half und verhieß einen Erlöser, seinen eigenen Sohn, der alles wieder gut machen sollte. Dieser Sohn sollte Fleisch annehmen aus einer menschlichen Mutter und geboren werden aus Maria, der Jungfrau. Von Ewigkeit her hatte Gott diejenige auserwählt, die ihn der Welt schenken durfte. Er hatte sie voll Liebe in der Zeit geschaffen und mit all den Eigenschaften begabt, welche ihre einzigartige Stellung erforderte. — Mutter Gottes! Kann man sich Höheres, Auserleseneres, Herrlicheres denken? Sie stand ihm näher als irgend ein anderes vernünftiges Geschöpf, näher als alle Chöre der Engel und Erzengel, der Herrschaften und Kräfte; näher als die Cherubim, die doch Gott so nahe stehen, und näher als die Seraphim mit ihrer brennenden Liebe. Alle Vorstellungen, die der Menschengeist sich machen kann, und die dem Engelgeiste möglich sind, müssen hinter der Wahrheit zurückbleiben, wenn es gilt die übermenschliche, gnadenreiche Seele derjenigen zu schildern, von welcher Gott Fleisch annehmen und welcher er in seiner Kindheit untertan sein wollte.

Weil aber Maria, als Mutter des Erlösers, Gott so nahe ist, darum ist auch ihre unbefleckte Empfängnis so natürlich. Der Gedanke, die Mutter Jesu sei jemals Tochter des Satans und Kind der Sünde gewesen, ist unfassbar. Das aber wäre der Fall gewesen, wenn Maria auch nur einen Augenblick die

Erbünde an sich getragen hätte. Um der Verdienste Jesu willen konnte Gott die allerheiligste Jungfrau zum Voraus von der Erbünde bewahren und er sollte es nicht getan haben? Der Heiland sollte es zugelassen haben, daß der Fluch und das Mißfallen Gottes, das das höhnische Triumphzeichen Satans auch nur den millionsten Teil einer Sekunde auf seiner so heiliggeliebten Mutter geruht habe? Dem Leibe nach forderte und bewahrte er ihre unberührte Keuschheit und vollkommenste Jungfräulichkeit, und auf die Keuschheit und vollendete Unberührtheit der Seele hätte er bei ihr zugunsten der Hölle verzichtet? Eva, die Gehilfin des ersten Adam, trat sündelos, unschuldig und heilig in die Welt; Maria aber, die Mutter des zweiten, besseren Adam, die Mutter aller wahren Kinder Gottes, die Königin des Himmels und Freude der heiligsten Dreifaltigkeit, hätte unter der Sünde stehen sollen, als Gott sie schuf? Johannes, der Vorläufer des Herrn, wurde schon im Mutter Schoße geheiligt, und für Maria, die Mutter des Herrn, war es einzig geziemt, daß sich ihr die Sünde überhaupt nie nahte.

Gott konnte die Mutter seines Sohnes vor der Erbünde bewahren, sagt uns die christliche Vorzeit; es war höchst angezeigt, daß er es tat, und darum hat er es auch wirklich getan. Und was die Vorzeit geglaubt, was sie gegen alle Einwände und Angriffe verteidigt hat, was sie als den herrlichsten Vorzug der „Gebenedeiten unter den Weibern“ ansah und pries, das hat vor nunmehr fünfzig Jahren Papst Pius IX., der große Marienverehrer auf dem Stuhle Petri, feierlich als eine von Gott geoffenbarte Glaubenswahrheit verkündigt. Er tat es auf seinem Throne in den weiten Hallen der Peterskirche zu Rom, umgeben von den Kardinalen und Hunderten von Erzbischöfen und Bischöfen, während mehr als fünfzigtausend Pilger aus allen Ländern des Erdballes die unermesslichen Räume der Basilika füllten. Mutlos Stille herrschte, als der Papst unter Tränen freudiger Rührung sprach: „Lange, lange schon haben die Oberhirten der kirchlichen Provinzen, haben Priester und Ordensleute, ja Kaiser und Könige den heiligen Stuhl dringend gebeten, es möchte die unbefleckte Empfängnis der seligsten Gottesmutter als Glaubenssatz der katholischen Kirche festgesetzt werden. Auch in unserer Zeit wurden diese Bitten wiederholt, und zahlreich liefen sie sowohl bei Unserm höchstseligen Vorgänger Gregor XVI. als auch bei Uns selbst ein. Und so vertrauen Wir denn zu Gott, es sei der Augenblick gekommen, in dem diesen Bitten entsprochen werden sollte. Scharf und ehrwürdig Ueberslieferung, das ganze Gefühl der Kirche, die außerordentliche Uebereinstimmung der Lehrenden und Hörenden Kirche, die herrlichen Kundgebungen Unserer Vorgänger in Wort und Tat, kurz, alles vereinigt sich in wunderbarer Einmütigkeit zum Bekenntnisse des Glaubens an die Unbefleckte Empfängnis. Und so haben Wir denn nach gewissenhaftester Ueberlegung und nach heiligem Gebete beschlossen nicht länger mehr zu zögern, sondern kraft Unseres höchsten Lehramts die Unbefleckte Empfängnis tatsächlich als Glaubenssatz zu verkünden, damit auf diese Weise dem frommen Verlangen des katholischen Erdbereiches und Unserer eigenen Andacht zur allerheiligsten Jungfrau Genüge geschehe, zugleich aber auch ihr eingeborener Sohn, Jesus Christus, unser Herr, neue Ehre erfahre, da ja alles Lob und alle Verherrlichung von der Mutter auf den Sohn zurückfließt.“

In Demut und Fasten haben Wir unablässig Unsere und der ganzen Kirche Gebete dem allmächtigen Vater durch seinen Sohn aufgeopfert, damit er sich würdige, Uns mit der Kraft des Heiligen Geistes zu leiten und zu stützen; den ganzen Himmeln haben Wir um seine Fürsprache angerufen und aus innerstem Herzensgrund den Verband des Heiligen Geistes erfleht, und nun erklären, verkünden und bestimmen Wir auf seinem Rath hin zu Ehren der heiligsten, unteilbaren Dreieinigkeits, zum Preise und Lobe der jungfräulichen Gottesmutter, zum Ruhme des katholischen Glaubens und zur Förderung des christlich religiösen Lebens, im Namen und in der Gewalt Jesu Christi, unseres Herrn, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und kraft Unserer eigenen Vollmacht: die Lehre, welche besagt, es sei die allerheiligste Jungfrau Maria im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi, des Erlösers des Menschengeschlechtes, infolge eines außerordentlichen vom mächtigen Gott ihr geschenkte Gnadenvorrechtes, von jeder Makel der Erbünde bewahrt geblieben, ist von Gott geoffenbart und daher von allen Gläubigen fest und handhaft zu glauben. Sollte, was Gott verhüten wolle, es sich jemand herausnehmen, anders zu denken, als Unsere Erklärung verlangt und bestimmt, so möge derselbe wissen, daß er sich damit sein eigenes Verdammungsurteil gesprochen, am Glauben Schiffbruch gelitten hat und von der Einheit der Kirche abgefallen ist.“

Ein unermesslicher Jubel ging durch die katholische

Welt als Pius IX. gesprochen hatte. Neues Leben erwachte allenthalben; ein himmlischer Tau strömte gleichsam hernieder und offenbarte sich in einer wunderbaren Fülle religiöser Kundgebungen. Alles erhob sich wie ein Mann, um die Herrliche zu verherrlichen, die Gott so groß gemacht hatte. Es schmückten sich die Kirchen mit freiwilligen Gaben; Häuser und Straßen wurden mit Freudigkeit auf das Sinnigste verziert und zu den Füßen des Allerheiligsten sank ein bittendes und dankbares Volk anbetend nieder, um den Herrn zu preisen für alles, was er seiner Mutter getan. Aehnlich soll es auch jetzt wieder sein. Möge die Feier des Jubiläums dem dreieinigem Gott die Ehre und Verherrlichung bringen, die ihm gebührt und den Dank dafür, daß er aus seinen Veranstaltungen der Barmherzigkeit von allersher stets neue Quellen des Segens und des Heils entspringen läßt. Möge das Jubiläum, auch Maria, der Edelblüte unseres Geschlechtes, unserer lieben Herrin und Mutter, das Reich der Verehrung und Liebe mehren, die sie so sehr verdient als die Erstgeborene der Gnade und der Aufgang unseres Heiles! Möge es der Welt, der armen und Irrenden, die Wahrheit und den Frieden heraufführen, und die Geister des Abgrundes, welche die Sünder verführen und zerfleischen, bannen und an ihren Triumphwagen fesseln, die Geister der Lüge, der Zwietracht und der Verzweiflung an den ewigen Gütern! Möge das Jubiläum den Glaubensmut, die Keuschheit und die Hoffnung der Kirche und aller Gläubigen erhöhen und stärken! Möge es das Papsttum, den Ueberherr dieser Festtags, den Bannerherrn des Reiches Christi und die Stellvertretung des lebendigen Gottes hienieden schützen und erhöhen! (Meinler): Die Zeiten sind ernst und schwer, und noch ist nicht abzusehen wann sie besser werden. Ueberall hebt die alte Schlange zischend ihr Haupt und verführt Tausende. Wort und Schrift, Kunst und Büchse, alle Erzeugnisse der Kultur sind ihr dienbar, um die Seelen zu verderben. Da tut es mehr als je not, daß wir uns an diejenige wenden, welche der Schlange den Kopf zertritt, daß wir uns ihr empfehlen und an ihrer Hand zu Jesus Christus führen lassen, bei dem allein Heil und Rettung ist in allen Gefahren, dem darum auch Ehre und Anbetung sei durch seine heiligste, unbefleckte empfangene Mutter in Ewigkeit.

* „Ein demokratischer Papst.“

Unter dieser Ueberschrift finden wir in dem Zentralorgan der Nationaldemokratischen Liga, dem in ca. 300 000 Exemplaren verbreiteten Londoner Wochenblatte Reynolds News, einen Bericht eines englischen Arbeiterführers, der uns originell und interessant genug erscheint, ihn in der Uebersetzung wiederzugeben, um so lieber, als er zugleich Zeugnis ablegt von den Anschauungen englischer radikaler Arbeiterkreise, welche sich auch Sozialisten nennen, aber darunter im Gegensatz zu der deutschen Sozialdemokratie das demokratische Prinzip nur in Verbindung mit nationaler Gesinnung anerkennen und vor allen Dingen die politische Internationalität als Vaterlandsverrat betrachten. Der Gewährsmann dieses radikalen englischen Blattes schreibt:

„Ich hatte in Rom, wo ich mich mit dem Studium verschiedener ökonomischer, die Lage der italienischen Arbeiterschaft betreffender Fragen, so auch des großen Eisenbahnerstreiks, beschäftigte, ein paar Tage Zeit übrig, als mich ein alter Freund fragte, ob ich ernsthaftes Interesse daran hätte, einmal an einem Empfang im Vatikan teilzunehmen. Gewiß! war meine Antwort, wenn es nicht allzu viel Umstände macht und ich eine Einladungskarte erhalten kann, sehr gern. Sofort telephonierte Signor Giambelloni, welcher alle Ecken und Rischen des Vatikans genau kennt, an den päpstlichen diensttuenden Kammerherrn, welcher in bejahendem Sinne antwortete, und schon am nächsten Tage sah ich, mit einem reinen Krigen und einer weißen Halsbinde angestrichen, im Empfangszimmer des Papstes in Gesellschaft von etwa dreißig anderen Personen, Herren und Damen, die ersteren sämtlich in Schwarz, die letzteren alle im schwarzen Spitzenkleide, ein Kopfputz, der mir bei Alten und Jungen wohl angebracht erschien. Wir hatten nicht lange zu warten. Ich bewunderte inzwischen die massiven Möbel, die goldbefestigte Zimmerdecke, die herrlichen Gemälde an den Wänden, so „Das Auffinden des Moses“, die „Flucht nach Aegypten“, das „Massacre der Unschuldigen“, die „Krone abnahme“ und manche andere Bilder von unermesslichem Werte. Es war schrecklich heiß im Zimmer; und ich überlegte eben, ob mir einer der Katakten, wenn ich ihm einen Streifen schenkte, nicht ein Fenster öffnen würde, um einen

Mund voll frischer Luft hineinzulassen, als plötzlich, ganz geräuschlos, mit Ausnahme eines leisen Amirschens des einen roten päpstlichen Pantoffels, der heilige Vater erschien ganz ohne alle Zeremonien. Da waren keine Gendarmen, keine Gellebardiere, keine Priesterscharen in seiner Begleitung, nur ein einzelner junger italienischer Geistlicher folgte dem Papste in der Entfernung von einigen Schritten. Mich überraschte diese Erscheinung in ihrem weichen, vom Kopf bis zu den Fehen dicht zugeknöpften Gewande und die lebenswürdige, Einfachheit der Manieren, mit welcher sie auftrat. Auf dem Haupte trug der Papst gleichfalls eine hohe weiße Kappe (Biretta), ferner einen schönen und großen goldenen Ring, gefaßt in Diamanten. Ich kämpfte mit mir selbst. Sollte ich, der gewöhnliche Mann, ihm die Hände schütteln, ihm wünschen, daß er aus seinem vatikanischen Gefängnis bald befreit werden möge, damit er sich frei bewegen könne unter den Bürgern Roms, Italien bereisen und Frieden machen könne mit all den staatlichen Autoritäten? Oder sollte ich einfach der Eitelkeit folgen und mich damit begnügen, den Ring des Papstes zu küssen? Doch da war nicht viel Zeit zur Ueberlegung. Der Papst kam, sich mit seinen Gästen unterhaltend, näher und näher, und plötzlich wurde ich vorgestellt. Unwillkürlich und sprachlos sank ich nieder auf mein rechtes Knie und küßte den Ring. Er bogte sich herab zu mir und hob mich zu sich empor, und ich sah an seiner Miene, an der Bewegung seiner Lippen, daß er wußte, er habe in mir einen einfachen Arbeiter vor sich, der von gesellschaftlicher Routine und Heuchelei nichts verstand, und er sagte (so wenigstens wurde mir gesagt) zu mir, während er seine sanften schönen Augen direkt in die meinigen senkte, auf italienisch: „Ich segne Dich, mein Sohn!“ In diesem Augenblick fühlte ich, daß ich meinen Wochenlohn geopfert hätte, wäre ich im Stande gewesen, meinen Dank in ein paar Worten italienisch auszudrücken. Aber eine Erwiderung war mir leider versagt. Und so sah ich stumm in das Antlitz dieses breitschulterigen, untersehten, mittelgroßen Mannes, als er von mir sich ab- und einem anderen zuwandte, und verließ das Empfangszimmer zu einem Spaziergange in dem Garten des Vatikan. Fünfzehn Minuten währte mein Aufenthalt hier; ich freute mich, den heiligen Papst gesehen, seine Stimme gehört und seine Hand gefaßt zu haben. Und warum? Weil er ein Mann ist, der die größten Sympathien hat für die Arbeiter, das größte Verständnis für soziale Fragen, denn sein Leben hat er für und mit den Armen und Bedrängten gelebt. Er strebte nicht nach dem päpstlichen Throne und wurde gewählt gegen seinen eigenen Willen und noch, als er schon zur Wahl nominiert war, bat er, seine Kandidatur nicht anzustellen, da er sich so ungern von seinem venetianischen Volke, mit dem er Freud und Leid geteilt, trennen möchte. Dieser Papst ist, das steht fest, weit erhaben über seine ganze Umgebung und Feind aller engherzigen Formalitäten. Doch sollte auch er sich fügen müssen unter dem Einflusse seiner Umgebung? Doch hoffe ich, er wird in der Geschichte seinen Platz ausfüllen, vielleicht nicht als großer Gelehrter und Theologe, so doch vielleicht als der Friedensstifter zwischen dem Königreich Italien und dem Kardinalskollegium. Dann hätte er für ein großes Ziel gelebt. Im Herzen, das bin ich überzeugt, das ist der heilige Papst Sozialist.“ (Natürlich nicht im Sinne unserer „Genossen“.)

Dieser Bericht eines einfachen englischen demokratisch-sozialen (d. h. nach englischen Begriffen) Arbeiters in einem der radikalsten englischen protestantischen Arbeiter-Organen hat entschieden bei aller Naivität der Auffassung eine Bedeutung.

△ Zur Psychologie der Abstinenz.*)

Von Professor Dr. E. von Leyden.

Ich bin seit vielen Jahren Mitglied des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, mußte aber mit der Zeit einsehen, daß wir nur sehr wenig ausrichten konnten, und daß eben mit halben Maßnahmen den breiten Massen gegenüber nichts zu erreichen ist. Deshalb betrachte ich zwar nicht vom medizinischen, wohl aber vom rein taktischen, vom pädagogischen Standpunkt aus, die extreme Forderung einer vollständigen Abstinenz für berechtigt, wenn man in der Masse

*) Die illustrierte Wochenschrift „Das Leben“ veröffentlicht zu dem aktuellen Thema „Die schädigenden Wirkungen unserer modernen Genußmittel“ das nachstehende Gutachten des Direktors der ersten medizinischen Klinik der Berliner Charité Geheimrat Professor Dr. E. v. Leyden.

etwas erreichen will, die eben immer **wie ein großes Kind** ist und für die es nur ein volles Ja oder ein volles Nein gibt. Es nützt nichts, den breiten Schichten zu sagen, sie sollen nicht mehr genießen, als ihnen bekanntlich ist und ihre materiellen Verhältnisse ihnen erlauben, ohne Anderes' Wichtigeres hintenanzusehen. Deshalb stimme ich der Forderung einer möglichst vollständigen Enthaltensamkeit von Alkohol für die breiten Schichten bei, denn der Alkohol ist sehr wohl zu entbehren für den Menschen, er ist kein Nahrungsmittel, nur ein Genußmittel, ein Erholungs- ein Ermüdungsmittel. Freilich, die Erholung und Erfrischung die er schafft, kann man auch mit Ruhe und einer vernünftigen Pflege des Körpers erzielen. Ich billige für die breiten Massen als Beispiel möglichst vollständige Enthaltensamkeit von Alkohol, weil die Freuden, die durch seine Wirkung in bezug auf die feistliche Verfassung des Menschen geschaffen werden, für einen großen Prozentsatz der unteren Klassen, die nie Maß halten können, zu teuer erkauft werden, nämlich durch das Opfer ihrer Gesundheit und nicht selten durch ihren wirtschaftlichen Ruin: Verhältnisse bei den Arbeitern, welche Frau und mehrere Kinder haben, 3 oder 4 Mark pro Tag verdienen und davon 1 Mark, ja 1.50 Mark täglich in Alkohol umsetzen, sind nicht selten und natürlich aus heutzutage zu verurteilen, weil solche Menschen das wenige, was sie haben, darauf verwenden müßten, in erster Linie menschenmöglich zu wohnen und dafür zu sorgen, daß sie sich mit ihrer Familie satt essen. Wenn man sich Verhältnisse vergegenwärtigt, wo der Mann den dritten Teil, ja oft die Hälfte seines ganzen Verdienstes Tag für Tag in alkoholische Getränke umsetzt, während er selbst bei schwerer Arbeit nicht genügend isst und seine Frau und Kinder daheim direkt hungern, dann kann man sich nicht wundern, daß Menschen, denen das Wohl der Nation am Herzen liegt, die Masse zum Maßhalten zu erziehen, dahin kommen, zu fordern, daß dieselbe sich überhaupt jedes Alkohols enthalten soll, und dies durch den Behrsatz begründen, daß der Alkohol in jeder Form und in jeder Qualität ein Gift sei.

In erster Linie muß natürlich die Forderung aufgestellt werden, daß der Schnaps unter allen Umständen ganz ausgeschlossen wird, sonst ist nichts zu erreichen. Höchstens, daß man noch das Bier wegen seines relativ geringen Alkoholgehalts in bescheidenem Maße gelten lassen kann, so daß bei diesem nur der Mißbrauch zu bekämpfen wäre, der sowohl durch die Ueberschwemmung des Körpers mit Flüssigkeit, als auch durch den Alkohol schädlich wirkt. Der Schnaps dagegen muß in jeder Quantität verurteilt werden! Ich habe schon darauf hingewiesen, daß die Forderung einer absoluten Alkoholabstinenz für die breiten Massen sich nur vom pädagogischen, vom taktischen Standpunkt, nicht auch vom medizinischen Standpunkt begründen läßt. Die natürliche Folge davon ist, daß diese Forderung der absoluten Abstinenz für die gebildeten Massen welche wissen, wieviel sie vertragen können, sofern sie Kraft und Selbstbeherrschung genug besitzen, die Grenze einzuhalten, nicht in Betracht kommt. Ich bin nicht dafür, den Menschen ohne zwingende Gründe die Zahl der relativ wenigen Freuden, die sie besitzen, zu beschränken, und wenn ich für die breiten Massen auf dem Standpunkt der vollständigen Abstinenz stehe, so tue ich es nur in der Ueberzeugung, daß es der einzige Weg ist, sich vor den Schädigungen des Alkoholismus, des systematischen Alkoholmißbrauchs, zu bewahren, und die gebildeten Klassen müssen mit dem Beispiel der Abstinenz vorangehen.

Noch eine Anwendungsform der alkoholischen Getränke gibt es, auf die ich unter keinen Umständen verzichten möchte, nämlich als stärkendes Getränk, am Krankenbett. Hier hat der Alkohol durch seine zweifellos anregende Wirkung in der Hand des Arztes oft ausgezeichnete Wirkungen und es hieße das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man in dem, aus taktischen Gründen akzeptierten Fanatismus soweit gehen, die extreme Alkoholabstinenz auch auf die Krankenstube auszudehnen.

Denkspruch.

Speichert gleich in jeder Scheuer
Giebelhoch der Leberfluß,
Bleibt des Armen Drot doch teuer
Daran denkt im Genuß!

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 21.

Düsseldorf, den 21. Mai.

1905.

Inhalt: Evangelium zum vierten Sonntag nach Ostern. — Wohin gehst du. — Regina studiosorum, ora pro nobis! — Das Christentum auf der Insel Romo im Ryangasee. — Salve Regina. — Das Alter des Menschengeschlechtes. — Der Hausfriede für sieben Gulden. — Tier-Verehrung in Ost-Indien. — Literarisches.
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum vierten Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes XVI, 5—14.
In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Ich gehe hin zu dem, der mich gesandt hat und niemand von euch fragt mich: Wo gehst du hin? sondern weil ich euch dies gesagt habe, hat Traurigkeit euer Herz erfüllt. Und ich sage euch die Wahrheit: Es ist euch gut, daß ich hingehe; denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen; gehe ich aber hin, so werde ich ihn zu euch senden. Und wenn dieser kommt, wird er die Welt überzeugen von der Sünde und von der Gerechtigkeit, und von dem Gerichte: von der Sünde nämlich, weil sie nicht an mich geglaubt haben; von der Gerechtigkeit aber, weil ich zum Vater gehe, und ihr mich nicht mehr sehen werdet; und von dem Gerichte, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist. Ich habe euch noch Vieles zu sagen, aber ihr könntet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren; denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern, was er hört, wird er reden, und was zukünftig ist, euch verkünden. Derselbe wird mich verherrlichen; denn er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden.

Wohin gehst du?

Den meisten Lesern wird der alte griechische Fabeldichter Aesop nicht ganz unbekannt sein. Dieser hat eine Reihe von Jahren das harte Los eines Sklaven tragen müssen; als er nun eines Tages von seinem Gebieter Xanthus in die öffentlichen Bäder geschickt wurde, um nachzusehen, ob noch Plätze frei seien, begegnete ihm der Prätor der Stadt, offenbar sehr aufgeräumt, an ihn die Frage richtend: „Wohin gehst du?“ Schnell erwidert Aesop: „Das weiß ich nicht!“ Der Prätor aber nahm die Antwort, in der er einen Ausdruck von Geringschätzung sah, sehr übel auf und befahl den ihn begleitenden Schergen, den unehrerbietigen Knecht zu binden und ins Gefängnis abzuführen. Aesop ließ sich ohne Widerrede binden und abführen. Als er aber einige Schritte gemacht hatte, blieb er stehen, wandte sich nach dem Prätor um und rief: „Siehst du nun, daß ich recht geantwortet habe? Daß ich auf meinem Wege dir begegnen und gar ins Gefängnis abgeführt werde, konnte ich nicht voraussehen, und so wußte ich also tatsächlich nicht, wohin ich gehe!“

In ähnlichem Sinne könnte Jeder aus uns, lieber Leser, antworten, der die Frage an sich selber richtet: „Wohin gehst du?“ Wir alle „gehen“, und Niemand vermag stillzustehn, — denn der Strom der Zeit fährt uns rastlos vorwärts, selbst dann, wenn wir gemächlich der Ruhe pflegen. Und Was in aller Welt könnte diesen gezwungenen Gang aufhalten?

In origineller Weise haben die Alten diese Wahrheit in einem Märchen anschaulich zu machen gesucht. Ein Wandersmann (so heißt es) wurde auf freiem Felde von der Nacht überfallen, und, vom weiten, anstrengenden

Marsche ermüdet, ließ er sich auf einen kleinen, geebneten Plage nieder und schlief sehr bald ein. Wie erstaunte er aber beim Erwachen am nächsten Morgen, da er sich in einer ganz neuen, zuvor nie gesehenen Gegend wiederfand! Und sein Erstaunen legte sich nicht eher, bis er den Platz genauer sich ansah, der ihm während der Nacht als Ruhestätte gedient hatte: es war der Rücken eines ungeheuren Schildkröte, die ihn im Verlaufe der Nacht eine gute Strecke weiter getragen hatte, ohne daß es von ihm bemerkt worden wäre. — Auf dieser „Riesenschildkröte“ nehmen wir aber allesamt unsern Platz ein; und so langsam und oftmals, lieber Leser, die Zeit voran zu schleichen scheint, so zeigen uns doch die vielfach veränderten Verhältnisse um uns her, daß wir uns stetig fortbewegen.

Freilich kann uns diese Fortbewegung allein nicht genügen; denn bei ihr können wir uns, wie Passagiere eines Schiffes, ja nur passiv verhalten: wir wollen aber selber Schritte machen, wir setzen uns in Gedanken manches Ziel und streben es zu erreichen. Und wenn wir dann gefragt werden: Wohin gehst du? so antworten wir am klügsten so: Ich weiß wohl, wohin ich will, — doch nicht, wohin ich gelangen werde; ich weiß eben nicht, was mir auf dem Wege begegnen und mich bestimmen wird, meine Schritte anders zu wenden.

Wie aber, wenn ich mir ein vernünftiges Ziel gar nicht vorsetze? Da geht am Sonntag nachmittag ein junger Mann wohlgekleidet und vergnügt aus dem elterlichen Hause, um durch die Straßen der Stadt zu promenieren. Nun, junger Mann, wohin gehst du? Wenn er aufrichtig sein will, wird er bekennen müssen: Ich weiß es selbst nicht; ich will es nehmen wie es eben kommt: wer mir begegnet von meinen Bekannten oder Freunden und mich mitnehmen will, dem werde ich mich anschließen, und wo es mir dann behagt, da werde ich bleiben! — Und nun betrachte Dir die weitaus größere Mehrzahl der Menschenkinder, — hat schon der alte Seneca gesagt, — wie sie zeitlebens planlos umherziehen, wie sie so überaus geschäftig sich anstellen und doch keineswegs das vollbringen, was sie etwa sich vorgenommen, sondern wohin die Macht der Leidenschaft, des Temperaments, der Umgebung oder der herrschenden Meinung sie hinzieht.

Und wer denkt hier nicht an das prophetische Wort, das der auferstandene Erlöser einst am See Tiberias an den heiligen Petrus richtete? „Als du jünger warst, (sagte der Herr), hast du dich selber gegürtet und gingst, wohin du wolltest; aber wenn du alt geworden bist, wirst du deine Hände ausbreiten, und ein Anderer wird dich gürtet und dich führen, wohin du nicht willst.“ So sprach der Herr zu Petrus, ihm ankündend, durch welche Todesart er Gott verherrlichen werde (Joh. 21, 18 f.). Dieselbe Weissagung, wiewohl in anderem Sinne, wird auch an jedem aus uns sich erfüllen, lieber Leser, der in blinder Willkür seinen Einfällen und Neigungen folgt: so lange du jung und lebenskräftig warst, o Menschen-

kind, hast du dir selber allerlei Bande angelegt und in vielerlei Schlingen dich verwickelt — wenn du aber älter geworden, wirst du dich gebunden fühlen und wandern müssen, wohin es dich nicht gelüftet!

Vor vielen Jahrhunderten hat auf deutschem Boden ein reichbegüterter Edelmann gelebt, mit Namen Gerhard von Kempen. Er hatte sich ein großes, prächtiges Schloß erbaut und auch auf die innere Einrichtung ganz unge- wohnter Summen verwendet. Als nun alles fertig und vollendet war, lud er die benachbarten Edelleute zu einem opulenten Gastmahle ein. Beim Nachtische richtete er an die Gäste eine Frage, die bereits fattsam beantwortet schienen: Was meint ihr wohl (fragte er), bin ich nicht ein wirklich glücklicher Mensch? Oder fehlt hier in diesem meinem Hause noch etwas, um das Leben behaglich und schön zu gestalten? — Alle Gäste klatschten ihm Beifall bis auf Einen, der ihm freimütig also erwiderte: Euer Haus ist allerdings ein vorzüglicher Bau, auch seine innere Einrichtung ist ebenso vortrefflich als schön, — soll es aber ganz vollkommen sein, so müßt ihr erst eine kleine Tür zumauern lassen! — „Und welche?“ fragte Gerhard. — Diejenige, durch welche man euch über kurz oder lang aus dieser Herberge auf den Kirchhof hinaustragen wird! So lange dieses Pförtchen offen steht, ist das schöne Haus nicht völlig in eurer Befige, sondern ihr werdet es einem Andern abtreten müssen! — Gerhardus nahm sich dieses ernste Wort so zu Herzen, und der Gedanke, daß er nur ein Pilgrim auf Erden sei, gewann eine solche Macht über ihn, daß er nach Jahresfrist freiwillig sein prächtiges Haus verließ, um in der Stille eines Klosters sich auf ein seliges Ende vorzubereiten.

Jähr wahr ein heldenmütiger Entschluß, wie er von uns, lieber Leser, nicht gefordert wird! Wohl aber wird von uns gefordert, daß wir uns täglich die große Frage vorlegen: Wanderer durchs irdische Leben, wohin gehst Du? Hast Du Dein wahres Ziel — die ewige Gemeinschaft mit Gott in der himmlischen Wohnung, — wirklich im Auge? Bist Du auf dem Wege dahin: dem Wege, den Jesus, unser Lehrer und Vorbild, einst gewandelt ist?

Regina studiosorum ora pro nobis!

Dich, Maria, nun ich preise,
Der Studenten Königin;
Hör' die demutvolle Weise,
Sieh erbarrend auf mich hin!
Makellose, nimmer wende
Von mir deinen Rutterbild:
Königin, in deine Hände
Leg' ich mich und mein Geschid!

Wie der Gärtner nimmt die Blüten
Vor des Frühlings Reif in adt,
Also wollst du mich behüten
Vor der Hölle List und Macht,
Daß kein eitler Schein mich blende,
Mich kein böser Trug beründ',
Königin in deine Hände,
Leg' ich mich und mein Geschid!

Wenn in gleißendem Gewande
Falsche Wissenschaft sich naht,
Stärke mich zum Widerstande,
Rutrer Du vom guten Rat.
Sollt' ich irren, führ' befeude,
Mich zur rechten Bahn zurück;
Königin, in Deine Hände
Leg' ich mich und mein Geschid!

Sieh der Weisheit, sei zur Seiten
Mir im Leben Tag und Nacht;
Hilf für Gottes Reich mir streiten,
Bis ich meinen Lauf vollbracht,
Daß, wenn einst mein Werk zu Ende,
Mir erblüh, des Himmels Glüd,
Königin, in Deine Hände
Leg' ich mich und mein Geschid!

sth.

Das Christentum auf der Insel Kome im Nyanzasee.

(Apostolisches Vikariat Süd-Nyanza, Weiße Väter.)

Im Viktoria-Nyanza liegt die kleine Insel Kome. Erst vor wenigen Jahren begann dort die Missionsarbeit, aber die Erfolge sind überaus frohreich. Einer der Patres schreibt darüber der bekannten, gern gelesenen illustrierten Zeitschrift des Afrikanervereins Gott will es!:

Die Neugetauften zeigen den besten Willen. Während der ganzen Fastenzeit wurde ihnen täglich nach der hl. Messe eine Predigt gehalten; es fand sich jedesmal eine sehr große Zahl Christen ein. Vor dem Osterfeste fanden dreitägige geistliche Uebungen statt, welchen alle Christen der Insel beizwohnten.

Die große Mehrzahl unserer Neugetauften empfangen die hl. Sakramente alle 14 Tage. Sehr selten sind diejenigen, die einen ganzen Monat warten. Wenn ich die Standhaftigkeit unserer jungen Leute betrachte, kann ich die tiefwirkende Macht der göttlichen Gnade nicht genug bewundern. Welche Kraft verlangt es nicht ihrerseits, inmitten der heidnischen, so lasterhaften Umgebung diese Keinheit und diesen religiösen Sinn zu bewahren! Welche Gefahren umgeben sie nicht! Eine dieser Gefahren ist die Trunkenheit, dieses traurige Vaster richtet in unserer Insel die größten Verheerungen an. Das ganze Land ist bedeckt mit Bananenbäumen, aber ihre Frucht dient bloß zum Zubereiten des Bananenweines; auch ist daher die Insel Kome das Paradies aller Trunkenbolde.

Die Folgen der Trunkenheit in unserem Lande können nicht schwarz genug geschildert werden. Und trotz dieser so lasterhaften, tiefstehenden Umgebung bereiten uns unsere braven Christen wenig Sorgen. Wenn sich einer einmal etwas vergessen hat, so gibt ihm der Pater Superior, der es bald erfährt, eine gütige, aber entschiedene Ermahnung. Der arme Kerl bittet beschämt und demütig um Verzeihung, verspricht, in Zukunft Gefahr und Gelegenheit zu vermeiden, und was das Beste ist, er hält Wort. Einige haben sogar ihren Weintrügen ein ewiges Lebewohl gesagt, um christlicher leben zu können. Diese Tatsachen sind natürlich für uns in hohem Grade tröstlich. Erfreulich ist es gewiß, daß das Christentum auf dieser weltfernen, abgeschiedenen Insel eine so entschiedene Antialkoholbewegung einleitet.

Noch bei einer anderen Gelegenheit konnte ich dieses Jahr den Glauben unserer lieben Christen kennen und schätzen lernen. Als Kapelle diente uns eine elende Strohhütte, welche am Sonntage nur eine kleine Zahl Christen fassen konnte. Wir mußten daher um jeden Preis eine geräumige und anständige Kirche erbauen. Wir sind aber hier sehr arm, und wir hätten die Kosten niemals aufbringen können. Wir beschloffen daher, da es sich um das Haus Gottes handelte, einen Aufruf an unsere hochherzigen Christen zu erlassen. Geld hatten sie zwar keines, aber dafür hatten sie kräftige Arme, und diese Arme stellten sie edelmütig Gottes Sache zur Verfügung, indem sie alle unentgeltlich eine Anzahl Backsteine zum Baue lieferten und am Neubau kräftig mitarbeiteten.

Auch der Seeleneifer ergreift sie immer mehr, obwohl es anfangs Mühe kostete, ihnen zu verstehen zu geben, daß jeder Christ in seiner Umgebung gleichfalls Apostel sein müsse. Jetzt sind sie ganz davon überzeugt und sie bemühen sich, trotz der größeren Schwierigkeiten, den christlichen Glauben zu verbreiten; sie dringen bis zu den Kranken und Sterbenden, unterrichten dieselben und taufen diejenigen, welche die genügende Vorbereitung haben.

Das Fest des Namenspatrons steht hier in hoher Ehre. Für jeden Christen ist es einer der höchsten Festtage des Jahres. Sie feiern ihn in wirklich echt christlicher Weise: am Vorabend beichten sie, empfangen am Festtage die hl. Kommunion, machen ein kleines Geschenk für das Missionswerk und versammeln ihre Freunde zu einem fröhlichen Festmahle.

Der Mai monat und der Rosenkranz monat bilden jedes Jahr für unsere Christen eine Erneuerung ihrer Frömmigkeit. Von den Baganda lernten sie es, die reine Gottesmutter mit kindlicher Andacht zu verehren. Es gibt wirklich wenige unter unseren Christen, die nicht jeden Tag ihren Rosenkranz beten.

Im allgemeinen gibt es wenige ältere Leute unter den Inselbewohnern, welche sich unserer heiligen Religion zuwenden. Diese sind eben meistens unverbesserliche Trunkenbolde. Man wird leicht verstehen, daß solche Seelen wenig geeignet sind, den Samen des göttlichen Wortes in sich aufzunehmen. Trotz alledem gibt es einige, welche mit Teilnahme dem Unterrichte beizwohnen, und einige kommen sogar regelmäßig ein Mal in der Woche in unsere Versammlungen. Jedensfalls müssen diese eine lange und strenge Probezeit

durchmachen, bevor sie zur heiligen Taufe zugelassen werden können; vier Jahre werden kaum genügen.

Mehr Hoffnungen gewährt uns die Jugend. Seit dem Mai 1902 sind unsere Schulen in regelmäßigem Gange. Fast alle Kinder der Insel und der Umgegend besuchen sie nun, sie lernen nicht bloß das ABC, sondern sie werden auch im Katechismus unterrichtet; so haben wir bereits gegen 400 junge Leute, die genügend unterrichtet sind und bloß den Ablauf ihrer Probezeit abwarten, um zum letzten Vorbereitungsunterricht auf die heilige Taufe zugelassen zu werden.

Doch bereiten uns unsere apostolischen Ausflüge manche Enttäuschungen. Die Hütten liegen nämlich weit hin zerstreut im Lande; nirgends findet man eine größere Ansammlung von Einwohnern, überdies sind unsere Schwarzen während des Tages fast nie zu Hause, sondern entweder bei der Arbeit oder beim Fischfang. Wie oft kommt es vor, daß wir niemand zu Hause finden oder auch, daß alle betrunken sind.

Zu der Trunkenheit, die hier allmächtig gebietet, treten noch häufige Streitigkeiten und Morbiate, die deren Folge sind; die Einwohner Romes morden sich wegen einer Kleinigkeit hin. Die Wendetta ist hier fürchtbarer wie in Korsika oder Kabylien. Infolge dieser tief einschneidenden Uneinigkeiten herrscht noch lange keine Sicherheit im Lande.

Dann ist diese Bevölkerung wenig sesshaft. Wegen des geringfügigsten Grundes verlassen die Eingeborenen ihr Dorf, um einen andern Wohnsitz oder ein anderes Land aufzusuchen. Der eine wandert aus, weil sein Häuptling ihm böse ist; der andere, weil seine Nachbarn ihn nicht lieben, der dritte, weil in seiner Hütte der Tod jemand weggrasste; ein anderer schließlich, weil er in seinem jetzigen Wohnsitz krank ist und da zu sterben fürchtet. So kann es vorkommen, daß Eingeborene einige Zeit lang regelmäßig unseren Unterricht besuchen, und wenige Tage darauf meldet man uns, daß sie ausgewandert, und manchmal in ein entlegenes Land.

Doch hat unser Einfluß im vergangenen Jahre bedeutend zugenommen. Obwohl das ganze Land unter eine große Zahl von kleinen Fürsten verteilt ist, gelang es uns, mit den meisten Häuptlingen in gute Beziehungen zu treten. Alle haben uns bereits besucht und gaben ihre Einwilligung, ihre Leute durch unsere Katecheten unterrichten zu lassen. Wo wir mit unserer Tätigkeit begonnen haben, gewannen wir überall die allgemeine Sympathie. Namentlich bezeigen uns die Bewohner Romes immer größere Anhänglichkeit. Wir verdanken dies vor allem unserer Stellungnahme bei der Thronveränderung. Durch unsere Vorsichtsmahregeln bewahrten wir die Insel vor dem Bürgerkriege und der Räuberei.

Da nämlich der König Seyula ohne Kinder gestorben war, so hätten nach der in Rom früher gebräuchlichen Sitte, alle Verwandten des Verstorbenen getötet werden müssen. Zugleich wären die Güter der königlichen Familie die Beute aller Gauner und Räuber des Landes geworden. Eine grausame Anarchie wäre ausgebrochen, und alle braven Leute hätten sich durch Flucht retten müssen, während das Raubgefindel sich allen Ausschweifungen überließ. Doch diesmal trat dieser traurige Fall nicht ein. Wir benachrichtigten in aller Eile die nächste Militärstation; durch unser Dazwischentreten blieb das Land in Ruhe, bis ein neuer Häuptling ernannt worden war. Hierdurch bewahrten wir die Insel vor der Entvölkerung; alle Bewohner sammelten sich seitdem um uns. Sehr viele wählten sich sogar in der Nähe der Missionsstation fest niederlassen. Eines Tages wollten die Einwohner eines ganzen, großen Dorfes in unsere Dienste treten. Wir nahmen dieses Anerbieten nicht an, um dem König hierdurch keinen Verdruß zu bereiten. Der neue König ist bis jetzt unser bester Freund geblieben; er weiß die verschiedenen Dienste, die wir ihm geleistet haben, gut anzuerkennen.

Salve Regina.

Salve Regina, Königin!
Frei aller Erdschuld geboren,
Schwebst du in Himmels Höhen hin,
Zur höchsten Würde auserkoren.
Des ewigen Wortes Mutter du,
Strahlst du im hehren Sternenzirne,
Wir neigen uns vor deinem Glanze
Und rufen dir in Ehrfurcht zu:

Salve Regina!

Düsseldorf.

Anna von Krane.

AC. Das Alter des Menschengeschlechtes.

gehört mit zu den Punkten, welche die angebliche Unvereinbarkeit der Wissenschaft mit dem Glauben dartun sollen. Fragt man nach einem Beweis dieser seltsamen Behauptung, so erhält man die Antwort, die heilige Schrift lehre, daß das Menschengeschlecht etwa 4000 Jahre vor Christus mit Adam begonnen, während doch die wissenschaftlichen Forschungen über diesen Punkt ein viel höheres Alter für das Menschengeschlecht nachgewiesen hätten.

Darauf antworten wir: die heilige Schrift „lehrt“ über diesen Punkt gar nichts, d. h. in dem Sinne, als ob es sich bei dieser Frage um eine geoffenbarte religiöse Wahrheit handle. So wenig die heilige Schrift das alte ptolemäische Weltsystem „lehrt“, daß die Erde stille stehe und die Sonne sich um die Erde drehe, ebensowenig „lehrt“ sie, daß das Menschengeschlecht jetzt im ganzen 6000 Jahre auf der Erde vorhanden sei. In dem einen wie in dem andern Fall redet der Verfasser eines solchen Buches der heiligen Schrift, ganz unbeschadet der Inspiration, als Kind seiner Zeit, unter dem Einfluß der Weltbildes seiner Zeit, wie der geschichtlichen Vorstellung seiner Zeit. Aufschlüsse über diese profanwissenschaftliche Dinge will die heilige Schrift gar nicht; geben; darum kann man auch gar nicht behaupten, sie wolle mit ihren Angaben der wissenschaftlichen Forschung Resultate aufzwingen.

Wenn der Mensch Aufschluß haben will über solche profanwissenschaftliche Fragen, so ist ihm der Weg der wissenschaftlichen Forschung unbenommen. „Denn dazu ward ihm sein Verstand“. Kein gläubiger Katholik aber ist durch seine religiöse Überzeugung gehindert, die Ergebnisse einer solchen Forschungsarbeit anzunehmen.

Der Wege, welche der wissenschaftlichen Forschung zur Verfügung stehen, sind zwei: die Geschichte und die Vorgeschichte.

Die Geschichtsforschung hat durch ihre Ausgrabungen in Ägypten und vorab in Assyrien und Babylonien Völker, und zwar Kulturvölker kennen gelernt, in Zeiten, die uns bisher so gut wie unbekannt waren. Bis ins 4. und 5. Jahrtausend vor Christus können wir an der Hand dieser Nachrichten vordringen; ja noch weiter sind wir vorzudringen gezwungen. Denn wir sehen die aus diesem Dunkel auftauchenden Völker im Besitze einer Kultur (Schrift). Eine Kultur aber fällt nicht fit und fertig vom Himmel auf die Erde, sondern erfordert eine gewisse, nicht zu knapp zu nehmende Zeit der Entwicklung.

Noch viel früher aber als dort im Orient finden wir den Menschen bereits in Europa, und zwar zur Eiszeit (dem Diluvium). Ganz unzweideutige Zeugen der Existenz des Menschen in jenen fernen Zeiten sind natürliche Reste seines Körpers, Skelettreste, wie man sie an den verschiedensten Punkten gefunden hat. Sind diese auch spärlich, so sind um so zahlreicher die Waffen (Messer, Pfeile und Lanzenspitzen) und Hausgeräte, welche der Urmenich aus Stein gefertigt hat, was sich ja leicht nachweisen läßt; auch Tierknochen finden sich, bei denen deutliche Spuren auf Bearbeitung durch den Menschen hinweisen.

All diese Reste gehören, wie gesagt, der Eiszeit oder dem Diluvium an. Man will zwar Spuren von der Anwesenheit des Menschen auch in früheren Erdperioden, dem Tertiär, erkannt haben, so Ameghino, welcher die sogenannte Pamposformation von Argentinien zum Tertiär rechnet; andere verweisen auf Fußabdrücke in den vulkanischen Tuffen des erloschenen Vulkans Tizeaya in Nicaragua, der tertiäre Schichten überschüttet hat. Allein, daß diese Erdschichten dem Tertiär angehören, ist von der weitaus großen Mehrzahl der Forscher bestritten worden.

Neuerdings macht Klaatsch den Versuch, den Menschen im Tertiär nachzuweisen. Er will nämlich an Steinplättchen, welche er in unstreitig dem Tertiär angehörenden Erdschichten von Aurillac gefunden, die Spuren einer allerdings recht primitiven Bearbeitung durch denkende Wesen gesehen haben, während andere diese Gebilde als durch Verwitterung abgesprengte Steinstücke erklären (vergl. Archiv für Anthropologie, Band III, Seite 153 ff. die Abhandlung. Die tertiären Silexartefakte aus den subvulkanischen Sanden des Cantal, wo Klaatsch auch Abbildungen dieser Fundstücke gibt). So bleibt es vorderhand bei dem Sage von Ranke: „Der tertiäre Mensch ist noch nicht gefunden.“

Aber was heißt das: der diluviale Mensch? Däht sich das in Zahlenwerten ausdrücken? Die Sache wäre sehr einfach, wenn es mit den geologischen Formationen stände wie mit den Jahresringen an einem Baum. Ein solcher feht jedes Jahr einen Ring an und wird er umgehauen, läßt sich sein Alter genau bestimmen.

So genau kann die Erdgeschichte nicht rechnen. Sie kann höchstens sagen: das Zeitalter der Steinkohle ist früher als

das Tertiar, dieses wieder früher als das Diluvium. Schönsens kann sie die Bildung der Schichten berechnen, in die eingebettet menschliche Skelettreste gefunden worden sind. So berechnet z. B. der Schweizer Niesch für die diluviale Ansiedlung von Schweizersbild bei Schaffhausen etwa 18 bis 20 000 Jahre.

Andere rechnen weniger, andere mehr. Wie einer sich entscheiden will, das bleibt ihm unbenommen. Um einen Glaubenssag oder eine religiöse Wahrheit handelt es sich mit nichten.

△ Der Hausfriede für sieben Gulden.

Eine kleine Erzählung.

Der Hausfriede ist ein kostbares Gut. Wo er daheim ist, da wohnt die Freude, wo er aber fehlt, da herrscht Ach und Weh. Ein Frevler ist, wer den Frieden eines Hauses stört, wer ihn wieder herstellt, ein großer Wohltäter. Ein solcher Wohltäter wurde einmal der König Max von Bayern und hat ihn dies erst noch recht wenig Mühe und Arbeit gekostet.

Die Sache aber war so.

Wenn der König sich in seinem Schlosse am Tegernsee aufhielt, fuhr er an schönen Tagen mit der königlichen Familie gern über den See nach Rottach. Dort wanderte man zum Hofbauern. Die Königin setzte sich mit den Prinzessinnen gewöhnlich in den Schatten der mächtigen Binden, die um den Hof wuchsen, der König aber ging ins Haus und fragte nach, was es in der Umgegend neues gebe. Eines Tages erzählte nun der Hofbauer seinem hohen Gaste, daß es seit ein paar Wochen bei seinem Nachbar sehr unruhig und gewalttätig zugehe. Tagtäglich sehe es jetzt dort Zank, Streit und Schläge ab, während die Leute früher ganz gut miteinander gehaust hätten.

„Warum denn auf einmal der Krieg?“ forschte der König.

„Eigentlich wegen einer Kleinigkeit,“ berichtete der Hofbauer. „Unsere Nachbarin hätte gar gern einen Gaul gehabt, weil sie dann an Sonntagen mit ihrem Manne hätte in die Kirche fahren können, anstatt zu laufen. Nun hatte sie unlängst, wie ihr Mann fort war, einen Tauschhandel gemacht. Der Händler hat ihr einen ganz hübschen Gaul gelassen und sie hat ihm dafür einen Ochsen gegeben. Wie der Mann heimkommt, erzählt sie ihm den Tausch und sagt, der Handel sei glatt aufgegangen und sie habe nichts aufzahlen müssen. Da war der Handel auch dem Mann recht und am nächsten Sonntag sind sie miteinander stolz in die Kirche gefahren. Aber am Sonntag Nachmittag kam der Mann, von dem die Frau den Gaul eingetauscht hatte und verlangte seine sieben Gulden. „Was für sieben Gulden?“ fragte der Nachbar. Da kam es nun auf, daß der Handel nicht glatt gegangen war, sondern daß die Nachbarin noch sieben Gulden Aufgeld versprochen hatte und sie nicht hatte bezahlen können. Jetzt ist natürlich Feuer unter's Dach gekommen, weil die Frau auch noch gelogen hatte. Der Nachbar hat die sieben Gulden bezahlt, aber er prügelt jetzt sein Weib fast alle Tage dreimal, nämlich in der Früh, mittags und abends, so oft er eben den Gaul füttert. Wie lange er es fortmacht, weiß ich nicht.“

„Ein liebenswürdiger Ehemann,“ meinte der König, „und recht pünktlich; führe mich einmal zu ihm, Hofbauer!“

Der Hofbauer nahm seinen Hut und ging mit dem König zum Nachbarhause. Sie trafen aber den Mann nicht daheim an, sondern nur die Frau.

„Warum gibt es denn bei Euch in der letzten Zeit gar so viel Unruhe und Streit?“ fragte der König; „es ist doch nicht schön, wenn es in einem Hause so zugeht.“

„Ich weiß, Majestät,“ erwiderte die Frau, „es ist ein Kreuz, aber ich kanns jetzt nimmer anders machen und mein Mann will's vorderhand nicht anders machen. Dann erzählte sie den Tauschhandel genau so, wie schon der Hofbauer es getan hatte. Die Sache stimmte also jedenfalls ganz gut.“

„Habt Ihr denn sonst immer gut zusammengelebt und den Frieden gehabt?“ fragte der König die Frau weiter.

„O ja,“ entgegnete sie, „wie die Tauben haben wir gehaust; nur die verfluchten sieben Gulden haben meinen Mann so aus dem Häuschen gebracht, daß er nimmer g'scheit wird und den ganzen Hausfrieden stört.“

„Wenn Ihr nun Eurem Mann die sieben Gulden wiedergeben könntet, meint Ihr dann, der Friede wäre wieder da?“

„O, ganz gewiß, Majestät; wenn er sein Geld wieder im Beutel hätte, wär' er gleich zufrieden und wieder der Alte.“

„Nun,“ meinte jetzt der König lächelnd, „dann will ich helfen und den verlorenen Hausfrieden wieder herbringen. Hier habt Ihr drei Kronentaler. Die gebt Ihr Eurem Mann, wenn er heimkommt und sagt ihm, der König Max habe gesagt, es müsse jetzt wieder Friede sein.“

Bei seinem Gefolge angekommen, erzählte der König in heiterster Weise: „Nört, heute habe ich ein besonders gutes Werk getan und einen Hausfrieden gekauft, spottwohlfeil, nur für sieben Gulden. Wenn es überall so leicht und billig ginge, so würde ich eine zeitlang gar nichts anderes mehr tun, als meinen Untertanen den Hausfrieden kaufen.“

Tier-Verehrung in Ost-Indien.

Unter allen religiösen Anschauungen, die es auf der weiten Welt gibt, gleicht kaum eine derjenigen der Fetischkulten Afrikas oder den Tierverehrungen in Indien. Daß den un- bei weitem nicht so seltsam, als man denken würde. So haben unter anderen Völkern des Altertumes die Ägypter Ibis, Katzen und die Krokodile des Nils verehrt; sie zu töten galt als ein Verbrechen, das mit Todesstrafe gesühnt werden mußte.

In Ostindien wird als heilig verehrt, was der Indier entweder fürchtet oder was ihm Nutzen bringt. Deshalb genießt die Schlange (besonders die gefährliche Cobra) göttliche Verehrung und unter Gebet und Beschwörungsformeln wird vor ein Schlangenloch in Erdhügeln, Meis Zuder und Milch gestellt. Es sterben ca. 20 000 Personen jedes Jahr in Indiens waldes gelten ebenfalls als verehrungswürdig. Erstere haben besonders früher viele Eingeborene getödtet. Um die Tiger zu besänftigen, sand der Indier die göttliche Anbetung des Feindes als ein Mittel. Elefanten bringen in den südlichen Regionen als Last- und Zugtiere viel Nutzen. Ein weißer Elefant, so sagt der Hindu-Unglaube, gilt der Göttin Silva als Gespann. Affen werden verehrt, weil sie von allen Tieren körperlich mit dem Menschen die meiste Ähnlichkeit haben; ihnen zu Ehren sind viele und große Tempel erbaut. Stiere, Ochsen und Kühe sind so viel verehrt, daß ein wirklicher Hindu eher des Hungers sterben würde, als daß er Rindfleisch esse. Di Tiere laufen frei auf indischen Marktplätzen und Straßen umher und werden von den Hindu-Kaufleuten mit frommer Ehrfurcht gefüttert. Pfauen und Raben, sowie viele andere Vögel sind also den Hindus heilig.

Es ist gewiß traurig in unserer Zeit, einen mit einer unsterblichen Seele begabten vernünftigen Menschen vor einem unvernünftigen Tiere in Verehrung kriechen zu sehen. Die Missionäre, die diesen armen Menschen den wahren Glauben bringen, opfern hierbei sich selbst, ihre Heimat, ihre Kräfte und oft das Leben. Die Missions-Kongregation des hl. Franziskus hat es sich zur besonderen Pflicht gemacht, arme Heidenkinder und Erwachsene zu retten und von den Fesseln des indischen Heidentums loszureißen und wir bitten deshalb wiederholt aufs innigste um edle Gaben für unser Missionswerk. Der hochwürdige Herr Dr. Josef Göttler, Stiftsvicar in München, Herzog-Rudolfstraße Nr. 47, ist stets gerne bereit, milde Spenden zu übermitteln.

Literarisches.

— Magazin für vollstämmliche Apologetik. Herausgeber Ernst S. Alek. Verlag von Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). (Jählich 12 Hefte.) M. 3.20.

In vielversprechender Weise hat diese vor treffliche apologetische Monatschrift soeben ihren 4. Jahrgang begonnen. Der bevorstehende hundertjährige Todesstag Schillers gab geziemenden Anlaß zu einer gerechten Würdigung von Schillers religiöser Stellung aus der Feder von Prof. Dr. Feilerfeld (Leipzig). Gegenüber der von akademischen „Freiheitshelden“ veranstalteten Hege gegen die kathol. Studentenkorporationen finden diese in Dr. Wurm (Gausberge), dem verdienten Redakteur der „Akademia“ einen ebenso energischen wie gewandten Verteidiger. In einer Abhandlung über „Kraft und Stoff“ setzt sich der berühmte Philosoph Prälat Dr. Gutberlet (Fulda) in siegreicher Beweisführung mit dem Materialismus auseinander, der soeben unter Führung Häckels in Berlin eine anspruchsvolle Demonstration sich geleistet hat. Der auch von den Gegnern geschätzte Lutherforscher Dr. N. Paulus (München) weist überzeugend die Behauptung zurück, Luther sei zu seiner Empfehlung der Noilüge durch die katholische Lehre vom Beichtgeheimnis veranlaßt worden. Wir möchten die Zeitschrift, die ein ganz ausgezeichnetes und zeitgemäßes Müßzeug bietet, in jedem Hause sehen. Möchte der vierte Jahrgang die Abonnentenzahl, die, wie man hört, das zehnte Tausend überschritten hat, verdoppeln!

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt. Verantwortlicher Redakteur: D. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 22.

Düsseldorf, den 28. Mai.

1905.

Inhalt: Evangelium zum fünften Sonntag nach Ostern. — Das Gebet im Namen Jesu. I. — Ein nichtkatholisches Urtheil über die katholischen Missionen. — Ueber den Stand der katholischen Kirche in Japan. — Wetterpropheten aus der Natur. — Floßhilde. Novелlette. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum fünften Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes XVI, 23—30. In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er euch geben. Bisher habt ihr um nichts in meinem Namen gebeten. Bittet, so werdet ihr empfangen, auf daß euere Freude vollkommen werde. Dieses habe ich in Gleichnissen zu euch geredet: es kommt aber die Stunde, da ich nicht mehr in Gleichnissen zu euch rede, sondern offenbar vom Vater euch verkünden werde. An jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten: und ich sage nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde. Denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich geliebt und geglaubt habt, daß ich von Gott ausgegangen bin. Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen: ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater. Da sprachen seine Jünger zu ihm: Siehe, nun redest du offenbar, und sprichst kein Gleichniß mehr. Jetzt wissen wir, daß du Alles weißt, und nicht nötig hast, daß dich Jemand frage: Darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist.

Das Gebet im Namen Jesu.

I.

Welches Uebermaß von Güte und Liebe hat der Herr einst den Aposteln und — in den Aposteln — zugleich der ganzen Menschheit zugewandt! Um das zu erkennen, brauchen wir nicht erst den Kalvarienberg zu besteigen, lieber Leser, sondern es genügt, die Abschiedsrede aufmerksam zu lesen, die Er am Vorabend Seines Leidens an die Aposteln richtete, und von der uns auch das heutige Evangelium wieder einen Teil bringt.

Wir finden es billig und recht, daß der, welcher einem drohenden schweren Schläge entgegengeht, von den Angehörigen und Freunden, die darum wissen, entsprechend getröstet werde. Wer aber war hier der Leidende und schwer Bedrohte? Wer der Tröster? Waren etwa die Jünger in Gefahr, gefangen, gefesselt, gezeißelt, gekreuzigt zu werden? Nein, lieber Leser, der gutehirt wendete jede derartige Gefahr von Seiner kleinen Herde sorgsam ab; die Jünger hatten jetzt auch noch keine Furcht, wie aus ihren Reden klar hervorgeht. Der gutehirt selber war es, dem die schmerzlichsten und schmachvollsten Leiden bevorstanden: nur wenige Stunden waren bis dahin noch übrig, und billig hätte Seine Seele schon jetzt der Angst erliegen können. Doch siehe! Er gedenkt nur der Betrübten, die über die Jünger kommen mußte! Darum bereitete Er sie mit sorgender Liebe auf das Kommende vor und tröstet sie mit jenen herzerhebenden Aussichten, die wir, lieber Leser, in den Evangelien der letzten drei Sonntage vernommen.

Heute hören wir noch einen neuen Trostgrund: Wahrlich, wahrlich, sage Ich euch, was

immer ihr den Vater in Meinem Namen bitten werdet, das wird Er euch geben! Ihr dürft wegen Meines bevorstehenden Abschieds nicht verzagen; denn wenn ihr bisher gewohnt gewesen, um Alles, dessen ihr bedurftet, Mich zu bitten, so sollt ihr daselbe nun vom Vater erbitten — und zwar in Meinem Namen! Ihr habt das bisher ja nicht getan, weil Ich selber bei euch war: von nun an jedoch, da Ich nicht mehr leiblich und sichtbar unter euch weilen werde, sollt ihr selbst den Vater in Meinem Namen bitten!

Welch' herrlicher Trost für die Jünger in jenen kritischen Stunden! Nur „eine kleine Weile“ soll die durch den Opfertod Jesu verursachte Betrübniß der Jünger dauern — dann soll in raschem Umschlag eine Zeit der Freude folgen, wo sie im Besitze einer solchen Fülle von Wahrheit und Erkenntnis sein werden, daß sie um nichts mehr zu fragen brauchen, — wo sie auch in Seinem Namen bitten werden, und zwar bitten werden mit solcher Kraft und Wirksamkeit, daß es keiner besonderen Nachhilfe von Seiner Seite mehr bedarf. Eine neue Zeit sollte für die Aposteln anbrechen unter dem Einflusse des Heil. Geistes, den der göttliche Meister ihnen verheißen hatte.

Dieses Trostvermächtnis unseres Herrn sollte sich aber nicht etwa auf die Apostel allein beschränken, sondern es war bestimmt für Alle, die im Laufe der kommenden Zeiten die Gnade der Erlösung willig ergreifen würden. Auch uns, lieber Leser, gilt daher das Wort des Herrn: Wahrlich, wahrlich, sage Ich euch, was immer ihr den Vater in Meinem Namen bitten werdet, wird Er euch geben!

Die Geschichte erzählt von einem berühmten Herrn dieser Erde, in dessen Staaten die Sonne nicht unterging, weil sie über die beiden Erdhälften sich erstreckte, — von Kaiser Karl V., daß er seinem Statthalter in den fernen Provinzen Amerikas eine beträchtliche Anzahl leerer, bloß mit seiner Namensunterschrift versehenener Blätter zusandte, indem er ihm zugleich die Vollmacht gab, für alle diejenigen beliebige Geschenke und Belohnungen darauf auszufertigen, die ihre widerspenstige Gesinnung aufgeben und zur Ordnung zurückkehren wollten. Diese bewunderungswürdige Huld des mächtigen Herrschers hatte einen ungeahnten Erfolg: Ruhe und Ordnung lehrten nun dauernd in die aufgeregten Provinzen zurück. — Indes, von unendlich Größerem berichet uns das heutige Evangelium. Der Herr, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden, reicht allen denen, welche gegen die ewigen Gesetze sich auflehnen und wieder mit Ihm sich versöhnen wollen, ein offenes „unbeschriebenes Blatt“ hin, bloß mit Seinem Namen bezeichnet: Wahrlich, wahrlich sage Ich euch, was immer ihr den Vater in Meinem Namen bitten werdet, wird Er euch geben! Was besagt denn dieser Ausdruck? Im engeren Sinne zwar: durch

Mich, durch Mein vermittelndes Verdienst, — dann aber auch: durch Meine Bollmacht und Ermächtigung, durch Mein Ansehen beim Vater; damit wir (wie ein alter Schrifterklärer bemerkt) gleich den mit Beglaubigungs- oder Kreditbriefen versehenen Reisenden überall und in jeder Nothlage dem ewigen Vater unser Gebet als eine, durch den Namen Jesu bekräftigte Forderung vortragen können, — und damit wir des Vertrauens leben, daß alles, was wir in diesem Namen verlangen, uns schon im Voraus zugesichert sei.

Bekanntlich hat gerade der Name in allen gesegmächtig ausgefertigten Urkunden eine besondere Bedeutung, ja, ihre Gültigkeit ist wesentlich von der Unterschrift des Namens bedingt. Nach dieser irdischen Weise wechselseitiger Versicherung wollte auch der Herr Seine Verheißungen uns verständlich machen. Wenn nun aber ein Mensch dem anderen durch ein geringes Blatt Papier verpflichtet wird oder seine Verpflichtung ihm beszeugt, so hat — wie der hl. Petrus von Ravenna sagt — der Gottmensch Seine Verheißungen mit Seinem Blute und Seinem Namen besiegelt; wie sollte Er die Verpflichtungen nicht halten, die Er damit übernommen hat? Und wenn nun der Herr Seinen Jüngern und zugleich uns allen die Zusage gemacht hat, daß der himmlische Vater uns geben werde, um was immer wir in Seinem (Jesu) Namen bitten werden; wie dürfen wir Mißtrauen in die Verheißung Dessen setzen, der Seiner ewigen Wesenheit nach der Eingeborene des himmlischen Vaters, Seiner menschlichen Natur nach aber unser Vater und Bruder ist!

Aber im Namen Jesu müssen wir beten, lieber Leser, wenn auf Grund dieser göttlichen Zusicherung unser Gebet Erfolg haben soll. Wie beten wir aber im Namen Jesu? — Für heute nur einige Andeutungen: Im Namen Jesu kann der sicherlich nicht beten, der die Sünde liebt und festhält, für deren Sühnung Jesus Sich ans Kreuz schlagen ließ, — auch nicht der, welcher nach Dingen verlangt, die dem heiligen Willen Jesu widerstreiten. Wir müssen uns vielmehr die Apostel nach der Himmelfahrt des Herrn zum Vorbild nehmen: Sie beteten so, wie ihr Meister gebetet haben würde, wenn Er noch unter ihnen gewesen wäre, — sie beteten, wie der Herr gebetet hatte, da Er noch bei ihnen war.

S.

* Ein nichtkatholisches Urteil über die katholischen Missionen.

Katholischer Glaube, katholische Kirche, katholische Einrichtungen dürfen sich gewiß nicht rühmen, in besonderer Gunst bei der modernen Welt zu stehen. Engherzige Voreingenommenheit, blinder Fanatismus, ungläubliche Unkenntnis der katholischen Religion sind bei Nichtkatholiken im Zeitalter der Aufklärung und voraussetzungslosen Wissenschaft immer noch so groß, daß eine gerechte und unparteiische Beurteilung des Katholizismus von dieser Seite zu den größten Seltenheiten gehört. Es gehört ein gewisser Mut dazu, wenn ein Nichtkatholik einmal ein anerkennendes Wort für die katholische Kirche oder die katholischen Orden hat. Diesen Mut scheint die rationalistische holländische Schriftstellerin Madame Lohmann zu haben. Diese schreibt nämlich über die katholischen Missionen und Missionschwestern folgende, höchst anerkennende Worte: „Es ist unmöglich, beim Anblick der unermesslichen Segnungen, welche durch die katholischen Orden und Missionäre verbreitet werden, nicht mit aufrichtiger Hochachtung erfüllt zu werden. Der katholische Glaube besitzt immer noch eine Macht, welcher über kurz oder lang der entscheidende Sieg über den Protestantismus zufallen muß. Ich weiß, diese Behauptung wird mir den Unwillen vieler meiner Landsleute zuziehen; nichtsdestoweniger nehme ich keinen Anstand, zu wiederholen, daß das moderne protestantische Christentum damit enden wird, eine hohle Phrase zu sein. Sowohl in West- wie in Ostindien und in manchen Theilen Europas hatte ich Gelegenheit, in nächster Nähe das musterhafte Leben katholischer Ordensleute und Missionäre kennen zu lernen und die verschwenderische Liebe sowohl der Lehrenden als Krankenpflegenden Schwestern zu beobachten. Manche unserer Leute waren, ehe sie selbst diese Länder besucht hatten, gewohnt, sei es aus Unwissenheit oder Menschenfurcht, die Katholiken zu verunglimpfen. Nachdem sie aber die Wunder des lath. Apostolates unter den Auswärtigen

u. den verachteten Negern geschaut, habe ich dieselben Leute mit Beschämung das Eingeständnis machen hören, daß der Heroismus katholischer Liebestätigkeit alles übertrifft, was man sich in dieser Hinsicht vorstellen kann und daß sie in der Welt und der Geschichte einzig dastehet.“

Ein Ehrendiplom vom „Evangelischen Bund“ darf Madame Lohmann für diese freimütigen Worte jedenfalls nicht erwarten und von den „Los von Rom“-Agitatoren wird sie auch nicht als Rednerin bestellt werden zu einer Sektversammlung gegen die katholische Kirche!

Ueber den Stand der katholischen Kirche in Japan

bringen die „Katholischen Missionen“ interessante Mitteilungen, die sich auf einen Bericht des Vaters Michael Steichen in Tokio stützen.

Nach den Mitteilungen des genannten Vaters ist in allen bedeutenderen Städten und Dörfern das Evangelium gepredigt worden, einstweilen freilich nicht mit entsprechendem Erfolg. Denn in ganz Japan einschließlich Formosa befinden sich 59 687 Katholiken, darunter viele Nachkommen der alten Christen des 17. Jahrhunderts; so erklärt es sich, daß besonders auf den Südssee-Inseln, namentlich in Nagasaki und Umgegend, viele Katholiken sich finden. Die Katholiken verteilen sich auf 385 Gemeinden; die größte, Urakami bei Nagasaki, zählt 6000 Seelen, die kleinsten deren 10 oder 20. Die Hauptstadt Tokio hat in 5 Pfarreien 5000 Katholiken, 145 Gemeinden haben eine Kirche oder eine Kapelle, die übrigen nur einen Messaal oder ein Zimmer in einem Wohnhause. Die Gemeinden werden geleitet von 145 Missionspriestern, unter welchen 31 Japaner sind, und 268 Katechisten, d. h. brave Laien, welche in Ermangelung eines Priesters die Versammlungen der Gläubigen leiten und im Notfall den zunächst wohnenden Priester herbeirufen.

Trotz der unzulänglichen schwierigen Verhältnisse wird im japanischen Inselreich mit großem Eifer gearbeitet. Allein die Mission von Tokio hat über 100 Werke herausgegeben, in welchen die katholische Lehre dargelegt wird. Einer der drei katholischen Professoren an der Universität Tokio hat ein Leben Jesu verfaßt. Zwei Zeitschriften, die alle 14 Tage erscheinen, zählen 3000 Abonnenten. Dazu kommt die gelehrte Zeitschrift „Melanges“, welche seit Januar 1904 in französischer Sprache philosophische und theologische Fragen behandelt. — Besondere Aufmerksamkeit wird den Schulen zugewandt. Die Anstalten der französischen Schulbrüder zählen 1200 Schüler, darunter Kinder der besten Familien. Ihre Kollegien in Tokio, Osaka und Nagasaki dienen nur für Japaner, das in Yokohama nur für Ausländer. Auch heidnische Eltern vertrauen ihre Kinder den Schulbrüdern an. — Nicht vergessen werden darf die Liebestätigkeit der Mission, welche für 1500 Kinder in 21 Waisenhäusern jährlich an 100 000 Yen (= 209 200 Mark) ausgibt. Die 14 Armenapotheken spenden jährlich an 50 000 mittellose Arme umsonst Wundpflege, Hilfe u. Heilmittel. — Die Missionare leben in Armut; sie erhalten außer freier Station nur ein Handgeld von 23 Yen (= 48,12 Mark). — Ehre den wackeren Männern, die nur aus höheren Rücksichten, für das Heil der Seelen und die größere Ehre Gottes solche Opfer bringen! Möge Gott ihre Opfer durch reichen Erfolg ihrer Wirksamkeit belohnen!

(*) Wetterpropheten in der Natur.

Von Dr. Alb. Meiss.

Die Meteorologie ist bekanntlich eine noch sehr junge Wissenschaft, und wie allem, was noch in den Kinderschuhen steckt, hatten auch ihr noch mancherlei Unvollkommenheiten an. Die Natur freilich hat's der wetterkundigen und wetterforschenden Menschheit leichter gemacht, und seit alters beobachtet letztere gewisse Veränderungen in der Luft, an den Himmelskörpern, in der Tier- und Pflanzenwelt, um aus ihnen Schlüsse auf die zukünftige Gestaltung des Wetters zu ziehen. So entstanden die sogenannten „Bauernregeln“, deren älteste Sammlung sich bereits i. J. 270 v. Chr. in Mazedonien findet. Wissenschaftlich behandelt wurde die Frage erst seit Galileis Auftreten in Italien (1564—1642), und 1666 wurden auch in Paris regelmäßige Beobachtungen über meteorologische Vorgänge angestellt. In unserem Vaterlande begann man erst vor etwa 120 Jahren dieser Wissenschaft Interesse zuzuwenden und dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, gewisse Grundzüge zu allgemeiner Anerkennung zu bringen,

auf denen unsere Weichrten fleißig weiterbauen, oder eben diese Grundsätze ruhen wiederum in der Hauptsache auf natürlichen Vorgängen, die bereits unsern Vorfahren als untrügliche Wetterpropheten galten. So liegt z. B. der bekannte Bauernregel; „Grüne Weihnachten, weiße Ostern“ oder poetisch ausgedrückt:

„Gibt es grüne Weihnachtsfeier,
Liegen im Schnee die Osterfeier.“

dieselbe auf Beobachtung der Naturgesetze beruhende Erfahrung zugrunde, die den Lichtmetztag nicht hell und sonnig, sondern trübe und winterlich kalt haben will:

„Lichtmetz warm,
Dah Gott erbarm!“

oder:

„Sonnt sich der Dachs in der Lichtmetzwoche,
Seht auf vier Wochen er wieder zu Noche.“

oder: „Zu Lichtmetz sieht der Bauer lieber den Wolf im Stalle, als die Sonne auf dem Felde.“ Die Regeln wollen eben sagen, daß, wenn während der eigentlichen Winterzeit abnorm milde und sonniges Wetter herrscht, welches die Vegetation begünstigt, ein späterer Rückschlag, der selten ausbleibt, um so verhängnisvoller ist. Ebenso ist es ein Erfahrungsgrundsatz, daß im Sommer, namentlich insolge von Gewittern eintretende Regenfälle sehr häufig längere Regenperioden im Gefolge haben. Das gilt namentlich von Gebirgsgegenden, wo man mit dieser Erfahrung stets rechnen muß. Natürlich läßt sich die Dauer der wahrscheinlich nachfolgenden Regenperiode nicht zahlenmäßig nach Tagen und Wochen bestimmen, wie das in den Bauernregeln oft geschieht. Solche Bestimmungen wollen allgemein verstanden werden. So mag die übrigens oft durch Beobachtungen wiederlegte Regel vom Siebenschläfertag entstanden sein, dessen Regen eine siebenwöchige Regenperiode nach sich ziehen soll, oder auch:

„Regnet's am Liebstraudentag,
Regnet's viele Tag' danach“ usw.

Am zutreffendsten haben sich stets diejenigen Vorhersagen bewiesen, die auf Grund langjähriger Beobachtungen sich auf eine bestimmte Oertlichkeit beziehen, und selbst ein wissenschaftlicher Meteorologe wie Professor Börnstein sprach es in einer Festsrede klipp und klar aus, daß „der einzelne Landmann, der seinen Wohnort genau kennt, viel besser befähigt sei, dessen künftiges Wetter zu beurteilen, als der Meteorologe einer Nebenstelle, der mindestens mehrere Meilen entfernt ist und für den ganzen Bezirk, also etwa für eine ganze Provinz, gleichzeitig das Wetter voraussagen soll.“ Wir sehen also: weder auf längere Zeit noch für einen größeren Raum läßt sich der Witterungsverlauf vorherbestimmen. Das liegt eben an den mannigfachen Voraussetzungen, von denen dieser abhängig ist, und die z. B. im Gebirge mit tief eingeschnittenen Tälern, in waldbreichen, bewässerten Gegenden ganz andre sind, als im sandigen Flachlande. Sonach mag man den realen Wert der Falschen u. a. Prognosen, die auf ein Jahr voraus womöglich für den ganzen Erdteil das Wetter bestimmen wollen, ermessen. Zugegeben auch, daß der Mond von Einfluß auf den irdischen Witterungsverlauf ist — Falbs „kritische Tage“ sind weiter nichts als Neumonds- und Vollmondstage — so kommen doch noch viele Faktoren lokaler Natur hinzu, die das ganze System als verfehlt erscheinen lassen.

Daß Himmel und Atmosphäre ihre Vorzeichen darbieten, erklärt sich zunächst aus dem größern oder geringern Gehalt der Luft an Wasserdampf. Ist derselbe sehr groß, so steht Regen bevor. So ist es erklärlich, daß sich dann vorher Wolken und Nebeltappen auf Berggipfeln bilden, daß die Mauern schweigen und steinerne Fußböden schwarz und feucht werden, weil sie die Feuchtigkeit anziehen. Hierher gehört auch das Feuchtwerden des Salzes und Mehles, Kürzerwerden von Striden, Blahwerden schwarzer Tinte, Ablösen des Ruffes im Schornstein usw. Der Ostwind, der über die Eissteppen Sibiriens zu uns gelangt, bringt in der Regel klares kaltes Wetter, dagegen der vom atlantischen Ozean wehende, durch den Golfstrom erwärmte West, trübe, feuchte und milde Witterung. Der Südwind wird für uns durch seine Ueber-schreitung der Alpen ebenso temperiert wie der Nordwind infolge seiner Reise über die nördlichen Meere. Die Winde aber beeinflussen die Richtung des Rauches und die Intensität des Feuers. So soll, wenn der Rauch morgens aus den Essen gerade aufsteigt und die Flamme auf dem Herde recht hell auflodert, gutes Wetter, dagegen Regen bevorstehen, wenn der Rauch nicht aus der Esse heraus will, und das Feuer nicht gut brennt oder stark bräselst. Im ersten Falle ist eben die Luft still und nicht von Wasserdämpfen erfüllt, wir befinden uns in einem „Hochdruckgebiete“, im letzteren in einer „Depression“. Schäfchenwolken und Dausenwolken, die

sich in Federwolken auflösen, deuten auf gutes Wetter. Rasch aufsteigende und stärker werdende „Windböden“, die im Sommer vom Norden oder Südwesten kommen, klingen Regen. Bewährte Wetterpropheten sind ferner die Sonne mit Morgen- und Abendröte, der Mond und die Sterne, deren Begleiterscheinungen gleichfalls mit der Beschaffenheit der atmosphärischen Luft zusammenhängt. Die feurig und lichtgelb auf- und bei schöner Abendröte untergehende Sonne weist auf klares Wetter hin. Geht sie intensiv rot auf und scheint bei Auf- und Niedergang größer als gewöhnlich, so tritt Witterungswechsel ein. Sonnenringe und Nebensonnen deuten auf Regen, Morgenrot bei Ostwind auf schönes Wetter, bei Westwind auf Sturm und Regen, Abendrot bei Ostwind auf Regen, bei Westwind auf gutes Wetter, dagegen ist eine schöne, gleichmäßige Abendröte stets Vorboten guten, beständigen Wetters. Wetterleuchten verkündet Regen und kühlen Wind binnen zwei bis drei Tagen. Ein schöner Sternenhimmel mit blitzenden Gestirnen und hellem Mond weist auf schönes Wetter hin, der Mondhof auf Witterungswechsel usw.

Unter den Tieren stehen als Wetterpropheten die Spinnen obenan. Nach Prof. Taschenbergs Untersuchungen beruht die Prophetengabe dieser Tierchen auf ihrer großen Empfindlichkeit gegen Veränderungen im Gleichgewicht der Luft und in den Strömungen derselben, und diesen Wechsel zeigen sie 6–8 Stunden vorher an. Zerreiht die Kreuzspinne die Grundfäden ihres Netzes nach einer bestimmten Richtung hin und verbirgt sich dann, oder kriechen die Hausspinnen tief in ihre Schlupfwinkel und drehen die Hinterleibsspitze nach einer bestimmten Gegend, so ist auf baldigen heftigen Wind aus dieser Gegend zu rechnen. Befestigt aber die Kreuzspinne die Rahmen ihres Netzes wieder oder kommt die Hausspinne wieder aus ihrem Versteck hervor und streckt die Beine wie zum Fange gerüstet aus, so tritt eine Wendung zum Besseren ein. Wenn die Winkelspinnen aus ihrem Gewebe Kopf und Füße hervorstrecken, so bedeutet das gutes Wetter. Drehen sie sich dagegen in ihrem Gewebe ganz herum und zeigen ihren Hinterleib, so bedeutet das Regen. Die Winterspinne zeigt sich vor eintreten der Kälte unruhig und verläßt ihren Schlupfwinkel.

Unbekannt ist die Gabe der Wetterprophetie der Laubfrösche, die nach Dr. H. Fischer-Sigwart sich darauf beschränkt, daß sie bei feuchtem, kühlen Wetter weniger Lust zeigen, ihren Gesang anzustimmen, als bei trockenem, warmem Wetter, wo sie ein durchdringendes, weithin hörbares Geschrei ertönen lassen. Sieht der Frosch daher hoch und quakt, so bedeutet das gutes und beständiges Wetter, sitzt er niedrig und quakt, so steht Regen bevor. Auch der Blutegel, im Gase gehalten, soll schönes Wetter prophezeien, wenn er ausgestreckt oder zusammengerollt auf dem Boden liegt; verläßt er das Wasser und windet sich, so steht ein Gewitter bevor und bei schneller Bewegung ist Wind zu erwarten. Wenn die Mäcken nach Sonnenuntergang schnell durcheinander fliegen oder in Schwärmen in der Abendsonne spielen, so deutet das auf gut Wetter. Regen steht bevor, wenn sie gegen Sonnenuntergang im Schatten spielen. Noch manches andere Tier gilt als verlässlicher Wetterprophet. Die niedrig fliegende Schwalbe, Fliegen, die jubringlich werden und stechen, kündigen Regen. Schönes Wetter verheißen die ununterbrochen schlagenden Nachtigallen, bei schlechtem Wetter zwitschernde Sperlinge, die abends umherschwirrenden Fledermäuse, Johanniswürmchen, die ungewöhnlich funkeln, Hähne, wenn sie morgens viel krähen, die Hühner, die früher als sonst die Ställe aufsuchen, die später nach Hause fliegenden Bienen, und im „Zell“ wissen Hirt und Jäger zu künden:

„Es kommt Regen, Fuhrmann, meine Schafe fressen
Mit Begierde Gras, und Wächter scharrt die Erde.
Die Fische springen, und das Wasserhuhn
Taucht unter — ein Gewitter ist im Anzug.“

In der Pflanzenwelt sind die Wetterpropheten naturgemäß seltener; denn den Pflanzen fehlt die bestimmte Empfindlichkeit für atmosphärische Veränderungen teilweise ganz. Lehner Montag in seiner Schrift „Der untrügliche Wetterprophet“ nennt folgende: Die Ackerwinde, der Acker-Dauchheit, die afrikanische Ringelblume und die Vogelmiere, die bei bevorstehendem Regen ihre Blumen schließen, während der weiße Bienenklee, der gekrönte Schotenklee, der Sauerklee, das Rudrkrant, die Vogelmilch bei bevorstehendem Sonnenschein ihre Blumen öffnen, bei eintretendem Regen aber schließen. Auch sollen mehrere Moose vor Eintritt feuchter Witterung ein frisches Aussehen erhalten und sich aufrichten, bei trockener, heiterer Witterung dagegen kraus und verkrümmert aussehen. Wenn die Eichen ferner um Michaelis leer und naß sind und die Heide nicht gut ausblühen will, so soll ein milder

Winter bevorstehen, ein kalter dagegen, wenn die Eichen dürr und eingeschrumpft sind und die Heide von unten bis oben voll blüht. Ein förmliches Barometer, besser Hygrometer, kann man sich mit den Früchten des Kranichschnabels (*Erodium grinum*) herstellen, die in eine lange, am Grund spirallig aufgerollte, an der Spitze gerade gestreckte Granne enden. Diese Granne ist gegen Feuchtigkeit sehr empfindlich: sie rollt sich bei trockener Luft zusammen und dreht sich in feuchter auf. Nun befestigt man sie in der Mitte eines geteilten und mit entsprechenden Aufschriften (Schön — Veränderlich — Regen — Wind) versehenen Kreises. „Die lange Granne,“ schreibt Dr. C. Gilz in seiner Botanik, „läuft nun bei veränderten Feuchtigkeitsverhältnissen über der Teilung als Zeiger, sodas man die erfahrungsgemäß aufgetragenen Prozente Luftfeuchtigkeit unmittelbar kann ablesen.“ Danach, wie eingangs erwähnt, die Feuchtigkeit der Luft von bestimmendem Einflusse auf die Gestaltung des Wetters überhaupt ist, so läßt sich, ähnlich wie beim Barometer aus der Luftschwere, ein annähernder Schluß auf die bevorstehende Witterung ziehen.

Im übrigen mögen diese Andeutungen über Wetterpropheten in der Natur genügen. Nicht zu abergläubischer oder mythischer Deutung, sondern zu liebevoller und hingebender Betrachtung mögen die oft so bedeutungslos scheinenden Vorgänge im Naturreiche den denkenden Menschen veranlassen. Die praktische Verwertung derselben ist und bleibt Aufgabe der Wissenschaft.

Floßhilde.

Novellette von S. von Eis.

Floßhilde war ein Pferd nach dem Herzen eines jeden Sportsmann: Hoch, schlank und äußerst fehnig. Und wenn sie mit ihren langen Läufen ausgriff, so schlug sie jeden Rekord. Und Wilhelm Conrad, ihr Besitzer, wußte das, aber es wußte auch der Baron von Drietheim und die Floßhilde war seine ganze Sehnsucht. Floßhilde hatte nur einen Fehler, den aber der Baron nicht wußte: Sobald man Floßhilde beim Rennen anrief, bockte sie und blieb dann wie festgewurzelt stehen.

Nun hatte Drietheim einen alten Onkel beerbt — schwere Sache: Ein großes schuldenfreies Rittergut in Ostpreußen, eine Villa am Bodensee und gegen eine halbe Million Barvermögen. Da konnte er schon seinen Vieblingstraum zur Wahrheit machen und für 50 000 Mark Besitzer der Floßhilde werden.

Er zählte den Mammon bar auf den Tisch: fünfzig große braune Scheine. Nach den etwaigen Fehlern des Koffers fragte er gar nicht. Floßhilde und Fehler — einfach lachhaft!

Seelenvergnügt zog er ab — und Herr Wilhelm Conrad auf Altendeich murmelte vergnügt vor sich hin:

„Baröndchen, Baröndchen, so weit ich Dich kenne, machst Du beim Reiten einen Nordspeltakel und schreist und rufft — gerade wie es die Floßhilde nicht vertragen kann. Nach dem ersten Rennen wirst Du kommen und den Gaul wiederbringen, ja mir vielleicht noch ein anständiges Neugeld zahlen!“

Herr Wilhelm Conrad auf Altendeich war an keinen Ehrentod gebunden, er war weder aktiver Offizier gewesen, noch war er Reserveoffizier; auch hatte er sich nicht die üblichen vier Semester studienhalber in irgend einer deutschen Universitätsstadt aufgehalten. Er war vielmehr Gefreiter der Reserve beim dreijährigen Train und früher Vorknecht auf dem Hof seines älteren Bruders gewesen. Nachdem er vom Militär kam, hatte ihm sein Bruder seinen Anteil ausgezahlt, er hatte mit dem Geld den Schweinehandel angefangen, dabei klugig viel verdient und nachher, als sein Bruder kinderlos starb und er ihn als einziger beerbte, noch mehr geerbt.

Dann hatte er sich sehr reich verheiratet und sich schließlich ein adliges Gut gekauft. Unter den „Herren“ war er gern geduldet, erstens, weil er ein sehr erfahrener Landwirt war und zweitens ein immer bereiter Aushelfer für die wirtschaftlich Schwachen. Seine Frau war tot und sein einziger Sohn bekam später voll übergenug. Wenn er aber mal einen übers Ohr hauen konnte, so tat er es nicht mehr als gern — und wie gesagt, er war durch keinen Ehrentod gebunden.

Am nächsten Tage traf Herr v. Heydenstam bei dem Altendeicher ein.

„Morgen Conrad — stür ich?“

„Aber nicht im geringsten, Herr Rittmeister, bitte wollen die Platz nehmen?“

Er hatte nämlich nach und nach etwas von den Formen der großen Welt angenommen, seitdem er mit ihr in Berührung gekommen war und zuweilen glückte es ihm ganz leidlich, sich darin zu benehmen. So klingelte er auch jetzt, ein Diener erschien in der Tür und verschwand sofort auf einen Wink wieder. Gleich darauf erschien er wieder auf der Bildfläche und brachte eine Kiste Zigarren und eine Pulle „Lagrange“.

„Sagen Sie mal“, begann Heydenstam, als die Zigarre brannte und der Diener gegangen war, „Baron Drietheim hat Ihre Floßhilde gekauft?“

„Ja — und er hat sie anständig bezahlt.“

„Und er will sie über acht Tage reiten bei dem großen Derby. Er hat nun mir eine sehr verlockende Wette angeboten: Mein Vorwerk Klein-Schmartenu gegen seine Villa am Bodensee, daß er mit Floßhilde als erster abschneidet. Wissen Sie, Conrad, ich misse das Vorwerk nicht gern — aber der Schaden ist nicht groß — na, und schließlich die Villa am Bodensee —“

„Tun Sie's getrost, Herr Baron. Was geben Sie aus, wenn Sie die Wette gewinnen?“

„Einen Korb Beauve Cliquot — und auf acht Tage sind Sie mein Gast in der neuen Villa.“

„Gut — und ich gebe im andern Falle zwei Körbe Sekt und zahle Ihnen, weil ich Ihnen falsch geraten habe, 5000 Mark baar.“

„Von — aber wieso sind Sie so sicher, daß er verliert?“

„Ich bitte Sie, Herr v. Heydenstam! Die Floßhilde unter einem Reiter, den sie nicht kennt? Gibt's ja garnicht!“

Und Herr v. Heydenstam ging vergnügt von dannen.

* * *

Kopf an Kopf stutete die Menge, die Tribünen waren bis auf den letzten Platz besetzt und von der vieltausendköpfigen Menge ging ein Säusen und Surren aus, wie von einem riesigen Dienenschwarm.

Es lag über den Kreisen der Wissenden eine riesige Spannung, denn die Wette zwischen Baron Drietheim und Herrn v. Heydenstam gab dem Ganzen einen außerordentlich pikanten Reizgeschmack. Ein Vorwerk und eine Villa — das war doch ein bißchen grotesk!

Endlich ging es zum Start des großen Hürdenrennens, dem ersten an dem Floßhilde beteiligt war.

Na das Vorwerk schien verloren. Nach wenigen Sekunden führte Floßhilde und behielt die Führung durch die Hälfte der Bahn bei. Drietheim ritt selbst und strahlte, und Heydenstam gab das Vorwerk verloren, er versuchte sogar, sich herauszurechnen, wie groß sein Verlust noch sein würde, nachdem er die 5000 Mark von Conrad bekommen hätte — und wie wollte er dem Manne bei der Sektpulle den Standpunkt klar machen!

Da näherte sich ein prachtvoller Fuchs, Halschnucke, von Leutnant v. Synac geritten, allmählich der Floßhilde. Baron Drietheim bemerkte es und versuchte sein Ross mit Sporen, Peitsche und — leider auch mit Juruf zu größerer Eile anzutreiben. Floßhilde stuchte — Halschnucke schoß an ihr vorbei. Ein zweiter Ruf — auch Semiramis, das dritte Pferd kam heran. Ein dritter Ruf — Floßhilde stand wie eine Mauer und Baron Drietheim flog über ihren Hals aus dem Sattel — wehmütig sah er, während er sich erhob, alle übrigen vier Rosse an sich vorbeischießen. Sofort war er wieder im Sattel, um wenigstens die Ehre zu retten. Floßhilde flog wie ein Pfeil und hatte bald wieder zwei Konkurrenten eingeholt — na, noch ein bißchen — vielleicht war noch etwas zu retten. Wieder ein heller Ruf — Floßhilde stand wie eine Mauer — Drietheim flog in großem Bogen aus dem Sattel und verrenkte sich die Schulter. Als er seinen Schmerz überwunden hatte und sich aufrichtete, ertönte eine Fanfare: Halschnucke flog als erste durchs Ziel. —

Jahre nachher konnte Herr Wilhelm Conrad nicht genug die Schönheiten der Ufer des Bodensees rühmen. Aber auch das Rennen behielt er in gutem Andenken. Hatte ihm doch am Tage nachher Drietheim die Floßhilde zurückgeschickt und ihn gebeten, sie für 40 000 Mark zurückzunehmen. Er hatte sich nicht lange gesträubt. —

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 23.

Düsseldorf, den 4. Juni.

1905.

Inhalt: Evangelium zum sechsten Sonntag nach Ostern. — Das Gebet im Namen Jesu. II. — Winfried-Bonifatius. — Bischof Strohmayer und eine von ihm nie gehaltene Rede. — Eine Neuerung auf dem Gebiete der modernen Krankenpflege. — Die Hygiene im Juni. — Vom Juni. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum sechsten Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes XV, 26—27 und XVI, 1—4. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Erbhier, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, kommen wird, wird er von mir Zeugnis geben. Und auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfange bei mir seid. Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr euch nicht ärgert. Sie werden euch aus den Synagogen ausstoßen; ja, es kommt die Stunde daß jeder der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun glauben wird. Und das werden sie euch tun, weil sie weder den Vater noch mich kennen. Aber ich habe euch dies gesagt, damit wenn die Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.“

Das Gebet im Namen Jesu.

II.

Die Himmelfahrt des Herrn ist die Krönung und Vollendung Seines gottmenschlichen Lebens auf Erden. Werfen wir einen Blick in die uns umgebende Natur, lieber Leser, so ist es uns, als ob sie sich in ihr Festgewand gehüllt habe, um ihrem Schöpfer und Herrn einen glänzenden Triumph bei Seinem glorreichen Abschied von dieser Welt zu bereiten. Mit den Erstlingen ihrer Fruchtbarkeit hat die Erde sich geschmückt; das Grün der Felder und Wälder entzückt das Auge; die Blumen erfüllen die Luft mit ihrem Wohlgeruch; zwischen dem Laub der Bäume beginnen die Früchte sich rasch zu entwickeln, und die Ernte wächst schon mächtig heran. So soll also die Himmelfahrt des Herrn in einer Zeit gefeiert werden, die das Erlösungswerk bei seiner Vollendung im herrlichsten Glanze erscheinen läßt.

Sitzend zur Rechten des ewigen Vaters, thront nun unser Erlöser, lieber Leser, in der himmlischen Herrlichkeit und wir dürfen uns dessen freuen! Ist es uns doch, als ob Er jenes trostvolle Wort aus dem Evangelium des verfloffenen Sonntags wiederholte: „Wahrlich, wahrlich sage Ich euch, was immer ihr den Vater in Meinem Namen bitten werdet, das wird Er euch geben!“

Im Namen Jesu aber müssen wir beten, um die zugesicherte Erhörung zu finden! Schon in der letzten Betrachtung haben wir, lieber Leser, kurz und knapp dieses Gebet „im Namen Jesu“ charakterisiert; heute wollen wir uns etwas ausführlicher darüber unterhalten.

Der griechische Weltweise Thrasillus gehörte zur philosophischen Schule des, durch viele originelle Anekdoten bekannten Diogenes, der u. a. lehrte, daß den Göttern derjenige am nächsten komme, der möglichst wenige Bedürfnisse zum täglichen Leben habe. Thrasillus, der, wie sein Meister, stets in einem zerrisse-

nen und beschmutzten Mantel daherging, wurde eines Tages aufgefordert, vor dem Könige Antiochus zu erscheinen. Als er nun in seiner gewohnten defekten Bekleidung vor dem Könige erschien, ersuchte dieser den Philosophen, sich ein Gnadengeschenk auszubitten. Der Philosoph bedachte sich einige Augenblicke und sagte dann: „Schenke mir, o König, eine Drachme!“ (Eine griechische Drachme hatte nicht einmal den Wert einer Mark nach unserer heutigen Geldwährung.) Darob wurde der König sehr unwillig und erwiderte: „Du begehrst da eine Gabe, deren Spendung eines Königs nicht würdig wäre!“ Sofort spannte Thrasillus seine Forderung höher und bat um ein Talent (mehr als fünftausend Mark). Wiederum wies ihn der König ab mit der Bemerkung: „Nun begehrst du eine Gabe, die eines Philosophen, der die Bedürfnislosigkeit predigt, nicht würdig wäre!“ — Dieses kleine Wechselgespräch zwischen König und Philosoph scheint mir, lieber Leser, sehr reich genug zu sein, um von jedem betenden Christen beachtet und beherzigt zu werden. Denn so oft wir — im Gebete — vor den Thron des unsichtbaren Königs Himmels und der Erde treten, der mit unendlicher Güte uns zu hören sich herabläßt, sollen wir weder solche Dinge begehren, die Gottes nicht würdig sind, noch solche, deren wir selber nicht würdig sind. Und der hl. Chrysostomus sagt daher: „Gleichwie Niemand vor seinem Könige zu erscheinen wagt um eines abgetragenen Rockes oder um einer kleinen Geldmünze willen, deren er beraubt worden, so sollst auch du nicht wagen, um verächtlicher und nichtiger Dinge willen mit Gott zu reden. Fordere vielmehr große und himmlische Dinge, die Seiner unendlichen Herrlichkeit würdig sind!“

Im gleichen Sinne bekennet auch der königliche Sänger David: „Eines habe ich vom Herrn verlangt, und dieses Eine will ich suchen, — daß ich im Hause des Herrn wohne alle Tage meines Lebens.“ Und der hl. Ambrosius mahnt: „Wenn du betest, so bitte um große und ewige, aber nicht um eitle, hinfällige Dinge!“

Indes, auch wenn wir zu Bitten solchen Inhaltes, uns erheben, lieber Leser, müssen wir der Antwort eingedenk bleiben, die jener König dem Thrasillus gab: Du begehrst eine Gabe (sagte er), die eines Philosophen von deiner Art nicht würdig ist! — So kann es auch dem betenden Christen leicht geschehen, daß er, indem er um himmlische Güter fleht, eine Gabe begehrt, deren er nicht würdig ist. Wie jene Philosophen aus der Schule des Diogenes unter den alten Griechen ihren Ruhm darin fanden, einen mehr als dürftigen, zerlumpten Anzug zur Schau zu tragen, alle anderen Menschen zu verachten und die gewöhnlichsten Regeln des Anstandes und der guten Sitte nicht zu beachten, — so erscheint auch, lieber Leser, der reuelose Sünder vor Gott, dem Herrn, in einem mehr als dürftigen, beschmutzten Gewande. Er

macht auch vor seinen Mitmenschen aus dieser Unordnung kein Geheimnis, indem er, stolz auf seine „Bildung“, auf die gläubigen, treuen Kinder der Kirche geringschätzig herabfieht. Solchen „Philosophen“ gilt aber das Wort des Weisen der hl. Schrift: „Wer vom Gesetze des Herrn sich abwendet, dessen Gebet wird ein Abscheu sein“ (Sprichw. 28).

So ist denn, lieber Leser, die Grundbedingung eines Gebetes „im Namen Jesu“, das immer und allezeit auf Erhörung rechnen darf: das aufrichtige Bestreben nach Vesserung des Lebens! Wer aber wird sich damit entschuldigen dürfen, daß er nicht beten könne? Thomas von Kempen sagt da sehr treffend und schön: „Wenn du auch nicht vermagst, wie der Jünger Johannes, hohe und göttliche Dinge zu erschauen, so kannst du doch mit Magdalena zu den Füßen Jesu verweilen und, mit aufrichtiger Reue über deine Schwächen und Fehlritte, um die Guld und Gnade des göttlichen Erlösers bitten.“

S.

Winfried - Bonifatius.

Zur 1150jährigen Jubiläumsfeier seines Todes.
(5. Juni 1905.)

Apostel Deutschlands, der so wohl getan
Einst unserm Land in unbegrenzter Güte,
Daß überall auf Deiner Segensbahn,
Des Glaubens Licht aus Heidenacht erblühte,
Der Du besiegelt selbst mit Deinem Blut,
Was Du gelehrt durch Wort und Werk und Leben,
Nimm Du noch heut' das Band in Deine Gut,
Dem Du dereinst das Christentum gegeben!

Blid', Bonifaz, an Deinem Ehrentag herab
Aufs deutsche Land, von Glauben jezt zerspalten;
Den Glauben, den einst Deine Hand ihm gab,
Mögt bald von Gott Du ihm zurückerhalten!
Führ' es auf wahrer Glaubensbahn,
Fern ab von Zwist und allen Streitereien,
Und laß die Zeit, die heißerfehnte nah'n,
Da alle sich dem guten Hirten weihen!

Bischof Strohmayer und eine von ihm nie gehaltene Rede.

Wer's nicht glaubt, daß ein Mensch auch für eine von ihm in seinem ganzen Leben nie gehaltene Rede verantwortlich gemacht werden kann, der kennt eben gewisse Pappenhelmer nicht, die kritiklos die größten Wären spazieren führen, wenn man damit nur Rom bedrängen zu können vermeint.

Das zeigt wieder einmal die Wertverwertung der famosen Konzilsrede des eben verstorbenen Bischofs Strohmayer von Djalobar.

Die Geschichte dieser Fälschung reicht bis in die Tage des vatikanischen Konzils zurück. Schon während dieses Konzils wurde nämlich in Rom eine „Rede Strohmayers vom 10. Juni“ verkauft. Strohmayer selbst hat diese ihm in den Mund gelegte Rede, deren Unrechtheit schon bei der flüchtigsten Lektüre offen zutage tritt, bereits in einer Erklärung vom 20. Dezember 1871 in Verlags „Archiv für lath. Kirchenrecht“ XXIV, S. XXXV, als Fälschung gebrandmarkt. Noch einmal tat er das in einem Hirtenbrief vom 28. Februar 1881, wo er spricht von einer häßlichen Rede, die vor einigen Jahren unter seinem Namen beinahe in der ganzen Welt zirkulierte.

Damit konnte die Sache erledigt sein: bei denkenden Menschen wohl, nicht aber bei den Altkatholiken und den Kriegsmännern des Evangelischen Bundes. Erstere verbreiteten 1872 die gefälschte Rede in Konstanz, worauf ein Dementi sowohl von Ketteler als von Strohmayer erfolgte und die Weiterverbreitung eingestellt wurde.

Letztere aber nahmen 20 Jahre später den alten Schwindel wieder auf und ein Dr. Krone veröffentlichte diese in Nr. 54 der „Flugschriften des Evangelischen Bundes.“

Da trat der Münchener altkatholische Professor Friedrich, der Freund und Biograph Dollingers, während der Konzilszeit selbst in Rom anwesend, auf und erklärte unterm 30. Mai 1891 die Rede abermals für unecht. Es fällt diese Erklärung um so mehr in die Waagschale, als Friedrich in derselben Strohmayer als den „Hauptinformator des Verfassers der „Römischen Briefe“ bezeichnet.

Was tat darauf Dr. Krone? Als Mann von Wahrheit und Ehrlichkeit hätte er die Fälschung fallen lassen müssen; statt dessen veröffentlicht er in Nr. 55 der „Flugschriften des Evangelischen Bundes“ 18 Gründe, welche für die Echtheit der Rede sprächen und fordert die „ultramontane“ Presse auf, den Beweis für die Unrechtheit der Rede zu führen.

Ist das nicht unbezahlbar! Der Mann, der die Rede gehalten haben soll, hat sie selbst wiederholt als Fälschung zurückgewiesen; seine Gegner, die damals mit in Rom waren, müssen ihm zustimmen, daß er die Rede nicht gehalten, trotzdem soll nun noch der Beweis der Unrechtheit erbracht werden. Ist das naiv oder dreist?!

Eine edle Dreistigkeit offenbart ein Pastor Dr. Riels-Prosen, der die Erklärungen Strohmayers in folgender ungemein bezeichnenderweise ausschalten will:

„Der Mann, welcher am 27. November 1870 an Geh. Justizrat Prof. Dr. Bauerband in Bonn schrieb, daß er seine auf dem Konzil behandelte Ueberzeugung fest und unerschütterlich bis zum Tode vertreten werde, und dann 1881 im Hirtenbrief die Papstunfehlbarkeit für ein altes göttlich geoffenbartes Dogma erklärte, kann nicht ohne weiteres für seine Ableugnung Glauben verlangen.“ („Reformation“ Nr. 20 vom 14. Mai 1905, S. 313.)

Nach dem Tode Strohmayers wurde nun mit anderen Mäusergeschichten die alte Konzilsrede noch einmal neu aufgewärmt und zwar zunächst in der Pariser Monatschrift „France et Evangile“, und zwar von einem Herrn Georges du Bellay, „weiland Sekretär des Vatikanischen Konzils 1867—1870 und Attaché des Kardinal-Erzbischofs Guibert von Paris, damals Erzbischof von Tours.“

In derselben Nummer der „Reformation“ teilt Pastor Riels das Antwortschreiben mit, das ihm Herr Bellay auf seine Mitteilung hin, daß die Rede als Fälschung betrachtet werde, zugesandt und wo es heißt:

„Ich habe selber die Rede des Bischofs von Djalobar gehört; ich war einer der Sekretäre des Konzils, wie Sie in meinen Artikeln über die Römische Kurie (France et Evangile, Janvier, Fevrier, Mars) lesen können. . . Diese Rede wurde auf dem Konzil in der Generalkongregation Mitte April, den 14, 15. und 16., wenn meine Erinnerungen exact sind, aber sicher zwischen dem 15. und 20. April 1870 gehalten. Ich füge bei, daß ich selber an den Bischof von Djalobar geschrieben habe, um ihn zu benachrichtigen, daß seine Rede erscheinen werde. Er hat mir nicht geantwortet, was er ohne Zweifel getan hätte, wenn diese Rede apokryph gewesen wäre, wie Sie sagen.“

Triumphierend ruft unser kampfesfroher Bundesbruder aus: „Wer möchte noch solchen Zeugnisse die Echtheit der Rede ohne weiteres bestreiten wollen?“

Nun wir nennen ihm da einen Gegner, der das tut, dessen Zeugnis aber um so vernichtender wird, als er zu den rabiaten Wortkämpfern des Evangelischen Bundes gehört: „Die Wartburg“ nämlich, die klüger als Riels vorher Erkundigungen eingezogen, ehe sie auf den französischen Beim froch und jezt (Nr. 20 vom 19. Mai 1905) erklärt:

„Sierzu (zu der Erklärung Bellays) schreibt uns Prof. Dr. Friedrich, daß von vornherein auf französische Geisliche sehr wenig zu geben sei, denn „gerade diese unwissenden und über alle Massen hochmütigen Leute haben das ganze vatikanische Konzil mitinszeniert, durch die reichsten Mittel gestützt und nicht gerührt, bis sie ihr Dogma in der Tasche heimtragen konnten.“ Herr du Bellay aber war gar nicht Sekretär des Konzils; war er aber etwa Sekretär des Erzbischofs Guibert, so konnte er eine in der Generalkongregation gehaltene Rede überhaupt nicht hören; denn die Theologen und Sekretäre der Bischöfe durften an diesen Sitzungen nicht teilnehmen. Wenn aber vollends Herr du Bellay die fragliche Rede „zwischen dem 15. und 20. April“ gehalten sein läßt, so erwidert Friedrich: „Am 15. April war Karfreitag, am 16. Karfreitag, am 17. und 18. Ostern, lauter Tage ohne Sitzung. Am 19. aber dem einzigen Tag zwischen dem 15. und 20., wo eine Sitzung stattfand, sind lediglich die letzten Abstimmungen über die 4 Kapitel de fide vorgenommen worden. Ueberhaupt fanden seit dem 1. April gar keine Generalkongregationen statt, in denen außer von den Referenten der dogmatischen Kommission Reden gehalten wurden. Schließlich ist Strohmayer auch nicht, wie Herr du Bellay weiter schreibt, in der Nacht nach der angeblichen Rede aus Rom geflüchtet, sondern bis zum Weihen Sonntag, 24. April, in Rom geblieben. Die einzige Rede, die Strohmayer über die Unfehlbarkeit wirklich laut werden ließ, hat er am 2. Juni nicht am 10. Juni gehalten. Diese Rede aber hat so

gar der Vorstand des amtlichen Prehburcaus, Bischof Se-
neftrch von Regensburg für „außerordentlich maßvoll und
ruhig“ erklärt.“

„Hiermit“, schreibt „Die Wartburg“ dazu, „scheint uns die
Sache erledigt zu sein“. Wir wollen dazu zwei Fragezeichen
machen, da Märlein, welche der Evangelische Bund folportiert,
unsterblich sind wie die Seeschlange.

□ Eine Neuerung auf dem Gebiete der modernen Krankenpflege.

Mit dem Fortschritt der medizinischen Wissenschaft hat sich
in steigendem Maße die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß
die Krankenpflege einen integrierenden Teil der ärztlichen
Behandlung bedeutet. Es erwächst daher für alle Genossen-
schaften, welche sich der Krankenpflege widmen, die unabwei-
sbare Notwendigkeit über ein Personal zu verfügen, das eine dem
Stand der modernen medizinischen Wissenschaft angepaßte
Vorbildung für den Beruf der Krankenpflege genossen hat.

Die weibliche Krankenpflege hat in der katholischen Kirche
seit ihren ersten Anfängen bestanden. In den Stürmen des
ersten Jahrtausends kam sie aber über opferwillige Einzel-
leistungen nicht hinaus. Eine eigentliche Organisation erfuhr
sie erst zur Zeit der Kreuzzüge (Templer, Johanniter usw.).
Die ersten „barmherzigen Schwestern“ in unserem heutigen
Sinne waren die Vincentinerinnen und Borromäerinnen, de-
ren Orden im Jahre 1634 bzw. 1652 begründet wurden.

Im 19. Jahrhundert kam die Krankenpflege in der katholi-
schen Kirche zur Blüte durch die Begründung zahlreicher weib-
licher Orden, wie u. a. der Klemensschwestern, der Franzis-
canerinnen, der Dienstmägde Christi, der Schwestern des hl.
Erlösers usw.

Gegenwärtig haben wir in Deutschland allein nicht we-
niger als 23 000 barmherzige Schwestern, in Oesterreich
21 000, in Frankreich 49 000 und ihre Gesamtzahl auf
dem Erdenrund beträgt nahezu eine halbe Million. Daneben
üben auf protestantischer Seite zahlreiche Diakonissen das Werk
der christlichen Nächstenliebe.

Nicht jede weibliche Person, die den Beruf zur Ordenstätig-
keit in sich fühlt, eignet sich zur Krankenpflege und auf der
anderen Seite wird so manches Mädchen, das alle Eigenschaf-
ten für diesen Beruf besitzt, der Krankenpflege entzogen, weil
es keine Gelegenheit hat, seine Befähigung zu erproben.

Dies einen durchgreifenden Wandel zu schaffen und damit
die Krankenpflege in unseren katholischen Orden auf eine Stu-
fe zu bringen, auf der sie allen modernen Anforde-
rungen auf dem Gebiete der Krankenpflege gerecht wird,
ist der Zweck einer Neuerung, welche das West-Sanato-
rium zu Berlin demnächst ins Leben rufen wird.

Ausgehend von der Erwägung, daß für den Entschluß, in
einem weiblichen Krankenpflege-Orden einzutreten, nötige
Voraussetzung die Befähigung der betreffenden Persönlichkeit
für diesen Beruf und das eigene sichere Bewußtsein dieser Be-
fähigung ist, wird das West-Sanatorium zu Berlin vom Herbst
dieses Jahres an Krankenpflege-Kurse für weibliche
Personen einrichten, welche die Neigung in sich empfinden, in
einen Krankenpflege-Orden einzutreten.

Diese Kurse sollen ihnen auf der einen Seite Gelegenheit
zur Selbstprüfung geben und sie auf der anderen Seite
theoretisch und praktisch in allen Zweigen
der Krankenpflege gründlich vorbereiten.

An diesen Kursen des West-Sanatoriums, in welchem ka-
tholische Ordensschwestern die Krankenpflege und den Wirt-
schaftsbetrieb ausüben, wirken die ersten Professoren
und medizinischen Autoritäten der Stadt Berlin
mit.

Nach Ablauf eines halben Jahres haben die Teilnehmerin-
nen ein Examen abzulegen. Ueber das Ergebnis desselben
wird ihnen ein Zeugnis ausgestellt. Die besten Leistungen
werden durch Diplome ausgezeichnet.

Diesemigen Teilnehmerinnen, welche sich für den Eintritt
in einen Krankenpflege-Orden nach Ablegung des Examins
erklären, nehmen nach einem zeitweisen Aufenthalt im Mut-
terhause an einem weiteren Ausbildungskursus im West-Sa-
natorium teil.

An den Kursen können teilnehmen junge Mädchen ka-
tholischer Konfession von legitimer Abtammung,
unbescholtenem Rufe und gesunder Konstitution, welche die
Neigung zum Eintritt in einen Krankenpflege-Orden in sich
spüren und für diesen Beruf geeignet erscheinen.

Die Erfüllung dieser Voraussetzungen muß durch den Orts-
pfarrer oder sonstige amtliche Personen wie den Ortsvor-
steher, Lehrer usw. bescheinigt werden.

Die Errichtung der erwähnten Kurse will neben der Hebung
der Krankenpflege junge Mädchen, welchen aus finanziellen
Gründen der Eintritt in einen Krankenpflege-Orden versagt
ist, in den Stand setzen, sich diesen Zutritt selbst zu ermög-
lichen. Zu diesem Zweck wird denjenigen Teilnehmerinnen,
welche die Kurse mit gutem Erfolg absolvieren und sich für die
Krankenpflege-Ordnstätigkeit erklären, eine Prämie in Höhe
des für den Eintritt in eine Genossenschaft vorgeschriebenen
Eintrittsgeldes gewährt. Die Teilnahme an den Kursen ist
außerdem völlig unentgeltlich, selbst die Reise-
kosten werden für die Hin- und Rückfahrt vergütet, sofern
die Teilnehmerin nicht vor dem Examen zurücktritt. Ob das
Examen zufriedenstellend ist oder nicht, kommt für die Erstat-
tung der Reisekosten nicht in Betracht.

Nähere Auskunft wird durch das West-Sanatorium (Verlat
W. 15) erteilt.

Die Hygiene im Juni.

Von Dr. Max Werler.

Mit dem Beginn einer beständigen Witterung wird der
allgemeine Gesundheitszustand im Juni natürlich günstiger.
Freilich wird die Menschheit demgemäß auch entsprechend
unvorsichtiger. Leute, die ängstlich sich gegen jede Schäd-
igung ihrer Gesundheit in acht nehmen, welche ihnen durch
die Kälte zugefügt werden kann, verhalten sich oft ganz leicht-
fertig gegen die Schädigungen der Hitze. Vor allem auch
denken sie, im Sommer dürfe man dem Körper alles zu-
muten, Durchnässung und Abkühlung und jede andere Kränk-
lung. Und doch hat man sich auch im Sommer ebenso vor
Erfältung zu schützen, gerade weil man im allgemeinen um
so wärmer in der Regel ist. So hüte man sich auf Land-
partien und Märschen, durch die man erhitzt ist, plötzlich sehr
kühle Wohnungen, Keller, Gisteller zu betreten, insbesondere
auf Bergpartien in kühle Felschachte oder Höhlen zu steigen,
durchnässte Kleider auf dem Körper trocknen zu lassen, es sei
denn unter den Strahlen der Sonne, die ja im Juni noch
nicht so heiß brennen, als daß man sich ängstlich vor ihnen
schützen müßte.

Ohnedies geschieht das bei uns viel zu sehr und viel mehr,
als in südlichen Ländern, wo man sicherlich noch mehr Ur-
sache dazu hätte, wo man aber im näheren Umgang mit der
Sonne deren gesundheitlichen Wert längst erkannt hat.

Kindern und Greisen ist der Aufenthalt in der Sonne sehr
anzuempfehlen; Rheumatismuskranke mögen sich getrost den
Strahlen der Mittagssonne aussetzen. Auch Bleichsüchtige
und Blutarmen wird der Aufenthalt in der Sonne oft emp-
fohlen; es soll dies aber nicht bedingungslos geschehen.
Denn die Sonnenglut wirkt erschöpfend und ermüdend, und
der Bleichsüchtige ist ohnedies müde und träge und zur Be-
wegung, die ihm sehr not und gut tut, unlustig. Diese Schlaf-
heit zu erhöhen, liegt wahrlich kein Grund vor. Indessen
sollen sich Bleichsüchtige, wenn sie ihre ihnen notwendige Be-
wegung hinter sich haben, wohl besser in der Sonne auf-
halten, als im Schatten.

Im Juni gesellt sich zu der Vorsicht, die wir der Milch-
nahrung gegenüber beobachten müssen, die Beobachtung aller
durch die Hitze leicht der Verwesung ausgesetzter Nahrungs-
mittel, die uns überall mit gefährlichen Vergiftungen be-
drohen. Wurstvergiftungen kommen im Sommer oft vor,
öfter als man wohl annimmt, denn man hört immer nur
von den besonders gefährlichen Erkrankungen, solchen die mit
Lebensgefahr verbunden sind, aber manche Durchfallser-
scheinung im Sommer ist auf verdorbene Speisen zurückzu-
führen. Ganz besonders gefährlich sind Krebse, die verdorben
sind, und man kann nicht genug davor warnen, von Hän-
deln Krebse in gekochtem Zustande oder überhaupt tote Krebse
zu kaufen. Bei Krankheitsercheinungen aber, die infolge ver-
dorbener Speisen eintreten, soll man so schnell wie möglich
einen Arzt hinzuziehen, und ist dieser schnell nicht herbeizu-
schaffen, so möge man starke Abführmittel, Ricinusöl zc. zu
sich nehmen.

Aber auch Getränke können durch die Hitze verderben, das
Trinkwasser selbst; es ist ratsam, im Sommer nur ganz
frisches, oder abgekochtes Wasser zu trinken. Wer dies nicht
haben kann, setze dem Wasser etwas Fruchtsaft oder Kognak
bei. Im allgemeinen aber ist es überhaupt nicht ratsam,
zuviel zu trinken, wozu in der wärmeren Jahreszeit allzu
leicht die Neigung vorliegt. Man trinkt, um das Durstbe-
dürfnis zu stillen, und erregt nur neuen Durst, kann aber
leicht dabei allerlei Magen- und Verdauungsstörungen her-
vorrufen. Man kann aber ganz gut auch das Durstbedürf-
nis bezwingen, und insbesondere bei Kindern ist es ratsam,
daß man ihnen nicht bei jedem Durstbedürfnis leicht nach-
gibt, sondern sie an einige Enthaltensamkeit in dieser Beziehung
zwingt.

Der Juni ist natürlich auch schon derjenige Monat, in welchem zahlreiche Personen ihre Sommererholungsreise antreten, die meisten sich aber auf dieselbe vorbereiten. Sehr viele Leute, die nicht durch die Schulzeit der Kinder an den Juli gebunden sind, nehmen natürlich lieber ihre Sommererholung schon im Juni, wo die Bäder noch nicht überfüllt, und die Preise überall dementsprechend auch billiger sind. Indessen hat man sich davor doch in vielen Fällen sehr zu hüten.

Zunächst ist in jedem Falle davor zu warnen, schon im Juni an die See zu reisen. Wenn wir auch oft im Juni beständigeres Wetter hatten, als im Juli, so ist im Juni die Erde noch nicht so durchwärmt, und selbst bei anhaltend ungünstiger Witterung ist der Juli im Allgemeinen wärmer. Seebäder im Juni können oft recht unangenehme Folgen zeitigen. Auch für Blutarmer, Rheumatismus-Kranke und Sichtsleidende ist ein zu früher Beginn der Baderkur nicht ratsam. Denn man hat zu bedenken, daß die Kur nicht nur im Trinken der Quellen und im Nehmen der Bäder besteht, sondern daß der Aufenthalt in guter Luft im Freien dazu kommen muß, und alle die genannten Kranken brauchen viel Wärme.

Wer aber ins Bad reist, nehme sich — selbst wenn es auch im Juli wäre, — Herbst- oder Winterpaletot mit. Wir können in unserer gemäßigten Zone stets auf starken Temperaturwechsel gefaßt sein, und bei andauerndem Regenwetter sind die Abende immer derart kühl, daß der Kranke derartige Herbst- und Winterhüllen vertragen kann. Beim Mieten der Wohnungen in den Badeorten achte man wohl darauf, feuchte Wohnungen zu vermeiden. Den Parterrewohnungen gehe man möglichst aus dem Wege, ebenso denjenigen ohne Morgensonne. Eher verzichte man auf den schönen Ausblick vom Fenster. Ueberhaupt ist es mit den schönen Wohnungen in den Sommerfrischen und Badeorten ein eigen Ding; die schönsten sind in der Regel die ungesundesten. Denn am liebsten wählt man ja Wohnungen inmitten großer Gärten oder gegenüber von Parkanlagen, und es ist naturgemäß, daß diese feuchter und kälter sind, als Wohnungen in geschlossener Häuserreihe. Besonders zu vermeiden sind jene so beliebte Parterrewohnungen, zu denen man aus dem Garten nur eine oder zwei Stufen zu steigen hat. Auch bei denjenigen Kranken, denen das Treppensteigen schwer wird, oder gar unmöglich ist, soll man lieber Wohnungen in der ersten Etage wählen, wenn auch das Hinauffahren oder Tragen Schwierigkeiten mit sich bringt. Aber eine feuchte oder kalte Wohnung kann die ganze Baderkur illusorisch machen.

Ist alles dies gegen den Besuch der Badeorte im Juni gesagt worden, so darf aber auch das angeführt werden, daß man im Juni eine bessere Auswahl der Wohnungen hat und einen geringeren Andrang zu den Quellen und Bädern, was insbesondere bei den zur Nervosität neigenden Kranken von großer Bedeutung ist.

Im Allgemeinen ist für die Gesundheitspflege im Juni noch zu sagen, daß man gut tut, bei Beginn der wärmeren Jahreszeit den Fleischgenuß einzuschränken und das Schwergewicht auf die frischen Gemüse, Eier, Mehlspeisen, Nüssenfrüchte und Obst zu legen. Freilich ist bei stärkerem Genuß von Gemüse und Obst auch die Getränkezufuhr zu beschränken. Gerade bei Kindern, die sich im Sommer viel im Freien bewegen, ist das Schwergewicht auf die vegetarische Kost zu legen, wenn auch die Ernährung nicht ausschließlich durch diese geschehen soll.

Die Kleidung soll im Sommer bei Alt und Jung ein leichte und womöglich helle sein. Das heißt aber nicht etwa, daß man mit Beginn der warmen Jahreszeit die wollene oder baumwollene Unterkleidung ablege. Gerade im Sommer, wo der Körper viel mehr schwitzt, ist das Tragen der Leinwand auf dem bloßen Körper ebenso ungesund, wie unsauber, und man kann ja eine leichtere Unterkleidung wählen, als man sie im Frühling und Herbst trug. Man wähle lieber die Kleidung leicht, als die Unterkleidung fortzulassen. Insbesondere ist dies bei Kindern zu beachten, die sich im Bauen schnell erhizen und sich dann, wenn sie ausruhen, da die Leinwand die Schweißtropfen nicht aufsaugt, in ihrem eigenen abgekühlten Schweiß leicht erkälten. Bei Kindern ist endlich ferner wohl darauf zu achten, daß sie sich nicht auf der Straße auf Steinfliesen und Steinbänke setzen, daß sie bei Bausspielen nicht kalte Getränke nehmen, sich nicht erhizen in kühle Torwege stellen oder setzen zum Ausruhen.

Was im Eingang von der größeren Unvorsichtigkeit der Menschheit im Sommer gesagt ist, gilt ganz besonders auch von den Kindern, die sich in der warmen Jahreszeit deshalb leichter Krankheiten und Schäden zuziehen, weil wir sie mehr aus unserer Obhut geben müssen und leichter geben. Daß dies nicht auch leichtfertig geschehe, muß immer wieder ange-raten werden.

Vom Juni.

Der Junius oder Juni, jetzt der sechste Monat des Jahres, mit 30 Tagen, war nach dem alten römischen Kalender, in welchem das Jahr mit dem März anfang, der vierte und erhielt seinen Namen nach der Juno. Im deutschen Kalender heißt der Juni Brachmonat, auch wird er Rosenmonat genannt. Er ist der Monat der Postage; im Juni gelten Medardus (8.), St. Vitus (15.), Johannes der Täufer (24.), Petri und Paul (29.) als solche. Postage heißen diejenigen Tage des Jahres, an die sich, namentlich in der Kunde und Vorausjagung der Witterung, sowie bezüglich der Bornaahme der Saat und Ernte, der Volks- und Aberglaube bindet. Die Bedeutung der Postage ist teils auf allgermanische, heidnische Gebräuche, teils auf überkommene Erfahrungen zurückzuführen.

Der Juni ist ferner reich an interessanten Kalendertagen, als deren Haupttag, auch im wirtschaftlichen Leben, wohl der Johannistag, 24. Juni, zu bezeichnen ist. Während der ersten zwei Drittel des Monats steht die Sonne im Zeichen der Zwillinge, während des letzten Drittels in dem des Krebses. Die Temperatur ist im Mittel 2,29 Grad R. höher als im Mai und 1,12 Grad R. niedriger als im Juli. Erst nach Eintritt des Sommer-solstitiums wird die Witterung beständiger und wärmer. Die Temperatur steigt im allgemeinen bis gegen Mitte des Monats, vom 15. bis 22. vermindert sie sich häufig und treten kühlere Tage mit Nordwinden nicht selten ein.

Ueber die Launen des Juni weiß der Volksmund in seinen Bauern und Wetterregeln manches zu sagen, und wollen wir einige als Charakteristikum folgen lassen:

Hat Medardus (8. Juni) am Regen Behagen,
Wiß er ihn auch in die Ernte jagen.
Heller Medardustag
Stillet der Bauern Klag'.
St. Medard lei'n Regen trag',
Es regnet sonst wohl vierzig Tag,
Und mehr, wer's glauben mag.
Wer auf Medardi haut,
Der kriegt viel Flachs und Kraut.

Daß der Juni über die gedeihliche Entwicklung der Ernte entscheidet, dürfte uns folgende Regel zeigen:

Auf den Juni kommt es an,
Ob die Ernte soll bestahn.

Da das eigentliche Wachstum im Juni beendet sein muß, so kann der Landmann in diesem Monat Kälte und viel Regen nicht gebrauchen.

Wenn kalt und naß der Juni war,
Verdirbt er meist das ganze Jahr.

Der Winger rechnet mit folgender Wetterregel:

Regnet's an St. Barnabas,
Schwimmen die Trauben bis ins Faß.
Waden und Nebenblüte
Sind von gleicher Güte.

Auch der Fronleichnamstag hat seine beachtenswerte Bauernregel, die auf den Wein bezug hat. Sie heißt: †

Corporis Christi schön und klar,
Guter Wein in diesem Jahr. —

Als Postage hat der 24. Juni, Johannistag (Johann es der Täufer) allein eine ganze Anzahl Bauern- und Wetterregeln aufzuweisen; wir wollen nur einige hier folgen lassen:

Johannisregen
Bringt kein Segen.

Eine andere Bauernregel sagt:

Der Ruckel kündet teure Zeit,
Wenn er noch um Johannl schreit.

Auch für die Ernte hat der Johannistag seine Sprüche:

Regen am Johannistag,
Nasse Ernt' man g'warten mag.

Ferner:

Vor Johannistag
Keine Gerste man loben mag.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 24.

Düsseldorf, den 11. Juni.

1905.

Inhalt: Evangelium zum hl. Pfingstfest. — Pfingsten, das Geburtsfest der Kirche. — Pfingsten das gnadenvollste Fest. — Die Pfingstrosen. — Das Evangelium und die soziale Frage. — Die „Gefährlichkeit“ der katholischen Volksmissionen im liberalen Blicke. — Künstliche Zähne. — Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum hbl. Pfingstfeste.

Evangelium nach dem hl. Johannes XIV, 23—31.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben; wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen. Wer mich nicht liebet, der hält meine Worte nicht und das Wort, welches ihr gehört habet, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat. Dieses habe ich zu euch geredet, da ich noch bei euch bin. Der Tröster aber, der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, derselbe wird euch alles lehren, und euch an alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe. Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz betrübe sich nicht und fürchte nicht! Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: ich gehe hin, und komme wieder zu euch; wenn ihr mich liebet, so würdet ihr euch ja freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich. Und nun habe ich es euch gesagt, ehe denn es geschieht, damit ihr glaubet, wenn es geschehen sein wird. Ich werde nun nicht mehr viel mit euch reden: denn es kommt der Fürst dieser Welt; aber er hat nichts an mir, sondern damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und tue, wie es der Vater mir befohlen hat.

Pfingsten, der Geburtstag der Kirche Gottes.

Das jüdische Pfingstfest galt dem Gedächtnisse der Verkündigung der zehn Gebote auf dem Berge Sinai. Sie geschah am fünfzigsten Tage nach dem Auszuge aus Aegypten, jenem ersten jüdischen Osterfeste. Wie aber dem jüdischen Osterfeste ein christliches Osterfest, so sollte auch dem jüdischen Pfingstfeste ein christliches Pfingstfest folgen, an dem der Heilige Geist als Gesetzgeber die Welt unter die Herrschaft „des Gesetzes der Liebe“ stellte. Während daher am Sinai das alte Gesetz unter Blitz und Donner, unter Furcht und Schrecken, verkündet wurde, wird das Gesetz der Liebe unter einem wohlthätigen, sanften Tau der Gnade gegeben.

Als der Tag des Pfingstfestes gekommen war, — so berichtet die Apostelgeschichte, — waren alle (Jünger des Herrn) versammelt an demselben Orte. Da entstand plötzlich vom Himmel her ein Brausen, gleich dem Brausen eines dahersahrenden gewaltigen Sturmwindes, und erfüllte das ganze Haus, wo sie saßen. Und es erschienen ihnen zerteilte Zungen, wie Feuer, und es ließ sich auf einen Jeden von ihnen nieder. Und Alle wurden mit dem Heiligen Geiste erfüllt und fingen an, in verschiedenen Sprachen zu reden, so wie der Heilige Geist es ihnen gab auszusprechen“ (Apostelg. 2, 1—4).

Dieses wunderbare Ereignis, lieber Leser, machte natürlich großes Aufsehen in Jerusalem. Die einheimischen Juden wie die ausländischen, die zum Pfingstfeste sehr

zahlreich versammelt waren, hörten da diese armen, schlichten Galiläer in allen Sprachen der Welt reden von den Großtaten Gottes, — von der Menschwerdung, der Erlösung, der Heiligung, und daß nun in Erfüllung gegangen sei die Verheißung ihres göttlichen Meisters: „Ich werde den Vater bitten, und Er wird euch einen anderen Tröster geben, der bei euch bleibe in Ewigkeit, . . . und Er (der Tröster) wird euch leiten in alle Wahrheit; Er wird euch Alles lehren und euch an Alles erinnern, was Ich euch gesagt habe“ (Joh. 14.).

Dieses göttliche Wort, lieber Leser, begann heute sich zu erfüllen zum Staunen der jüdischen Volkscharen. Die Schleusen des Himmels hatten sich geöffnet, und mit Sturmesbrausen und in Feuerflammen war der ersetzte göttliche Tröster herabgekommen, um die harrenden Jünger auszurüsten zu ihrer großen, weltumspannenden Aufgabe. Man denke nur: Zwölf arme, unwissende Fischer waren es, aus dem verachteten Winkel des kleinen jüdischen Landes, zaghafte Anhänger eines schmachvoll Gekreuzigten, der unter dem Spott und Hohn seines eigenen Volkes auf der Nichtstatt sein Leben gelassen hatte! Und diese Handvoll Galiläischer Fischer sollte die Welt aus ihren Angeln heben? Diese Männer sollten die Menschheit in ihren Höhen und Tiefen umgestalten? Sollten „das Angesicht des Erdkreises erneuern“, wie es schon der Psalmist geweissagt hatte?

Ja, lieber Leser, das sollten sie, — aber eigentlich nicht sie, sondern der Geist Gottes in ihnen! Und durch welche Mittel? Durch das Wort vom Kreuze; durch das Wort, womit der Apostel Petrus gleich in seiner ersten Predigt dreitausend Seelen für Christus gewann; durch das Wort: „So wisse denn nun das ganze Haus Israel als wahr und gewiß: dieser Jesus, den ihr gekreuzigt habt, — Ihn hat Gott zum Herrn und zum Heiland gemacht! So tuet denn Buße, und ein Jeder von euch lasse sich taufen in dem Namen Jesu Christi zu Vergebung der Sünden, und auch ihr werdet die Gabe des Heiligen Geistes empfangen“ (Apostelg. 2).

Dieses Wort, das damals der Heil. Geist durch den Mund des Apostels Petrus sprach, und das von den Tausenden von fremdsprachigen Zuhörern so gut verstanden wurde, als ob es in der Muttersprache eines Jeden geredet worden wäre, — dieses Wort, lieber Leser, idt noch heute fort in dem Munde der Kirche Gottes, und zwar in mehr als hundert Sprachen über den ganzen Erdkreis! Und wo dieses Wort gläubig aufgenommen wird, da ist der Heil. Geist bereit, Seine Gnaden und Gaben in die Herzen auszugießen. Von dem Mittelpunkte des auf Golgatha aufgerichteten Kreuzes — von dem durchstochenen Herzen unseres göttlichen Erlösers — hat sich Seine Kirche in den vier Kreuzesballen nach allen Weltgegenden ausgebreitet: gegen Morgen und gegen Abend, gegen Norden und gegen Süden. Und dieses Wort „vom Kreuze“, das „den selbstge-

rechten) Juden ein Vergerniß und den (selbstweisen) Heiden eine Torheit war" (1. Kor. 1, 23), es hat in der Kraft des Heil. Geistes die ganze Welt besiegt, sowohl die griechische Weltweisheit, als die römische Weltmacht, die beide mit vereinten Kräften, mit allen Waffen des Wissens, der List, des Spottes und selbst der rohesten, grausamsten Gewalt sich dagegen stemmten, — die drei volle Jahrhunderte lang sich vergeblich abmühten; dieses Wort mit Feuer und Schwert verstummen zu machen und es in Strömen Blutes zu ersticken.

Was vermag aber auch, lieber Leser, alle menschliche Gewalt gegen die Macht des Geistes Gottes? Wenn heute alle Gewaltthaber der Erde all ihre Macht und ihre Heerhaufen versammelten, um den Wind, der jetzt grade aus Westen weht, zu hemmen und nach Osten umzuwenden — würde es ihnen wohl gelingen? Der Wind würde, ihrer Unmacht gleichsam spottend, ihnen den Staub der Erde in die Augen streuen! Wenn das aber vom irdischen Winde gilt, wie vielmehr (hat der Heiland gesagt) „von Allem, was aus dem Geiste Gottes geboren ist!" (Joh. 3, 8.) So konnte denn der alte Schriftsteller Tertullian schon nach kaum zweihundert Jahren den erstaunten Römern triumphierend zurufen: „Wir Christen sind von gestern, und doch haben wir all das Eurige erfüllt, — eure Städte und Inseln, eure Kasse und Ansiedelungen, eure Heerlager sogar, den Palast, den Senat, das Forum! Nur eure Götzentempel lassen wir euch! Je öfter ihr uns abmähet, desto üppiger sprossen wir hervor, denn das Blut der Martyrer ist der Same neuer Christen!" — Wer aus uns, lieber Leser, schämt sich nicht glücklich, dieser Kirche anzugehören?

Pfingsten — das gnadenvollste fest.

Zur Zeit der Albigenser lebte die hl. Quitgardis von Tongern als Klosterfrau in der Abtei Niviers in Belgien ein überaus heiliges, gottbegnadetes Leben. Unter den Offenbarungen, die ihr Gott zuteil werden ließ, findet sich auch eine über das hl. Pfingstfest, welche wir nachstehend folgen lassen.

„Am Pfingstfeste erkannte ich, daß im himmlischen Jerusalem ein großes Freudenfest begangen wurde wegen der Ausgießung des Hl. Geistes, der nicht nur den Aposteln so reichliche Gnade mittheilte, sondern auch allen Gläubigen, die Seiner Gaben empfänglich sind, mit bänstiger Liebe sich Selbst zum Geschenke gibt.

„Ich sah von dieser göttlichen Person göttliche Strahlen von unendlicher Kraft hervorgehen, welche die Seelen erleuchteten, entzündeten und ihnen das Leben der Gnade mittheilten.

„Mein Herr und mein Gott!" sprach ich bei diesem Anblicke, „ich wünsche zum höchsten Troste meiner Seele, daß es viele Feiertage des Heiligen Geistes gäbe!"

„Es gibt viele Feiertage des Heiligen Geistes," antwortete die göttliche Majestät, denn Er kommt immer herab, bleibt immer bei denjenigen Seelen, in welchen Er durch die Gnade wohnt; und diese haben eben darum alle Tage Pfingsten."

So die hl. Quitgardis. Diese Worte bekräftigen die Ansicht Jener, welche das hl. Pfingstfest für das gnadenvollste fest des Kirchenjahres halten. Kann es auch wohl anders sein, da an diesem Tage Derjenige sich voll Liebe auf die Erde ergossen hat, der da der Spender aller Gnaden ist! Auch ist Er herabgestiegen, um auf der Erde zu bleiben und durch Seine Gnadenwirkung sie zu einer Wohnung Gottes umzugestalten. Somit wird es denn nicht fehlen, daß Er jedes Jahr am hl. Pfingstfeste die Ausgießungen Seiner Gnade und Liebe überall da wiederholt, wo Er demütige und gnadenverlangende Herzen findet.

Leider ist das hl. Pfingstfest immer mehr ein weltliches Fest geworden, wo man nicht die Kirche, sondern weltliche Vergnügungsorte aufsucht. Und wie ist es in den Kirchen mit Pfingsten oft so wenig festlich! Kaum findet man in der einen oder anderen ein Bild des Hl. Geistes, und auch sonst wird Seiner oft nur wenig gedacht.

Suchen wir also durch unseren Eifer etwas hierin zu ersetzen! Wir werden gewiß reichen Gnadenlohn von diesem erhabenen Gnadenspender dafür erhalten.

Pfingstrosen.

Die Pfingstrose (Paeonia) ist eine schöne Blume von festlich-freudiger Farbe, so dunkel flammend rot, wie die Feuerzungen gewesen sein mögen, in deren Gestalt der Hl. Geist am Pfingstfeste sich auf die Apostel und Jünger Jesu herabließ. Diese Herabkunft des Hl. Geistes bewirkte auch bei den Aposteln sogleich, daß heiliger, flammender Glaubenseifer in ihren Herzen erblühte, glühender Tatendrang, zu wirken für die Verbreitung der erkannten Wahrheit, für das Reich Christi, flammende Liebe zu allen Menschen, zu allen Völkern, um sie alle des großen Glückes theilhaftig zu machen, das sie, die Apostel, genossen. Das waren prächtige, leuchtende Pfingstrosen, die, vom Hl. Geiste gepflanzt, in den Herzen der Apostel und Jünger Jesu erblühten. Sie gingen dann hinaus zu den Völkern der Erde und pflanzten überall, wo sie hinkamen, in die Herzen solche glaubenstrahlende, tugendleuchtende, liebeblühende Pfingstrosen, wie der Hl. Geist in ihnen erweckt hatte. Zulezt wurden die Apostel und Jünger Jesu und eine unzählige Schar derer, die sie für das Gottesreich gewonnen hatten, selbst zu lebendigen Pfingstrosen, indem sie ihr Blut und Leben für den Glauben hingaben! als blutrote Pfingstrosen flammten sie in Glaubstreue und heiliger Liebe empor, gaben öffentlich und feierlich Zeugnis für den heiligen Geist. Unüberschbar und unzählig waren die Beete, solche herrlicher Pfingstrosen, die während der zehn großen Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte im Garten der Kirche Gottes erblühten. Millionen und Millionen solcher heiligen Pfingstrosen haben seitdem durch alle Jahrhunderte in den heidnischen Ländern geblüht zum Ruhme des Hl. Geistes, der in jene Länder die Strahlen seiner Wahrheit hinein leuchten ließ.

Die Pfingstrose ist nicht nur die Pflanze eines jeden Gartens, sie wird auch in der Heilkunde benützt, gegen Gichtanfalle soll ihr Same heilsam sein. Die Gicht gehört zu den Krankheiten, die von verdorbenem Geblüt herrühren, sie besfällt besonders solche Personen, welche durch allzu große Leppigkeit und Unmäßigkeit im Essen und Trinken sich das Blut verunreinigt haben. — Die ganze Menschheit war nach dem Sündenfalle geistigerweise gichtbrüchig geworden. Durch die sinnlichen Verirrungen und unmäßige Schwelgereien, den Aberglauben und die geistbetäubenden Zermahnungen des Heidentums war das Blut verdorben, das in den Adern der Erdenvölker rohte. Gichtbrüchig und gleichsam gelähmt war die Menschheit, wie der arme Gichtkranke in Stabarnaum, den sie, weil er sich nicht bewegen konnte, samt seinem Bette vor den Füßen Jesu niederlegten und den er dann an Seele und Leib geheilt hat. Als nach dem großen Pfingstwunder zu Jerusalem die leuchtenden Pfingstrosen in den Herzen und auf den Lippen der Apostel erblühten und erglüheten, als der Same dieser Pfingstrosen durch den Sturmwind, der jenes Haus zu Jerusalem am Pfingstfest umbrauste, nach allen Ländern der Erde getragen wurde, und als allenthalben Christengemeinden gleich herrlichen Beeten voll Pfingstrosen erblühten: da wirkten diese Rosen und ihr Same wie ein wunderbares Heilmittel auf die krank und regungslos daneben liegende Menschheit, sie raffte sich auf, frisches Blut, neues Leben kam in ihre Adern, in ihre Glieder. Wo früher dumpfes, unfruchtbares Verfunkensein im Götendienste und Lasterleben war, da geschahen nun Wunder und Heldentaten des freudigen Glaubensmutes, Heldentaten christlichen Tugendlebens, Heldentaten der opferwilligen Nächstenliebe.

So sind die festlich rot flammenden Pfingstrosen, die in den Gärten stehen, schöne Gleichnisse des Pfingstwunders, der Herabkunft des Hl. Geistes in Gestalt von Feuerzungen und seiner Gnadenwirkungen zum Heile der Völker und der ganzen Menschheit. In allen christlichen Familien sollen immerdar Pfingstrosen blühen zu Ehren des heiligen Geistes, Pfingstrosen seiner Gnadenwirkungen, Pfingstrosen eines leuchtenden Glaubenslebens, wodurch ein Glied der Familie die anderen erfreut und zur Nachahmung ermuntert, Pfingstrosen der innigsten, opferwilligen Liebe Aller zu einander. Beten und wirken wir Alle, daß der heilige Geist solche Pfingstrosen in unseren Familien täglich und immerdar ausblühen lasse, dann herrscht in unseren Häusern fort und fort eine heilige Pfingstfreude.

Das Evangelium und die soziale Frage.

Aus einem Vortrag des P. Donaventura, gehalten in Breslau am 26. Mai.

Nach der Besprechung einer Reihe von Anschauungen über die Stellung Christi zur sozialen Frage (Nietzsche, Sozialdemokratie, Harnack u. a.), gab der Redner die grundlegenden Gedanken für das Verständnis der Beziehungen des Evangeliums zur sozialen Frage: Christus ist der Erlöser von der Sünde und dem aus der Sünde entsprungenen Leid; die soziale Frage ist im Tiefsten eine religiös-ethische Frage; in dieser Tiefe erfasst sie das Evangelium und gibt von da her den Weg zur Lösung. Ein Vorgang im Leben Jesu sei hierfür typisch. Dem Gichtbrüchigen, der offenbar zuerst Erlösung von seinen Leiden erwartete, sagte er: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Nicht die wirtschaftlich Armen hat er zunächst zu sich gerufen, (die Armut an äußeren Gütern fiel nicht immer zusammen mit der inneren Aufgeschlossenheit für die Predigt Jesu), sondern die Sünder und unter ihnen die reichen Zöllner.

Von diesem Gesichtspunkt aus sind Jesu Aussprüche über arm und reich zu verstehen. Er hat den Reichen das Wehe gesprochen, denen nach Augustins Wort der Wohlstand ein Uebelstand ist, weil es übel um ihre Seele steht. Die Gefahren des Reichtums schwebten ihm vor (unser Herz ist dort, wo unser Reichtum ist, es ist schwer, Reichtum zu besitzen, ohne von ihm besessen zu werden), darum hat er das Glück, die Freiheit und den Reichtum gepriesen, die in der Armut im geistigen Sinne liegt. Reichtum ist nicht das höchste Gut und kein absolutes Gut. Darum mahnt er: „Suchet vor allem das Reich Gottes.“ Hinter diesem Gut muß alles andere an Bedeutung zurücktreten. In die Sprache unserer Zeit übersetzt heißt dieses Wort: Der wichtigste Faktor in den Bestrebungen zur Lösung der sozialen Frage ist die Religion. „Ein Wechsel aufs Jenseits!“ Ja aber ein verbürgter, notwendiger Wechsel. Ohne ihn entbehren alle Versuche zur Herstellung einer sozialen Gerechtigkeit der Grundlage; ohne ihn wäre die soziale Frage nur eine Frage der Macht. Aber nicht ein Wechsel aufs Jenseits allein.

Das Evangelium verkündigt den unendlichen Wert jeder einzelnen Menschenseele, proklamiert die Menschenrechte, garantiert die Freiheit und das Recht der Persönlichkeit und gibt auch der irdischen Tätigkeit die höchsten Ziele, ruft zur wirksamsten Anspannung aller Kräfte, zur Entfaltung aller Fähigkeiten nach jeder Seite der menschlichen Veranlagung hin mit dem Worte: „Seid vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Weltstüchtig durch das im Jenseits liegende letzte Ziel, ist das Evangelium doch auch im irdischen Sinne weltfroh, weil das Ziel nur durch Tätigkeit und Kampf auf dieser Erde erreicht werden kann. Aber bei aller Kulturhöhe, bei dem denkbar höchsten wirtschaftlichen Wohlstand wird das Wort wahr bleiben: „Arme habt Ihr immer bei Euch,“ wird der Schmerz nie fehlen, der den Menschen begleitet, wie ein Schatten oder ein Licht bis zum ewigen Schatten oder dem ewigen Lichte, je nach der Auffassung und der Art, den Schmerz zu tragen. Es bedarf höherer Kräfte, als der Mensch in sich hat, um die tiefste Wunde der sozialen Not, die Schen vor dem Schmerz, die Furcht vor dem Opfer, den Gang zum Genus zu heben: hierfür gibt es nur eine Erlösung: das Kreuz. Die Welt hat ihm nichts auch nur im entferntesten Gleichwertiges an die Seite zu stellen. Auch moderne Ungläubige erkennen das an. Und mit der Kraft, unausweichbare Opfer zu tragen, gab das Evangelium noch ein anderes, jenes, ohne das die soziale Frage bei aller Betonung der Gerechtigkeit nicht gelöst werden kann: die Liebe.

Wie ist eine Religion mit einer solchen sozialen Botschaft in die Welt getreten, hat sich so sehr mit ihr identifiziert als im Evangelium. „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst!“ Dieses Wort ist ein soziales Programm von unübertroffener Größe und Fruchtbarkeit: „Es hat den Sozialismus, der aufgebaut ist auf die Voransetzung widerstreitender Interessen, umgewandelt in einen Sozialismus, der sich auf eine geistige Einheit gründet.“ Wenn alle Christen Ernst machten mit dieser Forderung, wäre die soziale Frage so gut wie gelöst. Wenn der Geist überall lebendig wäre, er würde der Welt der Armut und Not die Auferstehungsstunde aufs neue verkünden, ein Echo jenes Wortes: „Gold und Silber habe ich nicht, was wir aber haben, das geben wir dir: Im Namen Jesu sage ich dir stehe auf!“

Mit einer Anspielung auf die wunderbare Wirkung des

Auferstehungsliedes im „Faust“ schloß der Redner seine Ausführungen. Wie eine Sturmglocke läutet die soziale Botschaft des Evangeliums hinein in die Welt des ungerechten Mammons, wie eine Friedensglocke in die Gärten der Armut und verkünde der Welt die Auferstehung zum sozialen Frieden.

* Die „Gefährlichkeit“ der katholischer Volksmissionen im liberalen Lichte.

Wer von unsern Lesern hätte noch nicht eine katholische Volksmission mitgemacht und ihre großartige Wirkung im Herzen und in der Gemeinde kennen gelernt! Wir brauchen deshalb kaum ein Wort über den hohen Wert derselben zu verlieren. Nicht uninteressant ist es aber, wie sich liberale Blätter über die Volksmissionen auslassen, denen sie bekanntlich ein Dorn im Auge sind. Die liberale Köln. Btg. beschäftigt sich in Nr. 530 mit dem tendenziösen Werke des unheimlich bekannten protestantischen Pastors Köhlig: „Die römischen Volksmissionen“, und obgleich sie selbst eine innerkatholische Angelegenheit darin sieht, glaubt sie doch ihr Sprüchelchen dazu herfagen zu müssen und schreibt nun:

„Es muß auf eine bedenkliche Begleiterscheinung hingewiesen werden, die nach zahlreicher, auch katholischer (? gewiß auchkatholischer!) Äußerungen feststeht: Die Volksmission dienen nicht dem Katholizismus, sondern dem Ultramontanismus in dem Sinne, daß sie bei den vorwiegend sie besuchenden niederen Volksmassen den Fanatismus erregen und steigern gegen late „liberale“ Katholiken, daß durch sie in viele Mißfälligen Beunruhigung hineingetragen wird, daß sie, wie auch von der staatlichen Obrigkeit (wo?) beklagt wurde, den konfessionellen Gegensatz stark verbreiten, das ultramontane (?) Volk zum Haß gegen den Protestantismus aufstacheln. Von diesem Gesichtspunkt aus sind sie, zumal in konfessionell gemischten Gegenden, keine dem Frieden unter den Konfessionen dienende Einrichtung und ihr konfessionell kirchlicher Wert (!) erleidet dadurch für den nationaldenkenden Mann eine starke Einschränkung.“

Glücklich hat die Köln. Btg. noch das Wort „national“ angebracht, wenn es hier auch paßt wie die Faust aufs Auge. Zur nichts, man muß doch den Schein wahren. Uebrigens, was versteht die Straße vom Sonntag und ein Grautier vom Lauteuschlagen? Was versteht die liberale Köln. Btg. von dem konfessionell-kirchlichen Wert der katholischen Missionen? Aus der Tögl. Rundschau, der Wartburg oder dem Reichsbotei kann man das freilich nicht lernen. Und wenn die Missionen eine „innerkatholische“ Angelegenheit sind, dann fehlt einem erzliberalen Blatte nicht bloß die Kompetenz, sondern auch jedwedes Verständnis, sich darüber ein Urteil zu bilden. Wo das aber abgeht, wird man nicht bloß ungerichtet, sondern man macht sich auch lächerlich. Die Volksmissionen, in denen nur die göttlichen Wahrheiten vorgetragen werden für den sogenannten „Ultramontanismus“ — eine liberale Einleitung — verantwortlich zu machen, ist doch gar zu lächerlich. Und zu gewissen Zeiten die religiösen Pflichten den Katholiken durch fremde Prediger ganz besonders einschärfen zu lassen, wird uns doch nicht verwehrt sein. „Fanatismus“ und Religiosität sind zwei himmelweit verschiedene Begriffe, und wenn sogenannte „liberale“ Katholiken — die Köln. Btg. meint offenbar jene, die wie zu den Sakramenten gehen, vielleicht nur an den höchsten Festtagen die Kirche besuchen, Köln. Btg. lesen und liberal wählen usw. — durch die Missionen sich „beunruhigt“ fühlen, so ist nicht die Mission daran schuld, sondern die Wahrheit selbst, nämlich die Gebote Gottes und der Kirche, mit denen jene Leute meistens auf gespanntem Fuße stehen.

Warum wir von diesen banalen Bemerkungen der Köln. Btg., die jedes Schallkind widerlegen könnte, Notiz nehmen? Weil in ihnen sich so recht das liberale Ideal von dem konfessionellen Mißverständnis und der religiösen Wurschtigkeit widerspiegelt. Die „liberalen“ und in Mißfälligen lebenden Katholiken sollen nicht „beunruhigt“, die gläubigen Katholiken aber in den religiösen Wahrheiten nicht vertieft werden. Alles soll ruhig so weitergehen: ob „Ja“, ob „Nein“, ob „Hottentott“, wir glauben all an einen Gott. Das ist — liberal und „national“!

⊙ Künstliche Zähne.

Von Dr. Th. Höveln.

(Nachdruck verboten.)

Gesunde Zähne sind nicht nur für den Menschen ein Schmuck, sondern auch wichtige Hilfswerkzeuge der Verdauung. Ohne genügende Verdauung gibt es keine Gesundheit, keine wahre Lebensfreude. Die Zähne sind zwar nächst den Ohrknöcheln die kleinsten Knochen des menschlichen Körpers, aber sie sind doch von größter Wichtigkeit. Für die Schönheit sind sie notwendig, weil die Rundung und Fülle des Gesichts von ihnen abhängt; für die Gesundheit, weil die Speisen von ihnen zerlaut werden müssen. Es ist und bleibt ein gutes altes Wort: „Gut gekaut ist halb verdaut.“

Schlechte, faulende Zähne entwickeln im Munde schlechte Säfte, die mit dem Speichel und den Speifen auch in den Magen gelangen und hier unheilvoll wirken. Schlechte, schmerzende Zähne oder Zahnlücken verhindern das unbedingt notwendige und genügende Zerkleinern der festen Nahrungsmittel, welche dann zur Verdauung ungenügend vorbereitet in den Magen kommen. Befindet sich dieser in einem normal gesunden Zustande, so bewältigt er wohl eine Zeit lang die ungenügend zerhackten, zu großen und zu wenig mit Speichel eingeweichten Speisestücke, aber auch nur für kurze Zeit, dann streift er, wird angegriffen, leidend, krank, und so entsteht das vielverbreitete Uebel, der schwache und nervöse Magen, ein unangenehmes, quälendes und chronisches Leiden.

Kranke Zähne müssen sofort vom Zahnarzt behandelt, plombiert oder entfernt werden. Auf alle Fälle muß der Kariesherd aus dem Munde heraus. Sind Zahnlücken entstanden, besonders bei den Vorderzähnen, so müssen auch diese beseitigt, ausgefüllt werden, denn erbsens sind sie keine Zierde und zweitens stören manche Zahnlücken beim Sprechen, weil gewisse Buchstaben nicht deutlich genug ausgesprochen werden können. So alt wie die Kultur, so bejahet ist auch die Zahnlücke. Schon die alten Ägypter kannten künstliche Zähne, welche sie aus einer gewissen, perlmutterartigen Muschel herstellten. Freilich diese künstlichen Zähne waren höchst primitiv und mit den modernen garnicht zu vergleichen, aber sie erfüllten doch einen Hauptzweck, wenn sie auch zum Kauen nicht zu gebrauchen waren. Sie füllten die Lücken aus, besonders bei den Vorderzähnen. Bekanntlich war es bei vielen alten Kulturvölkern eine sehr beliebte und viel geübte gesetzliche Strafe den Verbrechern die Vorderzähne, zwei bis acht, auszuziehen.

Es lag also auf der Hand, daß man nicht durch krankhaftes Fehlen von zwei oder mehr Vorderzähnen unter Verdacht des Verbrechertums kommen wollte. So erfand man denn die Muschelzähne, die mit Golddraht an die gesunden Nachbarzähne befestigt wurden. Oft waren diese künstlichen Zähne so leicht, daß sie beim Sprechen sich hin und her bewegten. Aber das schadete nichts, sie erfüllten dennoch ihren Zweck, sie dienten der Eitelkeit. Selbst bei ägyptischen Mumien hat man in unserer Zeit noch diese Art von Muschelzähnen gefunden. In vielen Museen kann man sie als Merkwürdigkeit sehen.

Auch die alten Juden kannten schon künstliche Zähne und Gebisse. Merkwürdigerweise waren diese bei den sonst so klugen Israeliten nicht hoch angesehen, denn es war verboten Gebisse am Sabbath zu tragen, um nicht die Heiligkeit des Tages zu entweihen.

Die Muschelzähne haben sich sehr lange gehalten, weil die alten Völker keinen besseren Ersatz kannten. Später stellte man künstliche Zähne aus Elfenbein her. Aber auch diese künstlichen Zähne genügten nicht, denn sie faulten mit der Zeit und wurden unbrauchbar. Dann kam man im Mittelalter auf den Gedanken, Menschenzähne zu gebrauchen. Bei diesem Gebrauche waren merkwürdige Ansichten und Gesetze maßgebend. Die Zähne durften nur von Menschen herühren, die nicht unter zwanzig und nicht über vierzig Jahre alt waren. Diese Menschenzähne stammten von Personen, die in Hospitälern starben oder an die Anatomie verkauft worden waren. Natürlich wurden die betreffenden Zähne gründlich gereinigt und desinfiziert. Aber dennoch hielten auch sie nicht an und viele Menschen nahmen Anstoß daran, Gebisse von Verstorbenen im Munde zu haben. Daher versuchte man es, Zähne aus Ton zu formen und sie durch Glühen zu härten. Aber auch diese Zähne bewährten sich nicht, sie hatten eine schlechte Farbe und zerbrachen leicht. Da brachte das Jahr 1776 Rettung. Der Franzose Duchateau in Paris erfand den Porzellan Zahn. Er bekam auch von Ludwig XVI. ein Patent auf seine Erfindung. Aber die ersten Porzellan zähne waren noch zu schwer und plump, sie fanden wenig Ansehen. Erst nach und nach, sehr langsam entwickelte sich die Fabrikation einzelner Porzellan-

zähne zur heutigen, wunderbaren Höhe. Die Porzellan zähne werden heute so täuschend ähnlich hergestellt, daß sie selbst den Kenner täuschen können. Besonders in Amerika und England werden künstliche Zähne, nur aus Porzellan, in ungeheuren Mengen angefertigt. Es ist ein lohnendes Geschäft, denn die Preise für einen einzelnen Zahn variieren beträchtlich sehr; je schöner und natürlicher die Nachahmung ist, desto höher steht sie im Preise. In Amerika werden heute die vollkommensten Porzellan zähne angefertigt. Sie kommen wie Porzellan knöpfe auf Wachsplatten aufgereiht in den Handel. Diese Platten kann man bei jedem besseren Zahnarzt sehen, und mancher hat ein kleines Kapital in künstlichen Zähnen angelegt.

Die amerikanischen Porzellan zähne gelten als unübertroffen an Güte, Natürlichkeit und Verarbeitungsfähigkeit. Alle möglichen Arten werden hergestellt; blendend weiße, gelbe, gelblich-weiße, bläulich-weiße bis zu den schwarzbraunen Raucherzähnen. Die Täuschung, die Nachahmung, geht sogar so weit, daß man künstliche Zähne anbohrt, um diese Löcher mit Blumen oder gar Brillanten auszufüllen. Letzteres ist sehr beliebt bei berühmten Schauspielerinnen oder Sängerinnen.

Die Anordnung und Befestigung der künstlichen Zähne geschieht durch in dieselbe eingebraute Platinastiftchen an eine Gummiplatte aus Gold, Platin, Aluminium oder Kautschuk. Letztere Gummimasse ist die gebräuchlichste. Sie ist auch ganz vorzüglich, seitdem man es in der Hand hat, dem Kautschuk durch Vulkanisieren, das heißt durch Mischen mit Schwefel jede bestmögliche Härte zu geben. Das Vulkanisieren des Kautschuks, diese höchwichtige Erfindung, ist auch amerikanische Ursprungs.

Die Zeiten, wo die Menschen mit Zahnlücken nur heimlich und verschämt den Zahnarzt aufsuchten sind zum Glück vorbei, was aus ästhetischen und gesundheitlichen Gründen nur zu loben ist. Schlechte Zähne sind eine Krankheit wie so viele andere. Ein gutes Gebiß hat schon manchem Menschen die Gesundheit erhalten, viele vor quälenden Verdauungsbeschwerden bewahrt.

Gewiß, das natürliche Gebiß ist immer das beste, und Pflicht eines jeden Menschen ist es, sich dieses so lange wie möglich durch entsprechende Zahnpflege zu erhalten. Aber wie steht es damit in vielen Fällen? Die meisten Menschen kümmern sich erst um die Beschaffenheit und Gesundheit ihrer Zähne, wenn es zu spät ist, wenn der Zahnschmerz sie zum Arzt treibt. Und so ein Zahnschmerz kündigt sich schon lange vorher an. Erst zeigt sich am Zahn ein Fleck, dann geht dieser Fleck in eine Grube, dann in ein Loch über, welches nun das Eindringen fremder Stoffe gestattet und sich immer mehr nach der Tiefe erweitert. So wie nun die eindringenden Stoffe, besonders kalte oder warme Getränke, die innere Zahnpulpa erreichen und entzünden, dann geht der Zahnschmerz los. Aber wie lange hat die Natur gemahnt — ein bis zwei Jahre lang. Wer sorgsam auf seine Zähne achtet und zeitig genug zum Zahnarzt geht, der lernt die unangenehmen Zahnschmerzen gar nicht kennen, er rettet seine natürlichen Zähne entweder für immer oder wenigstens für sehr lange Zeit.

Literarisches

* Zum 300jährigen Cervantes-Jubiläum bringt das 17. Heft des Deutschen Hausshages einen längeren Aufsatz aus der Feder Ottos von Schädling. Außer einem Lebensabriß des Cervantes enthält der Artikel eine kurze Inhaltsangabe und Charakteristik des „Don Quijote“, sowie die Entstehungsgeschichte dieses ersten und berühmtesten aller Romane. Aus dem sonstigen reichen Inhalt führen wir noch an: Germanische Schifffahrt von Hans Mayr; Kreuzotterplage von Polianth; Beerenernte von A. Grabfeld; Pfingstfreuden von Leopold Scheidt; den Artikel der Frauenbeilage: Blüten und Blumen in der Küche von M. von Berlin. Nicht weniger als 5 Romane und kleinere Erzählungen bieten dem Leser eine gediegene Unterhaltungslektüre. Auch der poetische Teil ist diesmal ziemlich stark vertreten. Weltrundschau, Naturfreund, Frauenbeilage und Büchertisch eifern in die Wette, um vielen vieles zu bringen, und da überdies die Illustrationen nicht nur zahlreich sondern auch schön ausgeführt sind, so hinterläßt auch dieses Heft, wie seine bisherigen Vorgänger, einen sehr befriedigenden Eindruck.

Druck und Verlag: Düsseldorf'scher Tageblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'scher Volksblatt.
Verantwortlicher Redakteur: D. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 25.

Düsseldorf, den 18. Juni.

1905.

Inhalt: Evangelium zum ersten Sonntag nach Pfingsten. — Zum Feste der hhl. Dreifaltigkeit. — Das hl. Fronleichnamsfest. — Die katholische Kirche in Griechenland. — Moderne Reisekostüme.
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum ersten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas VI, 36—42.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Mächtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden: vergebet, so wird euch vergeben werden. Gebet, so wird euch gegeben werden, ein gutes, eingedrückt, gerütteltes und überfließendes Maß wird man in euren Schoß geben, denn mit demselben Maße, womit ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. Er sagte ihnen auch ein Gleichnis: Kann wohl ein Blinder einen Blinden führen? Fallen sie nicht Beide in die Grube? Der Jünger ist nicht über den Meister; Jeder aber wird vollkommen sein, wenn er wie sein Meister ist. Warum siehst du den Splitter in deines Bruders Auge, des Balkens aber in deinem eigenen Auge wirst du nicht gewahr? Oder wie kannst du zu deinem Bruder sagen: Bruder, laß den Splitter aus deinem Auge ziehen, da du selbst den Balken in deinem Auge nicht siehst? Heuchler, zieh' zuvor den Balken aus deinem eigenen Auge; dann magst du sehen, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest!

Zum Feste der hhl. Dreifaltigkeit.

Dem Befehle ihres Herrn und Meisters getreu, zogen die Apostel bald nach der Ausgießung des Heil. Geistes aus in alle Welt, um alle Völker zu lehren und zu taufen im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heil. Geistes. Daher schließt sich die heutige Feier, die dem Dreieinigen Gott gewidmet ist, sehr passend an das Pfingstfest unmittelbar an.

Die Lehre von dem Einen Gott in drei Personen ist, lieber Leser, der höchste Gegenstand unseres christlichen Glaubens; sie ist die Grundlehre des Christentums. Darum hat unsere heilige Kirche den Glauben an den Dreieinigen Gott nicht nur allezeit mit Worten bekant und verteidigt sondern auch in ihrem ganzen äußeren Gottesdienste ausgeprägt. Wir empfangen die Taufe im Namen des Dreieinigen Gottes: wir wurden in diesem Sakramente vom Vater an Kindes Statt angenommen, wurden Brüder und Miterben des Sohnes, wurden Tempel des uns innewohnenden Heil. Geistes. Durch den Dreieinigen Gott — den Urquell aller Gnade — werden uns die Gnaden der übrigen Sakramente erteilt. Alle Gebete der Kirche werden geschlossen unter Anrufung des dreieinigen Gottes; und selbst an den Pforten des Grabes, in der Stunde unseres Todes, betet die Kirche: „Fahre hin, christliche Seele, im Namen des Vaters, der dich erschaffen, im Namen des Sohnes, der dich erlöst, im Namen des Heil. Geistes, der dich geheiligt hat!“ — So wird also das Andenken an das erhabene Geheimnis, dem der heutige Festtag besonders geweiht ist, in der Kirche Gottes immerdar in Ehrfurcht und frommer Dankbarkeit erneuert.

Auch die Feier des Sonntags ist vorzüglich angeordnet zur Verehrung des Dreieinigen Gottes, und zwar nicht nur um Seiner unendlichen Majestät und Herrlichkeit willen, sondern auch wegen der Großthaten Seiner Macht und Liebe zum Heile der Menschen. Mehrere derselben wurden an einem Sonntage gewirkt. Dieser ist ja der erste Tag der Woche, jener Tag, an dem die Neuschaffung der gefallenen Welt in der Fülle der Zeit durch die Auferstehung Jesu und die Sendung des Heil. Geistes vollendet wurde.

Diesen einzigen Tag in der ganzen Woche, lieber Leser, fordert der Herr von uns zu Seinem besonderen Dienste! An einem einzigen Tage unter sieben soll der Mensch in besonderer Weise für das Heil seiner unsterblichen Seele sorgen, indem er seine Augen zu seinem Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher emporhebt. Ist das etwa eine zu strenge Forderung? Ist denn Essen und Trinken, Schlafen und Wachen Arbeiten und Ruhen, bis die Uhr des Lebens abgelaufen und die Maschine des Körpers abgenutzt ist und still steht, — ist das etwa der Zweck und die Bestimmung unseres Daseins? Sind wir geboren, um in einem ewigen „Werktag“ ohne Unterbrechung, in rastloser Arbeit, die Kraft des Lebens zu verzehren und dann tot in den Staub zu sinken? Ja dann, lieber Leser, wäre das Leben wohl nicht wert gelebt zu werden! — Die Religion eben ist es die den Menschen vom Tiere unterscheidet, und gerade der Sonntag erlaubt es ihm, die Religion nach dem Drange seines Herzens und zum Glücke seines zeitlichen und ewigen Lebens auszuüben.

Wer aber will den Zauber eines Sonntagmorgens beschreiben und in Worte kleiden? Die Dichter haben ihn befangen und selbst die Malerei hat ihn in Farben darzustellen gesucht; aber niemand ist im Stande, die Freude und den Herzensfrieden zu schildern, der an einem Sonntagmorgen den gläubigen Christen erfüllt. Schon mit der Sonntagskleidung ziehen festliche, freudige Gedanken und Gefühle in das Herz ein. Auf den Straßen und Wegen begegnet er einer, gleichfalls mit den besten Kleidern geschmückten Menge; jedes Lebensalter erscheint da mit seinen Hoffnungen und seinen Mühen, beide gemäht durch ein höheres Gefühl des Lebens; eine brüderliche Freude belebt die Augen derer, die einander begegnen; der Knecht nähert sich heute mehr dem Herrn, der Arme steht minder fern von dem Reichen; alle fühlen sich inniger als Söhne desselben Vaters, der im Himmel wohnt. Die knechtliche Arbeit ruht; sie wird ersetzt durch die freudige Stimme der Glocken, die Tausende von Menschen mahnt, daß sie frei sind, aber auch darauf vorbereitet, jenseitige Tage, um Gotteswillen zu ertragen, wo sie es nicht sind. Der Weihrauch dampft in den Tempeln, die Lichter glänzen auf dem Altare, erhebender Gesang — wie aus einer andern besseren Welt — erfüllt die Hallen des Tempels und die Herzen der versammelten Christen: der Krieger

geht vom Volke zu Gott und von Gott zum Volke: die Erde steigt empor und der Himmel hernieder!

Darf es uns wundern, lieber Leser, daß auch der Aermste, der Unglücklichste sich immer und immer wieder von ganzem Herzen auf den kommenden Sonntag freut? Gerade der, welcher an den Werktagen unter der Last schwerer Arbeit leidet, fühlt am Sonntag, daß er ein Kind Gottes ist; er wird sich des hohen Adels seiner Natur seines Ursprungs aus Gott, so recht bewußt. Und kommt es uns nicht so vor, lieber Leser, als ob am Sonntag die Sonne reiner und glänzender herniederstrahle? Als ob die Blumen in frischeren und schöneren Farben blühten? Scheint es uns nicht, als ob mit uns die ganze Erde ihr Festgewand angelegt habe?

Kurz, der Sonntag verfest uns arme Menschen wieder auf einige Stunden in das verlorene Paradies zurück! Er nimmt das harte Koch der Arbeit, das als Strafe der Sünde uns schwer belastet, für einige Stunden von uns und mahnt an das himmlische Paradies, das der Herr nach der großen Arbeitswoche dieses irdischen Lebens uns schenken will.

Und die Rubanwendung? Sorgen wir, lieber Leser, daß jeder Sonntag vor allem „ein Tag des Herrn“ für uns werde, damit wir nach der großen irdischen Arbeitswoche die Sabbatrube des Paradieses erringen! S.

○ Das hl. Fronleichnamsfest

regt zum Nachdenken über eine Frage an, die jahraus, jahrein erörtert wird, eine befriedigende Lösung aber, trotzdem diese so nahe liegt, leider doch nicht finden will. Woher kommt es, daß so viele Katholiken im Bekenntnis ihres Glaubens, in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten so lau und nachlässig sind? Auch solche, bei denen man ihrer Bildung und Stellung noch voraussetzen muß, daß es ihnen an religiösen Unterricht, an der Unterweisung in den christlichen Heilswahrheiten nicht gemangelt hat? Sie wissen ganz genau, daß die religiösen Uebungen, zu denen der Katholik verpflichtet ist, ein Gottesdienst sind, ein Dienst, den der Schöpfer, als Anerkennung seiner Oberherrlichkeit über das Geschöpf, von diesem verlangt. Schon vom rein natürlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, sollte man nun meinen, daß das Geschöpf den geringen Tribut der Dankbarkeit seinem Herrn und Gott, von dem es mit jeder Hafer seines Daseins für Zeit und Ewigkeit abhängt, mit Freude und Eifer darbringen werde. Und doch, wie sieht es in Wirklichkeit damit aus! Wie viele, die sich Christen nennen und äußerlich es sein wollen, erkennen nur widerwillig ihre Abhängigkeit vom Schöpfer an, halten den Dienst, den er fordert, für das Gleichgültigste und Unwesentlichste ihres Pflichtenkreises. Alles Andere: häusliche und geschäftliche Sorgen, der irdische Erwerb, ja vielfach sogar das Vergnügen, erscheint ihnen wichtiger, als die Erfüllung dessen, was sie ihrem Gott schulden, der so oft hinter jenen irdischen Rücksichten zurücksteht. Aber selbst wenn man den religiösen Pflichten nachkommt — was allerdings häufig genug nur Knaben in dem durch das Kirchengesetz vorgeschriebenen Maße geschieht — wie gleichgültig tut man es! Wie an einer höchst löblichen Aufgabe, sucht man an den kirchlichen Uebungen möglichst rasch vorbeizukommen und atmet erleichtert auf, wenn man ihnen genügt hat. Und dann das Benehmen in der Kirche, beim Gottesdienst! Mancher würde es mit Entrüstung von sich weisen, wenn man ihm zumute, in einem fremden Hause, in einer Gesellschaft sich so zu benehmen, wie er in der Kirche es sich erlauben zu dürfen glaubt. Wenn man gewisse Leute in der Kirche beobachtet, könnte man viel eher glauben, man befände sich in einem öffentlichen Versammlungsorte oder in einem Unterhaltungslokal, nicht aber in einer Kirche im Hause Gottes, vor dem der Christ anbetend im Stille stehen soll — eine ungläubliche Verkennung des Verhältnisses des Geschöpfes zum Schöpfer.

Wohin viele betrübende niedergedrückte Erscheinung? Der eierliche und tiefe Grund derselben ist die Miachtung des Gattmännchen im allerheiligsten Altars-Sakramente. Bei den meisten Laien Katholiken fehlt der lebendige, innere Glaube an den in Brotschale vorbereiteten Heiland, der auf dem Altare wahrhaft, wirklich

und wesentlich gegenwärtig ist. Wie wäre es sonst möglich, daß sie in der Kirche sich so unehrerbietig benehmen! Daß es so viele gibt, die vor ihrem Gotte nicht einmal das Knie beugen, während sie vor den Mächtigen dieser Erde im Staube liegen, ja vor einem einfach höher Gestellten tiefe, ehrfurchtsvolle Verneigungen machen! Und vor ihrem Schöpfer, wenn er in der hl. Wandlung erhoben, oder in der Monstranz auf dem Altare zur Anbetung ausgestellt ist, stehen sie da aufrecht und stolzen Hauptes, als gehe es sie nichts an, als danken sie ihm nichts. Vor demselben Gotte, der sie erschaffen hat, der sie erhält und am jüngsten Tage sie richten wird! Sollte man es für möglich halten?! Freilich, wenn man dem Zweifel das Herz öffnet, ob dieses wunderbare Geheimnis auch wirklich Wahrheit sei, dann allerdings kann es nicht Wunder nehmen, daß so viele ihm kalt und gleichgültig gegenüberstehen. Aber alle diese werden dereinst ein fürchtbares Schauen zu gewärtigen haben, wenn sie Den als unerbittlichen Richter kommen sehen, den sie hier im allerheiligsten Sakramente mißachtet und beleidigt haben. Es wird ihnen nichts nützen, daß sie mit ihrer „Schwäche“ sich zu entschuldigen suchen, daß jenes Geheimnis ihre Fassungskraft überstiegen, daß sie es zu einem festen Glauben an dasselbe nicht hätten bringen können. Die Antwort darauf wird lauten: „Wer mich vor den Menschen verleugnet hat, den verleugne ich vor meinem himmlischen Vater.“

Als im dreizehnten Jahrhundert das hl. Fronleichnamsfest eingeführt wurde, war, ähnlich wie in unserer Zeit, große Unwissenheit dem allerheiligsten Sakramente gegenüber in der Christenheit eingerissen. Von Jahr zu Jahr aber nahmen Glaube und Andacht zu demselben zu. Der öffentliche Triumphzug, der an diesem Tage dem Heiland in der hl. Eucharistie bereitet war, eiferte die Guten an und stärkte auch die Schwachen und Laien, die immer mehr sich an der öffentlichen Anbetung beteiligten. So ist das hl. Fronleichnamsfest mit seiner theophorischen Prozession so recht ein Erkennungszeichen, ein Krüßlein katholischer Glaubensstärke geworden, der Tag, an welchem der wahre, überzeugte Katholik offen vor aller Welt bekennet: „Ich schäme mich meines Gottes nicht; im Angesichte der Welt lege ich Zeugnis ab von meinem festen, unerschütterlichen Glauben an den in unscheinbarer Brotsgestalt verborgenen Heiland. Mögen die „Gebildeten“ und „Aufgeklärten“ in ihrer Torheit darüber spötteln; nichts soll mich in diesem Glauben und dem öffentlichen Bekenntnis desselben beirren. Uebersteigt dieses hehre Geheimnis auch meine schwache Fassungskraft, mein Glaube an dasselbe soll nicht wanken.“ In der Diaspora, in welcher die Katholiken unter Andersgläubigen nur vereinzelt leben, haben sie meist leider keine Gelegenheit, zu dieser öffentlichen Betätigung ihres Glaubens, weil keine Fronleichnamsprozessionen gehalten werden können. Mit welcher Freude würden sie ihren Heiland auf seinem Triumphzuge begleiten, wenn das ihnen, wie in katholischen Gegenden, begünstigt wäre! Aber innerhalb der Gotteshäuser wenigstens können und sollen sie ihm ihre Anbetung darbringen, und deshalb muß am Fronleichnamsfeste jeder Katholik, dem dies nur irgendwie möglich ist, es als seine höchste Pflicht und Ehre betrachten, zum feierlichen Gottesdienste zu eilen, um dort Haupt und Kniee vor dem höchsten Gute zu beugen.

In katholischen Gegenden aber sollte es undenkbar sein, daß jemand aus Gleichgültigkeit oder feiger Menschenfurcht der „Gottesstracht“, dem Triumphzug, den der eucharistische Gott durch die Straßen hält, fernbleiben könnte. Kein Fest ist der Hölle so verhasst, wie das hl. Fronleichnamsfest, weil an keinem anderen die öffentliche Gottesverehrung so lebendig in die Erscheinung tritt. Sollte es da für einen Katholiken noch eines Antriebes bedürfen, so viel an ihm liegt, dazu beizutragen, daß diese Gottesverehrung möglichst großartig, möglichst allgemein und eindrucksvoll gestaltet wird! Am Fronleichnamstage ganz besonders gilt das andere Wort des Herrn, das ewig wahr bleibt: „Wer mich vor den Menschen bekennet, den werde ich vor meinem Vater bekennen, der im Himmel ist.“ Wer sich zu „börnehmen“ und zu „gebildet“ dünkt, an diesem Tage Gott dem Herrn öffentlich Ehre zu erweisen, darf sich nicht wundern, wenn ihm am jüngsten Tage das fürchtbare Wort entgegenschallt: „Hinweg mit dir. Ich kenne dich nicht!“ Dann ist's zum Glauben zu spät!

* Die katholische Kirche in Griechenland.*)

Ueber die katholische Kirche in Griechenland oder Hellas, dem Lande, in welchem das Christentum so frühzeitig und so kräftig Wurzel geschlagen hatte, ist zur Zeit leider wenig des Interessanten zu berichten. Es verhält sich hiermit wie mit Hellas überhaupt. Die Marmortempel der Göttertrauern als Ruinen auf den Hügeln von Attika, ganz Hellas ist mit ihren Trümmern übersät. An ihre Stelle sind kleine byzantinische Kirchen oder Kapellen getreten, welche nur zu oft mehr oder weniger an die erste Wohnstätte Christi erinnern. Das „Dochlein und das Eslein“ sind denn auch nicht weit von der „Stippe“ entfernt. Mit einer Partnädigkeit, welche einen spanischen Kampfstier beschämt, hält der „orthodoxe“ Alerus, eine wandelnde Mumie, oft nicht viel intelligenter als eine solche, an seinen byzantinischen Ueberlieferungen, während die Frömmigkeit der von ihm geführten Herde sich vielfach in törichtem Aberglauben verliert. Wenn heute der Botschafter wieder käme, hätte er gar vieles zu schlichten und umzugestalten. Allerdings brauchte er sich heutzutage nicht mehr so urban auszudrücken, wie er es den feingebildeten und abgeschliffenen Athenern seines Zeitalters gegenüber für gut gefunden hat: Πρέσβε, να εγχε πάντοτε ένα μικροτόν, δια να κτυπήσης τόν κόσμον σήν κεφαλήν: Du mußt immer einen Stoß bei Dir tragen, damit Du die Leute auf den Kopf schlagen kannst,“ sagte mir ein lebenswürdiger junger Athener, welcher bemerkte, daß ich mit jemandem eine etwas gereizte Auseinandersetzung hatte. Doch Scherz bei Seite! — Die Bildungsstufe, auf welcher das Volk der Neuhellenen steht, ist trotz der Strebsamkeit dieser begabten Rasse zur Zeit immer noch eine verhältnismäßig niedrige; freilich: qualis rex, talis grex, d. h. mit dem griechischen Alerus steht es im allgemeinen ebenso. Nur der römisch-katholische Alerus bildet eine rühmliche Ausnahme. Wäre die römisch-katholische Kirche immer die herrschende geblieben, so würde Hellas, welches jetzt sogar in der Zeitrechnung zurück ist, mit den Völkern des Abendlandes mindestens gleichen Schritt gehalten haben und sich in jedem Falle auf einer wesentlich anderen Kulturstufe befinden. Man beachte nur die Stellung, welche die griechisch-katholische Kirche, seit sie sich von Rom losgesagt, auf dem Gebiete der schönen Künste einnimmt! Die Skulptur (Bildhauerkunst) hat sie aus dem Gotteshause verbannt, während die Malerei, jeder freien Gestaltungs-kraft bar, wie ein Schuhmacher nach dem Leisten, streng nach den Formen und „Ideen“ der byzantinischen Epoche arbeitet. Und dies in einem Lande, in welchem die Grazien selbst an der Wiege der Künste gestanden hatten!

Man muß gestehen, daß das Christentum, soweit es durch die „orthodoxe“ Kirche repräsentiert wird, keineswegs geeignet erscheint, das Hellenentum seiner früheren kulturellen Bedeutung einigermaßen wieder näher zu bringen. Aber auch in religiöser Hinsicht ist diese Kirche, welche mehr oder weniger in allem Formelkram aufgeht, nichts weniger als wertvoll. Unter anderem gestattet sie beispielsweise die Verehelichung der Priester niederer Ordnung, während andererseits das Weichgeheimnis — nach der Behauptung gläubiger „orthodoxer“ Griechen — häufig nicht geachtet wird.

Man sieht, daß eine Wiedervereinigung dieser Kirche mit Rom den Griechen, auch vom natürlichen Standpunkt aus, aus mehr als einem Grunde zu wünschen wäre. Aber dahin hat es, bei dem jähen griechischen Fanatismus noch weite Wege! Massenkonversionen kommen gar nicht, einzelne Uebertritte nur spärlich vor. Von den Paar Millionen Einwohnern des Königreichs gehören bis jetzt nur ca. 36 000 der katholischen Kirche an, wovon wieder ca. 16 000 allein auf Athen und Umgebung entfallen. Die übrigen 20 000 verteilen sich vorzüglich auf die Inseln Syra, Naxos, Santorin, Tinos und Kerkyra, auf welcher letzterer Insel zahlreiche Malteser ansässig sind. Auch in Patras, dem alten Paträ, findet sich eine zahlreiche katholische Kolonie, welche sich vorzüglich aus Seelenten rekrutiert, während die Katholiken auf Syra und Tinos vorwiegend Ackerbau und jene auf Naxos und Santorin Weinbau und Weinhandel betreiben. Die Katholiken Kerkyras sind teils Kaufleute, teils Grundbesitzer, viele Kunsthandwerker. Die attischen Katholiken gehören den verschiedensten Ständen an, wie denn die katholischen Hellenen

*) Diesen Aufsatz entnehmen wir den empfehlenswerten, inhaltreichen Missionsblättern, illustrierte Zeitschrift für das katholische Volk. Mit Beilage „Stimmen aus St. Dittilien“. Erscheint monatlich. Preis jährlich 1,50 M. Missionsverlag St. Dittilien Post Geltendorf, (Oberbayern.)

in allen zivilen und staatlichen Sparten des Königreichs zu finden sind.

Ein ansehnlicher Teil des griechischen Kapitals befindet sich in katholischen Händen. —

Die Katholiken im Gebiete des heutigen Königreichs Hellas befanden sich zur Zeit der Türkenherrschaft, wie dies heute noch bei den unter der Oberhoheit der Pforte lebenden und unter den Erzbischöfen von Smyrna und Konstantinopel stehenden katholischen Griechen der Fall ist, unter französischem Protektorat. Letzteres erlosch für das heutige Hellas mit der Ende der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts erfolgten Errichtung des Königreichs, zur Zeit König Dionys von Griechenland. Der neue Staat anerkannte und anerkennt im Prinzip nur das „orthodoxe“ Bekenntnis; die katholische Kirche ist in Griechenland an sich nur geduldet, doch haben ihr gelegentlich der Gründung des Königreichs die französische und die österreichische Regierung durch Staatsverträge nicht nur bloße Duldung, sondern auch die kleinen Vorrechte gesichert, welche die katholischen Griechen schon unter muhamedanischer Herrschaft genossen hatten. So ist der Kirche u. a. die zollfreie Einfuhr von Weisweinen, Weisgewändern, Altargeräten usw. gestattet. Infolge jener von Frankreich und Oesterreich mit der hellenischen Regierung abgeschlossenen Staatsverträge sind die beiden erlittenen Staaten heute noch gewissermaßen die Garanten der Stellung der katholischen Kirche in Griechenland. —

Wenn nun einerseits der griechische Staat an sich die katholische Kirche offiziell nicht anerkennt und demzufolge auch nicht eine Drachme für dieselbe ausgibt, so ist er andererseits ebensoweit davon entfernt, in Kirche oder Schule irgend wie ein Aufsichtsrecht oder ähnliches geltend machen zu wollen. Mit anderen Worten: Der griechische Staat gewährt der katholischen Kirche innerhalb seiner Grenzen völlige Bewegungsfreiheit.

Die Katholiken Griechenlands stehen unter dem Erzbischof von Athen, welcher päpstlicher Delegierter für das gesamte Königreich ist. Doch wird derselbe in seiner Eigenschaft als päpstlicher Delegierter von der Regierung offiziell vollständig ignoriert, im übrigen aber bei Hofe und überall so ist stets mit der seiner bischöflichen Würde gebührenden Achtung und Rücksichtnahme empfangen. Ueberhaupt lassen es die „Orthodoxen“, Alerus wie Volk, ihren katholischen Mitbürgern gegenüber an der äußeren Achtung keineswegs fehlen.

Was nun das Erzbistum Athen angeht, so ist dasselbe zu Beginn der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts (1874/75) vom Bischof von Syra im Auftrage Pius IX. errichtet worden. Zweihundert Jahre lang hatte Athen, welches von den Tagen Dionysios des Areopagiten an fortlaufend eine katholische Gemeinde in seinen Mauern beherbergt hatte, keinen Bischof mehr sein eigen genannt. In der Zwischenzeit hatten Kapuziner der Seelsorge vorgestanden. Ihre Behausung befand sich beim sogenannten Denkmal des Lysikrates am Südoftabhange der Akropolis. Jenes antike, die Form eines Rundtempelchens tragende Denkmal — es war zur Erinnerung an einen choregischen Sieg von Lysikrates errichtet worden — war seinerzeit in der Umfassungsmauer des jetzt vom Erdboden verschwundenen Klosters einbezogen worden und soll den Kapuzinern als Bibliothek gedient haben.

Unter dem päpstlichen Delegierten stehen die Erzbischöfe von Naxos und Kerkyra, ferner die Bischöfe von Syra, Tinos und Santorin.

Päpstlicher Delegierter für die Hellenen Kleinasiens ist der Erzbischof von Smyrna, während der Erzbischof von Konstantinopel Delegierter für die Griechen in Thrakien und Makedonien ist.

Nun zum Gottesdienste! — Derselbe bewegt sich im allgemeinen in sehr strengen und einfachen Formen. Die Kultussprache ist fast ausschließlich die lateinische. Gepredigt wird in gutem Griechisch. Uebrigens scheinen die griechischen Katholiken, Volk wie Priester, von langen Predigten usw. durchaus keine Freunde zu sein. „Kurz und gut!“ lautet hier die Devise.

Dagegen — und dies ist eine Hauptsache — hört man über die charitative Tätigkeit vieler Katholiken mit Recht viel Lobenswertes. In dieser Hinsicht hat in Athen insbesondere der Name des Geislichen Brindisi überall — ohne Unterschied der Konfession — den gleichen guten Klang.

Werfen wir jetzt kurz einen Blick in die Schulkübel! — Wir finden in vorwiegend katholischen Gemeinden, wie auf Naxos, Tinos und Syra rein katholische Elementar- und Mittelschulen. Ein staatlich anerkanntes Lyzeum ist in Athen von katholischer Seite gegründet worden. Dasselbe ist berechtigt, im ganzen vier Klassen zu führen, hat aber —

mangels einer genügenden Schülerzahl — zurzeit deren nur zwei eingerichtet. Gelesen werden — je nach der Begabung der Schüler — verschiedene lateinische und fast alle griechischen Klassiker. Die unterste Klasse beginnt sofort mit Xenophon, welcher dem Neuhellenen bald geläufig ist. Der Ausbildung künstiger Geistlicher dient das von Leo XIII. ins Leben gerufene nationale Klerikal-Seminar zu Athen. In früherer Zeit hatten die Griechen italienische oder französische Seminare besucht. Die Kosten des Stutius und des Schulwesens werden in der Hauptsache von der „propagation de la foi“ in Frankreich bestritten, welche von einem Teile der französischen Geldaristokratie unterstützt wird. Auf einzelnen Inseln sowie in Patras werden die Pfarreien von reichen Oesterreichern versorgt, während Kaiser Franz Josef von Oesterreich-Ungarn aus seiner Privatschatulle für die Gemeinde des Peiraeus bezahlt. Selbstredend steuern auch die griechischen Gläubigen ihren Obolus bei.

Die katholische Presse ist für weitere Kreise ohne Bedeutung. Es werden im ganzen zwei Zeitungen herausgegeben. Beide erscheinen in Athen.

Mit Ordensgenossenschaften ist Hellas verhältnismäßig reich gesegnet. Im Peiraeus finden wir die Schwestern des hl. Josef (nicht zu verwechseln mit den Salesianerinnen), auf Santorin Dominikaner und Bazaristen, auf Tinos und Syra Kapuziner und — Jesuiten! Letztere scheinen aber in unserem Klima viel von ihrer ursprünglichen „Wildheit“ und „Staatsgefährlichkeit“ verloren zu haben! Wenigstens sind sie mit der griechischen Staatsgewalt — in Hellas übrigens mehr oder weniger eine imaginäre Größe — bis jetzt noch nie in Konflikt geraten.

☞ Moderne Reisekostüme.

Von Emmy Teschau.

(Nachdruck verb.)

Schon naht die Zeit, da Zug um Zug in die Ferne rollt, vollgefüllt mit abgemüdeten Menschenkindern, die sich in veränderter Umgebung die Sinne erfrischen und Geist und Körper in reiner Luft gesund haben wollen.

Die Vorfreude an der Ausrüstung zur Reise ist nicht mit Eitelkeit zu verwechseln, denn die Art, wie man auf Reisen ausgerüstet und gekleidet ist, trägt viel mehr zur Erhöhung des Wohlbehagens bei, als man glaubt. Kein Wetterumschlag darf den Reisenden unvorbereitet treffen, er muß gegen Hitze und Kälte gewappnet sein, darf sich nicht bedrückt oder beengt fühlen und die Unilden der Bitterung sowie Staub und Ruß dürfen seiner Kleidung nichts anhaben. Die Stoffe müssen daher leicht und doch widerstandsfähig, sollen weder hell sein um nicht zu schmutzen oder zu schiefen, aber auch nicht zu dunkel, um nicht den Reifestaub sichtbar werden zu lassen. Glatte Tuche, Waschstoffe usw. eignen sich für derartige Zwecke garnicht, hingegen sind Wollewebstoffe mit etwas rauhere Oberfläche, wie Sommerleinen, Cheviot, Lustre sehr am Platz. Kleinmelirierte Dessins in neutralen Farben sind ebenso modern wie karierte Gewebe, denen ein großes hochrotes, grünes, gelbes oder violettees Linienkreuz den diesjährigen Modestempel aufdrückt. Eine sehr zweckmäßige Modeneuheit kleidet Herren und Damen in ganz gleiche Stoffe und schreibt auch die gleiche Fassung und Ausführung für den ganzen Anzug vor, dessen einzige Abweichung in dem luftfreien Faltenrock der Dame und der mit Ansatz versehenen Pumphose des Herrn besteht. Letztere wird neuentens nicht mehr mit Summizug ausgestattet, weil dies für gesundheits-schädlich gilt; auch die Reformbeinkleider der Damen, die die Stelle der Unterkleider auf der Reise einnehmen, zeigen diesen Ansatz. Das Herrenhemd aus grauen Reinen oder Rohseide, aus Zephyrcreton oder Tennisflanell wir in ganz gleicher Nachart als Blusenhemd von Damen getragen und beide ebenfalls durch ganz gleiche Stehumslegtragen und buntgemusterte Foulardkrawatten vervollständigt. Sowohl Damen wie Herren tragen kleine, leicht eingebogene Panamahüte, deren Kappe ein bunter Foulard drapiert oder ein Band mit Federkiel schmückt oder gleiche Klappen aus Reinen, kariertem Wollstoff oder Seide. Auch der schmalrandige Matrosenhut wird von beiden Seiten für Reisezwecke mehr denn je gewählt. Am wenigsten Unterschied zeigen aber die Reiseüberkleider, denn sowohl die Faltenjoppe mit durchgezogenem Gürtel, der doppelreihige Ueberzieher, der lange Mäntel, das Wettercape aus Loden, sowie der Staubmantel aus Lustre oder Rohseide ist für Herren und Damen in ganz gleicher Ausführung bestimmt.

Eine Neuheit sind die aus Leder hergestellten Kostüme für Automobilisten und ihre Damen, die so fein gearbeitet sind, daß man glaubt, einen dünnen Wollstoff vor sich zu haben; noch interessanter sind aber die neuesten Automobilbekleidungen aus Papier, welche stark feuchtig und dabei geschmeidig wie Seidenstoff ist. Anzüge dieser Art sind unzerreißbar, gegen Nässe undurchlässig und halten die Wärme fest.

Um aber auf die Reiseanzüge für gewöhnliche Sterbliche zurückzukommen, so muß betont werden, daß das Hauptaugenmerk auf poröse Unterwäsche gerichtet sein muß, für welche die Kombinationen, die Hemd und Hose vereinen aus Schafwolle, Seide oder Baumwolle vor allem in Betracht kommen. Von nicht geringer Wichtigkeit ist die Fußbekleidung, in erster Linie der Strumpf, der nicht zu dick und nicht zu dünn sein darf und nur durch Längsstrumpfbänder besetzt werden soll.

Der geeignetste Schuh für die Reise ist immer der zum Schnüren. Die Schäfte sollen nur wenig über den Knöchel reichen, die Sohlen breit und vorstehend, die Spitze leicht abgerundet und die Absätze breit und niedrig sein. Als Farbe kommen alle bräunlichen Schattierungen in Betracht, das Leder darf nicht zu dünn, muß aber geschmeidig sein. Eine große Annehmlichkeit sind Schuhe, die mit Kiehleder gefüttert sind, da letzteres kühl und doch vor Feuchtigkeit schützt. Selbstverständlich ist zu Bergtouren, zum Radfahren oder zum Tennis spielen wieder Schuhwerk ganz anderer Art zweckmäßig.

Nachdem wir nun von allen Toilettengegenständen Notiz genommen haben, die sowohl Herren wie Damen tragen können, wollen wir auch von einigen nur den Damen bestimmten Spezialitäten berichten. Es sind dies die leichten, dünnen unprägnierten Seidenmäntel, die in changierenden Farben den bequemen Direktoirenschnitt wieder aufleben lassen. Es finden sich ganz einfache nur mit Stepplinien ausgestattete Exemplare, deren kurzer Oberteil sich mit dem saftigen Ansatz durch einen gestickten Gürtel verbindet, aber auch ganz stolze Gesellen mit Spitzenrevers oder mit vielen abgestuften Knospen, deren oberster sowie auch die Ärmelausschläge aus irländischen Spitzen gearbeitet sind. Den Staubmänteln aus graugrünem Schilflein haben als Model die Mäntel der Bahnarbeiter Pate gestanden; sie zeigen voran und rückwärts eine breite Passe, und angelehnt in flache Dohlfalten geplättete Vorder- und Rückenbahnen. Nur die feingestepten Nähte und große glänzende Perlmutterknöpfe verraten den Standesunterschied.

Ein sehr modernes Reisetück ist auch ein ähnlich gearbeiteter Paletot aus graugrünem Covercoat; die Dreiviertellänge wird noch immer bevorzugt. Ein richtiger Reispaletot zeichnet sich durch die Fülle seiner Taschen aus, die zur Aufnahme der Geldbörse, des Reisehandbuchs, des Taschentuchs und der Uhr bestimmt sind. Die kleinen Handtäschchen, deren sich die Damen jetzt auf allen ihren Wegen mit Vorliebe bedienen, eignen sich auf der Reise nicht, da man sie nur zu leicht im Wagenabteil vergißt. Das Geldtäschchen umgehängt am Riemen zu tragen ist auch nicht mehr modern. Für die Aufbewahrung des Geldes kommt die innere zuknöpfbare Brusttasche des Ueberrocks oder die vornan aufgesetzte gleichfalls zuknöpfte Rocktasche in Betracht. Viele kleine Gepäckstücke verraten Unvertrautheit in Reiseangelegenheiten; eine, in die Plaids eingeschürte Schirm- und Stockrolle, ein mäßig großer Handkoffer und ein Speiseforb soll alles aufnehmen, was zwei Reisende während der Fahrt und im ersten Moment der Ankunft bedürfen, abgesehen von dem kleinen schwarzen Kästchen, dem Kodak, welches heute vom Vergnügungsreisenden unzertrennlich ist.

Einen bunten Zug in die bräunlichen oder grünlichen Farbentöne der Reiseanzüge bringen außer den Krawatten noch die langen flatternden Schleier in zartbunten Farben, in deren Rand eine absteckende Bordüre eingewebt oder gestickt ist. Entweder wird der Schleier am oberen Rand leicht eingereicht und hängt rundherum lose vom Hutrand herab, so daß er ganz leicht zurückzuschlagen ist oder er wird bei höherem Wetter nur wenig eingereicht und seitlich in die Höhe genommen, über dem rückwärtigen Hutrand gefrempt, nach voran geführt und unterhalb des Kinnes zu einer Schleife verknüpft. Als Modefarbe für Reiseschleier gilt violette, grüne oder dunkelblaue Gaze mit weißer Bordüre. Zur Kappe wird kein Schleier getragen.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 26.

Düsseldorf, den 25. Juni.

1905.

Inhalt: Evangelium zum zweiten Sonntag nach Pfingsten. — Zur Oktav des Fronleichnamfestes. — Durch Gebet zum Glück. — Jesuiten und Astronomie im 19. Jahrhundert. — Jahresbericht der Salvatorianer. — Ein vorzeitiges Urteil. — allerlei.

Evangelium zum zweiten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XIV, 16—24.

In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern dieses Gleichnis: Ein Mensch bereitet ein großes Abendmahl und lud Viele dazu ein. Und er sandte seinen Knecht zur Stunde des Abendmahls, um den Geladenen zu sagen, daß sie kämen, weil schon Alles bereit wäre. Und sie fingen Alle einstimmig an, sich zu entschuldigen. Der Erste sprach zu ihm: Ich habe einen Weicherhof gekauft, und muß hingehen, ihn zu sehen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und gehe nun hin, sie zu versuchen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe ein Weib genommen, und darum kann ich nicht kommen. Und der Knecht kam zurück, und berichtete dieses seinem Herrn. Da ward der Hausvater zornig und sprach zu seinem Knechte: Geh schnell auf die Straßen und Gassen der Stadt, und führe die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen hier herein. Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, wie du befohlen hast; es ist aber noch Platz übrig. Und der Herr sprach zu dem Knechte: Gehe hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune, und nötige sie, hereinzukommen, damit mein Haus voll werde. Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl kosten wird.

Zur Oktav des Fronleichnamfestes.

Mit festlichem Gepränge feierte die Kirche Gottes am verfloffenen Donnerstag die Einsetzung des hhl. Altars sakramentes — jenes Abendmahles, das für die Kinder der Kirche ein Unterpfeiler und zugleich ein Vorbild sein soll jenes großen Abendmahles im himmlischen Jerusalem. Unter dem Schleier des Sakramentes sollen wir jetzt, lieber Leser, die ewige Liebe Gottes anbeten und genießen, um dann dereinst dieselbe ewige Liebe unverschleiert zu sehen und zu genießen an jener himmlischen Tafel, die droben allen Kindern Gottes bereitet ist.

Wie groß ist die Güte unseres Gottes, lieber Leser! Er will Seinen großen Himmelsaal, wo Alles nur Herrlichkeit und Seligkeit ist, bis zum letzten Maße gefüllt sehen; es soll — wie das heutige Evangelium andeutet — „kein Platz mehr übrig sein“. So setzte Er denn das Sakrament der Liebe ein, auf daß wir arme Menschenkinder, von diesem Wunderbrote essend, der himmlischen Herrlichkeit würdig werden: „Wer von diesem Brote isst, wird leben in Ewigkeit“ (Joh. 6).

Nun könnte aber der eine oder andere Leser fragen, aus welchem Grunde unser Herr und Heiland die unendliche Seligkeit der himmlischen Herrlichkeit mit einem „Abendmahl“ vergleicht: Dieses Bild sei doch

fast zu irdisch, zu sinnlich, und für das, was es andeuten soll, lange nicht erhaben genug! Gemach, lieber Freund! Der göttliche Lehrer läßt sich in Seiner unendlichen Güte eben so tief herab, damit Seine Unterweisung von Jedem aus uns recht verstanden und beherzigt werde. Oder ist es denn nicht wahr, daß auf Erden kein Geburtsfest, keine Vermählung, kein Jubiläum, kein Friedensschluß, keine die Wissenschaft oder die Kunst fördernde Zusammenkunft, keine Eröffnung einer neuen Eisenbahnstrecke, überhaupt kein weltliches oder auch religiöses Fest gefeiert werde ohne irgend ein kleines oder großes Gastmahl. — und zwar aus dem triftigen Grunde, weil die Gebrechlichkeit unseres leiblichen Lebens Tag für Tag des Wiedererfasses oder der Erquickung bedarf, die daher auch Wiederherstellung (Restaurierung) genannt wird? Worin besteht aber die Wohltat, welche die göttliche Güte in uns wirkt und bis zur Vollendung (in der Seligkeit des Himmels) fortsetzen will? Sie besteht, lieber Leser, in der Heilung unserer Uebel, in der Beseitigung der wesentlichsten Mängel, in der Mittheilung dessen, was zum wahren (ewigen) Leben erhebt — so daß hier im vollen höchsten Sinne von einer geistig-leiblichen „Restaurierung“, ja, von einer neuen Schöpfung gesprochen werden kann. Ganz in diesem Sinne singt der königliche Psalmist: „Preise, meine Seele, den Herrn, der alle deine Schwächen heilt und vom Untergange dein Leben erlöst; der mit wahren Gütern dein Verlangen erfüllet, auf daß, dem Adler gleich, deine Jugend erneuert werde“ (Ps. 102).

Nicht nur töricht und undankbar, sondern geradezu unbegreiflich und widersinnig würde daher das Verhalten derer erscheinen, welche der Einladung zu folgen sich weigern, wenn nicht dem „Gastmahle“, zu dem sie berufen sind, jeder äußerliche, sinnfällige Reiz und Brunk abginge — während alles Uebribe, was sie beschäftigt, was sie ergötzt oder mitummer und Sorge erfüllt, der unmittelbaren Gegenwart und der sinnlichen Wahrnehmung angehört. Aber töricht und folgenschwer bleibt ihr Verhalten doch!

Jene Zeitperiode, in der die Anhänger des Islam noch mit dem ganzen Grimme und der Grausamkeit seines Stifters Mohammed gegen das Christentum ankämpften, liegt schon um mehrere Jahrhunderte zurück. Damals gehörte es zu den alltäglichen Ereignissen, daß Christenkinder durch türkische Seeräuber in Gefangenschaft gerieten und, an grausame Gebieter verkauft, in hartem Sklavendienste schmachteten, aus dem sie nur mit großen Opfern erlöst werden konnten. Denken wir uns nun, lieber Leser, einen dieser Unglücklichen, etwa einen Jüngling von vornehmer Herkunft, der, unter der Last der Sklavenketten, bei glühender Sonnenhitze die schwersten Arbeiten verrichten muß; zur nächtlichen Ruhe ist ihm ein enger, dumpfer Kerker angewiesen; kurz, unter Entbehrungen und Mißhandlungen aller Art schleppt

er sein trostloses Leben hin. Der Vater des jungen Mannes, von dessen Geschick unterrichtet, verläßt sofort sein Stammschloß, in der Absicht, nicht zu ruhen, bis er dem Sohne, selbst gegen das schwerste Lösegeld, die Freiheit wieder verschafft. Und wirklich gelingt ihm der Loskauf nach unsäglichen Opfern und Mühen; er eilt nun selbst an die Stätte des Elends, wo der Vielbedauerte seine gewohnte Sklavenarbeit verrichtet, und ruft ihm schon von weitem zu: „Mein Sohn! Du bist losgekauft, du bist frei! Schon erwarten dich, mit Sehnsucht deine Mutter und deine Brüder und bereiten ein Freudenfest vor zu deiner Rückkehr!“ — Und wenn nun dieser Jüngling, nachdem ihm soviel Liebe entgegengebracht worden, ganz frostig erwiderte: „Geh' nur in die Heimat zurück und mach' dir weiter keine Sorge um mich! Deine Mühen, deine Liebe, die Sehnsucht der Mutter und der Geschwister kümmern mich wenig; deine Gastmahlte und Feste sind mir gleichgültig, und die Freiheit, die du mir bietest, begehre ich nicht. Mir ist hier ganz wohl zu Mute trotz Gefangenschaft und Knechtschaft.“ sag an, lieber Leser, wäre ein solcher Undank nicht wahrhaft empörend? Würden wir einen so entarteten Sohn nicht geradezu für wahnsinnig halten?

Und doch ist dieser Vorgang, wird er auf das Höchste und Ewige bezogen, ein so gewöhnlicher, daß er täglich und überall sich wiederholt! Voll Erbarmen hat der himmlische Vater durch Seinen eingeborenen Sohn das „Lösegeld“ für uns gezahlt, um uns aus der Knechtschaft der Sünde zu befreien: Zum „Abendmahl“ in der himmlischen Herrlichkeit sind wir auch alleamt eingeladen, — wer aus uns wollte so töricht sein, diese Einladung der unendlichen Liebe aus irgend einem elenden irdischen Beweggrunde unbeachtet zu lassen?

S.

Durch Gebet zum Glück.

Am Jahre 1827, um die Mitte des Herbstes hatte der Hausmeister eines vornehmen Hauses in Paris die Meldung erhalten, daß sein Herr alsbald aus der Provinz zurückkehren und seine Wohnung in Paris beziehen werde. Der Hausmeister beeilte sich nun, die Zimmer in Bereitschaft zu setzen. Dabei fiel ihm auch ein, daß die Kamme noch gesegt werden müßten, was er vielleicht vergessen haben würde, wenn ihn nicht die laute Stimme eines Savoyarden, der eben die Straße durchzog, daran erinnerte hätte. Bekanntlich kommen jährlich viele Tausende Savoyarden, welche in ihrer unfruchtbaren Gegend nicht den Lebensunterhalt erwerben können, nach Paris, um dort Dienste zu nehmen. Durand — so hieß der Hausmeister — rief den Knaben herbei, und da er ihm dazu geeignet schien, so trug er ihm auf, sogleich die Reinigung der Kamme vorzunehmen. Zuerst ließ Durand ihm Brot und Fleisch vorsetzen, und der Knabe ließ es sich ganz vorzüglich abschmecken. Darauf ward er vom Hausmeister in die Zimmer geführt. Hier war er bald hinter den marmorenen Gehäusen eines Kamins beschäftigt, und Herr Durand verfügte sich an seine häusliche Beschäftigung. Es vergingen mehrere Stunden, während welcher er öfter nachsah, ob die Arbeit auch gehörig gefördert würde, denn er war nicht ohne Anruhe, da der Eigentümer des Hauses jeden Augenblick eintreffen konnte, und Durand dann einen wohlverdienten Vorweis zu erwarten hatte. Seine Befürchtung erfüllte sich. Noch hatte der Knabe die Reinigung der Kamme nicht vollendet, als ein Reisewagen vorfuhr, und der Besitzer des Hauses ausstieg. Er und der Hausmeister verfügten sich in die noch nicht gehörig geordneten Gemächer.

Groß war das Erschrecken des vornehmen Herrn, als er beim Eintritt in seinen Saal den jämlich gekleideten Savoyardenknaben erblickte, welcher auf den Knien lag und die Hände gefaltet hatte. Er schien in Betrachtung vertieft und bemerkte nicht, was um ihn her vorging. Durand stand seinem Herrn die Ursache der Anwesenheit des Kleinen, aber die Ursache von dessen auffallendem Benehmen konnte er nicht.

Die Sache verhielt sich aber so: Der Kleine hatte in einem der schönsten Zimmer des Hauses, in welchem er sich eben befand, ein herrliches Gemälde entdeckt, welches seine ganze Aufmerksamkeit fesselte; es war eine Landschaft aus Savoyen, ganz derjenigen ähnlich, in welcher sein heimatliches Dorf lag, und er glaubte die ärmliche Hütte seiner Eltern, den Spielplatz sei-

ner Kindheit und den Kirchhof zu erkennen, wo seine liebe Schwester, die im vorigen Jahre gestorben, begraben war. Dieser Anblick bewegte ihn tief; eine unaussprechliche Sehnsucht ergriff ihn, und aus seinen Augen flossen Tränen der Wehmuth. Die Heimat war so fern und doch seinem Herzen so nahe. Jetzt vernahm man den dumpfen Schlag einer Uhr, es war diejenige, welche an dem Turme der Landschaft angebracht war. Der Savoyarde machte das Zeichen des Kreuzes und fing laut zu beten an; denn er glaubte sich wirklich in seine Heimat versetzt und wollte die gewohnte Andacht nicht unterlassen. Nach beendigtem Gebet erhob er sich und trat, wie aus einem Traum erwachend, einige Schritte zurück, als er die beiden Männer bemerkte. Er geriet in nicht geringe Verlegenheit. Diese aber führte zu einem glücklichen Ende. Der Besitzer des Hauses war ein menschenfreundlicher Mann; das Betragen des Knaben gefiel ihm so wohl, daß er sich nach dessen Verhältnissen erkundigte, und nun erfuhr er, daß derselbe — sein Neffe sei.

Vor vierzig Jahren hatte ihn, den jetzt so reichen und angesehenen Mann, dasselbe Schicksal getroffen, wie jetzt seinen kleinen Brudersohn. Er war nach Paris gekommen, hatte durch die drei Haupttugenden der Savoyarden, Ehrlichkeit, Arbeitssamkeit und Sparsamkeit, nach und nach so viel Geld erworben, um einen kleinen Handel anlegen zu können, welcher ihm bald so viel eintrug, daß er ein Wechselgeschäft errichten konnte. Mit diesem und durch Hilfe einiger besonders glücklichen Unternehmungen war er nach dreißigjähriger Arbeit zum Millionär geworden. Er hatte sich große Güter gekauft, und, da ihm Tätigkeit Bedürfnis war, bewirtschaftete er diese, der Gewohnheit in Frankreich zuwider, selbst. In jedem seiner Schlösser hatte er Gemälde von vaterländischen Bergen und selbst von der Gegend, die seine vaterländische Hütte umschloß, von Künstlerhand geschaffen, aufhängen lassen, um sich stets seiner früheren Jahre und des Glückes, das er als Kind in seinem lieben Savoyen genossen, zu erinnern. Der Bruder des Millionärs hatte dabei die ärmliche väterliche Hütte ererbt, und dessen jüngerer Sohn machte sich eines Tages tränenden Auges von seinem Vater trennen, um in die Ferne zu ziehen. Das Glück aber, oder vielmehr der besondere Schutz Gottes hatte diesen heute in die Arme seines Oheims geführt, welcher ihn sogleich in sein Haus aufnahm und mit seinen Kindern erziehen ließ.

Aus dieser Geschichte ergibt sich klar, wie durch Recht und Ehrliebe und treue Erfüllung der religiösen Pflichten der Segen des Himmels erlangt wird, der dem Menschen schon in diesem Leben Glück bringt. Ganz besonders aber liegt in dieser kleinen Geschichte für die Eltern die Lehre, ihre Kinder in der Einfachheit des Herzens und Frömmigkeit zu erziehen, und dadurch dieselben unter den Schutz Gottes zu stellen, der mehr vermag, als wir verstehen. Eine echt christliche Erziehung ist der größte Reichtum, der kostbarste Erbschein, den Eltern ihren Kindern fürs Leben mitgeben können.

Jesuiten und Astronomie

im 19. Jahrhundert.

Ueber die Betätigung und die Leistungen der Jesuiten auf dem Gebiete der Astronomie im 19. Jahrhundert, d. h. von der Zeit der Wiederherstellung des Ordens 1814 bis zum Jahre 1904 veröffentlicht „Natur und Offenbarung“ (1905, Heft 4 und 5) eine recht interessante Studie aus der Feder des P. Rigge, Leiters der Sternwarte an der Creighton University zu Omaha in Nordamerika.

Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß die Gesellschaft Jesu nach ihrer Wiederherstellung mit ungleich größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, als vorher; außerdem hat sie auch im 19. Jahrhundert verschiedene Konfiskationen und Verbannungen über sich ergehen lassen müssen, da es noch Länder geben soll, in denen der Aberglaube der Jesuitenangst zahlreiche Anhänger zählt: — alles Dinge, die einer umfassenden wissenschaftlichen Arbeit nicht eben förderlich sind.

Immerhin darf die Gesellschaft Jesu sich neben anderen Gesellschaften mit ihren Leistungen auf dem Gebiete der Astronomie sehen lassen.

Sie hat Beobachtungsobservatorien, die für fachwissenschaftliche Forschungen bestimmt sind: in Rom, in Kaslova in Ungarn, wo ihnen der Kardinal Haynald die nach ihm benannte Haynald-Sternwarte errichtete; hier hat die Sonnenforschung eine besondere Pflegestätte; in Stonyhurst in England, 1838 gegründet; in Georgetown bei Washington, 1842 gegründet; Valkenberg (Holland), wo besonders die Be-

obachtung der veränderlichen Sterne gepflegt wird; berühmt ist das Observatorium in Marilia, das aber mehr meteorologische als astronomische Zwecke dient. Ferner sind zu nennen die Observatorien in Granada und Tortosa in Spanien, letzteres noch im Bau begriffen, Sikawei in China, etwa 6 Kilometer südwestlich von Schanghai, das ebenfalls durch seine meteorologische Abteilung berühmt ist, in Ambohidempona bei Tananarivo (Madagaskar), das höchstgelegene Observatorium der ganzen Welt, endlich in Quito (Ecuador).

Zu diesen Beobachtungsobservatorien kommen Schulobservatorien, die hauptsächlich Unterrichtszwecken dienlich sind: in Kalkutta, in Bulawago (Südafrika), in Onda (Spanien), Feldkirch (Vorarlberg), Bwien, in Lubenbosch (Holland), Puebla (Mexiko), Havana (Kuba), Woodstock (Maryland), Omaha (Nebraska), Santa Clara (Kalifornien), Montreal (Kanada).

An all' diesen Observatorien wirken Männer, deren Namen in den Kreisen der Wissenschaft einen guten Klang haben, sowohl wegen der von ihnen gemachten Erfindungen von Instrumenten, als ihrer Beobachtungen.

Berühmt vor allen ist P. Secchi, der berühmte Sonnenbeobachter und Erfinder des großen Meteorographen, jetzt in dem Observatorium von Sikawei; ebenfalls durch Erfindungen bekannt gemacht haben sich P. Braun von Kalocsa (Durchgangsmikrometer) und P. Fargis-Georgetown (Photochromograph).

Als Beobachter sind bekannt: P. Secchi, P. Perry vom Stonyhurst-Kolleg durch seine Arbeiten über die Sonnensafeln, nicht zu vergessen seine zahlreichen astronomischen Expeditionen: so 1870 nach Cadix zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis vom 22. Dezember, 1874 zur Beobachtung des Venusdurchgangs nach den Aerguelen, 1882 abermals zur Beobachtung eines Venusdurchgangs nach Madagaskar, 1886 zur Beobachtung einer totalen Sonnenfinsternis nach Carriacou in Westindien, 1887 zum selben Zweck nach Rußland und 1889 nach Cayenne, wo er vom Fieber weggerafft wurde.

Neben den Genannten zeichnet sich auf dem Gebiete der Planetenforschung aus noch de Vico (Bestimmung der Rotationsperiode der Venus und der Neigung ihrer Rotationsaxe). Secchi muß auch genannt werden bei der weiteren Sternforschung als Mitbegründer der Stern-Spektroskopie, sodann P. Sidgreaves, der Fortsetzer der meteorologischen, magnetischen und astronomischen Arbeiten Perrys, und P. Hagen mit dem Atlas der veränderlichen Sterne, dessen Herausgabe auf Veranlassung des Professors G. Biedering am Observatorium des Harvard-Kollegs die große Mäcennin astronomischer Forschung Miß Katharina Bruce ermöglichte; außerdem hat P. Hagen durch Herausgabe seiner vier Bände umfassenden „Synopsis der höheren Mathematik“ auch der mathematischen Welt einen großen Dienst erwiesen.

Nicht vergessen werden dürfen in einer Zeit der Wabelschwärmer die Patres Epping, Straßmaier und Kugler mit ihren Arbeiten über die Astronomie der Babylonier, die in den Kreisen der Assyriologen große Anerkennung gefunden haben.

Auch die Tätigkeit der Jesuiten als Kartographen muß hier erwähnt werden: bekannt ist P. Chevaliers Karte von China, die ihm von der Pariser Geographischen Gesellschaft die goldene Rogerot-Medaille eintrug. Von derselben Gesellschaft erhielten die Patres Colin und Koblet den Herberth-Journet-Preis, den größten, über den die Gesellschaft verfügen kann, für ihre Karte Madagaskars. Endlich sei genannt P. Maues, Atlas der Philippinen. An die zahlreichen literarischen Arbeiten auf dem Gebiete der Astronomie sei nur erinnert.

Das Gesagte wird genügen, um zu zeigen, daß die Jesuiten sich mit ihren Arbeiten auf einem Gebiete, dessen Bearbeitung zudem nur in untergeordneter Weise Aufgabe des Ordens sein kann, wohl vor aller Welt sehen lassen können.

Jahresbericht der Salvatorianer.

(April 1904—April 1905.)

Die Gesellschaft des Göttlichen Heilandes (Salvatorianer), gegründet am 8. Dezember 1881 von ihrem jetzigen Generalobern P. Franziskus Maria v. Kreuze Jordan, zählt gegenwärtig 454 Mitglieder, darunter gegen 200 Priester. Sie besitzt zur Zeit 27 Kollegien, 8 Missionsstationen mit ständigem Missionär und über 40 Nebenstationen, die von den Missionären von Zeit zu Zeit besucht werden. Die Kolle-

gien resp. Missionsstationen verteilen sich auf Europa, Asien, Nord- und Südamerika.

Das Mutterhaus der Gesellschaft ist in Rom (Collegium Marianum Romanum, Borgo vecchio 165).

Die Tätigkeit der Priester erstreckt sich im Inlande hauptsächlich auf Seelsorge, Jugendberziehung, Schriftstelleret, und in den ausländischen Missionen auf die Belehrung der Irr- und Ungläubigen.

Unter den Kollegien sind gegenwärtig zwei für die höheren Studien bestimmt, nämlich das Mutterhaus in Rom, dessen Zöglinge die Vorlesungen der gregorianischen Universität besuchen, und das Kolleg in Freiburg (Schweiz), dessen Mitglieder an der dortigen Universität ihre Ausbildung zum Priestertum erhalten.

Von den Studierenden im Mutterhause erhielten im verfloßenen Jahre mehrere wieder akademische Grade, darunter einige auch den Doktorgrad in der Theologie.

Wie in früheren Jahren, so arbeiteten die Priester der Gesellschaft auch im vergangenen Jahre wieder viel in der Seelsorge, namentlich im Beichtstuhl und auf der Kanzel. Sie wirkten in 16 Sprachen in verschiedenen Ländern der Welt, teils in selbständiger Seelsorge, teils in der Aushilfe, an der sich auch die Lehrer der Erziehungshäuser beteiligten. Auch wurde eine Anzahl Ungläubiger belehrt, einige vom Schisma und von der Häresie zurückgeführt und Israeliten auf die hl. Taufe vorbereitet. Die Patres hielten mehrere Volksmissionen, bei anderen leisteten sie Aushilfe; ebenso gaben sie wiederholt geistliche Exerzitien.

Um speziell der apostolischen Präfektur Assam (Ostindien), die am 13. Dezember 1889 vom hl. Stuhle der Gesellschaft anvertraut wurde, Erwähnung zu tun, so sei hervorgehoben, daß dort gegenwärtig 8 Patres unter großen Schwierigkeiten an der Belehrung der Heiden, die sich auf 7 Millionen belaufen, arbeiten. Die Mission zählt jetzt gegen 2000 Katholiken, besitzt 9 Kirchen resp. Kapellen, 10 Schulen, 4 Waisenhäuser und 2 Spitäler.

Auf dem Gebiete der Jugendberziehung war die Gesellschaft ebenfalls tätig. Ueber 11000 Schüler erhielten in öffentlichen und privaten Schulen lateinischen Unterricht. Die Gesellschaft leitete ein Studenten-Konvikt, zwei sogenannte Knabenhorte, in welchen arme Knaben, deren Eltern tagsüber in den Fabriken arbeiten, in der schulfreien Zeit beaufsichtigt und nützlich beschäftigt werden, und ferner eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Knaben. Die Patres hielten theologische Vorlesungen in bischöflichen Seminarien, erteilten Unterricht in fremden Sprachen in öffentlichen Lehranstalten und privatim und gaben in Elementarschulen vollständigen Schulunterricht. Um die heranwachsende Jugend nahm sich die Gesellschaft an, indem sie katholische Jünglingsvereine und sogenannte „Patronagen“ für die der Schule entlassene weibliche Jugend teils ins Leben rief, teils die Leitung derselben übernahm.

Eine andere besondere Tätigkeit entwickelten die Priester der Gesellschaft auch in verschiedenen katholischen Vereinen durch Vorträge usw., denen sie zum Teile als Leiter versahen und die sie zum Teile selbst gegründet haben, so in Marianischen Männerkongregationen, Vinzenz-Vereinen, Anheilts-Jesu-Vereinen und Kinderschuhstationen. Auch in der Mission Assam wurden mehrere katholische Bruderschaften und Vereine ins Leben gerufen, die zusammen bereits 467 Mitglieder zählen. — Die Priester des Mutterhauses nehmen sich öfters um die Führung von Gruppen der Pilgerzüge wie einzelner Pilger an.

Die periodischen Zeitschriften der Gesellschaft erschienen im vergangenen Jahre in einer Gesamtauflage von 114000 Exemplaren. In den eigenen Druckereien der Gesellschaft in Rom und Welkenraadt-Verbesthal erschienen die von der Gesellschaft herausgegebenen periodischen Zeitschriften: „Der Missionär“, „Manna für Kinder“, „Salvatorianische Mitteilungen“ in deutscher und polnischer Sprache, „Nuntius Romanus“ in lateinischer Sprache, sowie eine Anzahl anderer Werke und Schriften in verschiedenen Sprachen. Der „Apostellalender“ erschien im vergangenen Jahre in zweimaliger Auflage mit zusammen 75000 Exemplaren. Für das Jubiläumsjahr 1904 wurde im Mutterhause zu Rom noch eine weitere zweimonatliche „Die Unbefleckte Empfängnis“ herausgegeben. Diese Schrift war offizielles Organ für die Jubiläumsschreie zu Ehren der Unbefleckten Empfängnis. Sie hatte 7300 Abonnenten. — Ferner gab das Mutterhaus ein hübsches Rom-Album in Taschenformat heraus. Es enthält 227 Illustrationen mit ebensovielen ausführlich erklärenden Texten und wurde von der Presse wiederholt recht belobend besprochen.

Ein voreiliges Urteil.

Nat Winterfeld und seine Gemahlin waren zwei herzengute Leute und doch von ganz verschiedener Gemütsart und Charaktereigenschaft. Er, der Herr Nat, war voll Wohlwollen gegen Jedermann und hegte gegen Niemand Mißtrauen; seine Gemahlin aber war voll Mißtrauen gegen Andere, besonders gegen die Dienstboten, sonst aber hatte sie eine gutes Herz. Einer ihrer Dienstboten mußte immer ein Ausbund von Fehlern sein und wurde stets von ihr mit Mißtrauen betrachtet. Augenblicklich ist dieses Agnes, ihre achtzehnjährige Jose, die aus einer armen Familie vom Lande stammte.

„Glaube mir, lieber Mann“, sagte Frau Winterfeld eines Tages beim Kaffee, „meiner Jose ist nicht mehr zu trauen. Ich habe meine Gründe. Nach längeren stillen Beobachtungen hielt ich mich für verpflichtet, ihr Köfferchen zuzurückzugeben.“

„Das wäre ja eine Arbeit für“ — sagte der Herr Nat und stockte; er wollte sagen „für die Polizei gewesen“, aber er war nie unhöflich gegen die Dame des Hauses und gab dem Satz eine andere Wendung. „Das wäre ja ein unwiderlegbares Zeugnis. Und Du fandest in dem Köfferchen?“

„In Geld gar Nichts, an Kleidungsstücken fast Nichts an sonstigen Sachen sehr wenig. Wo!“

„Wo ist dies arme Blut geblieben? So arm, wie ich mir alle Waisenkinder denke.“ — sagte der Nat.

„Aber, lieber Mann, wohin denkst Du? Es ist ja doch sonnenklar, daß die Jose all ihr Geld verschwendet! Glaube mir, ich kenne die heutige Welt und kenne die Josen, wie sie jetzt sind. Agnes hat einen Liebhaber, einen Soldaten oder was weiß ich, den besucht sie, dem teilt sie ihre Sachen aus. Ob nur die ihrigen allein? — Wer weiß das! Siehst Du es jetzt ein?“

— Er, Erzellenz mußte gestehen, daß er es noch nicht einsehe. — „Dann will ich Dir einen schriftlichen Beweis vorlegen. Siehe hier das Blatt Papier, da steht die Zusammenkunft verabredet. Ich fand es oben auf ihren Sachen.“

Auf dem Papier standen mit Bleistift die Worte geschrieben: „Liebste Agnes! Heute Nachmittag um 5 Uhr. Dein Karl.“

„Und nun sollst Du sehen, mein Lieber“, fuhr die Rätin lebhaft fort, daß die Jose sich auf heute Nachmittag Urlaub erbitte, und dann habe ich doch, wie immer, richtig gesehen.“

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, als schüchtern an der Tür geklopft wurde. Leicht erröthend trat Agnes ein, ein Kind im ganzen Liebreiz der Unschuld, machte einen Knix und bat zitternd ihre Gebieterin für Nachmittags 4 Uhr um zwei Stunden Urlaub. Die gnädige Frau Rätin sah auf ihren Gemahl mit einem bedeutungsvollen Blick und antwortete dann freundlich: „Für heute ja, Du kannst gehen.“ Agnes machte eine Verbeugung und entfernte sich mit einem dankbaren Blick.

„Der Beweis wäre geliefert“, begann jetzt die Rätin, „das Vögelchen wird gefangen. Ihr Karl hat die Beeren gesucht, ich will die Schlinge legen. Es tut mir leid, lieber Herr Gemahl, daß es Dir noch so sehr an Menschenkenntnis fehlt. Du kannst diese Kenntnis heute Nachmittag erweitern, wenn Du mich begleiten willst.“

Er schlug ihr nie einen Wunsch ab und begleitete sie, als sie um vier Uhr Nachmittags der Jose, die einfach gekleidet, durch einen Tortweg das Haus verließ, in einiger Entfernung nachfolgend. Das Mädchen bog vor der Stadt in den Wald ein, und als die beiden Verfolger ihm drei Viertel Stunde nachgegangen, sahen sie es am Ausgange des Forstes auf eine armselige Hütte zuschreiten.

„Liebes Kind“, meinte jetzt der Nat, „diese Lage paßt nicht für mich. Ich will Dir das weitere Nachforschen allein überlassen und hier im Walde auf und abgehen, bis Du den Vogel gefangen hast.“

Die Rätin eilte weiter und stand bald in der halb geöffneten Tür der Hütte, worin Agnes verschwunden war. Sie sah Nichts aber drinnen lag eine arme, kranke Frau auf einem ärmlichen Lager; ihr Antlitz war voll heiliger Geduld, Demut und Gottesliebe, wie die unerschuldete Armut sie den frommen Menschenkindern verkärend in die Züge prägt. — Vor ihr stand Agnes und blickte sie mit kindlicher Liebe an. Die Rätin hörte dann die matte Stimme der Frau: „Mein Liebeskind, Du bist ein Engel Gottes, der mich in allem Elende nicht verläßt. Gott segne Dich dafür!“

„Was sprichst Du doch, Mütterchen!“ erwiderte Agnes. — „Du bist ja die Einzige, die ich auf Erden habe, und solltest Duheim gehen, so nimm mich auch gleich mit in den Himmel! Und nun sieh, Mütterchen, was ich mitgebracht habe. Erst ein Paar Holzschuhe für Karl; ich verstaube sie hier neben dem Ofen, und er muß sie suchen, wenn er wiederkommt. In jedem Schuh liegt eine Weintraube. Dann sind hier für Dich warme Strümpfe und auch ein kleines Kopftüschchen, damit Du weicher liegen kannst, und hier noch etwas Malzzucker für Deinen Quitten“

„Und was sagst denn Deine gute gnädige Frau Rätin, Kind?“

„Das Beste hab ich ganz vergessen!“ rief Agnes lebhaft aus. „Denke Dir nur, liebste Mutter, heute Morgen in der Kirche habe ich den lieben Gott gebeten, er möge ihr Herz doch lenken, daß sie mir immer so gern Urlaub gebe, wie das vorige Mal; und heute, als ich fragte, war sie doch so gut und freundlich, daß Du es gar nicht denken kannst!“

Die Rätin, die draußen an die Mauer gelehnt, Alles mit angehört, konnte nicht mehr eintreten, wie sie Anfangs gewollt hatte; sie wurde glühend rot im Gesicht und ging schweigend mit ihrem Gemahl heimwärts. Daheim erzählte sie ihm, was sie in der Hütte gehört, und brach dann, zum ersten Male seit langer Zeit, in einen Strom von Tränen aus. Abends befaß sie die Jose zu sich:

„Mein liebes Kind“, sagte sie zu dieser. „Du bist nun drei Wochen bei mir und ich freue mich, Dir sagen zu können, daß ich sehr gut mit Deinen Diensten zufrieden bin. Nur scheint mir, daß Dir noch Einiges an Deinen Kleidern fehlt. Hier sind hundert Mark für Dich. Brauchst nicht zu weinen. Hast Du noch sonst Wünsche?“

„Gott möge es Ihnen lohnen, gnädige Frau“, stammelte das Mädchen, „aber wenn ich zuweilen an einem Sonntag Nachmittag . . .“

„Das wollte ich noch sagen“, unterbrach sie die Rätin. „an jedem Sonntag und Feiertage hast Du von Schluß der Vesper bis zum Abende freie Zeit für Dich, brauchst mich nie um Urlaub zu fragen.“

Allerlei.

Eine mechanische Puppe erregt im Hippodrom in London zurzeit großes Interesse. Wie berichtet wird, ist die Puppe sechs Fuß groß, sie spaziert auf der Bühne umher und reitet nachher in der Arena ein Fahrrad. Das Publikum schien geneigt, zu bezweifeln, daß es sich um eine wirkliche Puppe handelte, mußte jedoch schließlich doch daran glauben, da der vorführende Manager nicht nur den Kopf der Puppe innerlich elektrisch beleuchtete, sondern dem Fahrradfahrer auch Arme und Beine abschraubte.

Santos-Dumonts „fliegendes Haus“. Binnen kurzem will Santos-Dumont mit seiner „Luftjacht“, die jetzt gebaut wird, seine erste Reise von Paris aus machen. Im „London Magazine“ gibt der phantasievolle Erfinder selbst eine genaue Beschreibung dieses „Luftbootes des 20. Jahrhunderts“. Wir entnehmen darüber der Rhein. Westf. Ztg. folgendes: „Die Hülle meiner Luftjacht, wenn ich sie so nennen darf, wird jetzt genäht. Die Kajüte ist schon gemacht, Kessel und Kondensator werden gebaut, der Motor ist bestellt, die Propeller sind fertig. In seiner äußeren Form wird das Boot sich von allen bis jetzt gebauten Luftschiffen unterscheiden. Unter einem eiförmigen Ballon, der weniger lang als die Hülle von meinem „Nr. 9“ ist, hängt an Stelle des Korbes eine Art kleines Haus mit einem Balkonfenster, das die halbe Länge jeder Seite einnimmt. Dieses Fenster zeigt die Lage der Kajüte an, die nötigenfalls geheißt werden kann. Da das „fliegende Haus“ mehrere Tage in der Luft bleiben muß, ist selbst in mäßiger Höhe ein Schutz gegen Kälte sehr wichtig. Die Seiten der Kajüte müssen also völlig undurchlässig gebaut sein, so daß die Wärme sich im Innern hält. Sie werden ein Fachwerk aus Fichtenholz, Aluminium und Alabiersaiten erhalten; das ganze wird dann mit mehreren Schichten verschiedener Ballonseide bedeckt. Zwei Feldbetten werden darin aufgeschlagen. Santos-Dumont ist fest von seinem Erfolg überzeugt und entwirft lodende Zukunftsbilder: „Wir werden speisen. Wir werden beobachten, wie der Himmel sich mit Sternen bedeckt. Wir werden zwischen den Sternen und der Erde hängen bleiben. Wir werden in der Pracht der Morgenämmerung erwachen. Ein Tag wird dem anderen folgen. Wir werden Grenzen überfliegen. Jetzt schweben wir über Rußland — es wäre schade, so bald anzuhalten — in einem Bogen kehren wir über Ungarn zurück. Dort liegt Wien. Dreht die Propeller und ändert die Richtung, vielleicht trägt uns eine Strömung nach Belgrad. Es ist wieder Morgen, dieser Wind trägt uns nach Konstantinopel! Wir haben Zeit und wir sind immer in der Lage, nach Paris zurückzukehren.“

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Holzdruckerei.

Verantwortlicher Redakteur: G. Söngen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 27.

Düsseldorf, den 2. Juli.

1905.

Inhalt: Evangelium zum dritten Sonntag nach Pfingsten. — Nachklänge zum Fronleichnamsfeste. — Fronleichnam auf dem Wasser. — Ein kanadischer Erzbischof über die deutschen Katholiken. — Modernes Heidentum. — Rosen. — (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum dritten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XV, 1—10. „In jener Zeit nahen Jesus Zöllner und Sünder, um ihn zu hören. Da murrten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: Dieser nimmt sich der Sünder an und ißt mit ihnen. Er aber sagte zu ihnen dieses Gleichnis und sprach: Wer von euch, der hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt nicht die neun und neunzig in der Wüste, und geht dem Verlorenen nach, bis er es findet? Und hat er es gefunden, so legt er es mit Freuden auf seine Schultern, und wenn er nach Hause kommt, so ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen, und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel Freude sein über einen Sünder der Buße tut, mehr, als über neun und neunzig Gerechte welche der Buße nicht bedürfen. Oder welches Weib, die zehn Drachmen hat und die, wenn sie eine Drachme verliert, zündet nicht ein Licht an und leuchtet das Haus aus und sucht genau nach, bis sie dieselbe findet? Und wenn sie dieselbe gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen, und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte. Ebenso, sage ich euch, wird Freude bei den Engeln Gottes sein über einen einzigen Sünder welcher Buße tut.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.

Die grimmigsten Feinde Jesu waren ohne Frage die Pharisäer. Nach dem Zeugnisse der Evangelien ließen sie kein Mittel unversucht, um den Herrn und Sein göttliches Werk zu verdächtigen und zu verderben. Auch das heutige Evangelium gibt dafür einen sprechenden Beleg; denn sie suchten den Herrn zu verdächtigen, weil Er nicht nur mit offenkundigen Sündern verkehrte, sondern auch mit den dem Volke verhassten Zollbeamten, die im Dienste der heidnischen Römer standen. Ihr blindes Urtheil wurzelte dabei wohl in dem Gedanken, den bei uns ein alter Spruch in die Worte kleidet: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!“ — Die Pharisäer urtheilten so: Der verheißene Messias, den wir erwarten, wird, als ein Herr vom höchsten Range und als ein Gottgesandter in vollendeter Heiligkeit, wieder nur mit Menschen sich umgeben können, die durch Frömmigkeit, Ansehen und Würde vor Allen sich auszeichnen; zum Umgange mit gemeinem u. verrufenem Volke wird er sich nicht herabwürdigen, und verworfene Sünder werden nicht wagen, vor sein Angesicht zu treten. Dieser „Nazarener“ aber, der uns alle zu meistern sich anmaßt, nimmt die Sünder auf, macht mit den Unreinen sich gemein, die vor Jehova ein Greuel sind, und setzt sich sogar mit ihnen zu Tisch!

Ach, lieber Leser, mit dem nämlichen Rechte hätten diese Menschen auch die Sonne schelten dürfen, daß sie jeden Winkel, der ihren Strahlen zugänglich ist, erleuchtet und erwärmt. Selber hart und lieblos, hatten die tugend-

stolzen Pharisäer keine Ahnung von den wunderbaren Wegen der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit; sie bedachten auch nicht, daß vor der göttlichen Gerechtigkeit — als solcher — kein Mensch auf Erden die Probe bestehe; beherzigten nicht, daß einer der Edelsten und Größten ihrer Vorfahren, der König David, sich gedrungen fühlte, auszurufen: „Ich bin in die Irre gegangen, wie ein Schäflein, das sich verliert; suche o Herr, Deinen Knecht, denn Deine Gebote habe ich mißachtet!“

Diese, jedes Maß überschreitende, rettende, wahrhaft göttliche Liebe wollte ihnen der Herr vor Augen führen in dem obigen Gleichnisse von dem Hirten, der von seinen hundert Schafen neun und neunzig an sicherem Orte zurückläßt, um dem einen verlorenen nachzugehen in der Wüste und — sobald er es gefunden — auf seinen Schultern zurückträgt.

Wie viele solcher irrenden Schäflein, lieber Leser, mag der gute Hirte in der eben abgelaufenen heiligen Osterzeit zu Seiner Heerde wieder zurückgetragen haben! Aber noch mehr! In der heiligen Osterkommunion hat Er ihnen dann jenes wunderbare „Abendmahl“ bereitet, bei dem Er in unendlicher Liebe Sein eigenes Fleisch und Blut unter dem Schleier des Sakramentes darreichte.

Wer kann dieses Uebermaß von Liebe erfassen? Und wie könnten wir uns zum Glauben an dieses Geheimnis des hhl. Sakramentes aufschwingen, wenn der Heiland Selbst sich nicht so klar ausgesprochen, und wann andererseits die Kirche Jesu, von der Apostolischen Zeit her, die Lehre von der Gegenwart des Herrn im allerheiligsten Sakramente nicht als eine göttliche Wahrheit bezeugt hätte, — so daß alle morgenländischen Sekten, die sich schon sehr früh von der katholischen Kirche trennten, heute noch an die wahrhaftige Gegenwart Jesu im Altarsakramente glauben.

Und, lieber Leser, die Weisheit Gottes hat es so gefügt, daß gerade dieses Geheimnis, das nächst dem Geheimnisse der h. h. Dreifaltigkeit unserm menschlichen Verstande das größte Opfer demüthiger, gläubiger Unterwerfung abverlangt, — daß dieses Geheimnis während des ersten Jahrtausend nicht angegriffen wurde, Fast alle übrigen Glaubenslehren waren während dieses langen Zeitraums von hochmüthigen Irrlehrern in Zweifel gezogen worden, — aber kein Irrlehrer hatte noch die Verwegenheit gehabt, die wahrhaftige Gegenwart Jesu im hl. Altarsakramente öffentlich zu bestreiten. Die allgemeine Ueberzeugung aller Völker war eben zu einhellig und zu fest begründet, als daß diese Glaubenswahrheit so leicht hätte angegriffen werden können.

Erst im elften Jahrhundert wurde dieser ruhige Bestand gestört. Berengar, ein Diakon des Bistums Angers (Frankreich), einer jener stolzen Geister, die die Geheimnisse der ewigen Wahrheit mit ihrem beschränkten menschlichen Verstande durchschauern zu können vermeinen,

und die Wunderwerke Gottes nur nach den Kräften der geschaffenen Natur abmessen wollen. — Berengar ist der Erste, der dasjenige in Zweifel zieht, was alle Christen bis dahin fest geglaubt haben! Er bestreitet, daß bei der hl. Wandlung das Wesen des Brotes und des Weines in den wahren Leib und das wahre Blut Jesu Christi verwandelt werde, und behauptet, der Herr werde im hl. Sakramente nur geistiger Weise genossen. Bei den gläubigen Zeitgenossen erregte diese unerhörte Lehre natürlich ungeheures Aufsehen, und da alle freundschaftlichen Ermahnungen und Belehrungen der geistlichen Vorgesetzten fruchtlos blieben, so schritt endlich der damalige Papst Nikolaus II. (1059), und nach ihm Papst Gregor VII. (1078) gegen den Irrlehrer ein. Dieser starb im Jahr 1088, und zwar, nach glaubwürdigen Berichten, bußfertig und im aufrichtigsten Bekenntnisse der katholischen Lehre von der Gegenwart Jesu im hl. Sakramente.

Nach dem Tode Berengars verlor sich auch sein Irrtum, der eine besondere von der Kirche getrennte Sekte überhaupt nicht hervorgerufen hat. Aber es war der Kirche nicht genug, diese gefährliche Irrlehre nur abgewiesen zu haben: die Ehre des im Sakramente der Liebe verborgenen Heilandes war zu sehr angegriffen worden; deshalb hielt sie es für billig und recht, daß fortan auch die äußerliche, öffentliche Anbetung, die bis dahin nicht gebräuchlich gewesen, diesem allerheiligsten Geheimnisse mit möglichster Feierlichkeit geollt werde. So wurde denn nach und nach der Gebrauch eingeführt, das Geheimnis des Altars zur Anbetung öffentlich auszusetzen und den Gläubigen den Segen mit dem h. h. Sakramente zu geben. Der Eifer der Gläubigen wuchs in erfreulicher Weise, und es mehrten sich allerorts, die dem hl. Sakramente erwiesenen Huldigungen, — bis Papst Urban IV. im Jahre 1261 die Feier des Fronleichnamsfestes für die ganze Kirche vorschrieb.

Der Herr, lieber Leser, weiß das Böse zum Guten zu lenken — das beweist die hl. Schrift an unzähligen Stellen — das beweist die Geschichte unserer hl. Kirche fast auf jedem Blatte, — das beweist auch die Vorgeschichte unseres herrlichen Fronleichnamsfestes, dieses kostbaren Edelsteins in unserer katholischen Liturgie. S.

□ Fronleichnam auf dem Wasser.

Die hehre Feier des Fronleichnamsfestes, die in katholischen Gegenden ihren Glanzpunkt in der großartigen Prozession mit dem Allerheiligsten durch die festlich geschmückten Straßen der Städte und Dörfer findet, war schon frühzeitig durch besondere, den Zeiten und Orten entsprechende Veranstaltungen besonders verherrlicht worden. Im Mittelalter gab man der Prozession, wie überhaupt vielfach den kirchlichen Festen, ein besonderes dramatisches Gepräge durch lebende Bilder, in denen keine der hervorragenden biblischen Personen von Adam bis auf die Apostelzeit fehlte. Heute gehören diese Aufzüge wie die religiös-kirchlichen Festspiele mit wenigen Ausnahmen überhaupt der Vergangenheit an. Doch sind auch jetzt noch an einzelnen Orten eigenartige Gebräuche mit der Feier verbunden. Schützengesellschaften z. B. lassen es sich nicht nehmen, am Fronleichnamstage in höchstem Glanze aufzutreten und den Baldachin zu tragen, unter dem der Priester mit dem Allerheiligsten daneben schreitet, und bewaffnet geben die übrigen Mitstreiter daneben her, die Hüte mit farbigen Federn geschmückt. Mit klingendem Spiele rücken Vormittags zeitig die Nachener Karlschützen aus zur Begleitung des menschengewordenen Gottesohnes in der Brotsgehalt, und bei der feierlichen Segenertheilung präsentieren sie ihre Gewehre vor dem Könige Himmels und der Erde, dessen Triumphzug Natur und Menschenhand, Stadt und Land gleichmäßig verherrlichen. Besonders eigenartig und hübsch sind die Prozessionen auf dem Wasser, die freilich nur an einzelnen wenigen Orten möglich sind.

Aus dem Rheinlande ist die „Mülheimer Gotteskraft“ bekannt, die zum großen Teile auf dem Rheine abgehalten wird. Auf einem mit Fahnen und Blumen reichgeschmückten Dampfer wird das Allerheiligste auf die Fluten hinausgetragen, begleitet und gefolgt von zahllosen, gleichfalls festlich gezierter Schiffe und Nachen mit den Mitgliedern der katholischen Pfarrei, die Prozessionen bewegt sich langsam hin nach dem Kölner Ufer und wieder zurück, und wenn nach Abführung der Evangelien der Segen erteilt wird, dann dröh-

nen die Böller über den Fluß hinüber und verkünden gemeinsam mit dem Gesänge der Tausende das Lob des Ewigen über den Wassern. Daß das herrliche Schauspiel tausende von Zuschauern an die Ufer lockt, während andere tausende zu Schiffe auf dem Strome folgen, kann nicht Wunder nehmen.

In ähnlicher Weise findet die Prozession in Hallstadt am Hallstädter See statt, wenn auch weniger großartig, weil eben keine Großstadt in der Nähe ist. Hallstadt ist ein kleiner Ort auf einem sehr schmalen Streifen Landes zwischen dem See und einem steilen Berge an der Ostseite des Landes. Die unteren Häuser sind auf sogenanntem Kofst erbaut, die übrigen steigen terrassenförmig weiter hinauf und sind förmlich an die Felsenwand hingebaut. Es ist ein sehr romantisches Dörfchen, allein enge in seinen Gäßchen, Fußgängen u. Stiegen zwischen den Häusern, so daß es mit Venedig die Eigenschaft hat, daß in seinem Innern nie ein Pferd oder Wagen gesehen worden ist. Man kann alles nur auf dem Wasser fortbringen oder einfahren. Darum nehmen von jeher die Ortsbewohner auch beim Fronleichnamsfeste ihre Zuflucht zum See. Gleich neben der Kirche wird das erste Evangelium gelesen, dann schiffet sich der Zug auf dem See ein. Auf einem großen schön gezierten Schiffe mit einem Altare befindet sich die Geistlichkeit mit dem Santissimum, auf einem andern, ebenfalls mit Laubwerk und roten weißen Fähnchen die Musik der wahren Bergknappen und die Sänger; andere Schiffe nehmen die Schuljugend auf, die Bürgerchaft mit ihren Fahnen, dann folgen Schiffe mit Andächtigen und Fremden, die Matrosen alle weiß gekleidet, und gegen hundert andere Fahrzeuge jeder Gattung, Form und Größe schließen sich an. Zuletzt aber folgt eine Art schwimmender Batterie, ein großes Schiff mit zwölf Böllern, nicht minder mit Fähnchen und Laubwerk geziert. Diese kleine Flotte fährt nun hinaus unter dem Gelächte der Glocken, bis über die Mitte des Sees. Vom Ufer aus hört man Musik, Gesang und Gebet immer schwächer, dann wird es immer stiller, der Zug hält; feierliches Schweigen tritt ein, das zweite Evangelium wird gelesen. Zwölf Böllerschiffe verkünden den Segen, und hundertmalig ist das Echo des Gebirges. Denn nicht mit einem Schläge antwortet es auf jeden Schuß, sondern tollt so lange fort mit wiederholten Schlägen, bis es von Berg zu Berg an allen Felsenwänden angeschlagen hat, von denen der See ringsherum eingeschlossen ist. Der Zug setzt sich dann wieder in Bewegung; an einem Uferplatze wird das dritte Evangelium gelesen; bald muß er wieder weiterfahren, um zum vierten und zur Kirche zu gelangen. Glocken und Böller schweigen jetzt; aber auf den vielen Terrassen und Altanen des Orts steht jedes Jahr eine Menge von fremden Gästen, welche scharfweise herbeikommen und tief gerührt von der ganzen Feier eine bleibende Erinnerung mitnehmen an ein liebes Bild und an ein Fest, das wohl nirgends auf dem ganzen Erdentunde in solcher Weise begangen wird.

Ein kanadischer Erzbischof über die deutschen Katholiken.

Aus Winnipeg in Kanada wird der Köln. Volksztg. geschrieben: Wie anderswo hohe kirchliche Würdenträger von den Katholiken Deutschlands denken, konnte man leithin (am 28. Mai) wieder so recht aus der Ansprache, die Erzbischof Mgr. Langevin O. M. I. von St. Boniface in Manitoba (Kanada) gelegentlich der Firmung in der von deutschen Oblatenpaters versehenen deutschen St. Josefskirche an die dortigen deutschen Katholiken hielt.

Im Laufe seiner Ansprache spendete der hochw. Herr den Katholiken Deutschlands ungeteiltes Lob für ihre solide Organisation und für ihre mutige Verteidigung der Rechte ihrer heiligen Kirche. Dann wendete er sich an die hiesigen deutschen Katholiken: „Deutsche Katholiken, ihr sollt es wissen, wir zählen besonders auf euch; wir rechnen auf euch mehr als auf die Katholiken irgend einer anderen in diesen Gegenden vertretenen Nationalität; nicht als wollten wir damit sagen, wir schätzen die Katholiken anderer Nationalitäten geringer ein, wir kennen sie alle und erkennen auch das Gute an, das jeder Nationalität eigen ist; aber dessen ungeachtet glauben wir auf unsere deutschen Katholiken mehr rechnen zu dürfen als auf die einer anderen Nationalität; denn wir wissen, daß es kein anderes Land heutzutage auf der Welt gibt, wo die Katholiken besser organisiert sind als in Deutschland. Darum glauben wir auch hierzulande uns der berechtigten Hoffnung hingeben zu dürfen, daß die deutschen Katholiken uns mächtig unterstützen werden, auch hier im nordwestlichen Kanada, in diesem neuen Lande, das einer so großen Zukunft entgegengeht, der katholischen Kirche nunmehr zum Siege zu verhelfen. Vergesst es darum nicht, deutsche Katholiken: Wir rechnen auf euch am meisten.“

Dem Schreibe r dieser Zeilen gegenüber, der den

hochwürdigem Herrn auf das Jubiläum des heiligen Bonifatius in Deutschland aufmerksam machte, äußerte sich der Erzbischof folgendermaßen: „Ich bedauere es sehr, daß ich nicht früh genug Kenntnis von dieser Feier erhalten habe, ich hätte meine Kommode so eingerichtet, daß ich derselben hätte beiwohnen können. Denn einerseits hätte es sich für mich gehört, der ich Erzbischof einer Kathedrale bin, die dem großen Apostel der Deutschen, dem hl. Bonifatius geweiht ist, dieser Jubelfeier am Grabe des Heiligen beizuwohnen. Andererseits sehne ich mich danach, einmal ein Augenzeuge von einer großen religiösen Kundgebung von deutschen Katholiken zu sein. Ich hoffe, daß Gott mir die Gnade verleiht, auch einmal einer deutschen Katholikerversammlung beiwohnen zu können.“

Es mag wohl manchen Leser interessieren, zu hören, daß die bischöfliche Residenzstadt St. Boniface in Manitoba (Kanada) ihre Gründung einigen deutschen schweizerischen Katholiken verdankt, die um das Jahr 1830 in einer englischen Expedition als Soldaten in den Red-River (Fluß) kamen, sich dort nach Beendigung des Kriegszuges niederließen und den Grundstein zur ersten Kathedrale legten, die sie dem Apostel der Deutschen, dem hl. Bonifatius, weihten. Daher der Name der Kathedrale und Stadt: St. Boniface. Eine Erinnerung an die Gründung St. Bonifaces durch Deutsche finden wir noch im Stadtwappen sowie im Wappen des dortigen Kollegiums, wo heute noch in deutscher Sprache und deutscher Schrift die Worte zu lesen sind: „Gottes Güte“.

Modernes Heidentum.

Mitten in die Bewegung protestantischen Glaubenslebens, welche durch die offen proklamierte Ungläubigkeit des Pastors Dr. Fischer an der St. Marcus-Kirche zu Berlin hervorgerufen war, fiel, gleichsam zur weiteren Illustration des in gewissen Kreisen herrschenden radikalen Unglaubens, die vom Bremer Senat ausgesprochene Ungültigkeitserklärung einer großen Anzahl von Tausen des Bremer Dompredigers Pastor Mauriz. Aber merkwürdig, statt eines gemeinsamen Entrüstungsturmes gegen den allzu ungläubigen Pastor, der die Kinder nicht nach der Lehre der Kirche und Christi Gebot taufte, sondern nach eigenen Gebetsprüchen, wußte man erleben, daß man sich durch Protestversammlungen gegen den Senatsbeschuß und durch zustimmende Schriften an Pastor Mauriz an Radikalismus gleichsam zu überbieten suchte. Wir haben die sonderbarsten Ansichten über die Taufpraxis des Bremer Pastors zu Gesicht bekommen, welche einen interessanten Einblick in die „Glaubensfreiheit“ des Protestantismus gewährten, aber was wir jüngst in der freisinnigen „Eisenacher Tagespost“ (Nr. 140) und anderen Blättern, u. a. der Frankf. „Kleinen Presse“, über den Begriff und die Notwendigkeit der Taufe lasen, übersteigt alles Maß. Da ist auch keine Spur von Christentum mehr, sondern das nackte Heidentum in moderner Fassung; da finden wir die „Freiheit des Christenmenschen“ so weit getrieben, daß die Taufe als eine leere Form hingestellt wird, die jeder machen könne wie er wolle.

„Was er (Mauriz) gesagt hat“, schreibt das Blatt, „wenn er die Kindlein in die Christengemeinschaft aufnahm, wissen wir nicht. „Solus populus Abaladabra“ hat er nicht gesagt, sondern wahrscheinlich ein paar einfache, verständige und herzliche Worte (!), die dem Kinde Glück und Seelheil und rechtes Christentum (!) wünschten.“

Das Blatt hat offenbar keine Ahnung davon, daß die Taufe von Jesus Christus eingesetzt ist und zwar unter der ganz bestimmten Formel: „im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes“. Es weiß nichts davon, daß der Christ durch die Taufe von der Erbsünde gereinigt und dadurch in die Kirche Christi aufgenommen wird. Nach der „Eisen. Tagespost“ ist die Taufe bloß so ein frommer Segensspruch über das Kind, wie wenn man jemand Glück auf die Reise wünscht.

Selbst die Anwendung des Wassers bei der Taufe erscheint dem Blatte vollständig überflüssig. „Es stellte sich die graufige Tatsache heraus“, schreibt es nämlich, „daß Pastor Mauriz sogar einmal ein Kind ohne Wasser getauft habe. Wasser allein tut's freilich nicht. Aber kein Wasser und keine orthodoxe Formel, das ist trocken, das ist unerhört.“ Am meisten ist bei dieser Auslassung der frivole, leichtfertige Ton zu bedauern, den das Blatt hier anzuschlagen beliebt. Die Taufe ist doch auch nach Lehre der Protestanten ein Sakrament, also eine heilige Sache, die man nicht zum Gegenstande giftigen Spottes machen darf. Darum müßte es auch bei jedem Protestantengeradezu Ekel erregen, wenn er folgende Worte liest: „Glauben diese Bremer frommen Strä-

merseelen vielleicht, wenn hienieden ein Geistlicher bei der Taufe das Kind nicht mit Wasser beneht, daß dann im Himmel das Kind nicht aus der Klamme ins Hauptbuch der gereinigten Seelen geschrieben wird?“

Auf solche Blasphemien findet man keinen geeigneten Ton, da versagt die gebildete Sprache. Auf der 20. Hauptversammlung der Deutschen Lutherstiftung in Breslau machte am 19. Juni d. J. der Hosprediger Dr. Rogge aus Potsdam in seiner Festpredigt den Katholiken den Vorwurf, „daß kein Tag vergehe, wo von der ultramontanen Presse der evangelischen Kirche und dem Protestantismus nicht eins verfehlt werde, und auf die Zerstückung und Auflösung der evangelischen Kirche hingewiesen werde“. Aber ist es denn nicht notwendig, ja geradezu Pflicht der Presse, das zu tun angesichts des immer krasser werdenden Unglaubens, der sich in Presse und Versammlungen der Protestanten heutzutage breit macht? Das ist gewiß keine angenehme Aufgabe und geschieht auch keineswegs, um sich über den untergehenden Protestantismus lustig zu machen; viel lieber würden wir Hand in Hand gehen mit unsern christlichen Brüdern, um gemeinsam zu arbeiten an dem Wohle des Staates, wenn wir uns nur zusammenfinden könnten auf dem Boden des Christentums. Aber solche Äußerungen wie in der „Eisenacher Tagespost“ verraten, daß man diesen Boden dort längst verlassen hat, und wenn ein Blatt so etwas seinen Lesern bieten darf, dann ist das ein Beweis, wie weit ein derartiger krasser Unglaube auch schon ins Volk gedrungen ist!

Darum ist es Pflicht der Presse, auf diese Wunde den Finger zu legen und die noch gläubigen Elemente auf die große Gefahr der gänzlichen Zerstückung und Auflösung nicht bloß des Protestantismus sondern des Christentums überhaupt hinzuweisen. Ein überflüssiges Christentum ohne Taufe und Glauben an Christus ist ein Unsinn, man nenne das Kind auch kein richtiges Namen, nämlich: modernes Heidentum, und damit laan sich der Katholizismus niemals verjöhnen.

Rosen,

Novellette von Friedrich Sied.

Fest war der Mannesschnitt, der durch die Veranda hallte, und energisch der Türschluß.

Auf der Stirn des Kommerzienrats Dornbach lagerte eine düstere Unmutswolke. Erst als seine Leiblinge, seine Rosen, in strahlender Schönheit ihm ihren Morgengruß zulächelten, zerstreute sich das drohende Gewölk. Milde wurde sein Blick, aber er blieb verschleiert. Es war, als wandte seine Seelenstimmung sich um in stilles Weh. Seine Rosen, die ihm sonst das Herz lachen machten, selbst sie hatten an Macht über ihn verloren, und hier und dort trauerte schon eine hin aus Mangel an reichlicher Pflege. Er bemerkte es nicht mehr, wo er sonst jeden einzelnen Rosenstrauch hegte und pflegte, zwischen sein Herz und seine Rosen war der Schatten einer Seelenverstimmung gefallen, der den Frieden seines Lebens zerstörte.

Wie, wenn dieser Schatten ihn um die Freude an seinen Rosen ganz bringen sollte, wenn mehr und mehr sein Rosengarten verödete und sein Herz — — —

Bei all seinem Reichtum dünkte er sich so arm, bei all dem geschäftlichen Leben und Treiben so einsam. — — —

Ihm fehlte Sonnenschein — die Sonne des Glückes war weder in seinem Herzen, noch in seinem Hause aufgegangen und ohne Sonnenschein mußten Herz und Haus veröden.

Wie strahlend die Pracht der Rosen im Sonnenstrahl! — Madergeruch erfüllt die Luft im sommerlichen Lebensdüstert!

Rosen, zerpfückt und zertreten, lagen durch die Veranda verstreut und dazwischen, die zarten Händchen krampfhaft geballt, stand die Frau Kommerzienrat Dornbach.

„Schlange! Schlange!“ zischte sie, ihren Fuß vernichtend auf die Königin der Blumen setzend.

Ein häßlicher Zug entstellte ihr junges, sonst so liebliches Gesicht. Dann sank sie wie erschöpft in einen Sessel. Durch das weißseidene Tuch um ihren Unterarm quoll ein Blutstropfen.

Der greise Sanitätsrat Dr. Böllner trat in die offene Veranda. Um seine schmalen Rippen spielte ein ironisches, feines Lächeln, als sein Blick auf die zerpfückten und zertretenen Rosen fiel.

„Eine Rosenschlacht?“ Unwillkürlich schien ihm das Wort zu entfallen.

Frau Adele Dornbach wollte es nicht hören. Ein müder, gleichgültiger Blick aus den halbgeschlossenen Augen begegnete nichts sagend dem feingigen.

Frau Kommerzienrat haben mich rufen lassen!"

Die Frau Kommerzienrat entblöhte ihren Arm.

„Die häßliche Schlange hat mich verwundet, Herr Sanitätsrat, als ich sie vernichten wollte, die Buhlerin — die — die — Rose.“ — — —

„Hinke Käufer gab der Schöpfer dem Häschen, Dornen der Rose. — Also doch eine Rosenschlacht. Aber Buhlerin die Rose? Das ist neu!"

„Aber wahr, Herr Sanitätsrat, Sie, diese Schlange hat mich um die Liebe meines Mannes gebracht. Seine Rosen sind ihm alles, ich nichts. Sein Haus ist ihm fremd, sein Rosengarten seine Welt, sobald er aus dem Geschäft kommt. Seine Rosen hegt und pflegt er, für nichts anderes hat er Sinn, sie füllen all seine freie Zeit aus, diese, seine einzigen Lieblinge und ich — — —“

Müde und matt senkten sich wieder ihre Augenlider.

„Um diese Tugend Ihres Mannes würden tausende Frauen Frau Kommerzienrat beneiden. Andere vielbeschäftigte Herren suchen nach den Geschäftsstunden den Stammtisch, die Spielbank, die Salons schöner Damen auf zu ihrer Erholung — — wenn sie ihr Haus anödet!"

„Herr Sanitätsrat! — — Das ist grob!"

„Verzeihung, Frau Kommerzienrat, der Schein trügt. Wahrheit wird leider nur zu oft für Grobheit gehalten. Man muß sich hüten, das Ding bei seinem rechten Namen zu nennen an mancher Stelle, aber in Gesellschaft vornehmer Damen pflegt man doch das Schöne und die Wahrheit ist das Schönste.“ —

Der Sanitätsrat unterfuchte ihre Wunde am Arm.

„Eine Schramme“, brummte er vor sich hin, „bedarf des Arztes nicht, der in der Zeit schon ein Menschenleben retten konnte.“ — — —

Frau Kommerzienrat ließ den Arm müde in ihren Schooß sinken. Aber wie aus einem langen Traum erwachend, öffnete sich ihr schönes Auge und wie wehmützlich blieb ihr voller Blick an dem ersten Gesicht des Sanitätsrats haften, fragend — ohne Antwort.

„O, ich mag garnicht mehr so leben! Die — die —!“ Dabei zerstampfte sie mit ihrem Fuße eine frische Rosenknospe.

„Hüten sich Frau Kommerzienrat vor der Rache der Rose! Schrammen am Arm heilen wieder, Wunden im Herzen sind vielfach unheilbar und die Rache der Rose trifft ins Herz.“

„Rache der Rose — — trifft in's Herz? Herr Sanitätsrat!“ Als ob ihr Herz ausschrie aus Furcht vor der Rache der Rose, so lang es. „Bin ich denn noch nicht unglücklich genug?!"

In ihren Augen lag Hangen und Wangen. Das rührte den alten Herrn. Seine Stimme klang väterlich weich.

„Wie mancher sucht den Himmel und weiß ihn nicht zu finden.“ Er zog einen Sessel heran und setzte sich neben sie. Ein bittender Blick ihres holden Auges traf ihn. Sanft legte er ihre Hand in die seinige.

„Frau Kommerzienrat, die Langeweile tötet. Streben nur ist Leben. Vernen Sie die Kunst des Strebens und Sie finden das Glück des Lebens.“ — — —

Ihre Hand zitterte in der seinigen, Erwachen ergoß sich wie das Morgenwerden in der Natur über ihr schönes Gesicht, leuchtend wie die Morgenröte, die dem Sonnenaufgang voraneilt.

„Wo — wo?“ hauchte sie leise, mit beiden Händen die Hand des greisen Freundes umklammernd.

„Kommerzienrat Dornbach hat hunderte Arbeiterfamilien. — Welch ein Arbeitsfeld für ein edles Frauenherz. — Rosen der Dankbarkeit erblühen auf den blassen Wangen der Mütter und Kinder in der Arbeiterkolonie, wenn ein guter Engel bei ihnen aus- und eingeht. Verkehren Sie in diesem Rosengarten, dann finden sie beide im Reiche der Königin unter den Blumen den Schlüssel zu Ihres Herzens und Hauses Glück.“

Adele Dornbach war allein.

Auch das letzte Rosenblatt las sie auf mit liebender Sorgfalt. Tränen! — Die Rache der Rose? — — —

Der alte Pensionär der Dornbach'schen Werke mit den Kriegsbenediktungen und der Medaille für Treue in der Arbeit auf der breiten Brust salutierte, als die Equipage der gnädigen Frau in die neue Arbeiterkolonie einbog.

Die „Gnädige“ drückte dem alten Getreuen, der seit einigen Tagen ihr Führer war durch Werkstätten und Wohnungen, freundlich lächelnd die Hand und schritt an seiner Seite die

lange, saubere Straße entlang. Alle Gebäude waren einstöckig, eins wie das andere mit zwei Familienwohnungen, alle von gleicher Bauart und gleichfarbig gemalt. Sauberkeit und Behaglichkeit von außen und innen luden überall zum Verweilen ein, und im warmen Sonnenschein über der Kolonie blinkte etwas im hellsten Glanze: Das Glück der Arbeit.

Was der gnädigen Frau aber ganz besonders imponierte, war das Vorgärtchen vor jedem Hause und darin die Rosen. Rosen und wieder Rosen, schön wie in ihrem eigenen Rosengarten, lieblich, gehegt und gepflegt von Liebe und Lust.

„O, diese Rosen! Ueberall Rosen!“ rief die Frau Kommerzienrat. Der alte Petro freute sich des Ausrufes. Zum Glück verspürte er die Angst nicht, die in dem Ton nachgitterte, die Angst vor — Rosen. — —

„Unser Staat, Gnädige. Die haben wir Dornbach'schen voraus vor allen anderen. Der liebe Gott macht die Rosen, der gnädige Herr Kommerzienrat schenkt sie uns und wir hegen und pflegen sie aus Liebe zu unserem Herrn. Jawohl, unsere Rosen sind unser Stolz!“ Und stolz warf sich Petro dabei in die Brust.

„Sagen Sie, Petro, sieht der Herr Kommerzienrat sich auch mal um hier nach seinen Rosen?“

„Ob er sich umsieht hier, Gnädige? Darauf können Gnädige sich verlassen und freuen tut er sich, freuen mit uns über unseren Stolz. Und wenn Gnädige nun auch mit unserem guten Herrn zu uns kommen, o ja, dann wird's noch immer besser.“ — —

Am Ende der Kolonie hörten die Rosengärten auf. Dort lag das Dornbach'sche Altersheim und Krankenhaus.

Wie erleichtert atmete die Frau Kommerzienrat auf, als sie an all den Rosen vorüber war. — — Aber, aber — — —

Rosenbuttelts auf den Tischchen im Speisesaal — Rosen auf den Tischchen vor den Krankenbetten — Rosen! — — —

„Die schenkt uns allemorgen frisch unser gütiger Herr Kommerzienrat, gnädige Frau.“ Mit zitternder Hand zog die kranke Mutter eine Rosenknospe aus dem Glas und ließ sie durch ihr Töchterchen der gnädigen Frau reichen.

„Ich komme wieder nun, morgen — immer.“ — —

Als die Frau Kommerzienrat schied, erhob sich segnend die Hand der Kranken. — — —

Ein Strom von Tränen ergoß sich über die Rosenknospe, als Frau Adele Dornbach wieder im Wagen saß.

„Die Rache der Rosen! — — O, Albert, Du rächst Dich fürchterlich an mir! Du — in Deinen Rosen!“ — —

Und als sie sich ausgeweint, kam es über ihr Herz wie Friede, wie sanfter, beseligender Friede. — Als ob sie bisher durch Schleier nur müde und gelangweilt ihr Haus angesehen, so kam es ihr vor. Nun fielen die Schleier, eine neue Welt ging vor ihr auf, ihr Haus wurde ihr zum Himmel. — — „Streben ist Leben nur“ sagte sie sich immer und immer wieder.

Arm in Arm wandelten sie unter Rosen hin, Albert Dornbach und sein glückliches Weibchen.

Rosen, immer Rosen mehr
Pflanzen wir, mein Kind,
Bis kein Winkel rosenleer,
Wo wir glücklich sind.

Allerlei.

* Zur Geschichte der marianischen Kongregationen liefert in der Mainnummer der Monatskorrespondenz für die Mitglieder des Evangelischen Bundes (S. 105 f.) ein Herr Hans Blum (Aheinselden) einen köstlichen Beitrag. Diese sollen nach seiner Ansicht ihren Namen deshalb tragen, weil — der spanische Jesuit Mariana „der Louisaie der von Grafen Bülow und vom preussischen Kultusminister Studt zugelassenen Marianischen Kongregationen“ ist. Ueber das Thema Mariana und der Fürstenmord brauchen wir uns mit Herrn Blum nicht auseinanderzusetzen, auch nicht über die Etymologie der Marianischen Kongregationen; interessant ist es aber zu wissen, daß Leute vom Evangelischen Bunde zwar gegen die Marianischen Kongregationen hegen, aber noch nicht einmal wissen, was der Name besagen will.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 28.

Düsseldorf, den 9. Juli.

1905.

Inhalt: Evangelium zum vierten Sonntag nach Pfingsten. — Der hl. Petrus, der erste Papst der Kirche Jesu. — Fronleichnam auf dem Wasser. — Ueber die katholische Mission in China. — Unerhörte Beschimpfung gegen die katholische Religion. — Fata Morgana. — Allerlei. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum vierten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas V, 1—11.
„In jener Zeit, als das Volk Jesus drängte, um das Wort Gottes zu hören, und er am See von Genesareth stand: sah er zwei Schiffe am See stehen, die Schiffer waren ausgezogen und wuschen ihre Netze. Da trat er in das Schiff, welches dem Simon gehörte, und bat ihn, von dem Lande etwas abzufahren. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe. Als er aber zu reden aufgehört hatte, sprach er zu Simon: Fahr hinaus in die Tiefe, und werfet eure Netze zum Fange aus. Da antwortete Simon und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Als sie dies getan hatten, fingen sie eine große Fische, so daß ihr Netz zerriß. Und sie winkten ihren Gefellen, die im andern Schiffe waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten; und sie kamen, und füllten beide Schiffe, so daß sie beinahe versunken wären. Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen, und sprach: Herr, geh weg von mir; denn ich bin ein sündhafter Mensch! Denn Staunen hatte ihn ergriffen, und alle, die bei ihm waren, aber den Fischfang, den sie gemacht hatten, besglichen auch den Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, welche Simons Gefellen waren. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen. Und sie fährten ihre Schiffe an's Land, verließen alles, und folgten ihm nach.“

Der hl. Petrus, der erste Papst der Kirche Jesu.

I.

Von den ältesten Zeiten her hat man den wunderbaren Fischzug als ein schönes Vorbild dessen bezeichnet, wozu Jesus den hl. Petrus und dessen Begleiter berief. Der wunderbare Vorgang zeigt in einem leicht erkennbaren Sinnbilde das Wesen, den Umfang und den Erfolg der apostolischen Sendung: Ihr Wesen ist die Gefangennehmung der Menschen für den Glauben, ihr Umfang die ganze Welt, ihr Erfolg ein unermesslicher. Darnach bedeutet das Netz die Kirche Jesu mit ihren Gnadenschätzen, — die See die Welt, — die Fische das Menschengeschlecht. Und wir dürfen dieser Erklärung, lieber Leser, um so unbedenklicher zustimmen, da der Herr selber gesagt hat: „Das Himmelreich (die Kirche) ist einem Netze ähnlich“ (Matth. 13,47).

Mit diesen Hauptbildern das heutigen Evangeliums aber fügen sich seine Nebenbilder zu einem schönen harmonischen Ganzen zusammen: Eine lange Nacht schwerer Arbeit geht voran, zum Zeichen, daß die Verkündigung des Evangeliums mit Mühen und langdauernden Anstrengungen verbunden ist, und

daß nur zu oft der Fall eintritt, in dem die Heilsboten getrieben müssen: „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen!“ Der reiche Fischzug aber ist ein Wunder der Gnade, denn nach dem bekannten Worte des hl. Paulus ist „nicht derjenige etwas, der pflanzt; noch der, welcher begießt, sondern Gott, der Wachstum und Gedeihen gibt“ (1. Kor. 3,7). Das Schifflein Petri bestiegt der Herr, weil dieser zum Fundament der Kirche ausersehen ist: das Netz der Kirche, ist das Netz Petri! Das anfängliche Zerreißen des Netzes sowie der Tiefgang des Schiffes macht zunächst allerdings die Größe des Fanges anschaulich; allein es weist auch auf die Gefahren hin, die der Kirche Gottes von innen drohen, denn im Netze sind gute und schlechte Fische“ (Matth. 13). Aber der Herr verläßt Seine Kirche nicht, vielmehr leitet Er sie sicher an das Gestade der Ewigkeit.

Es ist auch wohl zu beachten, daß der Herr Sich speziell an Simon Petrus wandte mit der Aufforderung: „Fahr hinaus in die Tiefe und werfet eure Netze zum Fange aus!“ Dem Petrus allein erteilt Er den Auftrag hinauszufahren, während der Befehl, die Netze auszuwerfen, auch den übrigen galt: Petrus soll fahren und das Schiff leiten, und unter seiner Leitung sollen die Jünger arbeiten. Hier haben wir im Wilde die Grundzüge der Einrichtung der Kirche: Einen setzte Christus zum Oberhaupte Seiner Kirche ein; die übrigen Apostel sind zwar auch Vorsteher, jedoch sollen sie nur unter der Oberleitung des hl. Petrus die Kirche regieren. So sind auch die Nachfolger der Apostel — die Bischöfe — „vom Heil. Geiste gesetzt, die Kirche Gottes zu regieren“ (Apostelz. 20, 28), aber sie müssen mit dem Nachfolger des hl. Petrus — dem römischen Papste — in Verbindung stehen.

Woher Zufall war es auch nicht gewesen, daß der Herr, wie das heutige Evangelium zu Anfang erzählt, das Schifflein des Simon Petrus ausgewählt hatte, um von da aus die herbeizeeilten Scharen zu lehren. Nach der Erklärung des großen Hl. Bernhard gab der Herr schon damals zu erkennen, daß der Sitz, von welchem aus Er durch alle Zeit die Welt lehren werde, das Schifflein und der Sitz Petri sei: Nur aus dem Schiffe (der Kirche) des hl. Petrus lehrt Christus und wird Er lehren immer und unfehlbar! Und was der Herr hier durch die Wahl des Schiffes Petri nur andeutete, das hat Er später im Worte klar und unzweideutig ausgesprochen, da Er den Petrus als den Felsen bezeichnete, auf den Er Seine Kirche bauen werde: „Du bist Petrus (d. i. der Fels), und auf diesen Felsen will Ich Meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen“ (Matth. 16, 18).

Vor einiger Zeit lieber Leser, las ich ein kürzlich erschienenenes hochinteressantes Buch, das den Titel trägt:

„England und der Heilige Stuhl“; sein Verfasser ist ein Pfarrer der englischen (protest.) Staatskirche, der mit Vielen seiner Glaubensgenossen eine Wiedervereinigung mit der katholischen Mutterkirche schon seit Jahren anstrebt. Im dritten Kapitel lenkt der gelehrte Verfasser die Aufmerksamkeit seiner (protestantischen) Leser auf die hervorragende Stellung, welche der hl. Petrus in den vier Evangelien und im ersten Teile der Apostelgeschichte einnimmt. Schon der Umstand (sagt er) ist bezeichnend, daß der Name des hl. Petrus in den vier Evangelien nicht weniger als 91mal erwähnt wird, während der hl. Johannes, der ihm hierin zunächst folgt, im ganzen Neuen Testamente nur 38mal vorkommt. — Noch stärker tritt dieser Vorrang des Petrus hervor in den ersten zwölf Kapiteln der Apostelgeschichte, in denen die Geschichte der Kirche Jesu in den Tagen ihrer Gründung erzählt wird. Hier erscheint des Petrus Name gar mehr als 50mal, während keiner der anderen Apostel darin öfter, als sieben- oder achtmal genannt wird.

Indes (sagt er) sind bloße Zahlen und innerer Wert verschiedene Dinge; der Mann, dessen Name fortwährend z. B. in der Tagespresse genannt wird, muß deswegen noch nicht gerade groß oder gut sein. Forschen wir daher nach dem tieferen Grunde dieser Erscheinung.

Nachdem die Apostel (fährt er fort) unter Beihilfe des Heil. Geistes, „der sie an Alles erinnerte“ (Joh. 14.), in ihrem Geiste eine Form des zu verkündenden Evangeliums festgestellt, da hatten in ihrer Seele die evangelischen Ansprüche, Begebenheiten und Personen natürlich eine bestimmte Gestalt, und hatte Alles seine bestimmten Verhältnisse: Im Mittelpunkt des Ganzen stand die hehre, unvergleichliche Gestalt unseres Herrn, — Ihm zunächst aber und vor allen übrigen als die bedeutendste Persönlichkeit der hl. Petrus! Dies war die Situation, die sich dem Geiste der Apostel darstellte, wenn sie auf das ergreifende Schauspiel des Lebens ihres göttlichen Meisters zurücksahen; und so zeichneten sie daher auch die Situation, als sie daran gingen, sie zu beschreiben. Stellen wir nun die obigen Zahlen der Anschaulichkeit halber zusammen: In den vier Evangelien wird der hl. Petrus 91mal genannt im ganzen Neuen Testamente der hl. Johannes aber nur 38mal; ferner in den Kapiteln 1 bis 12 der Apostelgeschichte wiederum der hl. Petrus 50mal, der nächste nach ihm aber nur 8mal. — Verfolgen wir diesen Vorrang des hl. Petrus bis in seinen Ursprung zurück und prüfen wir sein Wesen, so gelangen wir in die Seele unseres Herrn und finden, daß dieser Vorrang des Petrus einen Bestandteil Seines göttlichen Planes bildet. —

Für heute nur noch eine kurze Bemerkung: So schreibt, lieber Leser, ein Protestant, der mit kritischem Auge das Neue Testamente in der ange deuteten Richtung durchforscht hat. Seine geistvollen Ausführungen — die uns demnächst noch beschäftigen werden — sind im Grunde eine wunderbare Adoloaie unserer hl. Kirche. S.

Frontleichen auf dem Wasser.

In voriger Nummer der Blätter für den Familientisch berichteten wir unter dieser Ueberschrift in einem Sonderartikel über zwei hervorragende Frontleichenprozessionen, die ihren Glanz und ihre Pracht vor allem auf dem Wasser entfalten. Ueber die eine der dort geschilderten Prozessionen, nämlich die in Gallstatt, schreibt nun ein Freund der Neuen Freien Presse (Wien) diesem Blatte noch folgendes: Es war mir als langjähriger Besucher des Salzammergutes bekannt, daß die Prozession an diesem Tage in Gallstatt auf dem See stattfindet, aber noch nie war es mir vergönnt, sie mitzumachen. Entweder war das Wetter nicht günstig oder der Tag fiel so früh, daß man noch keine Villeggiatur in dem lieben Ischl aufschlagen konnte. Heute war der Tag erst sehr, sehr

spät, und da die Sonne hell und schön mir ins Zimmer schien, fuhr ich mit dem ersten Zug nach Gallstatt. Dort angelangt, fand ich eine so starke Anzahl von Genossen vor, daß das kleine Dampfboot sie nicht auf einmal zum Ort hinüberzuschaffen vermochte, sondern erst mit wiederholten Fahrten die Passagiere expedieren konnte. Das übervolle Schiff wimmelte von Fahrgästen, und bereitwillig trat ich meinen mühsam erzwungenen Sitz einer älteren Dame ab, was, wie die Folge lehrte, reich belohnt wurde. Denn mit Schrecken vernahm ich, daß alle Kähne schon vermietet seien und es schien mir nur übrig zu bleiben, vom fernen Ufer das Schauspiel anzusehen. Aber eine schüchterne Frage wagte ich doch an einen der Bootsführer, ob er schon geneuert sei, und als er es natürlich bejahte, fragte ich nochmals schüchtern, ob er nicht einen Platz übrig hätte. Das bejahte er, aber ob ich mitfahren dürfe, könne nur der Patron entscheiden, an den er mich wies, und siehe da, es war der Begleiter jener Dame vom Dampfboot, der auf mein ganz ergebnisloses Bittgesuch sich damit revanchierte. Nun stieg man vom Lande. Inmitten des Sees lag, mit Zweigen und Blüten bedeckt, das Böllerschiff, das fortwährend dröhnende Grüße sandte, bis sich eine stattliche Schar von Booten — ich zählte 38 — inmitten des Wassers eingefunden. Nun verkündete um 9 Uhr Glockengeläute das Heranziehen der fernen Schar, die von der Kirche auf hohem Berge dem Pfarrer das Geleit gab. Am Ufer lagen drei riesig große Salzschiffe, eines mit einem Heiligenbild an der Spitze für die Geitlichkeit das zweite mit einem Doppeladler am Bug trug die Salinenmusikapelle und den Chor der Kinder und der Großen, das dritte war von den Spitzen der Behörden besetzt, während ein kleines Schiffelein, über und über mit Wimpeln und Flaggen bunt bedeckt, die Familie des Landeshauptmannes Obenhoch, trug. Nun steuerte alles der Mitte des Sees zu und gruppierte sich male- risch um das Schiff des geitlichen Hirten, der mit seinen Ministranten des Dienstes waltete. Heller Gesang ertönte, barhaupt hörte alles in den Kähnen zu, da ertönte das Glöcklein, alles, alles, selbst die Bootsfleute warfen sich in den Schiffen auf die Knie und verharrten in andächtiger Stimmung, wahrlich ein erhebender, ergreifender Moment, in dem man das Schwanken der leichten Schiffe und die damit verbundene Gefahr vollständig vergaß. Dann aber riß alle Welt vom Ufer die Lindenweige und Blüten ab, und alles schüttelte sich damit, während die ganze Flottille sich dem Lande zuwandte, wo dann das letzte Evangelium gelesen wurde. Ich aber, entzückt von dem, was ich gesehen, war bemüht, das liebliche Bild in mir festzuhalten, von dem ich nur eine schwache Reproduktion hier gebe.

* Ueber die katholische Mission in China

schreibt P. G. M. Stenz der Köln. Volksztg.:

Durch den japanisch-russischen Krieg ist von neuem wieder der Blick der ganzen Welt auf den Osten gerichtet, wo die weiße mit der gelben Rasse zum ersten Male in einen Kampf verwickelt ist, der seinesgleichen kaum in der Weltgeschichte findet. Hunderttausende von Menschen verbluten auf den Steppen der Wandschürei, um die Hegemonie zu erringen hier an den Ufern der Gelben See. Das ist wohl jetzt schon sicher, daß mit diesem Kampfe ein Wendepunkt in der Geschichte eintritt.

Welchen Einfluß der Krieg in wirtschaftlicher Beziehung haben wird, darüber wird hier in Ostasien jetzt schon viel gesprochen und geschrieben. Japan wird demnächst in China einen Einfluß ausüben, der jetzt noch kaum berechnet werden kann, jedenfalls sehr groß sein wird. Scharenweise eilen die bezopften Söhne nach dem Reiche der aufgehenden Sonne hinüber, um dort die Weisheit zu schöpfen, die es diesem David ermöglicht hat, mit dem russischen Bären anzubändeln; japanische Instrukteure werden für das Militär angeworben an Stelle der Europäer; japanische Ingenieure werden angestellt; der Schulplan wird nach japanischem Vorbild gewählt, japanische Bücher eingeführt; japanische Kaufleute und Offiziere reisen bis tief ins Land hinein und knüpfen Handelsverbindungen an, nehmen Zeichnungen auf usw.

Neuerdings schickt Japan sogar buddhistische Missionare herüber und hat in Peking für diese gleiche Rechte wie für die christlichen verlangt und erhalten. Unter den Mongen, besonders in den Hafenstädten, ist eine Erbitterung entstanden, weil die Regierung ihre Klöster und Liegenenschaften zum Teil eingezogen und zu Schulzwecken bestimmt hat. Sie schließen sich deshalb gern den japanischen Brüdern an, die eine große Gesellschaft ins Leben gerufen zur Neubelebung des chinesischen Buddhismus.

Der Krieg wird somit auch für unsere Kirche von höchster Bedeutung werden. Bekanntlich fristet die Mission in Japan ein recht kümmerliches Dasein. Es wurde freilich die Hierarchie

eingerrichtet, es sind auch in den Hafenstädten größere und kleinere Gotteshäuser gebaut, Schulen und Wohltätigkeitsanstalten errichtet worden, es herrscht auch völlige Religionsfreiheit; aber der eigentliche Fortschritt ist doch ein wenig kleiner und durchaus nicht der Zahl der Missionare und der Zahl der Seiden entsprechend. Das Gros der japanischen Christen rekrutiert sich aus Nachkommen der Katechumenen des hl. Franz Xaver und seiner Genossen.

Die Gründe für diese Unfruchtbarkeit sind mannigfaltig und lassen sich nicht alle hier berühren. Die größte Schuld an dieser Unfruchtbarkeit ist der moderne Indifferentismus einerseits, der im Volke schon ähnlich wie in China herrschte und andererseits der Nationalstolz. Der Japaner hat den Europäern alles nachgeahmt, aber auch, soweit es notwendig war, nach seinen individuellen Eigenschaften umgemodelt. Er mußte auch eine Staatsreligion haben und wählte den Buddhismus. Der Beamte z. B., der früher nie im Leben einen Tempel besucht hat, um Opfer zu bringen, ist jetzt offiziell gezwungen, sich bei religiösen Feierlichkeiten zu zeigen. Der Buddhismus ist als „die Religion der Zukunft“ gestempelt worden; mit Hilfe dieser Religion sucht nun der Japaner auch China an sich zu fesseln.

Die buddhistische Religion soll das Band bilden, das Japan mit China und den übrigen Ländern des ganzen Ostens verbindet. Aus diesen Ausführungen erhellt auch die Wichtigkeit der Missionen Chinas. Für die Missionstätigkeit ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo alle Energie und Kraft angestrengt werden muß, um sich die Zukunft zu sichern. Mächte man doch diese Notwendigkeit dort erkennen, wo man helfen kann!

Die katholische Mission in China blüht, wie wohl in keinem Lande der Welt. Mit leichter Mühe ließen sich zehnfache Ernten halten. In der deutschen katholischen Mission Süd-Schantung z. B. müssen wir die Kirchen schließen, weil sie überfüllt sind und doch noch eine große Menge Menschen draußen um Einlaß bittet. Es sind Missionare hier, die alle mit mehr als 100 Gemeinden mit mehreren tausend Getauften und Tausenden von Katechumenen pastorieren.

Die Protestanten scheinen sich ihrer Aufgabe bewußt zu sein. Fortwährend treffen neue Kräfte ein, sie arbeiten in allen Provinzen, auf alle Weise mit großer Energie. Sie gründen Schulen, Krankenhäuser, Universitäten; sie sind schriftstellerisch tätig und verstehen es nicht übel, Propaganda zu machen. Vor einigen Tagen hieß es schon in einer chinesischen Zeitung Schanghai, daß auf Anregung der Gemahlin des amerikanischen Gesandten die Kaiserin-Mutter protestantisch werden wolle. So weit ist es freilich wohl noch nicht, immerhin dürfte katholischerseits wohl niemand überhaupt wohl so etwas träumen.

Was ist denn zu tun? Man sollte augenblicklich China die größte Aufmerksamkeit schenken in den Kreisen der Missionsfreunde. Und solche, die bisher dem Missionswerke ferne gestanden, sollten die Wichtigkeit derselben erkennen. Man denke nicht, daß ich als chinesischer Missionar hier pro domo spreche; das liegt mir fern, die katholische Sache ist es, für die ich spreche, die in Not und Gefahr ist.

Man schide viele und tüchtige Kräfte heraus, man helfe hier jetzt besonders Schulen, höhere Anstalten, Wohltätigkeitsanstalten gründen, die unserer Religion Ansehen und guten Ruf verschaffen und auf denen christliche Männer ausgebildet werden, die später Stellen im Lande einnehmen können. Man unterstütze die Lehranstalten, aus denen die Katechisten hervorgehen.

Auffallend! Gerade jetzt scheint die chinesische Mission in der Heimat vergessen zu werden. Man hat noch vielfach die Schilderung von Greuelthaten vor Augen, die sich vor einigen Jahren im Lande hier abgespielt haben, und hält die Arbeit und das Geld für verloren. Und doch ist, wie schon gesagt, gerade jetzt das Wachstum der Kirche größer wie in einem anderen Lande der Welt. Man sehe sich einmal die jährlichen Statistiken an. Und doch haben die chinesischen Christen, die unsäglich viel gelitten und zu Tausenden ihr Leben und Blut für den Glauben geopfert, sich herrlich im Kampfe bewährt und können dreist mit allen Katholiken der Welt in bezug auf Eifer und Treue konkurrieren.

Voraus ich den Schluß ziehe, daß man China vergißt? Ich weiß es aus den Berichten der verschiedensten Missionen, ich habe es aus dem Munde unseres Vaters gehört, der in den größten Sorgen dieser Art sein schweres Amt angetreten hat.

Die Missionen sind auch für die wirtschaftlichen Interessen der Europäer von höchster Bedeutung. Jeder, der einen Einblick getan in das Leben von Kolonien, weiß auch, daß die Missionen darin von größter Wichtigkeit sind.

○ Unerhörte Beschimpfung gegen die katholische Religion.

In den Berunglimpfungen der Fronleichnamsprozessionen scheinen sich einige Blätter geradezu überbieten zu wollen. Wenn derartige Angriffe aus protestantischen Ländern oder Gegenden kommen, geht man darüber vielleicht mit dem Bedauern des Mitleids hinweg. Aber daß man selbst in dem überwiegend katholischen Bayern mit seinem katholischen Fürstenhause sich die rüpelhaftesten Anwürfe gestatten darf, ist der Schamlosigkeit etwas zu viel. Mit tiefster Entrüstung muß man z. B. folgenden Erguß eines in München erscheinenden freidenkerischen Wochenblattes lesen:

„Die Fronleichnamsprozession war auch heuer wieder die Ursache einer mehrstündigen Verkehrsstörung in den belebtesten Straßen. Es wäre tatsächlich einmal an der Zeit, daß dieser Unfug auf öffentlichen Straßen aufhöre. Die Katholiken mögen mit ihrem Reichtum in der Kirche prunken, so lange sie wollen, sie haben aber kein Recht, durch einen Umzug auf öffentlichen Straßen die Gefühle Andersdenkender zu verletzen und Freidenkenden Aergernis (1) zu geben. Jedem Freidenker muß die Schamröte ins Gesicht steigen, wenn er sieht, wie seine vom Glaubenswahn besessenen Mitmenschen sich vor einem Stückchen Obelate (2) anbetend verbeugen.“

Mit diesen blasphemischen Aeußerungen wird das Freidenkerblatt den Rekord der diesjährigen Fronleichnambeschimpfungen geschlagen haben, daß es gerade ein Blatt Münchens ist, wo der königliche Hof selbst in der feierlichsten Weise an der Prozession teilnimmt, zeigt die ganze Schamlosigkeit. Schlimmer kann man wohl die religiöse Intoleranz nicht treiben. Während diese „Freidenker“ für sich selbst die größte Freiheit und Rücksichtnahme verlangen, glauben sie die Gefühle der Katholiken in der freiesten Weise verhöhnen zu dürfen. Wenn der „Freidenker“ daran Aergernis nimmt, so ist das sicherlich nicht ehrlich gesprochen, es darf und kann auch ein Freidenker nicht Aergernis daran nehmen, wenn ein Katholik innerhalb der Grenzen seiner Religion bleibt, deren Ausübung ihm staatlich gewährleistet ist.

Mit diesen blasphemischen Auslassungen verbindet dann das Blatt auch eine ganz niedrige Invektive gegen den hochverehrten Prinzregenten, welcher bekanntlich mit dem ganzen Hof an der Prozession teilnahm. Es schreibt nämlich weiter: „Aber auch eine erfreuliche Wahrnehmung konnte man machen: abgesehen vom Hof und einzelnen kommandierten (2) Beamten nahmen nur Kinder, Weiber und einige Spittelgreise an dem Aufzuge teil. Die Intelligenz fehlte vollständig. . . Ob der Hof wohl weiß, in welcher Gesellschaft er sich in diesem Zuge bewegte?“

Hier möchten wir uns die Worte des Blattes selbst zu eigen machen: Es ist wahrlich an der Zeit, daß endlich einmal dieser öffentliche Unfug des Beschimpfens aufhöre. Solche Injurien gegen das eigene Königshaus sind doch unerhört; ein Freidenkerblatt will den greisen Prinzregenten bevormunden. Man fragt sich, ob denn die katholische Kirche im katholischen Bayern vogelfrei ist und ob es kein Mittel gibt, den königlichen Hof vor solchen Anwürfen zu schützen! Was würde wohl die protestantische Presse dazu sagen, wenn ein katholisches Blatt in Berlin über die Beteiligung des preussischen Hofes an protestantischen Veranstaltungen auch nur entfernt so schreiben würde; dabei liegt das Konfessionsverhältnis in Bayern noch ganz anders. Man sieht hier, was man unter „Freidenker“ zu verstehen hat: es sind die ärgsten Despoten, die anderer Leute Ansichten und Rechte nur knechten wollen.

fata Morgana.

Dichtung und Wahrheit von Em. Guch.

Es war am letzten Sonntag nach dem Gottesdienste. — Ich sah die Morgenpost nach und fand dabei (bei einer Redaktion muß man ja so mancherlei Blätter halten) die „Welt“, ein Bilderbuch für große und kleine Leute. Ich sah flüchtig hinein und fand da zwischen wunderlichen Darstellungen von zärtlich gepflegten Raubtieren, Affen und Hunden ein Bild, das meine Aufmerksamkeit fesselte: Die Fata Morgana, „die tote Stadt“ über dem Muir-Gletscher in Alaska, in der Tat ein getreues Bild einer Stadt. Im Vordergrund treten zwischen Baumgruppen die Häuser mit ihren Fenstern, Dächern, Schornsteinen und Dachlufen deutlich hervor, im Hintergrunde erscheint alles in Nebel gehüllt, man sieht nur die

Amrisse und hier und da Schote hervorragen. Und doch ist alles nur Schein, und die Ursache dieser merkwürdigen Naturerscheinung, welche zuweilen die Höhen des Gletschers ziert, ist für den Beschauer in völliges Dunkel gehüllt.

Diese Luftgebilde wecken so mancherlei Gedanken und Betrachtungen in meiner Seele.

Hatte nicht jedes Menschenherz seine Fata Morgana, seine Luftschlösser, teils deutlich und klar schon vor dem geistigen Auge stehend, teils noch in Nebel gehüllt, in dunklen Umrissen? Und es gelüftet das Menschenherz so sehr, sie aus den Höhen seiner Phantasie herunterzuholen und ihr Leben und Wirklichkeit zu geben.

Wie verschieden, wie vielgestaltig ist doch diese Fata Morgana, wie wechselnd selbst in einem und demselben Menschenherzen. Welche Gegensätze bei den einen und andern! Und wo liegt die Quelle ihrer Verschiedenheit, ja der Kontrast auf diesem Gebiet? Wie im ganzen menschlichen Leben wirken auch hier entgegengesetzte Ursachen. Die eine liegt in dem Glücksverlangen und der Glücksbestimmung des Menschen und in mancher schönen Eigenschaft, womit der Menschengestalt ausgestattet worden, besonders in seiner Tatkraft und einer Freiheit.

Diese Bestimmung und diese Ausstattung hat der Mensch von seinem Schöpfer und sie soll ihm Mittel sein, damit er ihn selber suche, wähle und finde.

Schön, rein und harmonisch würde des Menschen Leben und des Menschen Glückstraum sich gestalten, wenn nicht die Menschenatur ihre Verderbnis in sich trüge, die immer bewacht und bekämpft sein will, wenn sie nicht üppig ins Kraut schieben und alles überwuchern soll. Von dieser Seite kommen nun die Kontraste, von ihr alle Verwirrung und Unordnung, von ihr die Störungen und Mängel und die verkehrten Gebilde und das Ungenügen im Glückstraum des Menschen.

Und er streckt seine Arme aus nach seiner Fata Morgana, und sein Herz schlägt ihr entgegen. Er hofft und jubelt, wenn eins und das andere aus den Gebilden seiner Phantasie Leben und Gestalt annimmt, und er trauert und läßt die Flügel hängen, wenn andere in Nebel zerrinnen, oder seine ganze geträumte Herrlichkeit ihm entfliehet.

So jagt und bangt und trauert der arme Erdenwanderer. Aber Einer kennt ihn besser, als er sich selber kennt, und Er wacht über ihm: Gott. Er gewährt ihm das eine und andere, weil er ihm Mut machen, ihn erfreuen und zum Danke und zur Liebe gegen ihn, seinen Gott und Herrn, anspornen will. Er will ihm aber ebenso wohl, wenn er viel von den lähnen Luftschlössern, oder die ganze Fata Morgana, in Nebel zerrinnen läßt u. wartet, bis der Stolz sich gedemütigt und bescheidenere Hoffnungen nährt. Er will ihm aber auch wohl, dem ungestümen Dränger, dem Er reichlich gewährt, wonach sein Herz begehrt, dann aber eine Schule der Leiden und Trübsale in der geträumten und ersehnten Herrlichkeit ihm bereitet. Zuweilen aber geschieht es auch, daß der ganze üppige Glückstraum einer lähnen Phantasie zur Wirkung wird, die Schule der Leiden bleibt aus, und es scheint alles eitel Herrlichkeit und Pracht und Borne. — Gott hat sich zurückgezogen. Es ist eine Seele, die von ihm aufgegeben, ihren Glücksbecher zur Hefe leert, ohne freilich je ihren Durst zu löschen, ohne ihren Hunger zu stillen, unbefriedigt und leer im Herzen, überdrüssig aller ersehnten Luftschlösser, unsäglich arm und elend mitten im Reichtum, in Glanz, Ehre und Herrlichkeit.

Schau einmal um Dich und in Dich, I. Leser, und erinnere Dich Deiner und auch anderer Fata Morgana (sie mag noch so bescheiden der Welt erscheinen, sie war doch für einen jeden das ersehnte Glück.) Das Bild wird so häufig wiederkehren, daß einiges erfüllt, manches versagt worden, oder eine bescheidene Hoffnung der gebrochenen, folgen folgt, daß es sich erübrigt, davon hier einige Proben vorzulegen.

Auch die Bilder Derer, welche in den Dornen (in den Genüssen) des Lebens den göttlichen Samen erstickt, sie sind alltäglich, wir begegnen ihnen überall, auf Schritt und Tritt. Selteener schon sind die anderen Kategorien, und da uns gerade ein paar Beispiele vor Augen schweben, welche solch Fata Morgana recht buchstäblich wieder spiegeln, wollen wir sie in kurzen Zügen hier wiedergeben.

II.

Christlich und achbar lebte in einem uns wohlbekannten Dorfe ein Bauer. Er hatte etwas Vermögen und seine Frau auch, beide waren sparsam und fleißig und hatten, was man Glück nennt. Beide voll Tat- und Schaffenskraft und Lust. Wie nun alles so schön ging, so wie von selbst, auf dem freundlichen Bauernhofe, da fand die Tat- und Schaffenskraft der Weiden kein rechtes Feld mehr am alten Plage. Und so stieg im Kopfe des Mannes eine Fata Morgana auf, deren Wirklichkeit sein

heißestes Streben wurde. Bald hat er seine Frau dafür gewonnen.

Wenn er die weiten Acker da draußen vor dem Dorfe kaufte, so noch etwa 3 Bauerngüter, und wenn er mitten hinein, weit draußen vor dem Dorfe, einen Hof sich baute, groß und weit und schön, mit Ställen und Scheunen, und vorn an der Straße just zur Augenweide aller Vorüberfahrenden und Vorübergehenden das Herrenhaus, davor einen schönen, prächtigen Garten. — am Hause eine hohe Veranda, so hoch, daß die ganze Schönheit gut von der Straße zu sehen, — neben dem Garten das Einfahrtsthor in den Hof, unweit vom Hofe die Häuser für die Arbeiter, — alles stattlich und gediegen — das wäre ein Gut, so groß und schön wie ein Mittergut. Bald fängt er an zu kaufen und zu bauen, schon steht das schöne Haus da und im wohlgepflegten Garten sproßt und keimt es, und Jahr um Jahr mehren sich die Gebäude. — Endlich ist alles fertig — die ganze Fata Morgana ist lebendig geworden. Da wohnt die Familie im trauten, schönen Heim, dort die Arbeiterfamilien. In den Ställen wiehert und blökt es, um den Taubenschlag mitten im Hofe girren die Tauben; Gänse und Hühner in Menge scharren die Getreidekörner überall im Hofe zusammen. Auf den Torpfosten sitzen stolze Pfauen und lassen den herrlichen Schweif vornehm herunterfallen.

Es ist Sonntag Morgen. Friede liegt über dem schönen Hof. — Da fährt ein eleganter Wagen vor das Haus, um die Familie zur Kirche zu führen. Sie sind brave, katholische Christen geblieben, die Dornen des Lebens haben den göttlichen Samen nicht erstickt.

So vergingen einige Jahre recht friedlich. Da eines Tages trug man einen weißen Sarg heraus aus dem Hause. Der Todesengel hatte in der ersehnten lebendig gewordenen Fata Morgana die in Jugend und Schönheit strahlende Tochter geholt; unschuldig und fromm starb sie, wie sie gelebt, und die Eltern weinten nicht und klagten nicht; sie nahmen dankbar an, was Gott ihnen gab, und gaben ihm zurück, was er forderte. Bald kam das Alter. Der in Leben getretene Glückstraum war kurz gewesen und nicht ohne bittere Tränen. So manche Kreuze noch trübten ihn und erfüllten die Herzen der Eltern mit bitterem Wehe, bis sie aufhörten zu schlagen. — Vor Jahren hab ich noch einmal jenes Gut gesehen und in der Kirche gebetet, in der ich so oft als Kind die biederer Alten in ihrem Weisheit gefunden. Auf dem Gottesacker, der rings um die Kirche gelegen, suchte ich ihr Grab. Es war dicht an der Mauer der Kirche. Eine Tafel trug ihre Namen und erinnerte an ihr Werk, an die Schöpfung des schönen Hofes. Die guten Leute! Sie hatten es wohl so gewünscht. Sie waren so stolz auf ihr Werk gewesen. — Ich konnte mich aber eines Gedanken nicht entschlagen. — Damals war nicht die rege Zeit wie heute; die Charitas schlummerte. Es fehlte vielen guten Christen die Anregung, die uns heute gegeben ist. Gewiß, sie würden ihre Tatkraft auch auf anderem Gebiete betätigt haben, nicht zum Schaden ihrer Nachkommen. — (Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

— Eine Himmelserscheinung. In mehreren Zuschriften an die Neue Freie Presse wird mitgeteilt, daß während des Sonnenunterganges am vergangenen Sonntage, dem bisher heißesten Tage in Wien, ein merkwürdiges Phänomen am Himmel zu beobachten war. Etwa um 7 Uhr abends, während eines ungewöhnlich farbenprächtigen Sonnenunterganges, leuchtete über dem Waldgebirge hinter Baden, etwa in der Nähe von Raasdorf, ein feuerrotes Strahlenbündel auf, das scharf abgegrenzt war, einen Winkel von zirka 60 Grad zur Horizontalen bildete und am Horizont von zwei Zackigen Figuren, die man mit Blitzen vergleichen konnte, begrenzt wurde. Tausende betrachteten diese Himmelserscheinung, und rieten bald auf einen Waldbrand, bald auf Meteoriten oder gar auf einen Kometen. Das imposante Strahlenbündel von glühender Farbe, war etwa eine halbe Stunde sichtbar und differenzierte sich auf das lebhafteste von dem roten Abendhimmel, dann verschwand es ziemlich rasch, während das Abendrot noch auf den Bergen lag.

— Eine Stadt ohne Alkoholverkauf. In Amerika ist Enthaltensamer viel größer als im alten Europa. In einer Reihe von Orten gibt es keine geistigen Getränke, u. a. auch in der anmutig gelegenen Universitätsstadt Berkeley. Die 20 000 Einwohner leben ohne Alkoholgenuß und ohne den Schutz eines einzigen Polizisten.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 29.

Düsseldorf, den 16. Juli.

1905.

Inhalt: Evangelium zum fünften Sonntag nach Pfingsten. — Der hl. Petrus, der erste Papst der Kirche Jesu. II. — Trinitarische Taufformel und radikaler Unglaube. — Kata Morgana. III. — Der Afrika-Verein deutscher Katholiken — Professor Paulsen über „die geistlichen Liebungen des hl. Ignatius“. — Priester-Erzittien 1905. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum fünften Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus V, 20—24.
„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn euer Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Rakkal wird des Rates schuldig sein; und wer sagt: du Narr? wird des höllischen Feuers schuldig sein. Wenn du daher deine Gabe zu dem Altare bringest, und dich dafelbst erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß deine Gabe allda vor dem Altare, und geh zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komme, und opfere deine Gabe.“

Der hl. Petrus, der erste Papst der Kirche Jesu.

II.

Das heutige Evangelium, lieber Leser, ist ein Bruchstück aus der berühmten Bergpredigt Jesu und schließt sich an jenen Teil derselben an, in welchem der Herr Seine Jünger als „Das Salz der Erde“ und als „Das Licht der Welt“ bezeichnet hatte, das leuchten soll vor den Menschen, auf daß diese die guten Werke der Jünger Jesu sehen und den Vater preisen, der im Himmel ist.

Eine höhere Aufgabe hatte der Herr Seinen Aposteln zugewiesen, als die Propheten des Alten Bundes hatten; aber das Grundgesetz auch des neuen Gottesreiches, dessen Ausbreitung über die ganze Welt den Aposteln als ihre Aufgabe zufiel, sollte das Fundamentgesetz des Alten Bundes bleiben: die zehn Gebote, die dem Volke Israel auf dem Berge Sinai gegeben worden. Darum erklärte der Herr ausdrücklich: „Glaubet nicht, daß Ich gekommen bin, um aufzulösen das Gesetz oder die Propheten, — nicht bin Ich gekommen, um aufzulösen, sondern um es zu erfüllen“ (Matth. 5). Dieses „Erfüllen“ aber hat nicht etwa die Bedeutung, daß an Christus Selbst alles in Erfüllung gehen werde, was in den alttestamentlichen Büchern von dem Messias vorhergesagt war, — sondern daß Er auch in Seinem neuen Reiche (der Kirche) das alte Grundgesetz zur Anerkennung und Geltung bringen werde, freilich in einer vollkommeneren Gestalt und Auffassung. Das den Israeliten gegebene göttliche Gesetz war also nicht für diese allein „das Gesetz des Lebens und der Zucht“, sondern es soll dieses sein für alle Zukunft bis zum Ende der Tage: Alle Menschen aller Zeiten sollen zur Seligkeit geführt werden, indem

sie die Wege wandeln, die dieses göttliche Grundgesetz vorschreibt.

Dieses göttliche Grundgesetz im Geiste Jesu — also in der vollkommeneren Gestalt und Auffassung — aller Welt zu verkünden, war der hehre Beruf der Apostel, den sie nach dem Willen des Herrn unter der Oberleitung des hl. Petrus ausüben sollten.

Unsere katholische Lehre von diesem Borrang des hl. Petrus hat nun, wie ich schon in unserer letzten Betrachtung erwähnte, eine herrliche Beleuchtung gefunden in der Schrift eines Pfarrers der englischen (protest.) Staatskirche: „England und der Heilige Stuhl.“ Ich rechne auf Dein besonderes Interesse, lieber Leser, wenn ich dem nach der Wahrheit ringenden Verfasser noch einmal das Wort gebe.

Stellen wir uns (sagt er) wiederum an die Seite der heiligen Schriftsteller (Evangelisten) und betrachten wir, in welcher Ordnung sie, von höherer Hand geleitet, die Namen der zwölf Apostel niederschreiben! Der hl. Matthäus beginnt sein Verzeichnis mit den Worten: Der Erste, Simon. — Geben wir hier alle vier Apostelverzeichnisse, wie sie in der hl. Schrift sich finden.

Nach Matthäus:

1. Simon.
2. Andreas.
3. Jakobus.
4. Johannes.
5. Philippus.
6. Bartholomäus.
7. Thomas.
8. Matthäus.
9. Jakob Alphäus.
10. Thaddäus.
11. Simon, der Kanaaniter.
12. Judas Iskariot.

Nach Markus:

1. Simon.
2. Jakobus.
3. Johannes.
4. Andreas.
5. Philippus.
6. Bartholomäus.
7. Matthäus.
8. Thomas.
9. Jakobus.
10. Thaddäus.
11. Simon, der Kanaaniter.
12. Judas Iskariot.

Nach Lukas:

1. Simon.
2. Andreas.
3. Jakobus.
4. Johannes.
5. Philippus.
6. Bartholomäus.
7. Matthäus.
8. Thomas.
9. Jakobus.
10. Simon, der Eiferer.
11. Judas, Bruder des Jakobus.
12. Judas Iskariot.

Nach der Apostelgeschichte:

1. Petrus.
2. Johannes.
3. Jakobus.
4. Andreas.
5. Philippus.
6. Thomas.
7. Bartholomäus.
8. Matthäus.
9. Jakobus.
10. Simon, der Eiferer.
11. Judas, Bruder des Jakobus.

Bei diesen Verzeichnissen (fährt der Verfasser fort) ist beachtenswert, wie der Name des Simon Petrus stets an der Spitze steht und der des Judas Iskariot am Ende, — während die Reihenfolge der übrigen Apostel sich ändert. Diese beiden Namen wechseln niemals ihre

Stelle. Fragen wir aber nach dem Grunde dieser Vorrangstellung des Namens des hl. Petrus, so wird sich uns ergeben, daß sie in einem inneren Vorrang und in der Würde seines Trägers begründet ist.

Daß dieser äußerlich markierte Vorrang (sagt er weiter) sich aus der höheren Würde des hl. Petrus erklärt, ist eine Ueberzeugung, die in uns um so stärker wird, je näher wir die Sache betrachten. Wenden wir uns nämlich von den formellen Verzeichnissen der Apostel zu den wenigen formellen Berichten über die Ereignisse, in denen die Jünger eine Rolle spielen, so begegnet uns in Bezug auf Petrus dieselbe Erscheinung.

So heißt es in den Evangelien: „Petrus und die zwei Söhne des Zebedäus“ (Matth. 26, 37). — Und Jesus sprach: „Wer ist es, der Mich berührt hat? Da es aber alle verneinten, sprach Petrus und die mit ihm waren: „Simon, der Satan hat euch sich ausgebeten... aber Ich habe gebetet für dich!“ (Luk. 22, 31—32). — „Und es folgte Ihm Simon nach und die mit ihm waren“ (Mark. 1, 36). — „Gehet hin, saget Seinen Jüngern und dem Petrus“ (Mark. 16, 7).

Ferner in der Apostelgeschichte lesen wir: „Da stand Petrus auf samt den Elfen“ (Apostelg. 2, 14). — „Da wurde Petrus erfüllt vom Heil. Geiste und sprach... Wenn wir heute in Untersuchung gezogen werden“ (Apg. 4, 8). — „Es antworteten aber Petrus und die Apostel“ (Apg. 5, 29).

Indem die heiligen Verfasser (die Evangelisten) auf die geschichtlichen Tatsachen zurückschauen und die Personen und Ereignisse an ihrem Geiste vorüberziehen lassen, tritt Petrus vor den übrigen hervor, und in der Stellung, wie sie ihn da sehen, zeichnen sie ihn naturgemäß in ihren Schriften.

So wird also — sagt der (prot.) Verfasser — der Name des hl. Petrus nicht nur oftmals ausdrücklich in den heiligen Schriften genannt und in allen Apostelverzeichnissen an den Anfang gestellt: auch die weniger formelle Gruppierung der Personen in den biblischen Berichten zeigt dasselbe Verhältnis. S.

Trinitarische Taufformel und radikaler Unglaube.

Nachdem die Taufformel in Folge der Bremer Vorgänge zum Gegenstande protestantisch-theologischer Erklärungen geworden war, von denen sich die einen für einen trinitarischen, die andern für einen nicht-trinitarischen Sinn der Formel entschieden, haben sich jetzt auch zwei bekannte bremensische Prediger darüber ausgesprochen; ihre Anschauung geben die Bremer Nachr. (178 vom 25. Juni) zum Teil wörtlich wieder. Es wird durch diese Aeußerung mit aller Deutlichkeit kund, daß auf den Bremer Kanzeln der vollkommene Unglaube herrscht und daß jene Leute, auch wenn sie nach Forderung des Senates die vorgeschriebene Formel anwenden, doch weit davon entfernt sind, sie in dem von der Kirche — auch vom Protestantismus geforderten Sinne gebrauchten. Demnach kann man sich selbst sagen, was von derartigen Taufen noch zu halten ist.

Zuerst kommt der bekannte „Schillerprediger“ Pastor Burggraf zu Wort. Er hat am Dreifaltigkeitsfeste, an dem er seine letzte Schillerpredigt hielt, Gelegenheit genommen, seinen völligen Unglauben an die Dreifaltigkeit Gottes zu bezeugen:

„Das deutsche (!) Christenbrot“, sagt er in der Einleitung, „weiß nichts von einer Dreieinigkeit Gottes und vermag nichts damit anzufangen.“... „Dem Glauben Jesu lag solche Düsterei (?) noch vollständig fern. Auch in der ältesten Christenheit zeigt sich davon keine Spur.“

Es ist ferner unbegreiflich, wie ein protestantischer Prediger die zahllosen Stellen aus dem Neuen Testamente für die Trinität Gottes mit fühner Stimme einfach leugnen darf. Daß er hier von „Tüfteleien“ Jesu spricht, beweist nebenbei seinen Unglauben an die Gottheit Christi. Nach Burggrafs Auffassung ist die Trinitätslehre bloß das Produkt „theologisch-priesterlicher Diktatur“, er bedauert, daß die „deutschen Reformatoren bei all ihrem Freisinn doch noch viel zu sehr von der alten Theologie, die sie mit der Zeit in die Hölle hineinließen,

befangen gewesen sind, um uns von dieser religiös so wertlosen und unsere Entwicklung hemmenden (!) Last der Vergangenheit zu befreien.“ Er hält es demnach für seine „Pflicht“, das Werk Luthers in der Befreiung fortzusetzen. Er weiß sich darin sogar der Zustimmung seiner „Gemeinde“ gewiß, denn in fähigem Vertrauen ruft er aus:

„Wir, meine liberale Gemeinde und ich, können doch die Formel von dem dreieinigen Gott der Theologie nicht mehr als den Ausdruck unserer Gottesauffassung anerkennen.“

Das läßt nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig. Hier wird der radikale Unglaube auf protestantischer Kanzel offen proklamiert. Aber wie weit er denn sich mit der trinitarischen Formel bei der Taufe abzufinden? Höchst interessant.

„Wir glauben schlicht und wahr an den Gott und Vater unseres Herrn (!) Jesu Christi“, sagt er, „wir glauben an des Menschensohnes heiligen Gottesgeist. Und allein in diesem Sinne, also in diesem nicht-trinitarischen, taufe ich eure Kinder auf den Namen Gottes unseres Vaters, unseres Heilandes Jesu Christi und seines uns und unsere Kinder heiligenden Geistes.“

Da ist also von einer Taufe im Namen des dreieinigen Gottes keine Spur mehr. Er hält an der Taufformel noch fest, weil er „keinen Grund sieht, von dem für das pietätvolle Gefühl geheiligten Taufbefehl abzugehen“. Er legt den Worten aber seinen eigenen ungläubigen Sinn unter und das nennt man dann „christliche Taufe!“

Der zweite Bremer Pastor, den die Bremer Nachr. um seine Ansicht erzuht hatten, Steudell, schreibt im Wesentlichen dasselbe. Er glaubt weder an die Gottheit Jesu noch an die göttliche Dreifaltigkeit, wie er aber trotzdem der trinitarischen Formel sich bedienen kann, erklärt er auf folgende Weise:

„Fragt man mich daher: kannst du auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes taufen, so wie es das Evangelium und Achristentum verstanden hat, so zwingt mich mein geschichtlicher Sinn und meine Ehrlichkeit, zu sagen: nein, niemals! Fragt man mich weiter, kannst du dennoch der Nachschrift entsprechend, die von dem Gebrauch dieser Formel die kirchenrechtliche Gültigkeit der Taufe abhängig macht, mit dieser Formel taufen, so sage ich: Ja so gut, wie ich hundert andere neutestamentliche Formen und Formeln gebrauchte, indem ich sie — mich rückhaltlos vor der Gemeinde zu der von mir vollzogenen Umdeutung bekennend — z. B. mit einem neuen, der unleugbar fortgeschrittenen Entwicklung der Erkenntnis entsprechenden Inhalt erfülle. Darin erblicke ich mein gutes protestantisches Recht. Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig.“

Diese Auslassung eröffnet eine interessante Perspektive in das Glaubensleben der protestantischen Theologen. Das „gute protestantische Recht“ können wir ihm freilich nicht absprechen, denn was Luther recht war, muß seinen Nachfolgern billig sein. Aber jedenfalls hat Luther es sich damals nicht träumen lassen, daß man auf Grund der von ihm proklamierten Glaubens- und Fortdankensfreiheit sogar die Gottheit Christi und die göttliche Dreifaltigkeit leugnen würde. Also außer der Taufformel legt Pastor Steudell noch „hundert anderen neutestamentlichen Formen und Formeln“ nach vollzogener „Umdeutung“ seinen Sinn unter! Das ist eine nette Enthüllung!

Fata Morgana.

Dichtung und Wahrheit von Em. Duh.

III.

Es gibt Menschen mit gewaltiger Tatkraft. Sie müssen schaffen und wirken. Wenn solche Kräfte sich in den Dienst Christi stellen wollten! Nicht nur in gewöhnlichem Maße, damit sie und die Ihrigen in den Himmel kommen, sondern mit Eifer und Liebe für die Ehre Gottes und die Ausbreitung seines Reiches — wie schön wäre das. — Es gibt oft sehr fromme Leute, aber sie mögen um alles nicht aus ihrer Ruhe hinaus, nicht gestört sein, nichts von ungewohnter Bequemlichkeit vermissen; Gott lieben — ja — aber nur ja nichts opfern, nur ja nichts tun, nur ja keine Störung! Was würden die Leute sagen! Was die Verwandten! Was haben die Leute gesagt, als Jesus für uns in die Schranken trat? „Kreuziget ihn!“ — Was sagten sie, als die Apostel für Ihn Zeugnis gaben? Was sagten sie, als Scharen Volkes sich um sie sammelten? „Nieder mit den Christen!“ — Und nun Jesus sich geopfert, die Märtyrer ihr Blut vergos-

fen und unsere Missionäre und Christen in grausamen Qualen sterben, da sollten wir es säuen, uns in unserer Ruhe und Bequemlichkeit stören zu lassen? Da sollten wir nicht auch unsere Tatkraft einsetzen für die Sache Gottes und ihr dienen, so viel und so weit es uns gegeben und die übrigen Pflichten es gestatten?

Doch ich wollte ja noch ein anders Bild zeichnen. Ein schönes Landgut, das sich Jahrhunderte in den Händen einer Familie befand, erfuhr eine große Veränderung. Der jüngste Sohn, das einzige am Leben gebliebene Kind von neun Geschwistern war ein tatkraftiger junger Mann. Er träumte auch seine Fata Morgana. Sein Gut sollte sich stattlich repräsentieren. Er baute sich einen großen, weiten, prächtigen Hof und mitten auf einer Anhöhe das schöne, geräumige Herrenhaus.

Und er hatte seine Freude daran, so lange seine Tatkraft zu schaffen fand; denn die ruhige, gewöhnliche Tätigkeit des Gutsbesizers genügte ihm nicht. Wie nun nichts neues mehr zu schaffen war — da mit einem Male mißfällt ihm die Lage der Aeder. Sie seien zu entfernt vom Hofe, so redete er sich ein, und rasch entschlossen kauft er in verlotterter Gegend ein verlottertes Gut verkauft das alte Gut seiner Väter. Wieder hat der Schaffensfreudige seine Fata Morgana, nach der er arbeitet, und wieder stellt er eine Musterwirtschaft hin, die weit und breit gerühmt wird. Noch ist das Werk nicht vollendet, als ein neuer Traum ihm aufkaut, diesmal ist's eigentlich keine Fata Morgana; denn alles ist schon da. Ein schön gelegenes Gut mit weiten, großen Gärten, herrlichen Anlagen und einem Herrenhause, so weit und geräumig, mit Sälen und Säulen, Zimmern und Treppen, das man sich verlaufen könnte. — Dies Gut möchte er sein nennen, dort wohnen, dort schaffen. Und gedacht, getan! — Aber siehe da! In dem schönen, ersehnten Hause fand das Glück seinen Einzug nicht. Schwere Sorgen belasteten das Herz des tatendurstigen Mannes und es wurde so öde in ihm, so leer; er suchte zu sehr in menschlicher Weise Rat und Hilfe.

Da kamen harte Tage, Zeiten unsäglich Schmerzen, die Folgen eines Unglücksfalles. Die Schmerzensrühe des Tatkraftigen, nun so gänzlich hilflosen vermischten sich mit dem Kranken der hohen Räume in den Parkanlagen nahe dem Krankenzimmer.

Hier auf dem furchtbaren Schmerzbette lag der Kranke etwas wirklich Großes. Er hatte immer nur einen natürlichen Gebrauch von seiner Tatkraft gemacht; jetzt aber wirkte mächtig die Gnade, er raffte sich zusammen und gab sich Gott hin. Er murrete nicht und beklagte sich nicht, er litt geduldig bis ans Ende. Sein Tröster war der Rosenkranz, und wenn die schrecklichen Schmerzen ihn nicht beten ließen, dann wollte er ihn doch in seiner Hand halten und das Kreuz küssen.

Wieder stieg das Bild einer Stadt vor ihm auf, einer Stadt voll endlosen Lebens. Sein Blick richtete sich nach der heiligen Stadt Gottes, nach dem Himmelreich. Nur noch nach ihm verlangte er schließlich. Mit dem Leben diesseits hatte er abgeschlossen und nichts mehr mochte er hören von all dem, dem er ehemals seine ganze Kraft geschenkt hatte. Und das war das Beste für ihn, das Glückliche. Vier Jahre voll Sorgen in dem ersehnten Hause und jetzt ein so furchtbares Schmerzlager. Aber in all dem, was ihm gemahnet worden, ist ihm nicht so viel Gnade widerfahren, als in dem, was ihm entzogen wurde und was ihm hartes widerfuhr. Seine Tatkraft offenbarte sich ergreifend im Leiden und Sterben, hier hatte sie die der Seele würdige Richtung gefunden — sie suchte Gott. Der liebe Gott lobte den getreuen und guten Gebrauch, den der Kranke von seiner Tatkraft machte, mit großen und vielen, äußeren und inneren Gnaden. Es war ein so schönes, seliges Sterben. Die Mutter Gottes, auf die der Kranke so fest vertraut, zeigte sich wiederholt ja andauernd dem Liebenden Blick des Leidenden und winkte ihm mit der Hand. Der dies schreibt, saß am Lager und der Kranke schaute vor sich hin, so friedlich, so getrost, so bereit, der Mutter Gottes zu folgen. Er vertraute es mir an und wies auch auf die Stelle, da ein brennendes Licht sich ihm zeigte. Er ging freudig, getrost und sehnsüchtig seinem Gott, dem er auf Erden gebiet, und der himmlischen Mutter entgegen.

Nach drei Jahren folgte ihm die Gattin nach, die Kinder hatten Eile, das schöne Gut zu verkaufen, um noch einiges von dem einst glänzenden Besitz zu retten. So gingen sie hinweg mit dem Rest, der ihnen geblieben, und mit Erinnerungen der Trauer.

Die vielfache Fata Morgana des tatkraftigen Vaters, die er zum Leben gebracht, war versunken in Nebel und Schatten, eine nach der anderen.

Aber der liebe Gott ist unendlich gut; darum läßt er überall in allen dunkeln und verschlungenen Wegen dem Menschen Anregungen seiner Gnade zu teil werden.

So trug denn auch eines der Kinder des tatkraftigen Vaters etwas Gutes mit hinaus ins Leben; die Erinnerung an die traurigen kirchlichen Zustände jener Gegend und an die katholischen Kinder, die dort zu Grunde gingen. Aus dieser

Erinnerung stieg ihm auch eine Fata Morgana auf, eine Kontumakanzanstalt, und auch sie erhielt Leben und Gestalt, und ist heute blühend und eine Quelle katholischen Lebens in jener Gegend.

Es hat auch einige Mühe gekostet, und mancherlei redeten die Leute, besonders diejenigen, welche einen Nachteil fürchteten bei Erbtanten und Erbkais, deren Ende sie erhofften. Selbst eine wohlmeinende Stimme erhob sich und nannte die Fata Morgana eine „fide Idee“. Aber der liebe Gott hilft so gern, wenn man ihn sucht und seine Ehre und das Heil der unsterblichen Seelen.

Das große, blühende Werk Don Bosco's, das heute hunderttausenden von Knaben und Jünglingen Erziehung verleiht, und sie für die verschiedensten Berufe herantreibt, und selbst zu weiten Missionsgebieten Glaubensboten entsendet, war erst nicht als eine Fata Morgana im Geiste seines Stifters, um derentwillen seine Mitbrüder an seinem Verstande zweifelten und ihn, als er gar daran ging, die Pläne zu skizzieren, mit List und Gewalt in eine Irrenanstalt locken wollten. — Aber die Liebe Don Bosco's hat diese seine Fata Morgana zum Leben gebracht und hat sie vervielfältigt und ihre Kreise ausgebeugt, viel umfassender, als er es je zu hoffen und zu erbitten gewagt.

Ganz ähnlich ist es auch den Gründern der Steyler Gesellschaft und der Gesellschaft des Göttlichen Heilandes bei ihren Werken ergangen, unter dem Zeichen des Kreuzes zwar, unter Schmerzen und Mühen, aber schließlich unter dem Segen Gottes. Und in diese ihre Fata Morgana ist auch verwoben die Fata Morgana ihrer opferfreudigen Söhne. Sie wollten alle aufbauen nach außen und innen: Häuser zur Heranbildung von Priestern und Missionären zur Hilfe im In- und Auslande, Kirchen und Kapellen, Schulen und Katechumenate, Rettungshäuser und Asyle in den Missionsländern und vor allem: Tempel Gottes in den Seelen der Menschen. Viel ist erfüllt worden! —

Die Morgenpost war es gewesen, welche mir das Bild mit der Fata Morgana gebracht, das manche Erinnerungen und erste Betrachtungen in mir angeregt. Da kam die Mittagspost; sie brachte Botschaft aus Indien, eins, zwei, drei, vier, fünf.

Da ist ein Brief aus Kalliang; wie ich ihn öffnete und lese, siehe, da steht die Fata Morgana des armen Missionärs dort vor mir. Er hat soeben ein kleines Kirchlein fertig, nun möchte er gern ein kleines Spital bauen. Es schneidet ihm so ins Herz, wenn er die Kranken im heißen Sonnenbrande auf dem Boden oder dicht am Feuer liegen findet. Es sind seine Christen, oft auch Heiden; sie stehen ihn an um Hilfe und manche schleppen sich bis zur Wohnung des Missionärs. Wie würde solch' ein Spital die christliche Liebe predigen, in einer Weise, wie sie so leicht auch den Heiden verständlich ist. Wie würde das so mächtig die Befehring des Volkes fördern. Aber, so groß die Sehnsucht des armen Missionärs ist, so groß seine Trauer. Er hat ja nichts, gar nichts; sein Oberer konnte ihm 2 Monate hindurch den Monatsgehalt nicht zahlen. Wie will er an neues denken! Doch das Spital ist's nicht allein; er will und muß ja Katecheten anstellen und mit ihrer Hilfe seine Neze weiter auswerfen und neue Gemeinden sich erziehen. Dann — das Herz wird ihm schwer — zwei Monate schon fehlt der Gehalt und erträumt noch seine Fata Morgana, indessen das schon Befehrende zusammenzubrechen droht. Wovon wird er die Katecheten, die schon ihres Amtes walteten, noch ferner besolden? Und seine Waisenkinder? Sie brauchen ja nicht viel, aber sie müssen doch etwas haben.

Der zweite und dritte Brief sind von Missionschweftern aus Kalliang und Schillong. Es ist so allerlei, was ihnen am Herzen liegt, für die Kirche und für die Waisen und Kranken. Alles kommt sonst und liebevoll aus der Feder und der Eifer für die Mission und die Ausbreitung derselben ist deutlich ausgeprägt. Gute Schwestern! Ob nicht die Schwestern in den Klöstern der Heimat für Euch und Eure Misschweftern beten wollten, und ob sie nicht einen Strahl der Liebe für Euer Werk in das Herz ihrer Schutzbefohlenen zu senden vermöchten?

Da ist ein Brief von P. Vethan aus Schillong. Er erzählte eine kleine, aber ergreifende Geschichte. Ein blinder Heide ließ sich von ebenfalls heidnischen Freunden viele Meilen weit zum Missionär führen. Er hatte hier und da von der katholischen Religion gehört, und alles, was er vernahm, erfüllte ihn mit heftiger Sehnsucht. Das körperliche Auge war erloschen, aber vor dem geistigen Auge des blinden Heiden tauchte eine Fata Morgana auf: eine Missionsstation in seinem Heimatorte. Zunächst eine Schule mit einem Katecheten und dann ein Kirchlein, ein kleines Häuschen daran für den Missionär, wenn er hier und da hinkäme, und schließlich (es ist das der Gipfelpunkt seiner Wünsche) ganz dort Wohnung nähme. — Der Missionär besuchte jene Ortschaft und wird mit endlosem Jubel aufgenommen. Voll Eifer versammelt

man sich um ihn und möchte ihn festhalten. — Noch andere Bilder entrollt der Brief: er spricht von Waisen, Katecheten; Schwestern, Schulen und Asylen — eine weite Fata Morgana des Missionärs.

Ein anderer Brief ist von P. Markus Dombrowski, dem gemeinsamen Adoptivsohn einer kleinen Anzahl Missionsfreunde, die sich zu einer Aktiengesellschaft vereinigt haben, um die Fata Morgana dieses ihres Adoptivsohnes zum Leben zu bringen.

Ich hatte ihn gebeten, den Plan für seine neue Gründung seinen neuen Adoptiveltern klar zu legen; hierauf antwortet er: „Zuerst will ich sehen, ein schönes Kirchlein mit ziemlich großer Glode zu errichten, hoch oben auf einem Hügel, den ich von der Regierung erhalten habe. Im Hintergrunde liegen hohe Berge. Dieses Kirchlein könnte man gegen 100 englische Meilen weit und weiter noch sehen. Es würde emporragen über die unterhalb gelegenen protestantischen Kirchen und der feierliche Ton der Gloden sollte verkünden: „Der Herr ist Gott und Maria die Gottesmutter, und eines nur ist das Haus Gottes, das auf dem Berge errichtete, weithin sichtbare, die katholische Kirche.“ — Dann dachte ich ein Schwesternhaus zu gründen und wenigstens drei Schwestern hinzunehmen, damit diese in vielfacher Weise, besonders in der Bekehrung der Frauen und im Unterrichte der weiblichen Jugend, sowie in der Pflege der Kranken Hilfe leisten. Dann hoffe ich auf ein Waisenhaus und ein Hospital. — Die Wars — (Name des Volkes) haben so viel Sinn für Religion. Es könnte so gut gehen, meine ich, so gut! — Mein Gott! Es kommt mir vor wie ein Frühlingstraum zu rauher Winterzeit, doch Gott ist gut und Maria unsere Mutter — — sie wird helfen — — ich lasse nicht ab von dieser Hoffnung. — Fiat; fiat! —“ Dann folgen so allerlei Bestellungen an uns für Haus und Kirche der neuen Station.

Ich nehme den letzten Brief zur Hand, er ist vom Missionsoberer der ganzen Apostolischen Präfektur Assam von P. Angelus Münzloher. Er schreibt: „In meinem Missionsgebiet leben 7 Millionen Heiden — und wir sind nur 9 Priester“. Die Mission der französischen Missionäre von Pondichery hat ebenfalls 7 Millionen Heiden, aber dort arbeiten 140 Priester. Mein Gebiet ist seit einem halben Jahrhundert von Protestanten bearbeitet. Dadurch ist unser Standpunkt kein leichter. Dazu kommt die ungemein große Verschiedenartigkeit der Völkstämme und Sprachen, was eine sehr große Zahl Missionäre erfordert, wenn gründlich und ernstlich das Bekehrungswort voranzugehen soll. Wir müssen entscheidene Schritte tun, und dies bald. Die Protestanten haben überall Schulen; die heranwachsende Jugend lernt Lesen und Schreiben, bekommt nur katholikenfeindliche Schriften in die Hand und wird uns so ganz entfremdet. — Ich wollte hier so vieles schaffen, eine Druckerei, eine Handwerkerschule, Missionsstationen, Schulen, Asyle usw. Meine Hoffnungen sind so groß, ich lasse sie nicht, ich meine, der allgütige Gott müsse mir helfen.

Ich bin völlig mittellos, das Wenige, welches ich von der Propaganda erhalte, reicht nicht für das Bestehende; denn ich mußte borgen, borgen zu den höchsten Wucherzinsen, und so drückt meine Schultern noch die täglich rapid wachsende Schuldenlast von 8000 Mark. — Ich habe also nichts, um meine Pläne zu verwirklichen. — Zuweilen, will mir der Mut sinken, aber dann raffe ich mich auf und rufe zu Gott wie ein Ertrinkender. Wo die Not am größten, ist ja Gottes Hilfe am nächsten. O helfen Sie mir, lassen Sie für die arme Mission beten!“

*) Zu Anfang d. J. wurde das Missionspersonal um 4 Priester vermehrt.

(Fortsetzung folgt.)

§ Der Afrika-Verein deutscher Katholiken bezweckt 1. die Erhaltung und Hebung der Bevölkerung Afrikas durch Unterdrückung des Sklavenhandels und der Sklaverei; 2. die Zivilisation der Neger durch Bekehrung zum Christentum. Zu diesem Zweck will der Verein Mittel beschaffen zur Gründung von Missionen, von Waisen-, Kranken- und Erziehungshäusern zur Verbesserung der moralischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Eingeborenen der deutschen Schutzgebiete. An der Spitze des Gesamtvereins steht ein Zentralvorstand unter dem Ehrenpräsidium des Herrn Kardinals und Erzbischofs von Köln. Der Zentralvorstand besteht aus den Vorsitzenden der Diözesanvereine Köln, Münster, Trier, Baderborn, Limburg, Fulda, Osnabrück, Rottenburg, apostolisches Vikariat Sachsen und aus dem Verwaltungsausschuß. Der Verwaltungsausschuß hat seinen Sitz in Köln; ihm gehören an Rechtsanwältin Justizrat C. Gustafis Vorsitzender, Domkapitular Prof. Heßpers, 1. stellvertretender Vorsitzender, Dr. med. S. Sonnen-

schein, 2. stellvertretender Vorsitzender, Rechtsanwalt M. Wirth, Schriftführer, Bankdirektor Ellan, Schatzmeister. Die Zweigvereine des Afrika-Vereins in den einzelnen Orten sammeln die Beiträge der Mitglieder und übersenden dieselben an die Sammelstelle ihrer Diözese bzw. an den Schatzmeister Bankdirektor Ellan, Köln, Komödienstraße. Jedes Mitglied des Vereins zahlt mindestens 1 Mark pro Jahr. Die Zweigvereine können Karten für die Mitglieder durch den Schriftführer Rechtsanwalt M. Wirth, Köln, Zeughausstraße, beziehen. Eigentum und Organ des Vereins ist die Zeitschrift „Gott will es“, Expedition A. Riffarth in M. Gladbach. Preis jährlich 2 Mark für 12 Monatshefte. Abonnement bei der Post im Buchhandel und bei A. Riffarth in M. Gladbach. Die Zweigvereine erhalten auf je 20 Mitglieder ein Exemplar unentgeltlich. Diesbezügliche Anmeldungen bei A. Riffarth in M. Gladbach.

ac. Professor Paulsen über „die geistlichen Übungen des hl. Ignatius“. In der „Deutsch. Literaturzeitg.“ (Nr. 26 v. 1. Juli 1905) findet sich aus der Feder des bekannten Berliner Professors Paulsen eine Besprechung einer Studie von Karl Holl (Tübingen) über „die geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola“, der wir nachfolgende bemerkenswerte Stellen entnehmen: „Die Übungen sind ganz aus dem Charakter des Ignatius geboren: er war nicht eine reich oder genial begabte Natur, aber ein höchst energischer Wille, ausgestattet mit der Kraft suggestiver Wirkung, wie sie von solchen Persönlichkeiten ausgeht. Die Exerzitien sind nicht ein Andachtsbuch im gewöhnlichen Sinne, das leise religiöse Gefühlstöne anschlägt und beim Leser zum Nüchternen bringt, sondern wirklich, wie der Name sagt, eine Art geistlichen Exerzier-Reglements.“

Vor allem sind sie auf die Grundtatsache des Seelenlebens aufgebaut, daß starke Gefühlswirkungen und dauernde Willensbestimmungen nur durch konkret anschauliche Motive ausgelöst werden; den Lebenden mit der Einbildungskraft einheimisch machen in der Welt des Jenseitigen, so daß die Motive von daher die Motive aus der sinnlich anschaulichen Welt überwiegen, darauf sind mit höchster Anspannung die Übungen gerichtet. Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, oder also umgekehrt von der Hölle durch die Welt zum Himmel führen sie den dem Kommando gehorchenden. Ich möchte das Bestehen, das aus einem Vortrag hervorgegangen ist, besonders auch den Gegnern des Ordens zur Beachtung empfehlen; sie können daraus lernen, worauf das Geheimnis seiner Kraft zuletzt beruht; nicht auf seiner, wie der Verfasser sagt, „oft überschätzten Klugheit“, sondern auf der vollendeten Selbstdisziplin, die er bei den einzelnen erreicht: die Sache allein, nicht das Selbst, das Selbst des natürlichen Menschen, die Sache um jeden Preis. Es gibt nur eine Analogie dazu: die militärische Erziehung, wo auch aus der äußeren Disziplinierung die innere Disziplin hervordrückt, und mit demselben Erfolg für das Selbstbewußtsein: daß die durch die Disziplin hindurchgegangenen sich nun freier und kräftiger vorfinden als zuvor. Wir können als Protestanten die Gesellschaft Jesu nicht lieben, auch nicht alle Katholiken tun es, aber es lohnt der Mühe, sie verstehen zu lernen.“

Priester-Exerzitien 1905

in Valkenburg (Holland), Station auf der Strecke Aachen-Maastricht:

1. vom Montag, den 24. Juli, abends, bis Freitag, den 28. Juli, morgens.

2. vom Montag, den 7. August, abends, bis Freitag, den 11. August, morgens.

Anmeldungen werden frühzeitig erbeten an Pater Rektor, Nilles, Ignatius-Kolleg, Valkenburg (Holland).

In Aalbeek bei Valkenburg (N.), Station auf der Strecke Aachen-Maastricht, werden Exerzitien gehalten:

für Gymnasialisten der oberen Klassen vom Dienstag, 22. August, abends, bis Samstag, 26. August, morgens;

für Akademiker vom Freitag, 22. September, abends bis Dienstag, 26. September, morgens.

Anmeldungen sind zu richten an P. Rektor Nilles, Ignatius-Kolleg, Valkenburg (N.), Holland.

Druck und Verlag: Düsseldorf, Tagblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf, Tagblatt.

Verantwortlicher Redakteur: S. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 30.

Düsseldorf, den 23. Juli.

1905.

Inhalt: Evangelium zum sechsten Sonntag nach Pfingsten. — Der hl. Petrus, der erste Papst der Kirche Jesu. III. — Vertrauen! — Der hl. Suttbertus. — Fata Morgana. (Dritte Fortsetzung.) — Vom „guten Magen“ der Kirche. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum sechsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Markus VIII, 1—9.
„In jener Zeit, da viel Volk bei Jesu war und nichts zu essen hatte, rief er seine Jünger zusammen, und sprach zu ihnen: Mich erbarmet das Volk; denn sehet, schon drei Tage harren sie bei mir aus und haben nichts zu essen, und wenn ich sie ungespeist nach Hause gehen lasse, so werden sie auf dem Wege verschmachten. Da antworteten ihm seine Jünger: Woher wird Jemand in der Wüste Brot bekommen können, um sie zu sättigen? Und er fragte sie: Wie viel Brote habet ihr? Sie sprachen: Sieben. Und er befahl dem Volke, sich auf die Erde niederzulassen. Dann nahm er die sieben Brote, dankte, brach sie und gab sie seinen Jüngern, daß sie vorlegten; und sie legten dem Volke vor. Sie hatten auch einige Fischlein; und er segnete auch diese, und ließ sie vorlegen. Und sie aßen, und wurden satt; und von den Stücklein, die übrig geblieben waren, hob man noch sieben Körbe voll auf. Es waren aber deren, die gegessen hatten, bei Viertausend; und er entließ sie.“

Der hl. Petrus, der erste Papst der Kirche Jesu.

III.

An die vom Herrn eingesetzten sieben Sakramente werden wir erinnert, lieber Leser, durch die sieben Brote, die Er mit Seinem Segen versehen durch die Apostel austeilte. Wie nämlich der Heiland durch diese wunderbar vermehrten Brote die Volksscharen stärkte und kräftigte, „auf daß sie nicht verschmachten auf dem weiten Wege“, den Viele aus ihnen bei der Rückkehr in die Heimat zurückzulegen hatten. — so wollte Er auch uns allen, in den heiligen Sakramenten die geistigen Kräftigungs- und Stärkungsmittel darreichen für die weite, beschwerliche Reise in die wahre, himmlische Heimat. Die Apostel und deren Nachfolger im Priesteramt sollten diese geistigen Labungsmittel austeilten, — aber unter der Oberleitung des hl. Petrus und seiner Nachfolger.

Ueber diese hervorragende Stellung des hl. Petrus im Apostelkollegium wollen wir heute noch einmal jenem Pfarrer der (protest.) englischen Staatskirche das Wort geben. In seiner Schrift „England und der Heilige Stuhl“ fährt er (S. 90) also fort: Wenden wir nun den Blick ab von dem bloßen Namen (Petrus) und von der Ordnung, in der er erwähnt wird, und durchgehen wir, den hl. Petrus an unserer Seite, die Blätter der Evangelien und der Apostelgeschäfte: immer erscheint er (Petrus) an vorderster Stelle.

Nehmen wir die Evangelien zur Hand!

1. Die Jünger befinden sich bei Nacht in einem Schiffe auf dem Galiläischen See; vor den übrigen tut sich der hl.

Petrus hervor; er bittet den (über die Wogen wandelnden) Herrn, Er möge ihn heißen, zu Ihm zu kommen: „Herr, wenn Du es bist, so heiße mich auf dem Wasser zu Dir kommen!“ Petrus tritt aus dem Boote und zeichnet sich so vor den übrigen Jüngern aus. (Matth. 14.)

2. Der Herr hat die scheinheiligen Pharisäer streng zurückgewiesen, weil Sie Seinen Jüngern vorgeworfen, daß sie „mit ungewaschenen Händen“ essen, also gegen die rabbinischen Vorschriften sich verfehlen. Da der Herr in einem Gleichnis gesprochen, so handelt Petrus als Wortführer der übrigen Apostel, indem er den Herrn bittet: „Erkläre uns dieses Gleichnis!“ (Matth. 15.)

3. Auf die Frage des Herrn: „Für wen halten die Leute den Menschensohn?“ — gibt der hl. Petrus die Antwort: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ (Matth. 16.)

4. Auf dem Berge der Verkündigung sind auch Jakobus und Johannes anwesend; aber Petrus spricht, und zwar spricht er für sie insgesamt: „Herr, hier ist gut sein!“ (Matth. 17.)

5. Petrus folgt unserm Herrn in das Gerichtsgelände. (Joh. 18., 15.)

6. Dem hl. Petrus wird die Nachricht von der Auferstehung Jesu ausdrücklich zuerst überbracht (Joh. 20.); und indem der hl. Paulus in seinem ersten Sendschreiben an die Christengemeinde zu Korinth von den Erscheinungen des auferstandenen Heilandes spricht, sagt er: „Er ist dem Petrus erschienen und nach diesem den Elfen“ (1. Kor. 15., 5.).

7. Dem hl. Petrus wird gesagt: „Weide Meine Lämmer . . . weide Meine Schafe!“ (Joh. 21.).

Die Apostelgeschichte (fährt der Verfasser fort) bietet ebenfalls viele Belege

1. Die Stelle des Judas soll wieder ausgefüllt werden; wer soll den Platz einnehmen? „In denselben Tagen stand Petrus auf in der Mitte der Brüder . . . und sprach: Ihr Männer, Brüder! Es muß die Schriftstelle erfüllt werden, welche der Heil. Geist durch den Mund Davids vorhergesagt hat. Es muß also von den Männern, die mit uns die ganze Zeit zusammen waren, . . . einer von diesen Zeuge Seiner (des Herrn) Auferstehung mit uns werden!“ (Apg. 1., 15. ff.). Petrus ist es, der die Wahl des neuen Apostels anordnet. Er eröffnet, wie jemand mit Recht bemerkt hat, die Beratungen der verwaisten Kirche; er schlägt den Gegenstand der Besprechung vor und bezeichnet den Gang des Verfahrens.

2. Am Tage des Pfingstfestes, da „stand Petrus auf samt den Elfen“, verteidigt die Brüder und erweitert seine Verteidigung zu einer Predigt, die er mit den Worten schließt: „So wisse denn das ganze Haus Israel unfehlbar gewiß, daß Gott Ihn zum Herrn und Messias gemacht, — diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt“.

(Apg. 2.). Und die Menge, die im Herzen zerfluricht ward, sprach zu Petrus und zu den übrigen Aposteln: Männer, Brüder! was sollen wir tun? Da unternimmt es sofort Petrus, zu antworten: „Lasset Ruhe, und jeder von euch lasse sich taufen“ (Apg. 2.).

3. Bei der wunderbaren Heilung des Lahmgeborenen an der Tempelpforte sind Petrus und Johannes vereint an dem guten Werke beteiligt; aber Petrus ist es, der wirklich das Wunder vollbringt und hierauf eine Ansprache an das versammelte Volk hält (Apg. 3.).

4. Da die beiden Apostel vor den Hohen Rat geladen werden, ist es Petrus, der für seinen Amtsbruder (Johannes) und für sich die Verteidigung führt (Apg. 4.).

5. Auf dem Konzil zu Jerusalem übernimmt Petrus den Vorsitz und die Leitung; er legt den Grund für eine Entscheidung, einen Beschluß; der hl. Jakobus, als der Ortsbischof, beruft sich auf die Darlegung des Petrus und gibt dementsprechend sein Urteil ab.

Der Verfasser wendet sich dann an seine protestantischen Glaubensgenossen, indem er sagt: Lasset uns diesem Abschnitte (der Apostelgeschichte) gegenüber unsere alten Vorurteile soviel als möglich ablegen und uns von allen bitteren Feindseligkeiten der nachreformatorischen Zeit frei machen! Laßt uns unbefangen in die Halle der hl. Schrift eintreten und untersuchen, was sich aus diesem Ereignis (des Apostelkonzils) für uns gewinnen läßt!

Doch für heute genug! Der geneigte Leser wird es nicht für Uebertreibung halten wenn ich sage, daß ich seit einer Reihe von Jahren kein Buch mit solchem Genuß gelesen habe, wie die in Rede stehende Schrift. — diese herrliche Apologie des Papsttums und der Kirche.

S.

Vertrauen!

Droht auch mein Schiff am Fessentiff
Ost machtlos zu zerschellen,
Wenn ich stroman ohn' Steuermann
Im Kampf mit wilden Wellen, —
Ich zage nicht,
Mein Glaube spricht:
„Dein Gott verläßt dich nicht!“

Wenn ich muß wandern weitab den andern
Auf dunklen öden Wegen,
Wenn ich oft fiel und ohne Ziel
Wohl steh' auf schwankend' Stegen, —
Ich zage nicht,
Mein Glaube spricht:
„Dein Gott verläßt dich nicht!“

Wenn bitter Stunden mir schwere Wunden
Ins müde Herz geschlagen,
Wenn ich muß dulden, ohn' zu verschulden,
Das schwerste Leid muß tragen, —
Ich zage nicht,
Mein Glaube spricht:
„Dein Gott verläßt dich nicht!“

Wenn dann am Ende die schwachen Hände
Zum letztenmal sich heben,
Wenn ohn' Oeleit zur Ewigkeit
Die Seele wird entschweben, —
Ich zittre nicht,
Mein Glaube spricht:
„Dein Gott verläßt dich nicht!“

M. Kamp.

+ Der hl. Suitbertus.

Bischof und Apostel von Friesland.

Am 9. d. M. legte, wie wir im Düsseldorf'schen Tageblatt berichteten, der Herr Kardinal und Erzbischof Antonius von Köln in feierlicher Weise, unter zahlreicher, jubelnder Anteilnahme der Katholiken der St. Martinusparre zu Bilt an der Wertenerstraße den Grundstein zu einem neuen Gotteshause, das dem hl. Suitbertus geweiht sein soll. Da dürfte unseren Lesern die folgende Beschreibung des Lebens des Heiligen besonders interessieren:

In einem Kloster in Irland befand sich der hl. Suitbert, da er noch jung war. Er war in England geboren, war aber von seiner Heimat weggegangen, weil sein Lehrer, der heilige Priester Egbert, in ein irländisches Kloster gegangen war. Unter der sorgfamen Leitung dieses heiligen Mannes ward Suitbert in allen Tugenden eines Ordensmannes groß.

Egbert war ein gar seeleneifriger Mann. Da er die christliche Religion in so herrlicher Blüte sah, in seinem Lande und das Volk des grünen Erin so glücklich in dieser heiligen Religion, so überkam ihn immer ein bitterer Schmerz, wenn er der vielen heidnischen Völker gedachte, die noch nicht den Glauben an den dreieinigen Gott bekannnten. Er hatte ein herzliches Verlangen, zu solchen Völkerschaften das Licht des heiligen Glaubens zu tragen und in ihren Finsternissen das gebenedeite Kreuz aufzupflanzen. Von diesem Verlangen und Eifer für das ewige Heil der unsterblichen Seelen sprach er zu seinem Schüler Suitbert, und diesem wurde es warm im Herzen, und er verlangte, ein Glaubensprediger bei den heidnischen Völkern zu werden.

In Niederdeutschland bei dem Volke der Friesen war es noch nicht gelungen, das Kreuz zu pflanzen und das Reich des Glaubens aufzurichten. Ein gläubenseifriger Mann, Wigbert war wohl in Friesland eingedrungen, aber der Fürst dieses Landes, Raddod mit Namen, hatte der Predigt des Evangeliums jeden Fußbreit Landes freitig gemacht, so daß der Missionär dieses Land wieder verlassen mußte. Dieses Volkes nun erbarmte sich Egbert, er hatte ein herzliches Vertrauen auf die allmächtige Hand des Allerhöchsten und er beschloß, Glaubensboten zu den Friesen abzuschicken. Suitbert jubelte auf, als ihn sein heiliger Vater sagte, daß er den Stab ergreifen und zu einem heidnischen Volke als ein Bote des Evangeliums wandern dürfe. Mit noch zwölf andern Missionären schiffte sich Suitbert um das Jahr 690 ein, die Fahrt nach dem deutschen Lande zu machen. Der Obere dieser Mission war der heil. Willibrord.

An der Mündung des Rheinstromes lief das Schiff der Glaubensboten ein, zu Utrecht haben sie mit ihrer Mission begonnen. Pipin von Herstal hatte dazumal den Raddod von Friesland, der dem christlichen Glauben ein Widerfader gewesen war, zinspflichtig gemacht und selbst einen Teil von Friesland erobert, so daß die Priester nunmehr ohne Gefährde ihr heiliges Werk beginnen konnten. St. Suitbert predigte vorzugsweise in jenen Gegenden, die man nachher die Länder Cleve, Berg und Nordbrabant geheißen hat. Es ließen sich viele Heiden taufen. Aber wela eine Mühe war es, aus diesen heidnischen Herzen die tiefen Wurzeln des Aberglaubens und der Gottlosigkeit herauszureißen. Aber St. Suitbert war ein geduldiger Mann, der seine ganze Hoffnung auf die starke Hilfe Gottes gesetzt hatte. Weil seine Mitbrüder erachteten, daß es diesen armen Völkerschaften noch mehr zum Heile sein würde, wenn er ein Bischof wäre, so trugen sie ihn auf, daß er sich zum Bischof weihen lasse. Er gehorchte demütig und ging nach England hinüber, sich zum Bischof weihen zu lassen. Der Erzbischof Willfried von York war dazumal von seinem Stuhle vertrieben und hielt Missionen in Mercien.

Er kehrte in das Missionsgebiet zurück, baute Kirchen und führte überall die beste Ordnung ein. Nachher aber überließ er diesen Teil seinen Mitbrüdern und ging in das Land der Bructerer. Bei diesen waren viele Arianer. Auch hier war er als eifriger Priester des Herrn segensreich tätig. Aber bald brach ein schweres Unglück herein. Die heidnischen Sachsen fielen in das Land und zerstörten alles wieder, was Suitbertus mit vielem Gebet und Sorgen und dem Schwelge seines Angesichtes aufzurichten begonnen hatte. Er konnte sein zerstörtes Kirchthum nicht mehr aufrichten denn er mußte sein armes, schwer heimgesuchtes Volk verlassen. Da gab er seinem Drange nach der Abgeschiedenheit nach und wollte in der Einsamkeit sich auf sein seliges Ende bereiten. Pipin schenkte ihm eine kleine Insel im Rheinstrom. Da baute er ein Kloster und schied im Jahre 718 am 1. März. Die Insel nannte man lange St. Suitberts Insel und in späteren Zeiten wurde sie Kaiserswerth geheißen. Im Jahre 1628 wurden die Reliquien des Heiligen erhoben; sie befinden sich noch daselbst, mit Ausnahme einiger kleineren Theile, die der Erzbischof v. Köln an andere Kirchen geschenkt hatte.

Sein Bild in bischöflicher Kleidung trägt einen Stern in der Hand.

Fata Morgana.

Dichtung und Wahrheit von Em. Dsch.
(Dritte Fortsetzung.)

IV.

Später kam noch ein Brief von derselben Hand. Ich hatte den Missionsobern von Assam schon früher gebeten, mir einmal ein getreues Bild seines ganzen Landes (seiner Fata Morgana) und einen Kostenanschlag zu dessen Verwirklichung zu geben, und nun erhielt ich beides.

„Ja“, wird der Leser fragen, „was soll denn dem Verfasser jener Plan und der Kostenanschlag einer so großen, ungeheuren Gründung? Der kann es doch wohl nicht bezahlen? Ja, wenn ihm ein guter Teil der Hinterlassenschaft der Kaiserin von Indien und Königin von England zufällt! — Oder wenn er der jetzt gefuchte Erbe des vor 50 Jahren gestorbenen indischen Krösus wäre!“ Und manche, die den Schreiber dieses näher kennen, werden vielleicht hinzufügen: „Wenn er noch das große Los gewonnen hätte, aber er spielt ja nicht einmal in der Lotterie.“

Lieber Leser, ehe ich dir meine Beweggründe auseinandersetze, laß uns einmal das Bild der Fata Morgana des Missionsobers von Assam und den betreffenden Kostenanschlag ein wenig näher betrachten. Er schreibt:

Wenn ich doch zunächst wenigstens 50 tapfere Glaubensboten bekäme und einem jeden 10 Katechisten zur Seite stellen könnte! Was mir in erster Linie am Herzen liegt, ist, die wichtigsten Posten zu besetzen und die Kräfte über solche Gegenden hin zu verteilen, wo am meisten Hoffnung auf Belehrung vorhanden ist. Als Gehalt eines Priesters, der ja auch Almosen geben muß und mancherlei Nebenausgaben bestreiten muß, nehme ich 1000 Mark jährlich, für eine Schwester und einen Laienbruder 350 Mark, für einen Katechisten 300 Mark. Der Bau einer Kirche kommt auf 5000 Mark, die Priesterwohnung 2500 Mark, Schweiternhaus ebenso, ein Waisenhaus 600 Mark, eine Schule 500 Mark, ein Hospital 800 Mark, der Unterhalt eines Waisenkindes jährlich 80 Mark eines Greises 90 Mark.

In Betreff der Zahl der Schulen kann ich nur sagen, je mehr, desto besser. Die Protestanten haben 400 Schulen, darunter mehrere Gymnasien und Mittelschulen. Könnte ich wenigstens 200 Schulen errichten! Wir hatten bisher wohl einige Lehrer, diese aber mußten wir zeitweise entlassen, dann wieder aufnehmen, wie eben das Thermometer in der Geldkassette steigt und fällt. So lange unsere Schulen ein solch erbärmliches Dasein fristen müssen, können wir unmöglich etwas Namhaftes damit leisten, was heute aufgebaut wird, fällt morgen wieder zusammen. — Ich sehe auch immer mehr ein, wie notwendig es wäre, wenigstens in Schillong dem Mittelpunkt unserer Mission, eine höhere Schule zu errichten. Wenn wir Lehrer anstellen wollen, müssen wir diese vorher heranzubilden, damit sie auch etwas zu leisten vermögen und nicht von den Methodisten und Regierungslehrern in Schatten gestellt werden. — Wir möchten es auch unseren Katholiken gern ermöglichen, daß sie in den verschiedenen Regierungsämtern Anstellung erhalten und so mehr Einfluß gewinnen. Jetzt sind hauptsächlich Methodisten angestellt; die Folgen davon liegen auf der Hand, überdies werden die Katholiken deshalb als dumm und inferior hingestellt. Ein derartiges Schulgebäude mit Einrichtung würde auf 4000 Mark kommen. Für den ersten Anfang nähme ich mir zwei Priester als Professoren.

Nun kommen wir zur Handwerkerschule, die mir schon so lange am Herzen liegt. Wir könnten sicher hierbei auf guten Erfolg rechnen; denn die Eingeborenen zeigen große Begeisterung dafür. Erst kürzlich wurde in einem Khasiplate wieder die Errichtung einer solchen Anstalt besprochen und vorgeschlagen, daß die Methodisten die Sache übernehmen.

Sollen uns auch hier wieder die Protestanten den Vorrang ablaufen? Die Einrichtung einer Handwerkerschule läme auf 6000 Mark. Für etwaige spätere Erweiterungen könnte die Schule selber aufkommen; denn einmal im Gange kann sie sich selber ein Einkommen sichern. Die Instrumente würden wir am besten aus Deutschland beziehen. Vielleicht würde ein Wohlthäter das Schreiner- (Tischler-) Handwerkszeug beschaffen, ein anderer die Schlosserei übernehmen, ein dritter die Schusterwerkstätte ausstatten; ein vierter ist ein Freund der Buchbinderei, Drechslerei usw. Der Anfang müßte mit der Schreinererei gemacht werden, weil vor allem am zweckmäßigsten. Es ist vorteilhaft, wenn auch die Katechisten ein Handwerk verstehen.

Weber den Nutzen einer Druckerei habe ich Ihnen bereits früher geschrieben. Sie würde für uns eine Einnahmequelle sein und wir in den Stand gesetzt werden, unsere Schulbücher von den Einnahmen herstellen zu können. Es wäre dies für uns viel wert; denn wir müssen diese Bücher meist gratis verabsorgen. Ich bekäme für eine Druckerei hier eine Menge Aufträge; auch sind namentlich Arbeiten von Seiten der Re-

gierung zugesichert. Am besten würden wir alle Maschinen aus Deutschland beziehen; die indische Ware ist nicht gut; bestellt man bei einer Firma in Calcutta, so muß man doch warten bis die Sachen aus England kommen. Für die erste Einrichtung rechne ich (mit Transport) 12 000 Mark.

Wo ein Missionär seinen Sitz aufschlägt, drängen sich alsbald die Kranken an ihn heran; er muß sich ihrer annehmen, wenn er nicht sofort seinen Einfluß verlieren und die Leute sich abgeneigt machen will. Nun, der Missionär ist in jeder Not mit Freunden der barmherzige Samariter, aber ein solcher Liebesdienst ist stets mit Auslagen verbunden. Die Medikamente müssen herbeigeschafft werden und kosten viel Geld. Jeder Missionär sollte wenigstens 500 bis 600 Mark jährlich für diesen Zweck zur Verfügung haben. Nun ist es aber mit der Medizin allein nicht gemacht. Wir finden die Kranken in den mit Rauch und Schmutz angefüllten Khasihütten auf dem Boden liegend. Kann der Missionär den Kranken in einem Hospital unterbringen, so ist es leicht, ihn für den lieben Gott zu gewinnen, gleichviel, ob er stirbt oder wieder gesund wird und in das Leben hinaustritt.

Was die Aussichten auf Belehrung anlangt, so gelte ich, daß diese in den Talgegenden, die von den Wobhamongern bewohnt sind, sehr gering sind. Sursun cordal unsere Hoffnung ist auf den Höhen unter den Gebirgsvölkern, die in Assam sehr zahlreich sind. Sursun cordal („Aufwärts die Herzen!“) Ich kann es vor Gott verantworten, wenn ich behaupte, daß unter den Gebirgsvölkern das eingesehete Kapitel reichliche Zinsen tragen würde. Die Bergbewohner sind zwar langsam und schwerfällig, aber wenn man einmal ihr Vertrauen gewonnen hat, so lassen sie sich bei fluger Behandlung auch für unsere hl. Religion begeistern. Zum Beleg möchte ich auf unsere Nachbarmission hinweisen. Mehr als ein Jahrzehnt arbeiteten die Jesuiten dort unter den Khasis. Ihre Mühen schienen umsonst. Da trat plötzlich eine Wendung ein; die Prüfung war bestanden. Es kamen dort wirklich Massenbekehrungen vor und jetzt ist diese Mission (wie der Apostolische Delegat bestätigt) eine der blühendsten von Indien.

Als wir vor 10 Jahren unsere Tätigkeit unter den Khasis begonnen, gab es keinen einzigen eingeborenen Katholiken. Wir haben deren jetzt (die verstorbenen nicht eingerechnet) 700. Man darf dabei die Schwierigkeiten nicht außer acht lassen, die wir hier von Anfang an durchzumachen hatten. Wir mußten das Werk beginnen ohne Erfahrung; es mußte studiert und gearbeitet werden. Schon im 1. Jahre starb der Obere, gleich darauf ein Bruder und später ein Missionär, nachdem er eben die Khasisprache erlernt hatte. Im Jahre 1897 legte das schreckliche Erdbeben die Missionsstätigkeit für ein Jahr lahm. Dann starben wieder ein Missionär und 2 Schwestern. Bringt man nun noch die Angriffe der so gut situierten und darum mächtigen und zahlreichen Methodisten und unsere große Armut und geringe Zahl Missionäre in Anrechnung, dann ist der Gewinn von 700 Seelen wohl erfreulich. Zur Zeit sind die Aussichten für eine umfassende Bearbeitung des Missionsfeldes in einem großen Teile Assams sehr günstige. Aus sehr vielen Dörfern kommen Abgesandte und bitten um Unterricht in der katholischen Religion. Alle Missionäre berichten dasselbe. Vater Gebhardt schrieb mir im Vorjahre, daß in seinem Bezirke kaum mehr ein einziges Dorf sei, das nicht schon nach einem Katechisten verlangt hätte. Nur, ich habe Ihnen bereits auseinandergesetzt, daß es unsere Mittellosigkeit nicht gestattet, Katechisten anzustellen. So muß die Saat auf den Feldern bleiben, weil es an Schnittmännern fehlt an Missionären, Katechisten und an all den unentbehrlichen Hilfsmitteln, wie ich sie geschildert habe.

Auch unter den Talbewohnern (ausgeschlossen die Mohamedaner) ließe sich manches erreichen. Dasselbst dürfte wohl das Arbeiterkolonie-System das beste Mittel sein, christliche Gemeinden zu gründen. Es müßte die alte Benediktiner-Methode nachgeahmt werden: Anlegung fester Ortschaften, Urbarmachung des Landes usw. Brach daliegende Ländereien gibt es genug und sie würden von der Regierung billig zu bekommen sein. Wendet sich ein Hindu dem Christentum zu, so wird er von seiner Kaste ausgestoßen, und ist vom Verkehr mit seinen Landsleuten abgeschnitten. Der Missionär ist nur mehr sein einziger Freund, aber auch sein Nährvater. Er muß ihm zum Lebensunterhalte verhelfen, aber wie denn? Ich meine durch Gründung einer katholischen Kolonie um sein Missionshaus herum. Der Missionär wird ihn als Arbeiter für das Land annehmen, das er erworben oder ihm ein eigenes Stück zum Bebauen anweisen. Einen Anfang mit solcher Arbeiterkolonie könnte ich wohl wenigstens mit 10 000 Mark machen. — Das sind alles schöne, herrliche Pläne, bei denen einem das Herz aufgeht! — Aber ach, wir können ja kaum das einmal Begonnene aufrecht erhalten.

„Ja, wir haben ausgiebige Hilfe nötig! Wann wird endlich der Glückstern für Assam aufgehen? Wir sehen

vor unseren Augen die mit unerschöpflichen Geldmitteln unterstützte ausgedehnte Tätigkeit der Sekt, wodurch sich fortwährend mehr und mehr die Verhältnisse zu unseren Ungunsten verschieben und unsere Wirksamkeit erschwert wird." —

Das wäre der Plan und der Kostenanschlag des armen Missionsobers der Apostolischen Präfektur Assam in Indien, seine Fata Morgana. Und warum habe ich sie wohl so eingehend hier dem Leser vorgestellt?

Der Plan ist ja so groß und die Gesamtsumme der Kosten nicht einmal berechnet, aus Furcht zu entmutigen. — Ja, warum denn dies Bild erst hier wiedergeben? Weil ich glaube, daß die Liebe Großes vermag, daß sie Großes will, und daß sie alles überwindet. Und ferner: weil ich weiß, daß Einigkeit stark macht. Für den armen Missionsobers ist die Last freilich zu groß, aber wenn Hunderte und Tausende gottliebender Seelen sie ihm tragen helfen, dann, ja dann wird es gelingen, und die herrliche Fata Morgana wird sich niederfallen aus den Höhen der Phantasie in die Wirklichkeit.

KA. Vom „guten Magen“ der Kirche

weiß, wiedermal — zum wievielten Mal, — die sozialdemokratische Presse ihren Lesern zu erzählen. Das Vermögen der katholischen Kirche in Oesterreich betrage 813 Millionen Kronen! So berichtete man. Eins allerdings hat man dabei vergessen: nämlich alle die großen Leistungen.

Den Herrensfall der österreichischen sozialdemokratischen Gesetze im österreichischen Herrenhaus im Dezember 1901 haben die Herren anscheinend vergessen. Als diese ebenfalls damals draußschwadronierten über die Reichtümer der Kirche in Oesterreich, schlug ihnen Hofrat D. B. Schöffe einige Zahlen um den Mund, daß sie jämmerlich klein beigaben.

Wir bringen — abermals fragen wir wie oft noch? — einige Angaben zur weiteren Kenntnis. Der genannte Redner stellte damals fest:

„Von den Männerklöstern werden besorgt eine theologische Fakultät 31 theologische Hauslehranstalten, 3 Lehrer-Bildungsanstalten, 13 Gymnasien, sämtlich mit Oeffentlichkeitsrecht, 4 Bürger- und Volksschulen, 8 Volksschulen, 2 Fortbildungsschulen, 1 Ackerbauschule, 5 Knaben-Beschäftigungsanstalten, 4 Waisenhäuser, 10 Erziehungsanstalten, 4 Lehrlingsheime, 20 Spitäler. Der auf die theologische Fakultät Innsbruck verwandte (staatliche) Aufwand beträgt jährlich 24 000 Kronen während der Aufwand für die drei übrigen weltlichen Fakultäten 773 170 Kronen beträgt. Die 13 Stiftsgymnasien erhalten, mit ganz geringen Ausnahmen, keine staatliche Dotation, was für den Staat Oesterreich eine Ersparnis von 1040 000 Kronen bedeutet.“

Besonders lehrreich sind die Zahlen, welche der Redner für die Kaiserstadt an der schönen blauen Donau allein anzuführen in der Lage war.

„Man hat zusammengerechnet, daß in Wien von den Klosterfrauen aller verschiedenen Ordensfamilien an den öffentlichen und Privatpitälern jährlich 25—30 000 Kranke versorgt werden und außerdem noch in den Häusern 15 000 die Pflege durch Klosterfrauen genießen. . . . In sämtlichen Bezirken Wiens bestehen 35 Kinderbewahranstalten, die gleichfalls von Klosterfrauen geleitet werden, welche im Vorjahre (1900) 6672 Kinder gepflegt, unterrichtet und teilweise beschäftigt haben. In 30 Arbeitsschulen für arme Mädchen wurden im Vorjahre 4230 Mädchen unterrichtet, in 17 Waisenhäusern und Kinder-Asylen gegen 4000 Kinder, in 7 Erweisen-Asylen und Pflegehäusern 3000 Personen, in dem Spitale des hl. Franziskus, in der Hartmannsgasse in Wien, welches bekanntlich ein Privatspital ist, wurden im Vorjahre 807 Kranke mit 52 000 Verpflegungstagen versorgt. Ferner erlaube ich mir, die Aufmerksamkeit des Hauses auf ein Haus zu lenken, auf welches Oesterreich stolz sein kann, weil es wahrhaft eine Musteranstalt nicht nur für Oesterreich, sondern ich möchte sagen für ganz Europa ist, das ist das Haus der Barmherzigkeit für Unheilbare. Dasselbe hat jetzt 420 Krankenbetten, und als im Vorjahre dieses Haus das 25jährige Jubiläum feierte, konnte man vernehmen, daß in diesen 25 Jahren 3581 Unheilbare mit 1 518 724 Verpflegungstagen mit einem Kostenaufwand von 1 822 468 Kronen versorgt worden sind, die alle auf privatem Weg aufgebracht wurden.“

Die österreichischen „Genossen“ wissen denn auch diese Leistungen der „reichen“ Kirche wohl zu schätzen. Nicht berrät so gut den Geist, der diese Herren erfüllt, als die nachfolgende Mahnung, welche der sozialdemokratische Vorstand der Gehilfenkrankenkasse der Wagner in Wien an die Mitglieder der Kasse gerichtet hat.

„Wenn ein Gehilfe der Spitalpflege bedürftig ist, so möge derselbe im Spital der barmherzigen Brüder um Aufnahme ansuchen, denn abgesehen, daß dort von seiten der Kassa nur

eine tägliche Verpflegungsgebühr von 50 Kr. gezahlt wird, bekommt derselbe nach Entlassung aus dem Spital der barmherzigen Brüder noch den Ueberchuß ausbezahlt, während bei den andern l. l. Kranken-Anstalten die tägliche Verpflegungsgebühr 1 Gulden beträgt. Es kann somit bei der ersten Kranken-Anstalt eine große Ersparnis für die Krankenkasse erzielt werden.“ (Vgl. Westf. Arb.-Blg., Nr. 3 vom 18. Januar 1902.)

Krieg.

Von Helene, Königin von Italien. *)

Zu dem Fürsten sprach die Fürstin:
Sage, ist der Krieg nicht fürchtbar,
Ist nicht fürchtbar dieses Ringen?
Dieses Schlachten all der Männer,
Die, auf blutgedüngter Erde,
Selbst aus tausend Wunden blutend,
Stöhnend auf der Walfahrt liegen
Und ihr Leben, ihr so junges,
Fern vom Vaterland verhauden?
Sage, ist der Krieg nicht fürchtbar?
Ist nicht fürchtbar dieses Sterben?
Ach, und wird sich das nicht wenden?
Werden nicht die Zeiten kommen,
Die das Graun der Kriege enden?
Werden nicht die Zeiten kommen,
Wo uns ew'ger Frieden blühet,
Und das Vaterland, das teu're,
Nicht mehr blut'ge Opfer fordert?“

Also sprach die junge Fürstin
Zu dem Fürsten ihrer Seele.

Er jedoch gab keine Antwort.
Keine and're Antwort gab er
Als: er faßt sie an den Händen,
An den zarten weißen Händen,
Die in seinen Leib erbeben.
Und er zieht sie hin ans Fenster,
An das Fenster seines Kronats.

Auf den Schloßplatz weist er nieder
Wo so viele Kinder spielen.

„Sieh' die Kinder, wie sie spielen.“
Also sagt der Fürst zur Fürstin,
„Wie ist friedlich frohem Spiele
Ihre Wangen rot erglühen,
Ihre Augen heller leuchten,
Ihre Herzen hell auf jauchzen,
Wie nur eitel Lust und Freude
Ihre Seelen froh erfüllt!
Aber weh! ach, was seh' ich?
Dort beginnen sie zu streiten
Sich mit hartem Wort zu schelten
Und — oh sieh' doch nur, Geliebte:
Die sich just so gut vertragen,
Liegen jetzt sich in den Haaren!
Sieh'! Es bilden sich Parteien
Jeder schlägt jetzt auf den ander'n
Kinder sind's. Und glaub', Geliebte,
Uns're Völker auch sind Kinder,
Und solang' sie Kinder bleiben,
Halten sie auch keinen Frieden,
Ist der Friede ganz unmöglich!“

Also sprach der Fürst. Die Fürstin
Aber hört es. Und dann fragt sie:
„Siehst Du dort den einen Knaben,
Der dort abseits steht und lächelnd
Nur dem wilden Kampfe zusieht.
Weshalb, sage mir, Geliebter,
Weshalb kämpft denn nicht auch jener.“

Und der Fürst: „Weil er der Stärkste.
Und so wollen wir auch sehen,
Daß wir bald die Stärksten werden
Denn dem Starken nur, Geliebte,
Blüht der Friede hier auf Erden.“

*) Es ist bekannt, daß die Königin von Italien sich als Dichterin und Komponistin betätigt. Hier geben wir eine ihrer jüngsten poetischen Schöpfungen wieder. Das Gedicht erschien in einer russischen Zeitschrift Königin Helene ist bekanntlich Slavin (Montenegrinerin) von Geburt — unter dem Pseudonym „Der blaue Schmetterling“ und wird jetzt in deutscher Uebersetzung in der Monatschrift „Das Neufere“ (Verlag von W. Kraus, Berlin) veröffentlicht. Die Red.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 51.

Düsseldorf, den 30. Juli.

1905.

Inhalt: Evangelium zum siebenten Sonntag nach Pfingsten. — Der hl. Petrus, der erste Papst der Kirche Jesu. IV. — Der hl. Ignatius von Loyola. — Aus echtem Jesusgeist. — Kata Morgana. (Vierte Fortsetzung.) — Exerzitien in Neviges. — Priester-Exerzitien. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum siebenten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VII, 15—21.
„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Hütet euch vor den falschen Propheten, welche in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Sammelt man denn Trauben von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? So bringet jeder gute Baum gute Früchte; der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte. Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen. Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und in's Feuer geworfen. Darum sollet ihr sie an ihren Früchten erkennen. Nicht ein Jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen.“

Der hl. Petrus, der erste Papst der Kirche Jesu.

IV.

Wenn wir, lieber Leser, das heutige Evangelium recht verstehen wollen, so dürfen wir nicht übersehen, daß im Alten Testamente die Propheten zugleich die Prediger und Lehrer des Volkes waren. Darum sind unter den falschen Propheten, von denen im Evangelium die Rede ist, die falschen Lehrer zu verstehen, — jene Lehrer, die nicht von Gott gesandt sind; die nicht die Tugend, sondern das Laster verteidigen; die nicht die Wahrheit, sondern den Irrtum predigen; die also nicht Führer, sondern Verführer des Volkes sind, das sie anhört.

Wie sind sie aber beschaffen die Verführer, die falschen Lehrer, die falschen Propheten? Der Herr hat uns darüber nicht im Unklaren gelassen, denn Er sagt: „Sie kommen zu euch in Schafskleidern; inwendig aber sind sie reißende Wölfe!“ — Auch in unsern Tagen, lieber Leser, sind falsche Propheten in Menge an der Arbeit, und zwar mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig wäre; auch der „Schafspelz“ fehlt nicht: „Im Lalar“ treten z. B. zahlreiche protestantische Prediger auf und leugnen die Gottheit unseres Herrn und Heilandes von der Kanzel herunter! Einem anderen Teile der falschen Propheten unserer Tage ist es angelegentlich um Hebung des Volkswohles, namentlich um dessen „Bildung“ und „Aufklärung“ sehr zu tun; zu diesem Zwecke und zur „Förderung des religiösen Friedens“ wird die Einführung der konfessionslosen Schule angestrebt, während der bürgerliche Friede durch massenhafte Verbreitung „sarbloser“ Zeitungen gefördert werden soll! Dem braven christlichen Arbeiter suchen falsche Propheten selbst in den Werkstätten und Fabriken beizukommen, und zwar unter der bekannten Flagge: „Religion

ist Privatsache“. Fürwahr, falscher Propheten mehr als genug!

Der göttliche Stifter unserer Kirche hat aber nicht nur vor den falschen Propheten gewarnt, sondern er hat auch Seiner Kirche eine Einrichtung, eine Verfassung gegeben, die dem gefährlichen Uebel zu steuern vermag: Er hat die Apostel und deren Nachfolger im Priesteramte zu Hirten Seiner Herde gemacht und ihnen Seinen göttlichen Beistand bis zum Ende der Tage zugesichert, auf daß sie ihrer wichtigen und erhabenen Aufgabe gerecht werden könnten. Und damit gegen den gemeinsamen Feind ein einheitlicher Kampf ermöglicht würde, hat Er in der Person des hl. Petrus und seiner Nachfolger einen obersten Hirten und Führer eingesetzt und ihm Seinen besonderen Schutz und Beistand zugesichert.

Ein Leser hat mich jüngst gefragt, wie der (protest.) Verfasser jener von mir wiederholt angezogenen Schrift sich denn geäußert habe zu dem bekannten Aussprüche Jesu bei Caesarea-Philippi: „Du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen will ich Meine Kirche bauen etc.“ (Matth. 16.) Es wird zweifellos auch viele andere Leser interessieren, wenn ich die betreffende Ausführung des Verfassers wiedergebe.

Bei dieser Gelegenheit (sagt er) kommt der Vorrang des hl. Petrus wieder zum Vorschein; der Apostel tritt an die Spitze aller übrigen.

a) Unser Herr spricht die ganze Apostelschar an: „Ihr aber, für wen haltet ihr Mich?“ — Aber nur einer aus ihnen antwortet! Simon Petrus antwortete und sprach: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ — Sofort erfolgt auch die Erklärung für dieses Hervortreten des Apostels: „Mein Vater, der im Himmel ist, hat dir dieses geoffenbart, nicht Fleisch und Blut.“ — Das heißt also: Den hl. Petrus hat der ewige Vater im Himmel ausgezeichnet; nicht er selber (Petrus) hat es getan.

Gerade darum sei er, sagt unser Herr, als „selig“ anzusehen. Wie also alle kommenden Geschlechter die Jungfrau Maria, ihren eigenen Worten zufolge, selig preisen würden, weil sie von dem ewigen Vater vor den anderen Weibern ausgezeichnet und zur Mutter des Allerhöchsten erkoren worden, so wurde der hl. Petrus sofort „selig“ genannt, weil ihn der ewige Vater vor den anderen Jüngern ausgezeichnet und ihm diese besondere Offenbarung über Seinen Sohn zu geben gewürdigt hatte.

b) Ferner ist zu beachten, daß die beiden Antworten einander gegenübergestellt sind und in ihren Gliedern sich entsprechen:

Simon Petrus antwortete und sprach: „Du bist Christus.“

Jesus antwortete und sprach: „Selig bist Du!“

c) Ein Teil dieser Verheißung wurde dem hl. Petrus allein gegeben, — ein Teil aber später dem h. Petrus und den andern Aposteln zusammen. Um dies klar zum

Ausdruck zu bringen, will ich die beiden Texte einander gegenüberstellen.

Zu Petrus spricht der Herr:

„Und Ich sage Dir: du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich Meine Kirche bauen.“

„Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“

„Und dir werde Ich die Schlüssel des Himmelreiches geben.“

„Und was immer du binden wirst auf Erden, das wird gebunden sein im Himmel; und was immer du lösen wirst auf Erden, das wird gelöst sein im Himmel“ (Matth. 16).

Vergleichen wir diese zwei Reihen mit einander, so sehen wir, daß die Apostel keine Verheißungen von der Art, wie sie dem Petrus gegeben wurden, aufzuweisen haben, bis wir zur letzten kommen. Einzig und allein die letzte der vier Verheißungen wird, — nachdem sie zuerst dem hl. Petrus allein gegeben war, — hernach ihm und den übrigen Aposteln gemeinsam gegeben.

Oder hat unser Herr zu irgend einem andern der Apostel gesagt: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen usm.“? — Nein.

Hat Er zu irgend einem andern Apostel gesagt: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“? — Nein.

Hat unser Herr zu irgend einem andern Apostel gesprochen: „Ich will dir die Schlüssel des Himmelreiches geben“? — Nein.

Unser Herr — so schließt der Verfasser diese Ausführung — hat also dem Petrus Verheißungen gemacht, die er keinem andern Apostel machte, und der hl. Petrus nimmt deshalb eine hervorragende Stelle unter den Aposteln ein, weil ihm mehr verheißen wurde. S.

Der heilige Ignatius von Loyola, Stifter der Gesellschaft Jesu.

(31. Juli.)

Ebenso wie Gott der Kirche den hl. Vincenz von Paul geschenkt hat, um die christliche Nächstenliebe wieder neu zu beleben, welche durch die Umwälzungen des großen Glaubensabfalles, den man „Reformation“ nennt, zu erlöchen drohte, so hat er einige Jahrzehnte früher den heiligen Ignatius erweckt als Vorkämpfer für die Reinheit und Unverfälschtheit des katholischen Glaubens gegen die Irrthümer jener Zeit und zur Rettung der irre geleiteten Seelen.

Der heilige Ignatius, geboren im Jahre 1491 aus adeligem Geschlecht auf dem Schlosse Loyola in Spanien, war zuerst ein Kriegermann und wurde 1521 bei der Belagerung der Festung Campelona durch die Franzosen schwer verwundet. Gott benützte das Krankenlager des heldenmüthigen Offiziers, um ihn zum Streiter für seine heilige Kirche zu berufen und heranzubilden. Wie gar viele Offiziere war Ignatius gar weltlich gekleidet und beehrte in dem Hospital Romane zum Lesen, um sich die Langlebige zu verdienen. Da jedoch keine Romane vorhanden waren, gab man ihm das Leben Jesu ^{usm.} der Heiligen. Durch das Lesen dieser Bücher ward er so erbaut und gänzlich umgewandelt, daß er den festen Entschluß faßte, von seinem bisherigen weltlichen Leben ganz abzulassen und in freiwilliger Armut und Entfagung den Heiligen Gottes nachzufolgen. Alle Bemühungen seiner hoch angesehenen und reichen Familie, ihn von diesem Vorhaben abzuhalten, waren fruchtlos. Ignatius begab sich, nachdem er von seiner schweren Verwundung wieder hergestellt war, zunächst in die berühmte Benediktinerabtei Montserrat, dann in das Dominikanerkloster zu Manresa, überall ein strenges Buzerleben füh-

rend. In Manresa verfaßte er das berühmte Buch seiner geistlichen Uebungen. Darauf unternahm er in ärmlichem Gewand eine Pilgerfahrt in das heilige Land in der Absicht, dort die Ungläubigen zu bekehren, denn er war von dem glühenden Verlangen befeuert, für Christus und das Reich Gottes Seelen zu gewinnen. Aber auf den Rat eines Franziskanerpaters in Jerusalem, bei dem er beichtete, reiste er wieder nach Spanien zurück, nachdem er mit großer Andacht die hl. Stätten in Jerusalem besucht hatte. Zur Rückfahrt mußte Ignatius sich auf das kleinste und schlechteste der bereitstehenden Schiffe, das nach Italien fuhr, begeben, weil man ihn auf den anderen seines bettelhaften Aussehens wegen nicht aufnehmen wollte. Die beiden großen Schiffe aber gingen auf der See bei einem großen Sturme zu Grunde, während das kleinere, ältere Schiff mit dem hl. Ignatius wohlbehalten in Venedig ankam. Als der Heilige wieder nach Spanien gekommen war, widmete er sich, da er als Kriegermann ganz ungelehrt war, obwohl er schon das Alter von 39 Jahren erreicht hatte, mit allem Eifer der wissenschaftlichen Studien an den hohen Schulen in Barcelona, Alcalá und Salamanca. Unzählige und unbeschreibliche waren die Hindernisse, Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, die er hierbei zu überwinden hatte. Spott und Hohn litt er von Seiten der jüngeren Studierenden, zumal er sich die Mittel zu seinem Lebensunterhalt und zu seinen Studien betriegen mußte und im Spital um Gotteswillen Wohnung erhielt. Es wurden allerlei Verleumdungen und Verdächtigungen gegen ihn vorgebracht, aus denen er aber immer glänzend gerechtfertigt hervorging. Im Jahre 1528 begab er sich zur Vollendung seiner Studien nach Paris, wo er binnen kurzem zum Lehrer der Philosophie befördert wurde und einige für die Sache der Kirche begeisterte Jünglinge um sich vereinigte, mit denen er den Entschluß faßte, eine geistliche Gesellschaft zu gründen, zur Verbreitung und Verteidigung des Glaubens an Jesus und seine Kirche, insbesondere zur Belehrung der Gläubigen im gelobten Lande. Am Mariä Himmelfahrtstage des Jahres 1534 kam diese Gesellschaft in der kleinen Kapelle auf dem Montmartre oder Martenberg zu Paris zusammen, um freiwillig das Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams abzulegen, sich denn der Belehrung der Mohamedaner zu widmen, oder dem Papste sich ganz zur Verfügung zu stellen, damit er sie hinsende oder im Dienste der Kirche verwende, wo er es für gut finden würde. Die ganze Gesellschaft bestand aus sechs Personen: Peter Faber oder Lesebre, Der spätere große heilige Franziskus Xavierus, Jakob Vainez, Alphons Salmeron, Nikolaus Bobadilla und Simon Rodriguez. Von diesen hatte nur Peter Faber schon die heilige Priesterweihe empfangen. Dieser las die heilige Messe und spendete den Anderen die heilige Kommunion, worauf sie gemeinschaftlich ihre Gelübde ablegten. Was die sieben jungen Männer, an ihrer Spitze der heilige Ignatius, mit der Gründung der Gesellschaft bezweckten, das geht aus der schönen und begeisterten Anrede hervor, die der heilige Ignatius auf dem Martenberg an die sechs Jünglinge richtete: „Dort in der ewigen Stadt sitzt auf einem verlassenen Throne, mit zum Himmel erhobenen Armen, der Statthalter Christi und sieht die Sündflut immer höher steigen: er sieht, wie sie stets neue Fluten von Lügen herborruft, er sieht, wie sie näher kommt, wie sie von allen Seiten her ihre rasenden Wogen dazwischenstößt, um auch das Herz des Katholizismus, das letzte Bollwerk des Glaubens, der Autorität und der Wahrheit, unter ihrer schäumenden Wucht, zu begraben. . . Ich habe euch mir all' dem nichts Neues mitgeteilt, meine Söhne und Freunde, das Uebel ist so Har, daß ein Jeder es mit geschlossenen Augen noch zu sehen vermag, wie die leuchtende Blut der Feuersbrünste, welche selbst durch die gesenkten Augenlider schimmert. Was ich Euch aber habe zeigen wollen, das ist die Zahl und die Macht der gegen den Glauben verbündeten Scharen. Ein solcher Heerhaufen ward noch nie auf Erden geschaut. Wird darum der Glaube unterliegen? — Das kann nimmer geschehen. Wer wird ihn schützen? Jesus. Wo steht Jesu Heer? In Rom und in Frankreich. Ist sein Heer in Rom stark an Zahl? Nein. Ist es stark an Kraft, Ja. Und sein Heer in Frankreich? Hier steht es, zählt es selbst. Sechs Jünglinge und ein Krüppel, der morgen zum Greise wird: im Ganzen sieben Seelen! Verachtet es darum nicht, denn mit ihm wird Gott Großes vollbringen!“

Durch eine längere Krankheit des heiligen Ignatius wurden die weiteren Unternehmungen dieser Gesellschaft gehemmt. Aber 1537 kamen sie wieder in Venedig zusammen, wo die fünf, außer Peter Faber, die heilige Priesterweihe empfangen, und da sie ihr Vorhaben, sich nach dem heiligen Lande zu begeben, nicht ausführen konnten, weil ein Krieg zwischen Venedig und der Türkei ausgebrochen war, so reisten sie nach Rom und stellten sich dem heiligen Vater Papst Paul III. zur Verfügung, der im Jahre 1540 die Vereinigung, welche

mittlerweile auf zehn Mitglieder herangewachsen war, als die Gesellschaft Jesu bestätigte und den heiligen Stifter Ignatius zum General derselben ernannte. So entstand der heute so berühmte, aber auch von allen, welche die Kirche Christi hassen, so gefürchtete, so viel geschmähte und gehähte Orden der Jesuiten oder der Gesellschaft Jesu. Daß diese edle und der Kirche so nützliche Gesellschaft sehr viel zu leiden haben und bitteren Verfolgungen ausgesetzt sein werde, hat der hl. Stifter schon mit prophetischem Geiste vorausgesehen, als er an jenem frühen Morgen des Festes Maria Himmelfahrt zu seinen Genossen weiter sagte: „Ihr werdet Stunden des Triumphes feiern, so glänzend, daß der neidische Haß wild um euch ausschäumen wird, wie das Wasser zischt und raucht, wenn es das glühende Eisen stählt. Und ihr werdet so fürchterliche Niederlagen erleiden, daß eure Feinde ihren Fuß auf das, was sie euren Leichnam wähen, setzen werden. Ihr werdet euch dann nicht an jenen vergeifen, und doch werden sie zerschmettert zu Boden stürzen. Niemals soll ihr Gewalt brauchen.“

Die Verfolgungen, welche die Gesellschaft Jesu im Laufe der Zeit werde zu leiden haben, hat also der hl. Ignatius schon bei der Gründung der Gesellschaft vorausgesehen, ebenso deren glänzende Erfolge. Er hatte aber auch Gott um Verfolgungen gebeten, als er sagte: „Gib, daß deine Diener, während sie ihr Leben für das Heil ihrer Mitmenschen in Jesu Christo hingeben, nie aufhören mögen verfolgt zu werden zu Deiner größeren Ehre!“ Der Orden, der einen so unscheinbaren Anfang gehabt, verbreitete sich durch die unausgesetzte Lebensreiche Tätigkeit seines hl. Stiftees schon bei dessen Lebzeiten über mehrere Weltteile, über Europa, Asien, Amerika, zählte bald tausend Mitglieder und brachte überallhin neues Glaubensleben, Bildung und Gesittung.

Nach 15 Jahren einer überaus umsichtigen, liebevollen und höchst fruchtbarsten Tätigkeit verschied der hl. Stifter und erste General der Gesellschaft Jesu am 31. Juli 1556. Jesus war sein letzter Hauch. Er wurde von Papst Gregor XV. im Jahre 1622 heilig gesprochen.

„Aus echtem Jesusgeist“.

Unser Kaiser hat einmal gesagt: „Freiheit für das Denken, Freiheit in der Weiterbildung der Religion und Freiheit für unsere wissenschaftliche Forschung, das ist die Freiheit, die ich dem deutschen Volke wünsche und ihm erkämpfen möchte.“

„Freiheit in der Weiterbildung der Religion“, das kam, so lesen wir in der Trier. Landesztg. liberalen, protestantischen Pastoren und Professoren so recht gelegen. Dies Wort nutzen sie denn auch redlich in ihrer Weise aus. Alle geoffenbarten Wahrheiten nehmen sie schonungslos unter ihre „wissenschaftliche“ Lupe; vor keiner geoffenbarten Wahrheit machen sie Halt, sondern werfen sie alle über den Haufen, wenn eine ihrer „Wissenschaft“ im Wege steht. Die Religion muß sich ja „weiterbilden.“ Jeder bildet diese natürlich nach seinem Geschmade weiter. Mögen die einzelnen nun auch zu den entgegengesetzten Resultaten kommen, man muß prinzipiell sich gegenseitig dulden.

Das bestätigt aufs neue ein Bescheid, den der badische Oberkirchenrat auf den Bericht der Diözesaninsynoden des verflossenen Jahres gegeben hat. Am Schlusse stehen, an auffallender Stelle, nachdrücklich geschrieben die Worte:

„Wer in seinem Fühlen und Denken und in seinem sittlichen Streben vom Evangelium Christi sich durchhaucht weiß, wenn es um rechte Wahrheitserkenntnis zu tun ist und wer sich zum Wirkkampf und zur Mitarbeit anbietet, den wollen wir nicht ausschließen.“ Wollten wir es dennoch, wollte es irgend ein menschliches Gericht und Urteil, dann würde der Herr selbst ihn in seinen Weinberg und auf seine Wahlstatt rufen mit dem Zeugnis: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.“

Diese Worte, so meint die liberale „Heidelberger Ztg.“ (Nr. 128), seien der Ausfluß echten Jesusgeistes und legten Zeugnis ab von dem klaren Verständnisse, welches die badische Oberkirchenbehörde der religiösen und kirchlichen Not der Jetztzeit entgegenbringe. Sie wirft dann einen überlegenen und verächtlichen Blick hin nach Preußen und fragt, warum man dort nicht auch so verständig sei wie in Baden. Aber man könne daran sehen, „wie auch in diesem religiös-kirchlichen, für die geistige Entwicklung eines Volkes so ungeheuer wichtigen Punkt“ Süddeutschland und speziell Baden voranzuleuchten und den führenden deutschen Norden günstig zu beeinflussen habe. Nur durch eine solch weise freieitliche Leitung könne die Kirche heute noch wahrhaft an der Spitze der Zeit gehalten werden, oder sonst werde sie zum hemmenden Fremdkörper im Leibe der modernen Welt.

Als katholische Christen können wir nur mit dem

aufrichtigen Gefühle von Mitleid und Bedauern auf solch schiefse und verkehrte religiöse Anschauungen im Schoße der protestantischen Kirche hinblicken. Die „religiöse Entwicklung“ ist dort vielfach soweit gediehen, daß vom wahren Christentum kaum noch eine Spur vorhanden ist. Mit Recht konnte darum schon der gelehrte protestantische Archidiaconus Garmeslaus in seinem „Leitfaden in der Vorbereitung meiner Konfirmanden“ sagen: „Alle Lehren, die noch von den Protestanten wirklich allgemein geglaubt werden, könnte man zusammen auf einen Nagel am Finger schreiben.“ Man sollte meinen, dies müsse doch den Protestanten die Augen öffnen. Eine Kirche, in deren Schoße die widersprechendsten Wahrheiten geduldet werden, kann doch unmöglich die von Christus gestiftete sein! Christus hat doch nur eine Wahrheit gelehrt. Er hat gelehrt: „Ich bin Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“ und nicht zugleich: „Ich bin ein bloßer Mensch.“ Er hat gelehrt, die Taufe sei ein Sakrament und nicht zugleich, sie sei kein Sakrament. Und die von Christus gelehrt Wahrheiten können sich in ihrem Wesen nicht weiter entwickeln. Die Wahrheit bleibt sich ewig gleich. Was heute wahr ist, kann morgen nicht falsch sein. Die christliche Religion ist etwas fest Gegebenes. Man kann zwar immer mehr in die Erkenntnis der geoffenbarten Wahrheiten eindringen und sie in andere Worte kleiden, aber die Wahrheit selbst ist einer Entwicklung durchaus unfähig. Da nämlich die religiösen Wahrheiten von Gott kommen, so ist eine Entwicklung zum mehr Vollkommenen undenkbar; denn das würde voraussetzen, daß sie unvollkommen gewesen seien. So etwas aber behaupten, hieße Gott lästern; von Gott kann nur Vollkommenes kommen. Es bleibt also nur eine „Entwicklung“ vom Vollkommenen zum Unvollkommenen und Verkehrten übrig, wie wir das im Protestantismus in erschreckender Weise beobachten. Darum sagt auch die hl. Schrift, wir sollten das „depositum fidei“ (den Glaubensschatz) bewahren, nicht weiter entwickeln. Und Christus sagt, der hl. Geist werde die Kirche in alle Wahrheit einführen und sie an Alles erinnern, was immer er gesagt habe. Von einer Entwicklung der Wahrheiten selbst ist da keine Rede.

Die Katholiken können sich darum von Herzen freuen, daß ihre Kirche das „depositum fidei“ bis heute treu und unberührt bewahrt hat. Weil sie sich gegen eine solche Weiterbildung und Weiterentwicklung der Religion sträubt, wie sie bei den Protestanten in Übung ist, darum machen ihre Feinde ihr auch den Vorwurf, sie halte immer am Alten fest, sie ändere nicht mit dem Fortschreiten der Zeit und Wissenschaft, ihre Lehre, man glaube in der katholischen Kirche heute immer noch dasselbe, was man schon vor beinahe 1900 Jahren geglaubt habe. Wir Katholiken freuen uns über diesen Vorwurf, er gereicht uns zur höchsten Ehre; denn dadurch erfüllt sich in der katholischen Kirche das Wort Jesu: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Es ist darum durchaus unchristlich, daß der badische Oberkirchenrat es duldet, daß alle, auch gerade entgegengesetzte Lehren in der protestantischen Kirche Badens sich häuslich niederlassen, wenn nur die, welche sie vorbringen, sich „vom Evangelium Christi durchhaucht wissen“. Wir möchten nur einmal gern wissen, woran man es eigentlich merkt, ob man vom Evangelium Christi durchhaucht ist. Würden wir den badischen Oberkirchenrat darüber um Aufschluß bitten, wir glauben, er würde in nicht geringe Verlegenheit kommen.

Wenn wir uns auch noch so viele Mühe geben, wir können uns nicht zu der Ansicht der liberalen „Heidelberger Ztg.“ erschwingen, daß der Bescheid des badischen Oberkirchenrates „aus echtem Jesusgeiste“ herborgehe. Wir Katholiken wenigstens danken in aller höflichen Entschiedenheit für einen Jesusgeist, der sich immer mehr von Jesus und der durch ihn gestifteten Religion entfernt. Nach unseren katholischen Begriffen ist das der böse Geist der Unreinigkeit, Spaltung und Zwietracht.

Fata Morgana.

Dichtung und Wahrheit von Em. Such.

(Vierte Fortsetzung.)

V.

Gern spricht man in unserer Zeit von Arbeitsteilung. — Gut! — Teilen wir uns in die Arbeit, die getan werden muß und zwar bald. Sie erleidet keinen Aufschub; wir dürfen jenes Land nicht aufgeben; Aufschub bedeutet Verzicht! Arbeitsteilung! Ja, darum hat ich um einen ausführlichen Plan. Jeder fühlt seine Kraft und die Stärke seiner Liebe. — So wähle denn ein jeder etwas aus dem großen Plane als seinen Teil und seine Mitarbeit. Gewiß regt sich in man-

der frommen Seele der innige Wunsch, etwas Erhebliches, etwas Großes für Gott und Gottes Sache zu tun. Es entspricht dies zugleich so sehr dem Menschenherzen, wenn möglich etwas Bestimmtes, gewissermaßen etwas Eigenes, Selbständiges zu schaffen. Dieser Neigung und Anlage kommt der Plan dieser Fata Morgana entgegen.

Es ist eine schlimme Sache für den Missionär im Heidenlande! In früher Jugend hat er die Welt verlassen, als junger Priester ward er hinausgeschickt, er hat so wenige Fäden mit seiner Heimat noch, und mehr und mehr werden diese mit rauher, kalter Hand zerschnitten. Nun soll er den wenigen Seelen, die ihm noch bleiben, immer wieder die alten Klagen anvertrauen? Er will doch niemand beschwerlich werden, nein gewiß nicht! — Aber, was soll er machen? Er kann seine Fata Morgana nicht bannen, und er kann das Bestehende nicht zusammenfallen sehen, darum spricht er von neuem aus, was ihn drückt und was er sehnt, und fügt hinzu: „Verzeihen Sie mir, es wird so schwer, so schwer, aber ich konnte nicht anders!“ Und der der dies schreibt, hat genau auch so empfunden. Er hätte so gern gehofft, so gern die christliche Liebe aufgerufen zum heiligen Werke. „Aber ach“ so dachte er, „es werden diese Blätter ja auch, ja zunächst von vielen gelesen, welche mit wahrhaft apostolischem Sinn erfüllt sind und ganz und gar bewegt und durchdrungen von dem Gedanken, die Fata Morgana des Christentums hinauszutragen in alle dunklen Gebiete, damit endlich das Kreuz überall errichtet und der Welt-Heiland erkannt und geliebt werde — sie sind ohnedies so großmütig, ihnen mache ich unnützig das Herz schwer; ihnen kann ich es nicht jagen.“

Doch dann dachte ich, ja, ich will es ihnen sagen. Sie werden mir glauben, wenn ich sie versichere daß ich ihre Grobheit hochachte, daß ich nicht im Entferntesten daran denke diese zu mißbrauchen, und sie zu Opfern über ihre Verhältnisse hinaus zu bewegen. Sie werden vielfach keinen Heller mehr tun können, als bisher, aber sie können doch beten — beten für diejenigen, welche kalt und liebeleer dem Siege oder den Niederlagen des Kreuzes, dem Triumphe der Kirche oder dem Siege der losgeplitterten Sekten und des modernen Heidentums gegenüberstehen, damit auch sie sich erinnern, daß sie Kinder sind einer großen Zeit, einer entscheidenden Zeit, und daß die Niederlagen des Kreuzes und der Kirche und der Triumphe des Unglaubens und Unglaubens und der Untergang der Seelen, die sie hätten können und retten sollen, gar schwer wiegen werden auf der Waage der Gerechtigkeit unter dem Zittern und Bangen ihrer Seele.

Vielleicht auch, dachte ich, fallen diese Blätter christlichen Seelen in die Hände welche guten Willens, aber noch nicht zu hochherzigen Entschlüssen sich durchgerungen, deren sie wohl fähig wären, und bedient sich wohl gar die Gnade Gottes dieser Bilder, um ihren Blick zu stärken und ihre Tatkraft zu befehlen. Und vielleicht auch haben diese guten Seelen frischen Mut und ein Wort, um kalten und gleichgültigen Menschen einen kleinen Anstoß zu geben zum Erwachen aus der verhängnisvollen Apathie in so großen, ernsten Fragen und Zeiten.

VI.

Zum Bau eines Kirchleins entschließt sich ein guter, edler Mann. Er ist nur ein sogenannter kleiner Beamter, und die 5000 Mark Baargeld, welche es kostet, sind die Hälfte seines Vermögens. Sein Freund, dessen Herz groß, dessen Kasse aber noch kleiner ist, assoziiert sich mit ihm, und beide Freunde zusammen erbauen; der eine das Kirchlein, der andere die Missionärswohnung.

Und nun sie beide so daran sind in voller Tätigkeit, um ihr Geld flüssig zu machen, erfüllt Freude am Werk, zu dem Gottes Gnade sie berief, ihr Herz, und zum Lohn ihrer guten Tat wird ihr Eifer vermehrt. — Sie haben Kirchlein und Wohnung fertig, aber noch keine Schule, und so überlegen sie denn miteinander und fragen sich: „Wie kommen wir nur zu einer Schule?“

Das hört eine einfache, schlichte Dienstmagd mit harter Hand, aber mildem, weichen, warmen Herzen. Sie hatte schon vorher die Fata Morgana mit Behmut gelesen. Ein Sündenchen, das sie sich erspart, ist sicher angelegt an einem kleinen Pfandbriefe. „Es ist jetzt nicht so schlimm“, sagt sie sich, „wenn ich alt werde, bekomme ich eine kleine Rente und etwas nebenbei werde ich schon noch verdienen. Wie froh bin ich, daß ich doch etwas erspart habe. Ach, wäre ich doch reich, so reich wie die fränke Dame in der schönen Villa, wo meine Freundin lebt.“ So denkt sie. „Ich weiß, was ich tat“, bricht sie leise für sich hin, „ich weiß, was ich tat!“ Die Frau des Hauses fragt kopfschüttelnd: „Katharina, was wollten Sie denn tun?“ Aber diese hört es nicht, sie ist zu sehr in Gedanken verloren. Und wieder schüttelt die Frau den Kopf: „Was ist doch nur mit der Katharina?“ — Diese deckt schnell den Tisch, ihre Wangen glühen vor innerer Erregung, ihr Herz schlägt

mächtig, ihre Pulse fliegen. So eilt sie in ihre Kammer, holt aus der Tiefe ihrer Kommode ihr kleines Vermögen und legt es nieder vor dem schlichten Kreuze, welches einige Bildchen und Blumen umgeben. Es ist ihr Andachtsplätzchen; sie betet so gerne hier, denn unweit davon ist die Kirche, und sie befindet sich in gerader Richtung vor dem Tabernakel.

Jetzt flüstern ihre Lippen: „O lieber Heiland, nimm diese geringe Gabe deiner Magd hin, die sie voll Freude dir zu Füßen legt. Segne sie, auf daß mit ihrer Hilfe dein Name geliebt und angebetet werden.“

„Katharina, Katharina“, schallt es von unten. Schnell ist sie die Treppe hinunter, das Kleinod in ihrem Kleide geborgen. — Katharina trägt das Essen auf. Sie ist so verwirrt, daß die Hausfrau zum erstenmal ihr Vertrauen wanken fühlt. Sollte Katharina auf unrechtem Wege gehen? Sie ist schon stark versucht, ein Wort darüber zu ihrem Manne zu äußern. Vorsicht, meinte sie, wäre doch gut, man hatte ihr immer so viel vertraut. Aber ihr Gewissen erhebt entschiedenen Protest und macht ihr ernste Vorwürfe, wie sie um eines so geringen Anscheines willen schon gleich könne jemand verdächtigen und nun gar solchen Argwohn aussprechen wolle, und so schweigt sie. Aber sie kann die Wollen nicht verdecken, welche ihre Stimmung trüben, und der Gast wähnt, es reue die Frau das Geld für das Kirchlein.

Warum spricht sie doch nichts, während er mit dem Freunde Baupläne macht?

Das Essen ist vorüber, und Katharina bringt den Kaffee. „Ich bitte, lassen Sie dafür eine Schule bei Ihrem Missionskirchlein bauen!“ sagt sie und legt einen Pfandbrief von 600 Mark vor den erstaunten Bauherren nieder. „Wie, Katharina, Sie!“ — Doch Katharina ist schon verschwunden. Man geht ihr nach und holt sie mit sanfter Gewalt zurück, und die gute Frau, welche ihr mißtraut hat, umarmt sie vor Freude. „Katharina, es sind ja nur 200 Mark nötig zu einer Schule, welche auf der Missionsstation selbst liegt, welche Bestimmung haben dann die 400 Mark?“ „300 Mark sollen für das erste Jahr den Gehalt des Lehrers decken und 100 Mark sind für Anschaffung von Schulsachen für die armen Kinder, damit wenigstens für den Anfang gesorgt ist. Ach, ich wollte, ich könnte auch die Stelle eines Lehrers fundieren; aber wie sollte ein so armes Dienstmädchen das vermögen!“ sagt sie traurig.

„Ja, ja, Frau“, sagt der Hausherr, „Katharina hat Recht. In die Schule gehört ein Lehrer und zur Kirche der Missionär. Aber wie für Katharina der Lehrer zuviel ist, so für uns der Missionär. Dahingegen können wir vielleicht einmal einen unserer Duden stellen, wenn der liebe Gott ihm den Beruf ins Herz legt. Doch damit freilich hats Zeit und Weile.“

Jetzt liegen sich die in der Kinderstube schlummernden Knaben benehmen und die Mutter eilte zu ihnen und dachte bei sich: „Wollte es doch Gott, wollte es doch Gott!“

(Fortsetzung folgt.)

Exerzitionen in Nevigés.

Vielseitigem Wunsche entsprechend werden demnächst im Kathol. Vereinshause zu Gordenberg-Nevigés von den hochw. Franziskanerpatres Exerzitionen veranstaltet:

Für Priester vom 15. August abends bis 19. August morgens und 5. September abends bis 9. September morgens.
Für Lehrer vom 22. Aug. abends bis 26. Aug. morgens.
Für Lehrerinnen vom 29. Aug. abends bis 2. Sept. morgens.
Anmeldungen werden an den derzeitigen Pfarrverwalter P. Marcellinus Blum in Gordenberg-Nevigés erbeten.

Priester-Exerzitionen 1905

in Valkenburg (Holland), Station auf der Strecke Aachen-Maastricht:

vom Montag, den 7. August, abends, bis Freitag, den 11. August, morgens.

Anmeldungen werden frühzeitig erbeten an Pater Rektor Rilkens, Ignatius-Kolleg, Valkenburg (Holland).

In Halbeel bei Valkenburg (L.), Station auf der Strecke Aachen-Maastricht, werden Exerzitionen gehalten:

für Gymnasiasten der oberen Klassen vom Dienstag, 22. August, abends, bis Samstag, 26. August, morgens;
für Akademiker vom Freitag, 22. September abends, bis Dienstag, 26. September, morgens.

Anmeldungen sind zu richten an P. Rektor Rilkens, Ignatius-Kolleg, Valkenburg (L.), Holland.

Druck und Verlag: Düsseldorf'scher Tageblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'scher Volksblatt.
Verantwortlicher Redakteur: G. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 32.

Düsseldorf, den 6. August.

1905.

Inhalt: Evangelium zum achten Sonntag nach Pfingsten. — Der hl. Petrus, der erste Papst der Kirche Jesu. V. — Fata Morgana. (Fünfte Fortsetzung.) — Eine sozialdemokratische Oberammergau-Phantase. — Literarisches. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum achten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XVI, 1—9. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Verwalter, und dieser kam in üblen Ruf bei ihm, als hätte er seine Güter verschwendet. Er rief ihn also und sprach zu ihm: Warum höre ich das von dir? Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung; denn du kannst nicht mehr Verwalter sein. Der Verwalter aber sprach bei sich: Was soll ich tun, da mein Herr die Verwaltung mir abnimmt? Graben kann nicht und zu betteln schäme ich mich. Ich weiß, was ich tue, damit, wenn ich von der Verwaltung entfernt sein werde, sie mich in ihre Häuser aufnehmen. Er rief nun alle Schuldner seines Herrn zusammen, und sprach zu dem Ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Dieser aber sprach: Hundert Tannen Öl. Und er sprach: Nimm deinen Schuldschein, setze dich geschwind und schreibe fünfzig. Dann sprach er zu dem Andern: Wie viel aber bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sagte zu ihm: Nimm deine Handschrift und schreibe achtzig. Und es lobte der Herr den ungerechten Verwalter, daß er klug gehandelt habe; denn die Kinder dieser Welt sind in ihrem Geschlechte klüger als die Kinder des Lichtes. Auch ich sage euch: Macht euch Freunde mittelst des ungerechten Reichthums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.“

Der hl. Petrus, der erste Papst der Kirche Jesu.

V.

Die Parabel des heutigen Evangeliums, lieber Leser, ist nach der Auslegung des großen hl. Kirchenlehrers Augustinus also zu verstehen: Der „Verwalter“ ist der Mensch. Wie nun jener Verwalter, der mit fremdem Gute sich Freunde erwarb, es klug anstellte, um sich für das Leben dieser Welt zu erhalten, so sollen auch wir Christen so klug sein, mittelst der uns verliehenen Güter dieser Welt, deren „Verwalter“ wir ja nur sind, uns Freunde für das ewige Leben zu erwerben: Durch Werke der Barmherzigkeit können wir uns die Armen, die Dürftigen zu Freunden machen, die durch ihr Gebet uns die Gnade Gottes erwirken. — Der reiche Mann in der Parabel lobt an dem Verwalter die Klugheit und List (nicht die Ungerechtheit), und der Heiland muntert uns geradezu auf, auf dem Heilsgebiete das Beispiel der Weltkinder nachzuahmen. Wie diese nämlich Alles und Jedes klug zu benutzen wissen, was ihre Geschäfte, ihre Bereicherung irgend fördert, so sollen auch „die Kinder des Lichts“ mit einer heiligen Klugheit alles und jedes Benutzen, um an himmlischen Gütern, an Tugend und Heiligkeit, reicher zu werden und damit die ewige Seligkeit sich zu sichern.

Wir sind also nur „Verwalter“ hier auf Erden; die uns anvertrauten „Güter“ aber sind teils die natürlichen

Gaben des Leibes und der Seele (Gesundheit, Verstand, Talente), teils die sogenannten Glücksgüter (Vermögen, Reichthum), teils die übernatürlichen Gnaden und Gaben, die der Herr uns durch Seine Kirche verleiht. Wie wir alle diese Güter verwenden und verwerten sollen, um bei der einstigen „Abrechnung“ bestehen zu können, darüber belehrt uns die Kirche Jesu. Ihr dürfen wir aber auch, lieber Leser, unser ganzes Vertrauen entgegenbringen; denn wir wissen ja, daß der Herr zu Petrus und den übrigen Aposteln — und damit auch zu deren Nachfolgern — das bezeichnende Wort gesprochen hat: **Wer euch hört, der hört Mich.**

Die Aufschrift dieser Ausführung hat den aufmerksamen Leser schon erraten lassen, daß ich auch heute Willens bin, dem (protest.) Verfasser der herrlichen Schrift „England und der hl. Stuhl“ noch einmal das Wort zu leihen. Es handelt sich um die Worte unseres Herrn: „Dir (Petrus) werde Ich die Schlüssel des Himmelreiches übergeben“ (Matth. 16.). Wenn ich (sagt der Verfasser) in aller Ehrerbietigkeit die Worte des Herrn zu umschreiben mir erlauben darf, so würde diese Umschreibung also lauten: Ich habe gesagt, das Himmelreich ist nahe, und jetzt stehe Ich im Begriff, die Grundgesetze dieses Reiches zum voraus festzustellen. Einige dieser Grundgesetze werden sich hauptsächlich auf das sittliche Verhalten der Reichsuntertanen, andere auf die Rechtsordnung und Verwaltung dieses Reiches beziehen, zunächst habe ich dir, Simon Petrus, einige Worte im Besonderen zu sagen: Du warst gewohnt, in Deinem Geiste Mich als den Grundstein oder Fels zu betrachten; Ich bin es auch wirklich, und das ist natürlich eine Tatsache von bleibender Dauer; wenn du aber dies verstanden hast, wünsche Ich dir einen besonderen Platz und eine besondere Aufgabe zuzuweisen und auf diese Art dich in besonderem Sinne bei diesem Werke mit Mir Selbst zu verbinden. Dein Name soll dich an dein Amt erinnern; zunächst nach Mir — aber nicht getrennt von Mir — sollst du den Hauptgrundstein bilden! Sodann werde Ich auch die Schlüssel des Himmelreiches in deine Hände legen; du sollst aber wiederum wissen, daß diese Schlüssel Mir gehören und daß du Mir für den Gebrauch verantwortlichs bist. Bald werde Ich euch verlassen, und es ist gut für euch, daß Ich fortgehe; doch muß erst Alles in gute Ordnung gebracht sein, und es muß dafür Sorge getragen werden, daß nur solche in Mein Reich zugelassen und darin verbleiben dürfen, die ihre Pflichten zu erfüllen suchen; Ich lasse daher die Schlüssel dieses Reiches in deiner Hand zurück, damit du sie auf Erden handhabest und gebrauchest.

Das „Himmelreich“ (fährt er fort) ist allerdings ein weitumfassender Ausdruck; kann es aber nach der Seite hin, in der es für uns auf Erden sichtbar ist, weniger bedeuten als die Gesamtkirche, die unser Herr bei Seiner Himmelfahrt hinterließ? Unser Herr selber be-

diente sich der Schlüssel, solange er sichtbar hier auf Erden weilte, und Er wollte sie dem Petrus einhändigen, damit auch er, solange er hinieden weilte, sie gebrauchen möchte. Das ist meines Erachtens die natürliche Erklärung. Ich bin daher der Ansicht, daß sich bei manchen (protest.) Schriftstellern der nachreformatorischen Zeit ein gewisses Streben zeigt, diese einzuschränken oder ganz wegzudeuten. Die unbewusste Neigung, die nun schon seit lange eine romfeindliche Tradition geworden, ist bereits hier in Tätigkeit und beherrscht den Geist.

Nehmen wir einmal an, ein hoher Herr stehe im Begriff, für längere Zeit sein Schloß und die es umgebenden Landgüter zu verlassen; und nehmen wir ferner an, er ernenne vor seiner Abreise einen seiner treuen und erprobten Diener für die Dauer seiner Abwesenheit zu seinem Verwalter. „Alles“, so sagt er zu ihm, „was du zu tun hast, ist, auf das ganze Anwesen ein wachsames Auge zu haben und darauf zu sehen, daß die Vorschriften des Hauses beobachtet werden. Ich will dir die Schlüssel in die Hand geben, und du magst wissen, daß ich mit meiner Autorität hinter dir stehe!“ — Wenn die der Herr seinen Diener nicht gerade zum förmlichen Eigentümer machen will, konnte er ihm dann einen umfassenderen Auftrag geben, als den, dafür zu sorgen, daß die Dinge in dem Zustande erhalten werden, in dem sie sich befinden, und daß Niemand ungerufen die Ordnung störe? Sollte sich aber eine solche Erklärung als die wahre Erklärung der Unfehlbarkeit der Kirche erweisen — und dies ist hoffentlich der Fall — dann haben wir den ersten flüchtigen Strahl der Wiedervereinigung (mit Rom) aufleuchten sehen.

So der protestantische Verfasser, von dessen Buch, *Nieder Deser*, eine unserer angesehensten katholischen Zeitschriften sagt, sie sei „ein wahres Labfal für den treuen Katholiken, aber auch heilsame Arznei für den Glaubensschwachen.“

S.

Fata Morgana.

Dichtung und Wahrheit von Em. Guch.

(Fünfte Fortsetzung.)

VI.

Am nächsten Sonntag nachmittags sitzt Katharina bei ihrer Freundin Martha in der schönen Villa draußen vorm Tore der Stadt. Katharina hat etwas auf dem Herzen und sucht nach dem Anfang, um sich mitzuteilen.

„Martha“, hebt sie etwas ängstlich an, „Martha, hast du schon die Fata Morgana gelesen? Siehe da ist etwas, das möchte ich dir vorlesen.“ Und Katharina liest von der Fata Morgana und legt all ihr frommes Wünschen hinein, sie liest so ausdrucksvoll und schön und Martha hört aufmerksam zu. Aber Katharina ist etwas zerstreut, und ihr Eifer macht sie verwirrter als je; und wie sie nun gerade die ersten Wille vor das Auge ihrer Freundin geführt, da vergißt sie, daß diese noch gar nichts ahnt von der in die Fata Morgana im Herzen des armen Missionärs und in den Herzen seiner unbekanntem Hilfsmissionäre hier in weiter Ferne. „Martha“, unterbricht sie sich selbst, „Martha, nicht wahr, Du übernimmst den Lehrer. Sieh, Du hast von zu Hause 3000 Mark, und die gute Dame, die Du so treulich pflegst, bestimmt Dir ja doch die versprochenen 2000 Taler. Sie ist Dir so gewogen, vielleicht gibt sie Dir das Geld jetzt schon, wenn sie erfährt, wie glücklich es dich machen würde. Und wenn sie es nicht tut, dann kannst Du die Erbschaft verkaufen und verlierst Du auch etwas, so reichst immer noch. Ich weiß, Du hast ein gutes Herz, sag nicht nein.“

Martha wird ganz rot vor Verlegenheit. Sie hat nur gehört, daß sie einen Lehrer nehmen solle. Sie ist zwar schon bald 35 Jahre alt, aber noch hat sie den Gedanken an eine Verheiratung nicht ganz aufgegeben. „Man müßte ihn doch erst kennen“, sagt sie schüchtern. „Kennen? Nein, kennen kannst Du ihn nicht lernen. Das ist aber auch gar nicht nötig, die Missionäre suchen sich schon die besten Leute aus.“ Nun schildert Katharina mit berebten Worten die Not des armen Missionärs von Affam und seine Fata Morgana für sein weites heidnisches Gebiet. Sie malt ihr so verlockend schön die neue Station aus: das Kirchlein, das ihre Herrschaft baut, die Missionswohnung, welche der Freund ihres Herrn errichtet, die Schule, die eigene Schule der Katharina — sie

sprudelt es hervor, fast hüpfend vor reiner, himmlischer Freude. „Martha“, sagte sie, „wenn ich soviel besäße und mir in Aussicht stände wie dir, dann bekämst Du den Lehrer von meiner Schule erst gar nicht, den nähme ich selber.“

Martha lächelt über sich selbst, wie sie nur so töricht vorhin hat denken können. Wenns nur Katharina nicht gemerkt hätte! Aber Katharina hats wohl gemerkt. Doch sie hat im unscheinbaren Gewande ein zartes Herz voll natürlichem Takt. Sie läßt nicht mit einer Miene durchblicken, daß sie die Schwäche der Freundin erkannt hat. „Martha“, fährt sie fort, „denke einmal, wenn Du geheiratet hättest, da würdest Du vielleicht einige Kinder für den Himmel erziehen, aber wenn Du ganz dem lieben Heilande Dich schenkest und für ihn Dein Geld Dich nicht reut, das Du so leichtens Herzens einem wildfremden Manne anvertraut haben würdest, ach, Martha, dann siehst Du Dich doch viel besser und wirst viel glücklicher sein. Sieh, menschliche Herzen sind schwach und wankelmütig, und dennoch oft hart und unachtsam gegen andere, aber das Herz Jesu ist stark und treu und mild und barmherzig. Darum ist man so sorglos, so friedlich, wenn man ganz Ihm sich weihet. Siehe, die Stellung der Mutter ist schön und ehrwürdig, aber, Martha, schöner und ehrwürdiger noch ist es, Mutter zu sein so vieler, vieler Kinder im fernen Heidenlande. Die Kinder alle, welche der Lehrer, dessen Stelle Du fundierst, unterrichten würde, sie sind ja eigentlich Deine Kinder; denn Du bist ja eigentlich die Ursache, daß ihre Seelen zum Leben der Gnade erwachen.“ Katharina spricht leuchtenden Auges, und ihre Liebe und Begeisterung zündet im Herzen der Freundin.

Katharina ist schon längst fort, Martha sitzt noch in Gedanken verloren, bis das Schlagen der Wanduhr sie aus ihrem Sinnen weckt. Es ist Zeit, nach ihrer kranken Dame zu sehen, die vielleicht längst vom Schlummer erwacht ist.

Am Abend, als Martha ihr Nachtgebet betet in dem Kloster neben ihrer Herrin, in deren Nähe sie sein muß, wird es auf einmal licht in ihrer Seele. Sie fühlt ihre Würde als Christin viel lebendiger und ein Leben, so ganz geweiht dem Dienste Christi, dem Zwecke seines Erdenlebens und seiner Erlösung — das erscheint ihr so beglückend, so süß, so verlockend. In der stillen Einsamkeit bei ihrer kranken Dame wollte es ihr zuweilen so öde und bange werden. Wohl war die Religion ihr Trost, aber doch fehlte ihr etwas, sie wußte kaum was. Jetzt wird es ihr klar. Ihre Tatkraft hatte kein ausreichendes Feld; zwar war ihr Herz auf Gott gestellt, aber ihr ganzes Können war nicht ihm geweiht. Das menschliche Herz ist so groß veranlagt und kann nur im Dienste des Höchsten seinen vollen Frieden, sein Glück finden.

Vor ihrem lichterfüllten Geiste steigt das Bild einer Schule im fernen Heidenlande auf, fröhliche Kinder in Menge spielen davor. Auf einen Ruf des Glückleins der nahen Kirche halten sie sofort still, knien nieder und beten den Angelus; und dann hüpfen sie freudig von dannen, grüßen höflich mit dem katholischen Gruße den Lehrer, der eben das Läuten im Kirchlein besorgte und eilen glückstrahlend heim in ihre Hütten, wo sie Vater, Mutter und Geschwister erzählen vom lieben Gott, von Jesus, der am Kreuze für alle Menschen gestorben, und von den Tugenden, die ein Christ erwerben müsse. Das Herz wird den Eltern weich; sie wollen doch sehen, ob sie nicht auch so glücklich werden könnten wie diese Kinder. Am anderen Tage gehen sie hin zum Missionär und bitten um Aufnahme ins Katechumenat.

Das ist Marthas Fata Morgana, und heiß und innig bittet sie, daß der liebe Gott es ihr gelingen lasse, sie zum Leben zu bringen.

Am nächsten Tage nachmittags muß sie ihrer Herrin vorlesen. Sie nimmt die Blätter mit und bittet bescheiden, ob sie wohl etwas wählen dürfe, das sie interessiert habe. Auf ein bejahendes Zeichen beginnt sie mit der Fata Morgana. Die Dame seufzt zuweilen, sie denkt an manches Lustschloß ihrer Jugendzeit, das mit dieser zerronnen. Und nun hat sie schon lange keines mehr im Herzen getragen, ihre Seele trauert, ihr Leben ist mitt und schaal. Ja warum denn? Ist sie nicht selber schuld, wenn sie matt und freudlos dahintwelft, weil ihre Tatkraft in mumienhafter Erstarrung liegt und sie nicht das tut, was sie vermöchte. Ist denn ihr Leben und ihr Weisig wirklich so zwecklos, wie sie bisher beides resigniert betrachtet? Weibst ihr denn wirklich keine andere Aussicht, als die Schar lachender Erben, denen sie schon zu lange lebt?

Sie lauscht gespannt — vor ihren Augen steht die Fata Morgana, des Missionärs von Affam, — ein schönes, herrliches Bild über dem Gletscher einer eisfalten, liebearmen Welt. — Tränen treten ihr in die Augen; hat sie nicht selbst zu dieser liebearmen Welt gehört? Es tut ihr so weh um den armen Missionär, so weh um die Seele, so weh um den Heiland, so weh um sich selbst, daß sie ihm nicht besser gedient, ihn nicht mehr geliebt, daß sie ihr Leben und ihre Habe ihm nicht zur Verfügung gestellt.

Wie nun Martha sieht wie ergriffen ihre Herrin ist, wird sie kühn. Sie legt das Wüchlein in den Schoß, fallet die Hände, schaut bittend auf zu der Dame und sagt: „Ach, gnädiges Fräulein, ich habe eine große Bitte. Zümen Sie mir nicht, ich will Sie nicht kränken, nicht unbescheiden sein, aber die Not dort im Weidenlande zerreiht mir das Herz; ich möchte gern so viel helfen als ich kann. Die Herrschaft der Katharine will ein Kirchlein bauen, ein Freund die Missionärwohnung, Katharina übernimmt den Schulbau, und ich, ich wollte die Lehrerstelle fundieren, wenn, ach wenn Sie, gnädiges Fräulein, mir das versprochene Erbe jetzt schon geben wollten. Ich bleibe bei Ihnen bis zum Tode. Ich habe noch 3000 Rl. von den Eltern, da würde es gerade zur Stiftung reichen. Ich wäre so glücklich, so froh, ich hätte dann doch auch etwas für meinen Gott getan, so nach meinen schwachen Kräften, ach, liebtes, gnädiges Fräulein, erfüllen Sie meine Bitte, ich wills danken mit aller Liebe und Treue, und Gott wirds Ihnen lohnen.“

Martha ist fast erschrocken, daß sie so kühn gewesen, und hält atemlos inne. Die Dame hält ihr Tuch vor die Augen; jetzt bricht sie in lautes Schluchzen aus. Dann schlingt sie einen Arm um die treue Dienerin und sagt: „Gute Martha, wie beschämt ihr mich alle. Ja, ja, Sie sollen das Geld haben. Aber ich werde das Schwesternhaus und das Hospital und das Waisenhaus bauen und die Stelle des Missionärs, der Schwestern und Greise fundieren. Es reicht, Martha, es reicht. Ich bin reicher, als Sie ahnen. Ich habe viel veräumt, mein Geld lag müßig; ich ließ meinen Heiland in Not und Elend. Nun soll es anders werden.“

Martha wühlte vor Jubel sich nicht zu fassen, Herrin und Dienerin hielten sich umschlungen und weinten vor Freude.

Am selben Abend noch schrieb die Dame an ihren Banquier und bat ihn, recht bald zu ihr zu kommen. Als er kam, hatte sie eine lange Unterredung mit ihm und eine große Berechnung, und dann wurde ein Schreiben an eine Bank in Calcutta gerichtet, und eines an den armen Missionsobern von Assam. Als dieser es bekam, war er fast ohnmächtig vor freudigem Schreck, reiste nach Calcutta und holte in der Bank einen Schatz, wie er ihn noch nicht besessen, und fing bald darauf an einem der besten und hoffnungsvollsten Plätze seines Gebietes zu bauen an.

Als der Banquier aus der Villa der kranken Dame abreist war, sagte diese in der Dämmerstunde zu Martha: „Kommen Sie, wir wollen den Rosenkranz in einer besonderen Meinung für den Banquier beten.“

Zur selben Zeit, als die beiden nun beteten, saß der reiche Bankier im Eisenbahnwagen, den Hut in die Stirne gedrückt, ganz in Gedanken versunken. Solch ein merkwürdiger Handel wie heute, war ihm in seiner langen Praxis noch nicht passiert. Er war katholisch, zwar nicht gerade sehr erwarmt und durchdrungen, aber so schwach auch das Flämmchen im Herzen brannte, es war doch noch nicht erloschen. Heute war ein frischer Hauch darüber hingezogen und hatte es angefaßt, so daß es ganz auffällig in die Höhe schlug und das düstere, betrocknete, kalte Herz des Geldmannes erleuchtete, erweichte und erwärmte. Es hatte einen Stoß bekommen und war aus der Lethargie erwacht. „Sind das glückliche Menschen!“ dachte er, „wie freuen sie sich an dem Werke, das sie vorhaben. Die alte Dame lebt neu auf, sie ist wie elektrifiziert. Ich könnte sie beneiden!“ Da sagte eine innere Stimme zu ihm: „Du Tor, mach es ihr nach; du bist ja unvergleichlich reicher als diese alle.“ „Aber ich habe Kinder!“ sagte er sich. „Ja, Kinder,“ fährt er in seinen Gedanken fort, „Söhne, welche in Betten, im Spiel, im Wein und anderen noblen Passionen mein Geld in Haufen vergeuden, und Töchter deren Noben Unsummen fordern!“ Er hat nur Geld zu schaffen, Liebe und Dank ist ihm noch wenig geworden. Ja, sein Leben war öde und leer trotz allem Ueberfluß. Seine Frau war eine feine Dame der Salons gewesen; sie starb nach einer durchtanzten Nacht im Mastenstium am Schläge.

Er ist ein einsamer Mann mitten in glänzender Gesellschaft. Seines Lebens Zweck war es bisher, nur Geld zu schaffen für ein glänzendes verläwenderisches Leben der Seinigen. Noch einige Jahre vielleicht — dann stand er am Ende und mußte vor dem Richter erscheinen und sich verantworten für sein Leben und seine Werke. Was hätte er denn für die Wage der Gerechtigkeit? Er gedachte seiner Jugendsünden — und es graute ihm davor. Er schüttelte sich förmlich. Und dann? Er hatte vor der Trauung wohl geachtet, so obenhin, so gedankenlos; und dann noch ein, zweimal. Für den Gottesdienst hatten seine Zahlen ihm keine Zeit gelassen, gerade am Vormittag war er dafür aufgelegt und am Nachmittag und Abend nahmen die Salons ihn in Anspruch. — Er war nicht ungläubig, aber auch nicht gläubig; er war den Gedanken an Gott und Ewigkeit und an alle Lehren der Religion aus dem

Wege gegangen. — Er war von Natur nicht hartherzig, er hatte zuweilen Almosen gegeben, wenn man ihn darum anging, aber er hatte dabei nicht an Gott gedacht; christliche Liebe hatte daran keinen Teil, und daran konnte es ihm auch im Gerichte nichts nützen.

Er fühlte es wohl: im Gerichte wird die Seele sich verantworten müssen, wie sie zu Gott gestanden, was sie aus Liebe zu ihm getan. Da fand er nichts, gar nichts, der arme, reiche Mann. — Das machte ihn traurig. Zum erstenmal erschrak er so sein Gewissen, und er erkannte, wie seine Seele verdorrt und schwer beladen, ob auch sein Name in Ehren stand vor der Welt und er als ein gefälliger und nobler Mann galt.

Die Dame hatte ihm diese Wätter mitgegeben und von der Fata Morgana des armen Missionsobern von Assam gelesen. Er nahm die Schilderung noch einmal vor. Das war doch etwas, dafür verlohnte sich zu leben. Und der reiche Bankier beneidete die armen Missionäre, er hätte mit ihnen fast tausend mögen. Wie schien ihm solch ein Missionskirchlein in der fernern Wildnis so anziehend und so verlockend, die kleine Behausung des Missionärs, und so schön, so beglückend schon das Los die armen Menschen ringsum glücklich zu machen durch die Verkündigung der Erlösung und Mittheilung ihrer Gnaden, glücklich für die Erde, glücklich für die Ewigkeit. Er gedachte der reichen Dame, wie bewegt sie war, wie beseligt. Sie schien ihm verklärt durch ihren Eifer und durch das Licht, das sich in ihre Seele ergossen hatte. Sie hatte ihm erzählt, was ihre Martha getan und die arme Katharina und die wenig bemittelten Leute, bei denen diese in Dienst war. — Im Anschauen dieser echt christlichen Charitas ging ihm das Herz auf; er fühlte, daß diese Schönheit der Seelen, dieses ihr Glück ein Ausfluß sei der Wahrheit, die sie in der hl. Religion empfangen. Das Schöne ist der Abglanz des Wahren. In der christlichen Tugend und Heiligkeit liegt die wahre Schönheit. Dieser Anblick also wars, der auf einmal den verschütteten Funken des Glaubens lebendig machte und hell aufblühen ließ. Alles, was er einst in der Kindheit von der hl. Religion vernommen, stand jetzt klar und folgerichtig vor seinem Geiste. Wie hatte er doch das Wichtigste so veräumen können! Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Aber er wollte gut machen, ja gewiß, das wollte er. Nun sollte ein anderes Leben beginnen. —

Daheim in seiner Wohnung waren Gäste. Er schlich sich an den Salons vorüber in sein Zimmer. Der Diener brachte ihm das Abendrot, verrichtete seinen Dienst und verschwand darauf geräuschlos. Jetzt war der reiche Mann wieder allein. Er stand auf und suchte überall umher. Hatte er denn kein Kreuzifix? Nein, es war keines zu finden. — Doch, er erinnerte sich eines Andenkens an seine Mutter. Sie hatte es in den sterbenden Händen gehalten und kurz vor dem Tode, als er an ihrer Seite kniete, ihm dasselbe gereicht, damit er es küsse, und mit bittendem Blick ihm gesagt: „Weibe ihm treu.“ Er hatte es versprochen unter heißen Tränen. —

Wie schlecht hatte er sein Wort gehalten. — Aber noch wars nicht zu spät; er konnte einholen, was er veräumt, ja er wollte es mit doppeltem Eifer!

Das Kreuzifix in den Händen, kniete der Bankier zum ersten Male seit langen, langen Jahren nieder, und betete aus dem Grunde seiner Seele unter heißen Tränen: „Erbarme Dich meiner, o mein Jesus, o mein Gott, vergib mir. Mutter meines Erlösers, bitte für mich großen Sünder.“

Dann stand er auf, setzte sich an seinen Schreibtisch und rechnete. Er schlug seine großen Bücher auf und starrte die ungeheuren Zahlen an, welche sein Vermögen bedeuteten. Er betrachtete das Buch, das die Ausgaben des Hauses und der Familie in den letzten dreißig Jahren zeigte. Welch' schreckliche Summen waren da von den Söhnen am Spieltische vergeudet! Wie hatte das Verwahrlosten vom glänzenden Reichtum des Vaters nachtheilig auf Seele und Gemüt seiner Kinder gewirkt! Es war wirklich eine Wohlthat für sie, wenn er den Ueberfluß beschränkte! — Doch das allein half nicht. Sie würden alles vergeuden, ob es mehr oder weniger wäre, wenn er nicht vorsorgte. — Lange saß er und rechnete. Zuerst notierte er die Kosten der Druckerei, der Handwerkerlehre, einer höheren Schule, und dann eine ganze Missionsstation mit Kirchlein, Missionärwohnung, Spital, Schule, Waisenhaus, Schwesternwohnung, und die Fundationen für Lehrer, Missionäre, Schwestern, Greise, Kranke und Waisen, und die Schulden des Missionärs. Es kam eine hübsche Summe heraus, aber es war doch nur ein Bruchtheil seines großen Vermögens. Er rechnete noch einmal: Er schätzte die Kosten der Studien eines Missionsjägers und berechnete die Höhe des Fundationskapitals; und diese Summe multiplizierte er zehnmal.

Am nächsten Tage hatte er eine lange Unterredung mit seinem Associé. In ein paar Wochen gehörte das große Bankhaus einer Gesellschaft von Geldmännern. Der Bankier versammelte bald darauf seine Kinder und teilte ihnen mit, daß er bei Lebzeiten alles ordnen wolle. Das Vermögen eines jeden war fest

angelegt und ließ sich zum größten Teil nicht erheben bis zur Grobjährigkeit seiner Enkelkinder. Als der geschäftliche Teil erledigt war, nahm der Vater Abschied von seinen Kindern. Er wollte eine lange, weite Reise antreten. — Man ließ ihn gerne ziehen. — Der arme Vater unterdrückte eine Träne — er sah, wie wenig er seinen Kindern war. —

Zwei Tage später schellte es an der Pforte des Mutterhauses der Gesellschaft des Göttlichen Heilandes in Rom, Borgo vecchio 165. Ein alter, vornehm ausschauender Herr trat dem öffnenden Bruder entgegen. Im Spechzimmer erschien ein älterer Vater.

„Ich bringe Ihnen etwas für Ihre Missionen in Asien, und etwas für Ihr Haus, damit Sie Missionäre für Indien heranzubilden können.“ Nun öffnete er eine Ledertasche und legt seinen Plan vor — die Fata Morgana des Arbeiters der 11. Stunde. —

Wie man im Hause dort aufgenommen und wie in Indien, als die Kunde über das Meer kam und die Summen alle, teils fest angelegt, teils flüchtig in der Bank in Calcutta zu erheben waren? Das ist schwer zu beschreiben. —

Der arme Missionsobere schrieb einen Brief voll Jubel und Dank an den unbekanntem Geber. Der Novizemeister des Mutterhauses in Rom reichte ihm einen bejahrten Laienbruder-Novizen, der in einer Zelle saß und die Buchführung und Finanzen des Hauses mit lundiger Hand besorgte — es war der einflussige, reiche Bankier, er war arm geworden an äußeren Gütern, im Herzen aber so reich, so glücklich, wie er es nie gewesen. — (Schluß folgt).

Eine sozialdemokratische Oberammergau-Phantasie.

Nichts ist so sehr geeignet, der modernen Frauenbewegung in den Augen der denkenden Männerwelt das Stigma der Lächerlichkeit aufzuprägen und — die Lächerlichkeit tödlich — als wenn philosophierende Manuskriptisten unbeschwert von soliden Kenntnissen ihre Weisheit zum Besten geben. Daß auch Frau Vihy Braun sich in dieser Gesellschaft sehen läßt, mag manchen in der Seele weh tun; indes jeder blamiert sich so gut er kann.

In der „Neuen Gesellschaft“ (Nr. 15) veröffentlicht Frau Braun einen Artikel über ihren Besuch der Kreuzeschule in Oberammergau.

Die Verfasserin ist recht ärgerlich über „die stereotypen Engländer mit lästern-frömmelnden Mienen, die Berliner Parvenus-Frauen, die auf dem Dorf mit seidenen Unterröcken rauschen und mit gewaltigen bunten Kopfschmücken prozig und frech den hinter ihnen sitzenden die Aussicht rauben, Männer, mit breiten Ringen auf kurzen dicken Fingern“. „Die ganze internationale Bummelgesellschaft“, das „höhermoderne Gefindel“ treibt der Sozialistin die Horneströme ins Gesicht. Denn damit diesen Leuten alle Genüsse der Welt offen stehen, schinden sich Millionen von Proletariern in täglich gleicher Arbeit. Theaterdonner, mehr nicht! Denn „Männer mit breiten Ringen auf kurzen dicken Fingern“ gibt es ja auch unter den Genossen! Noch ärgerlicher aber wird die Genossin durch die Erinnerung an das lebendige Dasein des — Christentums.

In ihrem Aerger, der immer ein schlechter Berater ist, sieht sie in dem Muttergottesbild von Ettal eine — Isis, „die uralteste Verkörperung der heiligen Mutter Natur“ und in dem Kind auf ihren Knien einen jungen Bacchus, der auf dem Weg von Ägypten über Rom sich hierher verirrt hat. Billige Mädchen, mit denen man vielleicht einem gewissen Publikum imponiert, für die aber andere ein mitleidiges Lächeln haben.

Godhauf lobt aber der Born in Vihy's wild pochendem Herzen beim Anblick des Kreuzes: „Auf allen Bergspitzen glänzt das Kreuz; Christi Marterholz steht an allen Wegen, das strahlende Sonnenbild häßlich verbüßend.“

Wir kennen diese Sprache; man hört sie von den Lippen derer, welche trotz aller lauten Worte innerlich doch mit Christus nicht fertig werden können und das durch ihren Haß, den sie zur Schau tragen, sich selbst nicht zum Bewußtsein kommen lassen!

Im übrigen versteht denn die Schreiberin die Sprache des Kreuzes? Nun so sei sie daran erinnert, daß die Sprache des Kreuzes die Sprache des Sieges ist, der Ueberwindung des Leidens, an der eben das Menschenleben einmal so reich ist. Wenn das katholische Volk das Bild des Gekreuzigten an Wegen und Stegen aufstellt, so weiß es sehr wohl, daß die Menschheit des stetigen Hinweises auf die Ueberwindung des Leidens bedarf, soll sie nicht unterliegen unter der Last eines Daseins, dessen Hauptmotiv in Dur gehalten. Daß diese Leidensphilosophie ungleich stärke und tröstender ist als die bankrotte Weisheit des Atheismus könnte Frau Braun in etwas erforschen wenn sie die Berliner Selbstmordziffer deutlich betrachten wollte.

Wäre sie ferner etwas tiefer in die Kulturgeschichte eingedrungen, so wüßte sie auch, daß dieselbe Stimmung, welche den Unmenschen von heute dem Selbstmord in die Arme treibt, eine

von unter dem Druck der Leiden rettungslos leuzende Menschheit vor 1900 Jahren dem Christentum zugeführt hat als derjenigen Weltanschauung, welche der Menschheit die Kraft gibt, um mit dem Leben fertig werden zu können, nicht bloß Redensarten, nett zu hören in müßigen Stunden, aber wertlos und nichtig in der Stunde des Ernstes!

So sie aber uns nicht glauben wollte, möge sie sich es sagen lassen von einem modernen Philosophen, der selbst dem Christentum ferne steht, wenn er auch von dem seichten Aufklärer mancher Modernen nichts wissen will. In seinem Werke „Die Lebensanschauungen der großen Denker“ schreibt Guden:

So fern wie einem flachen Optimismus steht das Christentum einem müden Pessimismus. Die nächste Welt, deren Glend den Menschen zu überwältigen droht, bildet nicht den Abschluß; eine felsenfeste Ueberzeugung führt über sie hinaus in ein Reich göttlichen Lebens jenseits aller Konflikte. Daß die Vernunft die Wurzel aller Wirklichkeit bilde, wird mit größerer Energie verfochten, als irgend sonst. Dazu erfolgt eine innere Erhöhung des Leidens. Gott selbst hat es auf sich genommen und dadurch geheiligt; aus starrer Unvernunft wird es jetzt ein Mittel zur Erweckung, Läuterung, Umwandlung des Lebens; der Niedergang dient einem Aufstieg, die Vernichtung einer Erhöhung, der dunkle Weg des Todes wird zur Pforte eines neuen Lebens. Wie die göttliche Liebe die tiefsten Abgründe nicht gescheut hat, so kann auch im menschlichen Kreise das Leid eine aufopfernde Hingebung und tatkräftige Liebe entzünden. Im Leide entsteht das innigste Verhältnis zu Gott, und die Gemeinschaft des Leidens wird das stärkste Band der menschlichen Gemüter. So stellt sich auch das Handeln anders zum Leide. Die Unvernunft des menschlichen Daseins wird nicht zurückgeschoben und ferngehalten, sondern es heißt sie aufsuchen und mit eifriger Arbeit anzugreifen, an dem Leide Liebe zu erweisen und aus ihm Liebe zu erwecken. Der Kampf gegen das Leid, namentlich die innere Ueberwindung des Leidens, wird zum Hauptinhalt des Lebens. In solcher Gesinnung kann das Christentum das verachtete Kreuz zu seinem Symbol erheben und das Denken und Sinnen unablässig auf das Leid richten, ohne dem Leid zu unterliegen. Während die alte Kunst im Tode selbst das Leben durch seine nachdrückliche Darstellung festzuhalten suchte und dadurch das Denken vom Tode zurücklenkte, stellt die christliche Kunst mit ihren Heiligen- und Märtyrerbildern mitten in das Leben, seine Arbeiten, seine Freuden den Tod hinein, nicht, um es dadurch niederzubrüden, sondern um es größeren, unsichtbaren Zusammenhängen einzuflügen.“ (Leipzig, 6. Auflage 1905, S. 146—147.)

Wenn dann Frau Braun in einer Art poetischer Verzücktheit davon phantasiert, daß „der kleine strahlende Gott des Lebens auf ihren Knien (der junge Bacchus auf den Knien der Mutter Isis) den Gekreuzigten überwinden werde“ — so dürfte sie die 2000jährige Geschichte seit Erscheinen des Christentums eines besseren belehren.

Gewiß, wie mancher Mensch, so wirft die Natur jedem, der offenen Herzens ihr naht, einen unauslöschlichen Zauber in die Seele; aber wehe dem, der darüber vergessen würde, daß die Natur eben doch nur die Sirenen-Insel ist, an deren Gestade die Gebeine jener bleichen, die ihr Lebensschiff ganz und gar da auf den Strand gezogen. Denn das letzte Wort, das die Natur zu sagen hat als Finale auch der schönsten, leuchtendsten Sommerpracht, heißt eben Tod und Verwesung. Mit leuchtlichem Hohnlachen läßt sie jene, die bei ihr Leben und Glück und Stilling ihres Glücksdurstes gesucht haben, in Jammer und Verzweiflung hinabsinken. Denn Verzweiflung oder geistmordende Resignation ist das Ende der billigen Weltweisheit des Genusses. Und darum, weil „Mutter Isis“ und „Bacchus“ nichts anders der Menschheit zu bieten haben, darum sind sie von dem Gekreuzigten überwunden worden; eben deshalb gehört ihm die Zukunft!

Literarisches.

„Blumen für die Kinder“. Kurze Anleitung zur Pflege der gebräuchlichsten Blumen im Zimmer. Herausgegeben von Alexander Steffen, Redakteur und Vorsteher des Blumen-Verjuchgartens des praktischen Ratgebers im Obst- und Gartenbau. Mit 6 Abbildungen. Preis 25 Pfg. 100 Stück Mark 15,—; 300 Stück Mark 40,—; 500 Stück Mark 60,—; 1000 Stück Mark 90,—. Verlag Trotwisch und Sohn, Frankfurt an der Oder.

Wir wünschen, daß recht viele Kinder dieses Buch besähen und sich seinen Inhalt aneigneten, um dann in der Praxis danach handeln zu können. Der billige Preis bei Massenbezug ermöglicht eine Massenverbreitung! Wer hilft mit?

Druck und Verlag: Düsseldorf'scher Tagblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'scher Volksblatt.
Verantwortlicher Redakteur: G. Conzen, Düsseldorf

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 55.

Düsseldorf, den 13. August.

1905.

Inhalt: Evangelium zum neunten Sonntag nach Pfingsten. — Daß du es doch erkanntest, was dir zum Frieden dient! — Fala Morgana. (Schluß). — Aus dem Leben in der Natur. — Exerziten in Reviges. — Priester-Exerziten 1905. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum neunten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XIX, 41—48.
„In jener Zeit, als Jesus Jerusalem näher kam, und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: Wenn doch auch du es erkanntest und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! nun aber ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Walle dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrängen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern, und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast. Und als er in den Tempel kam, fing er an die Käufer und Verkäufer, die darin waren, hinaus zu treiben. Und er sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zu einer Ränberhöhle gemacht. Und er lehrte täglich im Tempel.“

Daß du es doch erkanntest, was dir zum Frieden dient!

Was das heutige Evangelium berichtet, lieber Leser, ereignete sich bei jenem feierlichen Einzuge des Herrn in die Hauptstadt Jerusalem, wobei Er von begeisterten Volksscharen mit Hosanna-Rufen empfangen wurde. Dieser Einzug war eine großartige, dem Herrn dargebrachte Huldigung, die sich zu einer öffentlichen Anerkennung Seiner göttlichen Sendung gestaltete; es war zugleich aber auch die letzte Mahnung und Aufforderung an das jüdische Volk, sich diesem „im Namen des Herrn kommenden“ Messias-König gläubig anzuschließen. Ja, es war die letzte Aufforderung, die an Israel erging; oder waren nicht das ganze öffentliche Wirken Jesu, waren nicht Seine Lehrvorträge und Seine zahlreichen Wundertaten anzusehen als eine beständige Aufforderung, an Ihn zu glauben, in Ihm den Messias, den Sohn Gottes zu erkennen und rückhaltlos Seiner Leitung und Führung zu folgen? Mußte Israel nicht in Ihm Denjenigen erkennen, den die Propheten schon seit Jahrtausenden vorherverkündet hatten? Und doch blieb der weitaus größere Teil des Volkes — die Führer und Lehrer Israels leider allen voran — wie mit Blindheit geschlagen: das Volk hat die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkannt!

Da dürfen wir uns, lieber Leser, kaum wundern, wenn auch ein großer Teil unserer Zeitgenossen die Kirche Jesu als ein Gotteswerk nicht anerkennt, — die Kirche, die der Sohn Gottes begründet und mit übernatürlicher Wahrheit und Gnade ausgestattet hat, um die ganze Menschheit zu ihrem wahren, ewigen Ziele zu führen. So viele Millionen gehören einer der christlichen Religionsgemeinschaften an, über welche die Geschichtsforschung den klaren Beweis erbringt, daß sie ohne Ausnahme dadurch entstanden sind, daß Mitglieder der vom Welckerlöser gegründeten Kirche ihre geistliche Mutter ver-

ließen, sich in schroffen Gegensatz zu ihr stellten und den Grund zu einer neuen Religionsgesellschaft legten. So geschah es vor nahezu vierhundert Jahren in Deutschland durch Luther und seine Gesinnungsgenossen; so geschah es in England durch König Heinrich VIII. Es ist bezeichnend, daß dieser König noch zehn Jahre vor seinem Abfall (1521) in jener berühmten, gegen Luther gerichteten Schrift „über die Siebenzahl der Sacramente“ ausdrücklich erklärt hatte: „Jede christgläubige Kirche erkennt den Römischen Stuhl an und verehrt in ihm die Mutter und ihr Oberhaupt.“ Und im Vorwort dieser Schrift spricht er zu Papst Leo X.: „Wenn wir irgendwie geirrt haben, möge Eure Heiligkeit, der wir das Werk darbieten, den Fehler nach Ihrem Gutdünken verbessern.“ — Als der König sich aber im Jahre 1533, bei Lebzeiten seiner rechtmäßigen Gemahlin, mit deren Hofdame Anna Boleyn heimlich hatte trauen lassen und vom Papste deshalb mit dem Kirchenbanne belegt wurde, da ließ er schon in Jahresfrist von dem eingeschücherten Parlamente ein Gesetz votieren, wonach „der Papst in England nicht mehr Jurisdiction (Amtsgewalt) habe, als irgend ein anderer Bischof der Welt“.

Aber wie steht denn nun heute neben der unveränderten majestätischen Einheit unserer katholischen Kirche beispielsweise die englisch-protestantische „Kirche“ da? Sie ist, wie der nun schon oft von mir zitierte protestantische Verfasser sagt, „ein Haus, das wider sich selbst uneins ist“ (Luk. 11, 17). Zum Belege führt er u. a. einiges aus einem Briefwechsel mit einer gebildeten (protest.) Frau an, die ihn in ihren Gewissensnöthen zu Rate gezogen hatte.

Sie schrieb: „Was man in N. uns lehrt, ist durchaus nicht dasselbe Evangelium, wie ich es zu London aus dem Munde von Männern, wie z. B. vom Domherrn H. höre, dessen katholischer Lehre ich sehr viel verdanke. Was Domherr H. als unbedingte, urchristliche Wahrheit von höchster Bedeutung bezeichnet und lehrt, das wird von unserem (protest.) Pfarrer und von vielen seinesgleichen rundweg geleugnet; an eine sakramentale Gnade glauben sie gar nicht. Wem soll ich glauben? Dem Kanonikus oder unserem Geistlichen? Der letztere sagt mir: „Glauben Sie keinem von beiden, sondern nehmen Sie die Bibel zur Hand und suchen Sie dort die Wahrheit!“ Nun, in der Bibel finde ich ganz klar die Wahrheit von der wirklichen Gegenwart (im Altarssakrament), auch das Sakrament der Beichte und Absolution — „das Amt der Veröhnung“; aber unser geistlicher Herr sagt: „Nein, das ist ganz und gar nicht die Wahrheit!“ — Ich frage nun vielleicht ein halbes Duzend katholischer Priester, welches ihr Glaube in betreff gewisser Lehren sei, und ein Jeder von ihnen sagt mir aufs Haar genau dasselbe, obgleich es Männer sein mögen, die einander nicht einmal kennen. Sie sagen: „Das ist nicht meine Privatmeinung, sondern es ist die Lehre der Kirche, und darum muß ich es glauben und glaube es, und das sollten alle

Menschen tun". — Jrgendwo muß doch die Wahrheit sein. Unmöglich kann ein und derselbe Heilige Geist hier einem guten Menschen dieses lehren und dort eine andere gutgesinnte Seele etwas anderes, was von jenem ganz verschieden oder sogar gerade das Gegenteil davon ist. . . Ich kann mich schlechterdings des Gedankens nicht erwehren, daß auch die anglikanische (protest.) Kirche als Ganzes dies bald und sehr deutlich einsehen muß."

Danach schrieb sie: „Während der letzten 3 1/2 Jahre wurde mein Gemüt durch die Frage über die Stellung und Auktorität der Kirche sehr beunruhigt, und gewiß dienen all die Streitigkeiten und Spaltungen unter uns nicht dazu, einer verwirrten Seele die Ruhe wiederzugeben. . . Mir scheint, es muß ein sichtbares Oberhaupt und Zentrum der Einheit geben, sonst ist wahre Einheit eine Unmöglichkeit, und jeder von uns kann glauben so viel und so wenig als er gerade mag. . . Im verflossenen Jahre stand ich mehrmals auf dem Punkte, um Aufnahme in die römische Kirche zu bitten, durchaus nicht etwa darum, weil mich ihre Zeremonien anzogen oder weil ich all ihre Dogmen annehmen kann, sondern einfach deshalb, weil ich einsehe, daß es auf dieser Welt eine göttliche Stimme gibt und geben muß, um uns zu leiten. Und wo ist diese Stimme? Wo ist das Haupt? Wie können wir darüber Gewißheit haben, was Wahrheit ist?"

Dazu bemerkt der (prot.) Verfasser: „Der Fall ist als ein wahrhaft typisches Muster anzusehen. Wir haben hier nicht das Schreiben eines jungen Mädchens, noch auch die Sprache leidenschaftlicher Aufregung vor uns, sondern die wohlüberlegte Aeußerung eines ängstlich besorgten Gemütes und eines gebildeten Geistes."

Der Leser wird fragen, ob die Brieffschreiberin unterdessen den Eingang zur Wahrheit gefunden hat. Ja, sie gehört heute der Kirche Jesu an. Aber wie groß ist noch immer die Zahl derer, denen man das Wort des Herrn aus dem heutigen Evangelium zurufen möchte: „Daß du es doch erkennen möchtest, was dir zum Frieden dient!" S.

Fata Morgana.

Dichtung und Wahrheit von Em. Dsch.

(Schluß.)

VII.

Vielleicht, lieber Leser, hat es dein Herz ergriffen und erfreut, was ich dir da erzählt habe — aber leider — es ist ja nur ein Luftschloß, eine Fata Morgana. Ich hab's aber niedergeschrieben, um zu zeigen, wie gut und schnell die Fata Morgana des armen Assam-Missions-Obern sich verwickeln ließe. Gewiß gibt es unter den Leserrinnen viele arme Mädchen mit goldenen Herzen, wie das der Kathrin und etwas besser gestellte wie Martha, Familien, wie die Herrschaft der Kathrin, und hier und da Herren, wie der Freund; vielleicht fänden sich auch reiche barmherzige Damen, wie Marthas Herrin. Obs auch ein Bankier ähnlich dem geschilderten geben wird, das ist ja freilich nicht sicher. Solche Herren lesen katholische Schriften im allgemeinen nicht, aber es kann doch sein; gewiß, es kann eine Martha auf Umwegen diese Blätter solch einem armen Reichen zusteden und dadurch mit der Gnade Gottes ihn zu einem reichen Armen machen. Denke einmal nach, lieber Leser, ob du nicht auf die eine oder andere Weise helfen könntest. Die Liebe macht erfindereich, sie glaubt alles zu können, sie hofft alles, sie überwindet alles.

Und findest du nicht immer solch kräftige Mitarbeiter, so vielleicht doch leichter Adoptiveltern für ein Waisenkind, einen Gönner für einen Greis oder einen Kranken. Es wäre auch ein schöner Gedanke, wenn ein Kind (vielleicht aus reichem Hause) seine Sparkasse leeren und für ein Jahr ein Heidenkind unterhalten oder ein minder gut situiertes Kind für einen Monat es übernehme (das wären dann 8 M. 67 Pf.), oder ein ärmeres Kind nur für einen Tag sorgen möchte. Ein Greis läme monatlich auf 7 M., täglich 25 Pf. Vielleicht übernimmt hier und da ein alterndes Menschenkind solch einen Armen auf einen Monat, oder wenns nicht reicht, für eine Woche oder einen Tag.

Und die Ausstattung der Kirchen? Wer die Herde des Hauses des Herrn liebt, denkt vielleicht an die hl. Gefäße, an Leuchter und Kreuzfig. und Paramente, an Kreuzweg- und Altarbild. Und wer da viel reisen muß, der erinnert sich, daß auch der Missionär reisen muß, zunächst von Europa nach

Indien und dann in seiner Mission von Ort zu Ort. Und ein anderer von praktischer Lebenserfahrung denkt bei sich: Da muß noch mancherlei sein, das noch gar nicht aufgeführt, und vieles, was sich jetzt nicht voraussehen läßt, und was doch so nötig zum Ganzen ist, wie der Kitt zu den Möbeln und Mörtel zu den Bausteinen; und darum spendet der praktische gute Mann, je nachdem, einen Hunderter, oder Fünzigger, oder Zwanziger oder Zehner, vielleicht Pfennige, vielleicht gar Mark.

Wenn nun ein jeder, der dies liest, beten wollte und mit-helfen, sei es durch eigene Mittel oder durch Verwendung bei anderen, dann würde schnell und rasch eine so große Summe zusammenfließen und so viele Verufe sich finden, daß ohne Zweifel bei der ersten Nachricht davon der arme Missionsobere seinen 12 Missionären wie in trunkenen Freude Botenschaft senden würde, und diese alle würden, jeder aus seinem Posten, in ihr armes Kirchlein eilen mit Brüdern und Schwestern, mit Greisen und Kindern, mit Christen und Katechumenen, und freudig würden die Glöcklein ertönen und jubelnd aus aller Munde ein Te Deum erschallen vor dem eucharistischen Seiland. „Brüder, o Jesus, sind die Zeiten Deiner Erniedrigung und unserer Prüfung, die Stunde der Gnade für Assam hat geschlagen. Deine Liebe hat die Herzen unserer Brüder und Schwestern in Europa entzündet, daß sie erbarmend sich zu uns neigen und uns helfen, dieses Land Dir erobern, und von diesen 7 Millionen so viele, als Deiner Gnade nicht widerstehen."

Am späten Abend, da schon feierliche Stille auf der Mission in Shillong ruht, kniet ganz allein der Missionsobere von Assam in seinem Kirchlein. Das Herz ist ihm so voll Freude und Dank und Jubel und Hoffnung. Er geht zur Mutter der Schmerzen, die er so unzählige Male angefleht, er kann ihr wenig sagen, es sind eigentlich nur Tränen, die er ihr bringt, Tränen der Freude und des Dankes. „Sei ihnen, die mir helfen, Mutter, wie du es mir gewesen!" Denn kniet er noch einmal vor dem Tabernakel und beiet sein Magnifikat. Endlich sucht er sein Lager. Dieser Tag war die Säwelle für eine neue Zeit. Morgen, ja morgen schon in aller Frühe, würde er ans Werk gehen. Im Halbschlummer noch macht er Pläne, wie er am besten beginne, und jedem seinen Teil zuweise, und wie viele Missionäre er schon gleich könne kommen lassen.

Ein Jahr später sind schon nicht wenige Gebilde aus der Fata Morgana entstanden und andere treten schon mehr und deutlicher aus dem nebeligen Hintergrunde hervor. Von Jahr zu Jahr erweitert sich das große Werk und manche der Wohltäter erleben noch seine Vollendung, die anderen schauen sie vom Himmel. Und keinen reut es in der Stunde des Todes, und jeder freut sich in Ewigkeit, daß er mitgeholfen zum Leben zu erwecken des armen Missionsobers von Assam Fata Morgana.

Eine Nachschrift

oder ein offener Brief des Missionsobers von Assam an die freundlichen Leser und Leserrinnen.

Wie der Verfasser dieser Ausführungen bezeichnend hervorhebt, hat jedes Menschenherz seine Fata Morgana, seine Luftschlöffer. Je lebendiger sich diese vor dem geistigen Auge ausprägen, desto mächtiger wird das Herz davon erfaßt und ungestüm sucht es nach Mittel und Wege, die entworfenen Pläne in Ausführung zu bringen. Daß auch ein Missionsobere seine Fata Morgana hat, ist ganz selbstverständlich. Wenn ich das ausgedehnte Missionsgebiet von Assam mit seinen kurzgemischten Völkern überblicke und an das traurige Los der 7 Millionen Seiden denke, die noch in Finsternis und Todesschatten umherirren und für deren Rettung ich als Leiter der Mission verantwortlich bin, so fühle ich einen inneren heftigen Drang, alles anzubieten, um meine Fata Morgana, wie sie in dieser Broschüre niedergelegt ist, recht bald verwirklicht zu sehen. Es ist zwar bereits ein kleiner Anfang gemacht; das Zeichen der Erlösung ist aufgepflanzt und ein kleines Häuflein — 1600 — hat sich auch schon um dasselbe geschart, aber es muß entschieden mehr geschehen. Freilich ist es hauptsächlich die göttliche Gnade, die die Herzen umwandelt und unter das süße Joch des Kreuzes beugt, aber nach dem weisen Plane der göttlichen Vorsehung müssen auch menschliche Mittel angewendet werden, um die Befehrung der Seiden zu erzielen.

Dieses auf unsere Mission angewendet, muß ich zu meinem größten Bedauern feststellen, daß die uns zu Gebote stehenden „menschlichen Mittel" nicht im Verhältnis stehen zu der hohen Aufgabe, die an uns gestellt ist. Das Befehrungswerk gleicht einem Eroberungszuge, da müssen also zunächst die wichtigsten Posten besetzt werden durch Errichtung von Stationen. Dieser bedingt aber hinwiederum Vermehrung des Personals. Wie die Dinge nun einmal liegen, ist ohne kath. Schulen kein durchgreifender Erfolg zu hoffen.

fen. Die meisten Schulen in Assam sind gegenwärtig in den Händen der protestantischen Missionäre oder ausschließlich in den Händen der Regierung. Daß in den ersteren die Kinder unserer Kirche entfremdet werden, ist ganz selbstverständlich; die Staatsschulen hingegen sind die Brücke zu einer verkehrten Zivilisation, die man gewöhnlich Neuheidentum nennt. Wollen wir uns daher Geltung verschaffen, so müssen wir unbedingt eine stattliche Anzahl von Schulen errichten und dementsprechend auch die Lehrer- und Katechetenfrage endgültig lösen. Unter den menschlichen Mitteln spielen auch die Waisenhäuser, Spitäler, Armenapotheken usw. eine gewichtige Rolle. Ich will meine Pläne nicht weiter entwickeln, da ja die Broschüre sich dieses zur Aufgabe gestellt hat. Es sei mir jedoch gestattet, auf ein anderes recht menschliches Mittel hinzuweisen, nämlich Geldmittel. Ohne finanzielle Unterstützung ist es mir unmöglich, meinen Fata Morgana Leben und Wirksamkeit zu geben. Dieses menschliche Mittel hat schon von jeher eine große Rolle gespielt in der Geschichte der Missionstätigkeit. Als der göttliche Heiland, der erste Missionär und große Gesandte Gottes, einstens predigend durch Städte und Ortschaften zog, waren ihm hl. Frauen hilfreich mit ihrer Habe (Luk. VIII. 3). Auch der hl. Petrus und Paulus und spätere Nachfolger im Apostolate erhielten reichliche Unterstützung durch die hl. Plautilla, die hl. Flavia Domitilla, die hl. Lucina usw. Wenn wir die Missionsgeschichte weiter durchblättern so finden wir, daß auch späterhin christl. Männer und Frauen das Missionswerk nicht nur vorübergehend unterstützten sondern durch reichliche Schenkungen häufig auch noch Vorforgabe getroffen zum weiteren Ausbau und Fortbestand der neuentstandenen Christengemeinden.

Sollte es nicht auch jetzt noch edle Männer und Frauen geben, die sich durch fromme Stiftungen dauernde Denkmäler der Liebe in Assam setzen wollen? Freilich sind nicht alle mit so reichlichen Mitteln gesegnet aber alle können auf irgendwelche Weise mithelfen und mitwirken zu dem großen Unternehmen. Auch die kleinste Gabe ist uns willkommen und der liebe Gott wird sich sicher nicht an Großmut übertreffen lassen. Beset alle diese Zeiten mit Aufmerksamkeit durch und denket darüber nach, wie Ihr zur Rettung der 7 Millionen Heiden von Assam mithelfen wollt. Die Liebe macht erfindertisch und treibt zu einem edlen Weikampf, namentlich wenn es sich um eine so gute Sache handelt. Werdet mir nicht unwillig wegen meiner großen Zudringlichkeit, die einzig ihren Grund darin hat, die armen, unglücklichen Heiden für den Himmel zu gewinnen. Ich werde Euch von Zeit zu Zeit Bericht erstatten über den Fortschritt unserer Mission und die Verwirklichung der Fata Morgana.

Geldsendungen bitte ich mit dem Vermerk „Fata Morgana-Almosen“ zu adressieren: An den Missionsprokurator P. Aglibert Wollenbrud im Marienkolleg Bamberg bei Passau.

Dankbaren Herzens werde ich mit meinen Mitarbeitern in Christo für unsere Wohltäter beten.

P. Angelus M. Münzloher S. D. S.
Missionsoberer von Assam.

Hus dem Leben in der Natur.

Von Camilla Segholm.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen
von G. Johannis.

Zu Engelberg in der Schweiz entfaltet sich im Sommer ein reges Leben. Der kleine Luftkurort wird von Engländern und Deutschen in großer Anzahl besucht, namentlich pflegen viele Deutsche ihre Ferien dort zu verleben und ihre ganze Familie mitzubringen. Die Anzahl der Familienmitglieder ist so groß, daß dort in den Gasthäusern eine besondere Table d'hôte für Kinder angefeht wird. Bei schönem Sonnenschein zerstreut sich die Kinderschar im Tal; da die lieben Kinder ja gern Beschäftigung und Unterhaltung haben wollen, so sind sie von ihren guten Müttern mit den hier am Orte so beliebten Fangnetzen für Insekten ausgerüstet worden, mit denen die kleinen nun ihren Peridörungszug antreten. Daß dieser Sport etwas Böses im Schilde führt, fühlt die Jugend nicht, die Genehmigung der Eltern bürgt ihr dafür, daß dies ein erlaubtes Vergnügen ist. Namentlich wird ein gewisser Teil der Engelberger Umgebung, das „Sorbistal“, von den Kindern überjähmmt. Das Tal wird auch „das Ende der Welt“ genannt, weil der Weg plötzlich an einer hohen Felswand aufhört, die jedes weitere Vordringen verbietet. Hier brennt die Sonne zur Mittagszeit, hier findet sich ein üppiger Blumenfior auf der grünen Wiese, hier fliegen Insekten und alle möglichen Arten von Schmetterlingen in großen Schwärmen umher. Blumen und Insekten strahlen in schönster Pracht, keine, rieselnde Wasserläufe durchziehen die Wiese und halten sie frisch und grün. Im Hintergrunde türmen sich mächtige Schneeberge auf, die von ihrer Eis- und Gletschervelt herabsehen auf die gebrech-

lichen Menschenkinder, die sich dort tummeln. Auf des Allmächtigen Wort „Es werde!“ entstand diese erhabene Natur, und man gewinnt den Eindruck, daß dies alles nicht nur zu Ruh und Freude der Menschen da ist, sondern, daß es auch den Zweck hat, die großen Gedanken Gottes darzustellen, daß besonders die Tier- und Pflanzenwelt nach den ewigen Naturgesetzen ein Leben führt, welches ihnen das Recht giebt, sich des Daseins zu freuen, und das beschirmt wird von der unsichtbaren Hand, die es schuf.

Daher fühlt man unbewußt den Drang, die Geschöpfe Gottes zu schonen und bei Gelegenheit ein gutes Wort für sie einzulegen, selbst wenn man sich dabei der Gefahr aussetzt, für schwärmerisch angesehen zu werden. Dies wäre höchst nötig gewesen bei der spielenden Kinderschar, die allemal jubelte, wenn ein buntes Insekt gefangen wurde — armes Insekt, das befühlt und betastet wurde von listigen Kinderhänden — aber das wäre ein Eingriff in die Rechte der Eltern gewesen, den man jedenfalls nicht gut aufgenommen hätte. Ich mußte mit damit trösten, daß die kleinen Eroberer nicht immer Glück hatten mit ihrem Fang und daß sie zuweilen ihre Waffe niederlegten, um irgend ein Spiel anzufangen.

Wenn das Tal von seinen kleinen Plagegeistern befreit war, so kamen die großen, die eigentlichen Insektenmaler, die mehr geübten, die mit großen Netzen dort hinaufzogen. Wenn es doch sein sollte, so sah ich lieber das Leben der Insekten in ihrer Hand, als in den Händen der Kinder, die keinen Verstand hatten, ein solches Tierchen zu behandeln. Dies sagte ich auch zu Herrn Vogel, einem Sammler, mit dem ich in Verbindung gekommen war, und welcher es meisterhaft verstand, Schmetterlinge einzufangen. Mit der Dämmerung kamen die Nachtschwärmer hervor, und dann war Herr Vogel auf dem Plage; ebenso wie die kleinen Tiere umkreiste er, bewaffnet mit einem riesigen Fangnetz, die Türen und Fenster des Gasthauses. Er hatte mir gesagt, daß er die Insekten nicht quäle, sondern sie mit Hilfe eines starken Giftes sofort töte. Dies Gift trug er in einem Glase bei sich, in welches das gefangene Insekt hineingeworfen wurde. Man piechte also doch das arme Tier nicht auf, und das war immerhin ein Fortschritt in der Menschlichkeit.

Daher bestrebt ich mich auch, nicht zu große Empfindsamkeit zu zeigen. Am liebsten hätte ich natürlicherweise den Schmetterlingen das Leben gegönnt, aber einem Insektenmaler vorzuschlagen, andere Gegenstände, z. B. Freimarken oder Siegel für seine Sammelnuten zu wählen, ist ganz fruchtlos, und wenn man für die beschwungen Wesen Fürbitte einlegt, so laßt er nur darüber. Es ist nichts mit ihm aufzustellen. Oft meint man, daß es besser sei, seine Gedanken für sich zu behalten, aber stets macht eine mächtige Triebfeder sich geltend, wenn es gilt, für das Gute zu wirken. Man wünscht entweder, einem Schmetterling das Leben zu retten, oder höhere, edlere Tiere der Warmherzigkeit unserer Mitmenschen zu empfehlen, oder es ist unsere ganze Menschlichkeit, unser moralisches Gefühl, das sich erhebt gegen die Gewalttaten, die an den Tieren begangen werden. Immer liegt dasselbe Prinzip zugrunde, dasselbe Prinzip, welches uns in Harnisch bringt, wenn wir das Gute im Leben in Gefahr sehen, wenn wir die Nührungen des Herzens sich in kalte Erwägungen verwandeln sehen, wenn Spott und Hohn stolz das Haupt erhebt und geringschätzig auf die Religion herabsieht. Daher müssen wir stets zu Worte zu kommen suchen mit dem, was uns am Herzen liegt, selbst dann, wenn wir nicht viel damit erreichen, oder gar nur Undank ernten. Wir müssen unsern Platz auszufüllen suchen in dem Kampfe, den unsere Zeit führt gegen alles Ungeheuer und Unwahre, welches das Gute und Rechte zu erlösen droht.

Einen starken Verbündeten bei seinem „Totschlagen“ hatte Herr Vogel in dem elektrischen Licht. Engelberg ist, trotzdem es sehr klein ist — es ist nur ein Dorf — ebenso zivilisiert wie seine Kollegen am Vierwaldstättersee. Draußen vor den Gasthäusern erglüht jeden Abend das elektrische Licht; die ganze Straße bildet dann ein Lichtmeer, in welchem die Leute auf und abgehen, als wäre es der herrlichste Mondschein. Wenn einmal der wirkliche Mond sich hervorwagt, so zieht er sich schnell wieder zurück; er kann es nicht aufnehmen mit seinem mächtigen Nebenbuhler, der niemals wechselnden Stimmungen ausgesetzt ist. Das elektrische Licht strahlt so siegreich und beleuchtet die Gletscher so blendend, daß die Leute den lieben alten Mond gar nicht entbehren, sondern ihn fast erstaunt ansehen und versucht sind, ihn alltäglich zu finden, wenn er sich auf diesem modernen Gebiet zeigt.

Nicht allein die Menschen wurden von diesen elektrischen Strahlen angezogen, auch die Nachtschwärmer flatterten dem Lichte zu und taumelten geblendet gegen die Mauer, wo Herr Vogel mit seinem Netze bereit stand, und der gewisse Tod ihrer wartete. Die größten und schönsten Exemplare hatte er schon eingefangen, aber dennoch konnte er niemals genug bekommen von diesem Sport. Abend für Abend wiederholte sich dasselbe Manöver — der blitzschnelle Wurf mit dem Netze, das Verdrängen des Insekts ins Glas und des Glases in die Korktasche.

„Wissen Sie was, Herr Vogel“, sagte ich eines Abends, als er eifrig mit dem Einfangen von Insekten beschäftigt war, „es ist geradezu unheimlich, Sie umherschleichen und auf Ihre Beute lauern zu sehen, und dabei zu wissen, daß Sie mit jeder Bewegung den Tod bringen, ein Leben nach dem andern vernichten in dieser herrlichen Natur, wo Sie von ganz anderen friedlichen Gedanken erfüllt sein sollten.“

„Still, Sie müssen mich nicht hören“ — er hatte soeben seine Waffe gegen die Mauer geworfen und einen schwarzen Nachtschwärmer die Pforte des Todes betreten lassen; jetzt hielt er das Glas mit dem schwarzen Leichnam gegen das Licht. „Na, ich dachte es mir wohl, das ist nur ein ganz gewöhnliches Exemplar — — — Von der Art habe ich schon genug.“ Er schüttelte sein Opfer in der Hand und ließ es auf die Erde fallen.

„So hätten Sie dem armen Tier sein Leben lassen können“, sagte ich.

„Ach, das ist ja doch nur so kurz!“

„Um so mehr Grund, es nicht zu verkürzen.“

„Et was, sollte man sich derartige Strupel machen — — — ein so erbärmliches Ding! Er setzte seinen Fuß auf den schwarzen Gegenstand und zertrat ihn.“

„Ich kann ich dessen erinnern“, sagte ich gedankenvoll, „daß ich, wenn ich als Kind einen toten Schmetterling fand, diesen in einem Blumentopfe begrub, ein wenig Grün darauf streute und glaubte, er könne zu neuem Leben erwachen.“

„Und ich kann mich dessen erinnern“, sagte Herr Vogel lachend, „daß ich, wenn ich einen lebendigen Kofläfer fand, diesen mit einer Nadel aufspießte, und daß es mir nicht im geringsten leid tat, um den Wurschen.“

„Das muß daher kommen, weil Sie die Tiere nicht lieben!“

„Man ist doch auch de nTieren nicht so viel Rücksicht schuldig.“

„Alle lebenden Wesen haben Anspruch auf's Dasein, und man soll das Kleine nicht verachten. Selbst das geringste Geschöpf hat seine Bestimmung hier in dieser Welt und kann uns Menschen nützlich werden, ohne daß wir es ahnen.“

„Ich glaube, daß ich auf diese Weise den besten Nutzen aus den Nachtschwärmern ziehe“, entgegnete Herr Vogel und schüttelte sein Glas; „es ist auch ärgerlich, daß Sie meine schöne Sammlung nicht ansehen wollen. Es ist geradezu ein prächtiger Anblick!“

„Ich liebe es mehr, die Schmetterlinge im Sonnenschein, als auf dem Paradebett zu sehen. Gute Nacht, Herr Vogel!“

Ich ging auf mein Zimmer, von dessen Balkon ich sehen konnte, wie Herr Vogel seine nächtliche Jagd noch lange fortsetzte, nachdem alle anderen zur Ruhe gegangen waren. Sonst war alles still. In kurzer Entfernung vom Hotel hatte eine Zigeunertruppe ihr Lager aufgeschlagen; die ganze Familie war in den Wagen getrocken. Diesen Abend schrien die Kinder nicht; das geschah meistens bei schlechtem Wetter, wenn der Regen die Kleinen naß machte, so daß sie froren. Es war ein außerordentlich armer Tag gewesen. Der Hohn, der in diesen Gegenden oft weht, hatte die Luft trocken und drückend gemacht. Ich ließ die Tür, die auf den Balkon führte, halb offen stehen, als ich zur Ruhe ging. Mein Schlaf war unruhig und voller Träume. Plötzlich erwachte ich davon, daß etwas gegen meine Stirn schlug. Erschrocken fuhr ich auf — wieder ein leichter Schlag, aber diesmal war ich so wach, daß ich mir denken konnte, es müsse ein Nachtschwärmer sein, der sich in mein Zimmer verirrt hatte. Um mich davon zu überzeugen, zündete ich Licht an; ganz richtig — ein sehr großes Exemplar von Herrn Vogels Schwärmern sauste im Zimmer umher. Um zu verhindern, daß er sich an dem Lichte die Flügel verbrenne, stand ich auf und suchte ihm mit dem Taschentuch den rechten Weg zu zeigen. Dann trat ich selber hinaus auf den Balkon, um zu sehen, ob die Luft kühl geworden sei. In diesem Augenblick vernahm ich ein Geräusch. Ich lehnte mich über das Geländer und sah eine Gestalt auf dem Balkon unter mir. Dieser gehörte zu Herrn Vogels Zimmer, und ich vermutete zuerst, es könne Herr Vogel selber sein; da aber die Bewegungen der Gestalt höchst merkwürdig waren, indem sie von außen über das Geländer steigen wollte, so war es wahrscheinlich, daß es ein Dieb war. Ob ich eine Bewegung gemacht oder einen Schrei ausgestoßen habe, weiß ich nicht, aber die Gestalt mußte mich entdeckt haben; sie kehrte plötzlich um — ein Sprung hinaus in die Luft, und verschwunden war sie in der Dunkelheit. Es ging alles so schnell, daß ich noch ungeschlüssig auf dem Balkon stand, als die verdächtige Person sich schon längst entfernt hatte.

„Nun, da die Gefahr beseitigt war, hielt ich es nicht für nötig, die schlafenden Bewohner zu wecken. Mein Blick fiel unwillkürlich auf das Zigeunerzelt; das weiße Segeltuch bewegte sich verdächtig; ich zweifelte nicht daran, daß der Dieb von dort gekommen war. Oft, wenn ich an dem Wagen vorübergegangen war, hatte ich ein paar finstere, unheimliche Gesichter gesehen, und eine Frau mit zwei kleinen Kindern auf dem Schoße. Sie hatte mich freundlich gegrüßt, und ich hatte den Kindern einige Groschen gegeben. Es war ihnen verboten,

die Fremden anzubetteln, aber oft bemerkte ich, wie ihre feindseligen Blicke uns folgten.“

Ich hüllte mich in ein Tuch und nahm auf dem Balkon Platz, um für die Sicherheit meiner Mitbewohner zu wachen. Ich horchte gespannt, aber alles blieb still. Mit dem ersten Morgengrauen fuhr ein bespannter Wagen an dem Gasthause vorüber; es war die Zigeunertruppe, die aufgebroschen war und weiter in die Welt hinaus zog. Mir war, als ob ein paar finstere Augen zu mir hinaufblickten, dann verließ ich meinen Posten, ging zu Bett und fiel bald in einen festen Schlaf.

Als ich erwachte, erschienen mir die Begebenheiten der Nacht wie ein Traum. Während ich mich anleidete, fiel mein Blick auf den Strauß Alpenblumen, der auf dem Tische stand. Dort saß mein Nachtschwärmer von der Nacht und schlief auf einem grünen Blatte. Ich brach das Blatt ab und setzte ein Glas über das Insekt. Dann ging ich hinunter zum Frühstück und zeigte Herrn Vogel meinen Gefangenen. „Sie können dem kleinen Tier hier dafür danken, daß Sie hier ruhig sitzen und Ihren Kaffee trinken können“, sagte ich, indem ich ihm mein nächtliches Abenteuer erzählte. Er war anfangs etwas ungläubig, dann aber ging er hinaus und fand einen Strich an seinem Balkon. Diesen hatte der Dieb benutzt, um die Mauer zu besteigen.“

„Solch Diebesgesindel!“ rief Herr Vogel erzürnt aus.

„Seien Sie froh, daß er nicht Ihr Geld oder Ihr Leben genommen hat! Wie wunderbar, daß Sie dies dem kleinen Insekt verdanken, daß Sie so eifrig verfolgen, denn hätte der Nachtschwärmer mich nicht geweckt, so hätte ich die Gefahr nicht abwenden können. Flieg, Vogel, flieg“, und ich gab meinem Gefangenen die Freiheit.“

„Ja, ich bin in Ihrer Schuld und in der des Nachtschwärmers“, sagte Herr Vogel. „Wie soll ich mich erkenntlich zeigen?“

„Vor allen Dingen dadurch, daß Sie nicht mehr an diesem Orte jagen.“

„Einverstanden.“

„Es ist am besten, Sie legen Ihre Waffe in meine Hände“, fügte ich hinzu.

„Was dann weiter?“

Ich dachte nach. — „Und dann müssen Sie Ihren Kindern die kleine Geschichte von dem Nachtschwärmer erzählen.“

„Was für ein Vergnügen kann es Ihnen bereiten, daß ich meinen Kindern diese kleine Geschichte von Engelberg erzähle?“

Ich lächelte. „Es ist die Jugend, auf die wir unser Vertrauen setzen.“

„Auch auf die Kinder?“

„Gerade. Was wir jetzt in die Herzen der Jugend säen, das kommt wieder in der nächsten Generation. Wir setzen unsere Hoffnung auf die Zukunft. Und dann müssen Sie mir versprechen, auf den Wert der kleinen Dinger hier im Leben achten zu wollen; bedenken Sie, daß alle ein Glied in der großen Kette bilden, daß jedes für sich ein kleines Rad ist in der Maschine, die das Welt treibt, das Welt, wo wir Menschen nur ein Werkzeug sind, des Herrn Willen auszuführen.“

Herr Vogel senkte schweigend das Haupt. Und er hielt sein Versprechen — wenigstens ein Engelberg. Solange wir dort waren, konnten die Schmetterlinge ungehindert in den Strahlen des elektrischen Lichts an der Mauer tanzen, und was die anderen Dinge betrifft, die ich ihm ans Herz legte, so habe ich den Glauben, daß er sich bei Gelegenheit daran erinnern wird, sowohl im Leben, als in der Natur.

Exerzitien in Nevigés.

Vielseitigem Wunsche entsprechend werden demnächst im kathol. Vereins-hause zu Gordenberg-Nevigés von den hochw. Franziskanerpatres Exerzitien veranstaltet:

Für Priester vom 15. August abends bis 19. August morgens und 5. September abends bis 9. September morgens.

Für Lehrer vom 22. Aug. abends bis 26. Aug. morgens.

Für Lehrerinnen vom 29. Aug. abends bis 2. Sept. morgens.

Anmeldungen werden an den derzeitigen Pfarverwalter P. Marcellinus Blum in Gordenberg-Nevigés erbeten.

Priester-Exerzitien 1905

In Kalbeek bei Valkenburg (N.), Station auf der Straße Aachen-Maastricht, werden Exerzitien gehalten:

für Gymnasialisten der oberen Klassen vom Dienstag, 22. August, abends, bis Samstag, 26. August, morgens;

für Akademiker vom Freitag, 22. September abends, bis Dienstag, 26. September, morgens.

Anmeldungen sind zu richten an P. Rektor Nilles, Ignastu Kollen, Valkenburg (N.), Holland.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 54.

Düsseldorf, den 20. August.

1905.

Inhalt: Evangelium zum zehnten Sonntag nach Pfingsten. — Zum Feste der Himmelfahrt Mariä. — Vom Fegfeuer. — Die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechtes. — Reise-Erlebnisse und Reise-Gedanken. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum zehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XVIII, 9—14.
„In jener Zeit sprach Jesus zu Einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien, und die Uebrigen verachteten, dieses Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin, und betete bei sich also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Räuber, Ungerechten, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner hier. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehent von Allem, was ich besitze. Der Zöllner aber stand von ferne, und wollte nicht einmal die Augen gen Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig. Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöht werden.“

Zum feste der Himmelfahrt Mariä.

Heute begehen wir, lieber Leser, das älteste und vornehmste unter allen Marienfesten; ja, es ist eines der höchsten Feste des ganzen Kirchenjahres. Wir feiern da nicht mehr ein Geheimnis ihres sterblichen Lebens, sondern dessen herrliche Krönung und Vollendung: Einzug der Königin in die himmlische Glorie, wo sie nun neben ihrem göttlichen Sohne thront und das Amt der Gnadenvermittlung für uns Menschen ausübt.

Sehr schön beginnt der hl. Franz von Sales eine seiner Reden über das Geheimnis des heutigen Festtages: Nachdem die Bundeslade des Alten Testaments (sagt er) lange Zeit unter Hütten und Gezelten war geborgen worden, führte der König Salomon sie endlich in den reichen und prachtvollen Tempel ein, den er dem Herrn erbaut hatte. Der Jubel über diese Festlichkeit war so groß, daß das Blut der geschlachteten Opfertiere durch die Straßen Sions floß, das Firmament durch Weihrauchwolken ganz verdeckt war und in den Straßen der Jubel der Psalmengefänge und der begleitenden Musikinstrumente einen mächtigen Widerhall gab. — Wenn nun schon die Aufnahme der Bundeslade des Alten Testaments in den Tempel mit solcher Feierlichkeit begangen ward: wie wird erst „die Bundeslade des neuen Testaments“ — die allerheiligste Jungfrau und Gottesmutter — am Tage ihrer Himmelfahrt gefeiert worden sein! Wundervolles Fest, bei dem die Engel und die verkörperten Heiligen des Alten Bundes bewundernd ausrufen: „Wer ist diese, die da heraufkommt aus der Wüste (des irdischen Lebens), von Wonne überströmt, geliebt auf ihren Geliebten (Jesus)?“ (Hohelied 8,5) Fürwahr, das ist wunderbar! Die Mutter des Lebens ist gestorben — die Tote ist aber wieder erweckt und steigt zum Leben auf! Alles ist hier voll Freude!

Hören wir nun noch, den großen Bossuet († 1704) in einer seiner Reden auf das Geheimnis des heutigen

Tages: Unter den Geheimnissen des Christentums (sagt er) findet sich eine wunderbare Verflechtung; und so hat das heute gefeierte Geheimnis eine besondere Beziehung zur Menschwerdung des ewigen Wortes. Denn hat einstens die göttliche Mutter Jesus, unsern Heiland, empfangen, so war es billig, daß der Erlöser Seinerseits auch wieder die seligste Jungfrau aufnehme und — wie Er nicht verschmäht hat, zu ihr herabzusteigen — sie nun zu Sich emporhebe, um sie in Seine Herrlichkeit einzuführen. Kein Wunder also, wenn Maria mit solchem Glanze wieder aufersteht, mit solcher Pracht triumphiert. Jesus, dem sie das Leben gegeben, gibt ihr dasselbe heute zurück; und da es Gott zukommt, Sich stets als den Größten zu zeigen, so ist es Seiner Hoheit würdig, daß Er Seiner Mutter, die nur ein sterbliches Leben Ihm geschenkt, ein unsterbliches Leben zum Gegengeschenk mache. So verknüpfen sich diese beiden Geheimnisse. . . . Der Himmel (fährt Bossuet fort) hat ebenso gut wie die Erde seine Feierlichkeiten und seine Triumphe, seine Pracht und seine heiligen Schauspiele; oder vielmehr die Erde entlehnt eben dem Himmel diese Bezeichnungen, um ihrem eilen Gepränge einigen Glanz zu verleihen. In ihrer ganzen Kraft und Wahrheit aber finden sich diese Dinge nur bei den erhabenen Festen unseres himmlischen Vaterlandes, des triumphierenden Jerusalem. Unter diesen Festlichkeiten nun, welche die heiligen Engel und alle seligen Geister erfreuen, ist, wie ihr wohl wißt, meine Christen, diejenige, die wir heute feiern, eine der glänzendsten, und es muß ohne Zweifel die Erhebung der heiligen Jungfrau auf den Thron, den der Sohn ihr bereitet, einer der schönsten Tage der Ewigkeit sein, insofern wir bei der immer andauernden Ewigkeit von „Tagen“ reden können. Wollte ich euch den Glanz dieses herrlichen Einzuges schildern, so müßte ich euch vor die Seele führen, wie alle Chöre der Engel und der ganze himmlische Hof sich vereinen, um die Ankommende mit ihren Jubelliedern zu empfangen; ja, noch höher müßte ich eure Blicke lenken und euch die erhabene Jungfrau und Gottesmutter zeigen, wie sie von ihrem göttlichen Sohne vor den Thron des Vaters geführt wird, um aus Seinen Händen die Krone nie endender Herrlichkeit zu empfangen. Gewiß ein Schauspiel, würdig, Himmel und Erde mit Bewunderung zu erfüllen!

So der „Adler von Meaux“. Nun aber noch ein kurzes Wort über das Evangelium des heutigen Festtages! Es erzählt uns, Jesus sei einst in einem Flecken (Bethanien genannt) bei dem Schwesternpaar Martha und Maria eingelehrt. Während Martha nun alles aufbot, um den hohen Gast reichlich zu bewirten, blieb ihre Schwester Maria still zu den Füßen des Erlösers sitzen, um Seinen Worten zu lauschen. Wie aber mag die geschäftige Hauswirthin sich verwundert haben, als auf ihre, sicherlich sehr gut gemeinte Beschwerde hin der göttliche Gast gerade der Schwester Maria das höchste Lob spendete: „Maria hat den besten Theil er-

wählt, der von ihr nicht wird genommen werden!"

Wie schön stellt sich, lieber Leser, die allerjüngste Jungfrau im Bilde dieser beiden Schwestern dar! Martha ist das Bild der jungfräulichen Gottesmutter in der Heberbergaug, die sie ihrem Sohne nicht nur in ihrem Hause, sondern — als Er in diese Welt kam — in ihrem leuschten Schoße bereitete, sowie in der unermüdeten Sorgfalt, Ihn in allen Stücken recht gut zu bedienen und Ihn während Seiner zarten Kindheit mit allem Nötigen zu versehen! Aber ebenso wunderbar wußte sie damit das andächtige, vom Herrn gepriesene Verhalten der Schwester Marthas zu verbinden; denn sie hielt sich in beständigem Stillschweigen, horchte nur auf die Worte des himmlischen Lehrmeisters und „sah darüber nach in ihrem Herzen“ (Luk. 2, 19).

So hat denn die allerjüngste Jungfrau „den besten Teil erwählt“ schon während ihres irdischen Lebens, — im höchsten, herrlichsten Sinne aber beim glorreichen Abschlusse desselben, da sie die Krone der Herrlichkeit empfing. Möge ihre mächtige Fürsprache uns, lieber Leser, die Gnade erwirken, daß wir dereinst im Reiche der Seligen den Preisgesang fortsetzen dürfen, den wir mit der Kirche Gottes ihr heute weihen: „Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr in Ewigkeit nicht wird genommen werden!"

S.

Vom Fegfeuer.*)

Von J. O.

Ein Zweifaches lehrt die unfehlbare, katholische Kirche über das Fegfeuer, wie unsere Mäner den jenseitigen Reinigungsort so markig benannt haben: erstens, daß es ein Fegfeuer gibt und zweitens, daß die Gläubigen auf Erden den im Fegfeuer befindlichen Seelen durch ihre Gebete zu Hilfe kommen können. Sie spricht damit zwei Sätze aus, deren erster auch den erleuchteten Heiden nicht fremd war und welche die Gläubigen des alten Bundes ausdrücklich bekant, beziehungsweise übten.

Christus aber tadelt diese Übung nicht, noch bekämpfte er den Glauben des auserwählten Volkes. Seine Aussprüche bekräftigen und bestätigen ihn vielmehr.

„Wer gegen den heiligen Geist redet,“ sagt er einmal, „dem wird nicht vergeben werden, weder in der gegenwärtigen Welt noch in der zukünftigen.“ (Matth. 12, 32). „Es gibt demnach“, bemerkt der heilige Augustinus zu dieser Stelle, „eine Sündenvergebung auch im jenseitigen Leben,“ das heißt einen Reinigungsort, ein Fegfeuer.

Auch die Apostel verkünden diese Lehre. So schreibt der heilige Paulus in seinem ersten Korintherbrief, Kapitel 3, Vers 11 und folgende: „Einen anderen Grund kann niemand legen außer dem, welcher bereits gelegt ist, welcher ist Christus Jesus. Wenn aber jemand auf diesem Grunde Gold aufbaut, oder Silber, oder Holz, oder Stoppeln, so wird das Werk eines jeden an den Tag kommen, denn der Tag des Herrn wird es kund machen . . . und das Feuer wird erproben, welcher Art die Werke eines jeden sind. Wenn das Werk, das jemand aufgebaut hat, standhält, wird er Lohn empfangen. Wenn es verbrannt wird, er Schaden leiden, aber doch selig werden, jedoch nur wie durch Feuer.“

Das christliche Leben, will den Welterlehrer sagen, muß unter allen Umständen auf Christus als dem von Gott selbst gelegten Grundstein aufgebaut werden. Und es muß ein solider Bau werden. Denn der Herr kommt beim Tode zum Gerichte und prüft den Bau durch Feuer. Alles, was nicht durchaus feuerfester ist, was auf Nachlässigkeit und Sorglosigkeit hinweist, also Holz, Heu, Stoppeln, wird brennen, und derjenige, welcher seinen Bau nicht von diesen Dingen frei gehalten hat, wird Schaden davon haben. Zwar wird es selig werden, aber nur dadurch, daß er durch das reinigende Feuer geht, welches alle Spuren schlechter Arbeit vollständig verzehren muß. Selig wird er weil sein Bau trotz verschiedener Mängel doch auf Christus gegründet war, weil er Glauben, Hoffnung und Liebe bewahrt hatte. Aber er erlangt die Seligkeit nur auf dem Wege schmerzlicher Läuterung im Jenseits.

*) Vgl. Hettinzer, Apologie des Christentums, VII. Auflage, 4. Band, Seite 344 ff.

Allen denen nun, welche diesen Weg zu gehen haben, können wir helfend versprechen. Dies ist die weite, überaus trostvolle Glaubenslehre der Kirche vom Fegfeuer.

Die im Frieden Gottes und in der Gemeinschaft mit der Kirche Abgeschiedenen gehören noch zu uns. Sie sind eins mit uns durch das eine Haupt der Gläubigen, den einen Herrn Jesus Christus, dem sie angehören als Glieder, lebend zwar und kühlend, aber genährt und durchweicht von seiner Gnade. Wie wir zur triumphierenden Kirche aufsteigen und unsere im Himmel verklärten Brüder um ihre Fürbitte anflehen, so senden wir hier auf Erden unsere Gebete zu Gott empor und bitten für die, welche nur leiden und nichts mehr für sich tun können.

So wurde es von den Zeiten der Apostel an in der Kirche gehalten. Schon vor mehr als 1700 Jahren konnte daher Tertullian auf das Gebet und die Opfer für die Verstorbenen als eine uralte Übung hinweisen. „Wir glauben“, lehrt der heilige Bischof Cyrillus von Jerusalem, der von 315—386 lebte, „daß es den Seelen sehr große Hilfe bringt, wenn wir während des heiligen Opfers für sie beten. Wir flehen zu Gott für die Entschlafenen, nicht indem wir einen Kranz flechten, sondern indem wir den für unsere Sünden geopfert Christus ihm darbringen und so für sie und für uns den gütigen Gott verfühnen.“ Und Augustinus, von 354—430, schreibt: „Das Gebet der Kirche oder frommer Menschen wird erhört zugunsten jener Gläubigen, welche aus dem Leben geschieden sind aber nicht so böse waren, daß sie als der Gnade unwürdig verdammt worden wären, aber auch nicht so fromm, daß sie unmittelbar hätten in die Seligkeit eingehen können.“ Der ältere Protestantismus hat nebst so vielem anderen auch diese trostvolle, so echt christliche und zugleich echt menschliche Lehre vom Reinigungsorte verworfen, diese herrliche Lehre, welche uns selbst bei dem plötzlichen Tode unserer Lieben nicht ohne Hoffnung läßt, welche dem Warten der göttlichen Barmherzigkeit ein ausgedehntes Gebiet öffnet, ohne Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit zu freinträchtigen, welche dem menschlichen Herzen so mild entgegenkommt, ohne dem Ernst der Religion zu nahe zu treten, diese Lehre, durch welche allein es möglich ist, die ganze Strenge der christlichen Sittenlehre festzuhalten, ohne in harte Verdammungsurteile auszusprechen. Der neuere Protestantismus dagegen hat eingesehen, wie unflug es war, diese so wohl begründete Lehre zu verworfen und lehrt, so weit er überhaupt noch gläubig ist, auf Umwegen zu derselben zurück. Im Gegensatz zu ihren Bekenntnisschriften und den Aussprüchen der sogenannten Reformatoren beten viele Protestanten so gut für ihre Verstorbenen, wie wir Katholiken es tun.

Die Annahme des Fegfeuers ist eine selbstverständliche, ganz natürliche Folgerung aus anderen Glaubenswahrheiten.

In der Taufe nimmt Gott mit der Schuld der Sünde auch die ewige und sämtliche zeitlichen Strafen hinweg. Nicht so in dem Sakrament der Buße. Hier erlangen wir zwar Nachlaß der Sündenschuld und der ewigen Strafe, aber nicht immer auch der ganzen zeitlichen Strafen. Wir müssen die Folgen der Sünden tragen und der göttlichen Gerechtigkeit genügen, sei es für die noch nicht genügend bereuete und abgeküßten schweren Sünden, sei es für die lässlichen Sünden, lässlichen Schwächen und Vergehen, die wir bei höherer Liebe, gesteigertem Eifer und aröherer Nachsicht hätten vermeiden können. In unzähligen Beispielen bezeugt die Schrift, daß eine Sünde erlassen, die zeitliche Strafe aber nicht gesühnt wurde, sondern getragen werden mußte. Bei Adam, Moses, David, den Hiraviten sehen wir dies aufs deutlichste.

Wo darum Gott bei unserem Tode noch nicht vollständig befriedigt ist, da wartet auf uns nach dem Hinscheiden die zeitliche Strafe des Reinigungsortes. Es ist die Strafe zur Sühne der verletzten Ordnung Gottes, eine Strafe, durch welche die Seele geläutert werden soll von den Flecken, welche das Ebenbild Gottes in ihr entstellten. Nichts Unreines kann in den Himmel eingehen, sagt uns die ewige Wahrheit, und der heilige Thomas bemerkt: „Weil die Gerechten zuweilen sterben ohne in diesem Leben genügend gebüßt zu haben, die Schuld aber nicht ohne Strafe bleiben soll, damit die ewige Ordnung nicht gestört wird, so ist es notwendig, daß sie eine zeitlang gestraft werden und erst dann zur Seligkeit eingehen.“

Sind die Bande der Verblüfftheit gefallen, so lebt die Seele, jeder weiteren Täuschung verschlossen, in erster Bestimmung und klarer Erkenntnis ein tief geistiges, zu innerst gesammeltes Leben. Die ganze Vergangenheit steht eng zusammengedrängt vor ihrem Blicke. Da fühlt sie auch die geringste Schuld als Schuld und dies mit einem Schmerze, dessen sie nur fähig ist, wo kein Gedanke an die Geschöpfe sie zerstreuen kann, wo ein Augenblick schmerzvoll wird wie eine Ewigkeit. Da brennt der geringste Flecken in ihr wie Feuer, da sie sich dem allheiligen Gott gegenüber gestellt sieht. In ein Bad voll bitterer Pein

und Bege laucht sie unter, bis sie würdig ist, rein vor dem reinsten Richter zu erscheinen. In dieser Qual, doch nicht ohne Hoffnung, brennend nach Gottes Anschauung, zu dem sie sich hingezogen fühlt, ist sie ganz in Schmerz versenkt; ihre Erkenntnis ist heller, ihr Will: ist stärker, ihre Reue bitterer, ihre Sehnsucht glühender — und das alles vermehrt ihre Qual. „So mächtig die ungeordnete Liebe war,“ sagt Augustinus, „so mächtig wird die Qual sein.“

Nur eins lindert ihre Qual: die Hoffnung, und eins rächt sie in ihren Leiden, die Liebe. Sie liebt den, der sie schlägt und liebt die Strafe, um seiner Liebe würdiger zu werden. Diese übernatürliche Liebe zu Gott aber ist es dann, welche in der Seele die Läuterung bewirkt, die lässlichen Sünden rügt, alle dunklen Schatten vertreibt und das herrliche Gewand schafft, in dem die Seele dereinst einziehen kann zur unendlich bestehenden Anschauung des Allerhöchsten.

So ist der Glaube an den Reinigungsort eine tiefe ernste Mahnung, aber auch ein übergroßer Trost. Er mildert den Schmerz in der Brust der Hinterbliebenen und trodnet die Tränen, die am Grabe fließen. Wir trauern, aber nicht wie die Heiden, die keine Hoffnung haben. Die Seelen unserer Freunde sind zwar abgegangen, aber sie sind nicht gestorben, sie leben in Gott; sie sind nur aus der Kirche des Diesseits hinübergegangen in die Kirche des Jenseits. Im Glauben und in der Liebe, in der Gnade Christi und im Opfer für sie reichen wir ihnen die Hände. Unser Gebet und das Blut des Ockerlammes dringt hin vor den Thron des Ewigen und empfängt Gnade, und es steigt nieder zu ihnen, die in der Trübsal seufzen, um wie kühler Tau ihr Leid zu lindern. Je reiner unser eigenes Leben, je flammender unsere Liebe, desto wohlgefälliger werden die Werke geistlicher und irdischer Barmherzigkeit, werden unsere Fürbitten und Aufbahrungen sein, die wir dem gerechten Gott als Lösegeld für die Hingeshiedenen darbringen. Und weil wir unserer Schwäche mißtrauen, darum wenden wir uns an die Kirche auf Erden, um die Schätze der Verdienste im Abtuh ihnen zuzuwenden. Einst hatte der Herr dem Abraham auf seine Bitte versprochen, die Städte Sodom und Gomorha zu schonen, wenn auch nur zehn Gerechte darin gefunden würden; so wird er den Seelen der Abgeschiedenen vergeben um unseres Gebetes willen, mit dem wir in Christus und durch Christus zu ihm stehen. Und wenn der Herr so feierlich erklärte, was wir dem geringsten unserer Brüder auf Erden getan, das sei ihm getan, dann ist dieser Dienst der Liebe an unseren in Gott geschiedenen Brüdern zugleich der beste Gottesdienst.

So gleicht die katholische werklätige Liebe zu den Verstorbenen den doppelten Schmerz aus, den der Tod bringt. Zuerst sind wir in übermäßiger Trauer über den Verlust der Hingeshiedenen, dann tilgt die Zeit nicht selten ihr Gedächtnis in unseren Herzen. Und das ist erst der rechte Tod für die von uns früher Geliebten — die Vergessenheit. Unser Glaube aber macht aus der Hoffnung eine Tugend, wenn wir fassunglos am Grabe stehen, und er erhebt das Andenken an die Verstorbenen zu einer Pflicht. Vor Gott, in Gott gedenken wir ihrer, und so streift die Liebe zu den Heimgegangenen in uns zusammen mit der Liebe zu Gott, vor dessen Altar wir ihrer gedenken. Die Religion schützt die Geschiedenen vor der Vergessenheit und bewahrt unserer Seele ihre zartesten Empfindungen. Gerade dadurch beweist sie wieder, daß sie wirklich Gottes Wort und ewige Wahrheit ist, weil sie diesem allgemein menschlichen, tief in unserer Brust wurzelnden Bedürfnis entgegenkommt, es weilt und leitet und zum Träger geistiger Kräfte und Gnaden erhebt.

— Die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechtes

wurde seither immer dahin beantwortet, daß der Mensch für das Diluvium, die der heutigen Erdperiode vorausgehende Zeit, sicher nachweisbar ist. Das lebhafteste Interesse müßte natürlich der Gedanke erregen, ob der Mensch nicht für noch frühere Perioden, zunächst für das Tertiär, nachgewiesen werden könnte.

Als Beweis für das Vorhandensein des tertiären Menschen führte man Feuersteinsplitter an aus unzweifelhaft tertiären Erdschichten, welche die Spuren einer, wenn auch recht primitiven Bearbeitung durch intelligente Wesen an sich tragen sollten. Im Mai haben wir über einen derartigen Beweisversuch von Klaatich referiert, welcher in den dem Tertiär angehörenden Erdschichten von Aurillac solche Steinsplitter gefunden und von ihnen auf das Vorhandensein des Menschen bzw. dessen Ahnen schloß.

Da solche Splitter, die man als „Solithen“ bezeichnet hat, an verschiedenen Plätzen gefunden wurden, und zwar recht zahlreich, sprachen manche Forscher von solchen Solith-Industrien in grauer Vorzeit. Als solche wurden angeführt:

die Industrie von Thenay im Departement Loire-et-Cher — aus dem oberen Oligocän; von Puy-Couray (Cantal) — und von Otta bei Vissabon — beide aus dem oberen Mioocän — von Châtillan von Kent, von Saint-Prest (Loire-et-Cher), von Forest Cromer — sämtlich aus dem Mioocän, endlich noch einige aus dem Alt-Quartär.

Ein Widerspruch gegen die Deutung dieser Steinsplitter, als seien sie Produkte menschlicher Arbeit, hat es nicht gefehlt. Die betreffenden Gelehrten, voran Boule (Paris), Ranke (München), Hörnes (Wien), erklärten die betreffenden Gebilde als Naturprodukte, die durch Verwitterung abgesplittert, ihre Schlagflächen auf rein mechanischem Wege erhalten haben und daher einen Rückschluß auf einen tertiären Menschen nicht gestatten.

Jetzt kommt aus Paris eine Kunde, welche diesen Widerspruch glänzend rechtfertigt. In der Beilage der „Allg. Ztg.“ (Nr. 168 vom 23. Juli 1895) teilt Dr. Obermaier (Paris) mit, daß durch eine Beobachtung André Davilles, des Präparators an der Ecole des Mines in Paris, Aufklärung in die Frage gebracht werden könne. Er erzählt:

Einer Einladung A. Davilles folgend, begaben sich Professor M. Boule, E. Kartailhac und ich am 22. Juni nach Mantas, in dessen Nähe die Société des Ciments Français die dortige Kreide ausbeutet. Diese wird zu einer feinen Masse geschlemmt, um alsdann mit entsprechenden Zutaten versehen und zu Zement verarbeitet zu werden. Die natürlich Beschaffenheit der Kreide, welche der Seconstufe angehört, bringt es mit sich, daß sie zahlreiche intakte Feuersteinknollen enthält, die im Interesse des Fabrikationszweckes ausgesondert werden müssen. Zu diesem Behufe schüttet man die frisch gebrochenen Kreidetrümmer in mit Wasser gefüllte Behälter und bringt die ganze Masse mittels turbinenartiger Räder in kreisende Bewegung. Nach 29 Stunden ist die Kreide vollständig geschlemmt, indes die Silixknollen gleich Kiesbänken am Boden absondert liegen bleiben. Selbstverständlich aber haben auch sie die künstliche Wirbelbahn mitzubeschreiben, wobei sie allen Möglichkeiten gegenseitigen Drückes und Stoßes und wechselseitiger Ueberrollung ausgesetzt sind. Zu unserer Ueberraschung fanden wir nun, daß die große Mehrzahl der Knollen am Ende dieses Prozesses die sämtlichen Formen und Typen der „Solithen“ aufweist. Die Uebereinstimmung der verschiedenen Proben mit den im Kreise der Solithindustrie vorkommenden Typen ist eine derartige, daß eine Unterscheidung zwischen ihnen schlechthin unmöglich ist. Selbst die bei den Solithen teilweise wahrzunehmende nachträgliche Abrollung der Kanten tritt auch hier in einer Häufigkeit zutage, aus der klar hervorgeht, daß schon eine ungleich kürzere Zeit hinreichen würde, sie in der bezeichnenden Weise umzugestalten.

Die Bedeutung dieser Konstatierung scheint von großer Wichtigkeit zu sein. Wie A. Gaudry in dem Bericht, den er am 26. Juni der Académie des Sciences in Paris überreichte, hervorhob, ist nunmehr der praktisch-experimentelle Beweis in unbestreitbarer Form erbracht, daß Solithen auf rein mechanischem Wege und unter der Wirkung rein natürlicher Kräfte entstehen können. Damit fallen auch, so schließt er seine Mitteilung, die Schlussfolgerungen, die man bisher aus dem Vorhandensein von Solithen auf den Tertiärmenschen gezogen.“

Damit ist wieder eine Hypothese, die allerdings nicht sonderlich fest begründet war, zerstört.

□ Reise-Erlebnisse und Reise-Gedanken.

Ein Leser unseres Blattes sendet uns folgende Ausführungen mit der Bitte um Aufnahme:

Vor etwa 8 Tagen hatte ich eine Reise nach Münster i. W. zu machen. Ich benutzte, da wir mittleren Eisenbahner auch die 2. Klasse benutzen dürfen, mit meinen grünen Schein ein behagliches Abteil 2. Klasse. Dieses Abteil war leer und tadellos. Der schöne Plüsch, der neue Anstrich der Holzteile vermehrte den guten Eindruck derart, daß es dem verwichensten Frauenauge imponieren mußte. Kurz vor der Abfahrt bestiegen noch 2 Damen mit einem Kinde dieses Abteil. Eine Dame stellte das Kind neben sich auf den Coupeesitz, damit es sich an der landschaftlichen Schönheit erfreue. Das Kind trampelte nun nach Belieben auf den wohl noch neuen Plüsch. Je mehr das „Herzchen“ sich freute, je schlimmer wurde das Strampeln der Beinchen und bald war der Plüsch beschmutzt. Dann klagte das „Herzchen“ über Durst; die neben ihm sitzende Dame konnte es nun nicht dulden, daß ihr Herzblatt etwas litt. Sie entnahm daher ihrem Täschchen, vom feinsten Leder, eine Apfelsine, schälte diese kunstgerecht, warf die Schalenstücke nebst Papierhülle achtlos auf den Wagenboden und reichte ihrem Töchterchen von der Apfelsine. Ein großes Apfelsinenstück war den Händen der

Dame entglitten und rollte mir vor die Füße, wo es aufzuheben, die Dame sich nicht die geringste Mühe gab. Ich bin von Hause aus nicht verwöhnt, aber diese Handlungsweise der Dame war mir denn doch ein bischen zu rücksichtslos gegen Mitreisende und das Eigentum des Eisenbahn-Fiskus. Die Eisenbahn-Organen sorgen für reine, angenehme Wagen und diese Dame scheute sich nicht, das Abteil in einen solchen Zustand zu versetzen! Wie schön wäre es gewesen, wenn die Dame die Abfälle, in Papier gewickelt, in's Täschchen gesteckt hätte, um sie später an einen geeigneteren Ort zu bringen. Wie leicht sind die Schalen auf dem Boden zertreten, wie sieht dann das Abteil aus und — man kann ausgleiten und zuschaden kommen. Gegen solche Vorkommnisse ist die Eisenbahn-Verwaltung in den meisten Fällen machtlos; daher muß es Aufgabe der Zeitungen, des reisenden, ordnungsliebenden Publikums sein, wo immer nur möglich, in dieser Hinsicht erzieherisch zu wirken.

In Duisburg traten zwei Herren an's Coupee, um einzusteigen, sie aber wandten sich unter Hinweis auf die Apfelsinenschalen. In Oberhausen nahm der Schaffner diese Schalen fort; einige waren sehr zertreten. Die Dame mit dem Kinde stiegen aus und drei Herren ein; zuletzt noch ein Dominikaner, welcher in Wanne den Zug wieder verließ. Die drei Herren fuhren mit nach Münster. Zwischen Oberhausen und Wanne entspann sich zwischen den 3 Herren eine Unterhaltung über Vorkommnisse in Rußland und im Russisch-Japanischen Krieg, wobei auch, nicht ohne Absicht, die katholische Kirche mit hineingezogen wurde. Einer hatte gelesen, es habe ein römisch-katholischer Pater für das Glück des Zaren, für einen Ausgange des Krieges zu Gunsten Rußlands zu Gott gebetet. Diese Aeußerung war der Anlaß zu einem Heiterkeits-Ausbruch und zum Schimpfen über alles Katholische; auch einige ungehörige Anspielungen auf den anwesenden Dominikaner, welcher die meiste Zeit in einem Buche las. Das Bittgebet soll der Pater zu Anfang des Krieges für den Zar und Rußland verrichtet haben. Ich hatte mich vorher bereits in das Gespräch gemischt; so konnte ich dem Herrn erwidern, daß der Pater die russischen Zustände genau erkannt haben wird und die Ereignisse, welche sich im russischen Reiche zugetragen haben, vorausgesehen haben dürfte. Ein echter Christ betet sogar für seinen Feind, das hat er von seinem göttlichen Herrn und Meister gelernt. Drum Achtung jenem Pater!

Die drei Herren ließen nicht ab von ihrem Chikanieren, bis der anwesende Dominikanerpater in äußerst ruhigem Tone sagte: „Meine Herren, ich habe hier ein Lehrbuch über Anstandsregeln für einen meiner Schüler; durch Ihr Gespräch veranlaßt, habe ich gesucht, was der Verfasser dieses Buches, ein höherer Lehrer, über Beschimpfen der katholischen Kirche und ihrer Einrichtungen sagt. Der Verfasser sagt: „Die meisten Menschen, welche sich herausnehmen, eine Kritik an der katholischen Kirche und ihren Organen zu üben, entbehren jeder Kenntnis dieser einzig großartigen Einrichtung und unmöglich ist es einem wirklich gebildeten Menschen, mit solchen einseitigen Menschen sich in eine Disputation einzulassen.“ Die drei Helden gerieten ob dieser passenden Zurechtweisung in eine große Wut. Erst als der Herr Pater den Zug verlassen, plagte die Wutbombe. Es erinnerte sich einer der Herren der in Nerne vor etwa vier Wochen stattgefundenen Missionstätigkeit einiger Patres. In allej Tonarten wurde über die Missionare und deren Tätigkeit geschimpft. — Ich habe vor kurzem zu meiner Freude auch Gelegenheit gehabt, in dem schönen lieben Städtchen H., am Fuße des bergischen Bandes und unweit des vielbesungenen, sagenumwobenen Rheinstromes liegend, einer achtstägigen Mission beizuwohnen. Dreimal im Tage war Predigt, Kapuzinerpatres hielten sie morgens, mittags und abends. Trotz der vielen Arbeiten zu Hause, auf dem Felde und in den Geschäften war die Kirche jedesmal vollbesetzt. Scharenweise eilte man zur Kirche. Abends war die Kirche erdrückend voll. Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen hatten niemals veräumen wollen, aus dem Gnadenschah, der hier eröffnet, zu schöpfen.

Diese Männer, welche Gott zu Liebe sich dem Wohle der Menschen widmen, verlangen von uns und erbitten in ihrer energischen Weise, daß wir stets unser Denken und Handeln innerhalb der von Gott gezogenen Grenzen halten. Das hat Jesus bereits getan und ist Samariterdienst. Diese Männer gewähren uns volle Freiheit, verlangen aber auch, daß wir unseren freien Willen nicht mißbrauchen zum eigenen noch zum Nachteil seiner Mitmenschen; ja, gegen alles von Gott Erschaffene soll man Liebe und Bernunft walten lassen. Ich habe mancher Predigt dieser hochwürdigen Herren beigewohnt und kann versichern, daß mit diese unvergeßlich bleiben werden; und ich wünsche für mich und alle andern einen dauernden Vorteil. Zu Hause habe ich über die Tätigkeit dieser hochwürdigen Patres nachgedacht, wobei sich meine Gedanken auf die Tätigkeit der Bedner des Evangelischen

Bundes verirrten. Was hört und liest man von diesen? Verleumdungen, wissentlich und unwissentlich falsche Beurteilung unserer religiösen Gebräuche und Sacramente. Das vernünftig denkende Volk will Frieden, will friedlich nebeneinander sich um die Liebe Gottes bemühen, hier ihr Herren setzt den Hebel an und unterstützt mit der katholischen Geistlichkeit die Absichten des Volkes. Lehret das Volk wie die katholische Geistlichkeit es tut, Mittel und Wege kennen, um sich deren zu bedienen. Bringt die Menschheit zu einer größeren religiösen Vollkommenheit, so leistet Ihr Gott, der Menschheit und dem Staate einen unberechenbaren, einen unausschließlichen Dienst. Das Volk wird und kann solchen Menschen, welche selbst von Gotteswegen abgewichen, niemals seine eignen Geschicke vertrauensvoll in die Hände legen. Die Vergangenheit hat genügende warnende Beispiele.

Nachdem ich die Dehtätigkeit gewisser Leute mit der erhabenen Tätigkeit der hochw. Patres verglichen, kamen mir unsere Patres wie Schwanenritter vor. Ein Gedicht beginnt: Zu schirmen der Unschuld Rechte, — Ist Dohengrin der erwählte Held — Nach ew'gem Rathschluß von Gott bestellt, — Daß er siege im heißen Gefechte. — Und führen wird ihn im lichten Rahn — Der gekrönte Schwan, — Durch Sturm und Wellen auf feuchter Bahn.

Wie der Beatriz so droht auch den Katholiken im Besonderen eine Gefahr durch schlechte Zeitungen, Räuber und irreführende Gott ungetreuen Medner, durch Umgang mit charakterlosen Menschen. Da hat der Herr Pfarrer von H., welcher diese Gefahr erkannt, den Rosenkranz mit innigem Gottvertrauen gebetet und der Ton des Glückleins wurde im stillen Kloster der Kapuziner in Münster vernehmbar.

Beatriz war die Gefangene ihres Schloßverwalters, der ihr Beschützer sein sollte. Für Beatriz war der letzte Tag der von ihrem Schloßverwalter gestellten Frist gekommen. In ihrer höchsten Not nahm die Prinzessin den von ihrem Oheim erhaltenen Rosenkranz mit dem Glücklein des Eremiten und betete mit dem innigsten Gottvertrauen; das Glücklein läutete mit magischer Kraft. Die Sonne strahlte heiter vom blauen Firmament herab. Beatrizens Auge blickte voll Sehnsucht und Schmerz in die Gegend hinaus, wo sie ihre Lieben zuletzt gesehen hatte; da bemerkte sie auf dem sonst spiegelglatten Strom einen kleinen Punkt, der, wie sie meinte, näher kam. Hoffnung und Zuversicht wurden belebt. Nach diesem Punkt blickte ihr Auge unverwandt und bald konnte sie sehen, wie eine Barke sich ihr näherte. Die Barke wird gezogen von einem Schwan; im Schiffelein steht ein Ritter, dessen Augen fest auf Beatriz gerichtet sind, hinter ihm ein mutiges Schlachtroß. Der Schwan lenkte das Schiffelein ans Ufer unweit des Schlosses. Der Ritter schwang sich in voller Rüstung auf sein Schlachtroß; der Schwan zog auf einen Winkel seines Herrn den Strom wieder hinauf. Etwa 30 Schritte vom Schlosse entfernt, stieß der Ritter dreimal mächtig ins Horn von Eisenbein und sprach dann mit starker, weitdrönder Stimme: Ich, ein Streiter des Himmels und Ritter der Erde, befehle dir, Gerhard, Vogt dieses Schlosses, im Namen göttlicher und menschlicher Gesehe, deine frechen Ansprüche auf die Hand der frommen, dich bedauernden und verachtenden Prinzessin von Cleve zu entsagen, welche du, der Untertan, statt sie, gemäß Auftrag ihres Vaters, welcher am Kreuzzuge theilhaftig, zu beschützen, gefangen hältst und bedrohst. Als Diener kamst du ins Schloß, jetzt willst du hier als Herr und Gebieter herrschen. Verlässest du nicht gutwillig das Schloß, so fordere ich dich zum Zweikampf auf Leben und Tod. Der edle Ritter warf den Ritterhandschuh hin. Ein Page hob den Handschuh auf und reichte ihn dem herantretenden Vogt. Beide Ritter schlugen die Visiere herunter, stellten sich auf, legten die Lanze ein und stürzten auf einander los. Gerhard, der ungetreue Vogt, stürzte nach hartem Kampfe tot vom Pferde. Beatriz lag auf den Knien und dankte Gott für ihre Rettung.

Auch die Patres kamen in die Stadt H., in einfacher Rutte, bewaffnet mit dem Rosenkranz, aus ihrem schönen, von Gottessfrieden durchwehten Heim, um den Kampf mit dem Unglauben und seinem Anhang aufzunehmen. Mit donnernder Stimme riefen diese Gottesstreiter: „Hinweg mit Dir aus dieser Gemeinde, laß ab von der Verfolgung.“ Mit dem Kreuzstix auf der Brust kämpften diese Herren dreimal im Tage. Gleich Zauberschlägen wirkten ihre vom Geiste Gottes geleiteten Reden, welche von Herzen kamen und zu den Herzen der Zuhörer drangen.

F. L. in H.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 35.

Düsseldorf, den 27. August.

1905.

Inhalt: Evangelium zum ersten Sonntag nach Pfingsten. — Die Vorsehung. I. — Aus den deutschen Schutzgebieten. — Ein Naturforscher über den Darwinismus. — Kampf gegen die billige Schundlektüre. — Allerlei. — Sommer- und Herbst-Exerzitien 1905 in Stegl. — Exerzitien in Reviges. — Priester-Exerzitien 1905. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum ersten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Markus VII, 31—37.

„In jener Zeit ging Jesus weg von den Grenzen von Tyrus, und kam durch Sidon an das galiläische Meer, mitten in's Gebiet der zehn Städte. Da brachten sie einen Taubstummen zu ihm, und baten ihn, daß er ihm die Hand auflegen möchte. Und er nahm ihn von dem Volke abseits, legte seine Finger in seine Ohren, und berührte seine Zunge mit Speichel, sah gen Himmel auf, senkte und sprach zu ihm: Ephetha, das ist: Tue dich auf! Und sogleich öffneten sich seine Ohren, und das Band seiner Zunge ward gelöst, und er redete recht. Da gebot er ihnen, sie sollten es Niemanden sagen. Aber je mehr er es ihnen gebot, desto mehr breiteten sie es aus und desto mehr wunderten sie sich und sprachen: Er macht alles wohl! Die Tauben macht er hörend und die Stummen redend!“

Die Vorsehung.

I.

Im heutigen Evangelium finden wir unsern Herrn in einer Landschaft Palästinas mit vorwiegend heidnischer Bevölkerung. Man führt Ihn dort einen armen Taubstummen zu; nachdem der Herr diesen Unglücklichen geheilt, ruft das zahlreich versammelte Volk staunend aus: „Er macht Alles wohl; die Tauben macht Er hörend und die Stummen redend!“

Ich würde mich nun nicht allzu sehr wundern, wenn der eine oder andere Leser hierzu die Frage stellen möchte: Aber warum ließ der gütige Schöpfer solch unglückliche Geschöpfe, wie Blinde, Gehör- und Sprachlose überhaupt werden? Und warum heilte der göttliche Erlöser nicht alle diese Unglücklichen? Warum ließ Er überhaupt so viel Plage und Kummer und Leid in der Welt, selbst für Seine treuesten und ergebensten Befehrer? — Die Apostel fragten auch einst ihren göttlichen Meister, als sie einen Blindgeborenen vor sich sahen: „Meister! Wer hat gesündigt — dieser oder seine Eltern, daß er blind zur Welt kam?“ Und der Herr antwortete: „Weder er noch seine Eltern haben gesündigt, sondern (er ist blind) damit die Werke Gottes an ihm offenbar werden“ (Joh. 9, 3).

Geheimnisvoll für uns, lieber Leser, sind die Wege der göttlichen Vorsehung, die Alles auf Erden wunderbar lenkt und leitet nach einem von Ewigkeit her feststehenden Plan. Die göttlichen Fügungen sind uns unverständigen Menschen ebenso rätselhaft, wie der wohlgeordnete Gang der Zeiger einer Turmuhr jedem Beobachter, der von einem künstlichen Uhrwerke gar nichts weiß. Oder ein anderer Vergleich: Siehst Du, lieber Leser, das Fadengewirr auf der Rückseite eines schön gestickten Teppichs, so könntest Du wohl meinen, daß diesem Gewirre unmöglich eine wohlüberlegte Ordnung zu Grunde liegen könne; Du brauchst den Teppich

aber nur umzukehren, und Dein Auge ruht entzückend auf diesem Gebilde menschlicher Kunstfertigkeit. So stoßen auch uns im Verlaufe des irdischen Lebens manche Schicksale zu, die uns wohl anfangs ganz aus der Fassung bringen; allein der allweise Gott lenkt und leitet sie so, daß sie zu Seiner Verherrlichung und zu unserm Wohle ausschlagen. So kommt es denn oft, daß wir hinterher alle Ursache haben, mit dem königlichen Sänger David auszurufen: „Vom Herrn ist das geschehen, und es ist wunderbar in unsern Augen“ (Psalm 117, 23).

Gott, der uns unendlich liebt (1. Joh. 4, 16), hat in Allem nur die Absicht, uns glücklich zu machen. Dabei zieht Er nicht in Betracht, was die Welt „groß“ nennt. Er ist eben der Vater aller Menschen und liebt alle auf gleiche Weise: Reiche und Arme, Fürsten und Untergebene, Gelehrte und Ungelehrte.

Aber (fragt man) wie erklären sich denn diese Unterschiede in den Verhältnissen der Menschen? Wie verträgt es sich mit der Gerechtigkeit, Weisheit und Güte Gottes, wenn man die Guten verachtet, die Gottlosen aber geehrt und glücklich sieht? Warum straft die göttliche Vorsehung nicht das Laster und warum belohnt sie nicht die Tugend?

Zunächst muß ich dazu bemerken, lieber Leser, daß diese Frage als allgemeine Voraussetzung ganz falsch ist: Nicht alle Guten sind unglücklich, und nicht alle Bösen sind glücklich; denn es gibt ein inneres Glück, das ausschließlich den Guten zu teil wird, während der Anteil der Gottlosen die Gewissensbisse sind, die dem Laster auf dem Fuße folgen.

Was wir kurzfristige Menschen „Glück“ zu nennen belieben, ist in vielen Fällen leerer Schein! Ich las da jüngst in den „Gesprächen Göthes mit Eckermann“ ein bemerkenswertes Wort des großen Dichters: „Man hat mich (sagt er) immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch, will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es weiter nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte“ (I, S. 106). Und unser berühmter Schiller schrieb am 20. August 1788 an seinen Freund Körner: „Ich kann keinen Moment sagen, daß ich glücklich bin. . . Du wirst fragen, was ich denn eigentlich will? Das weiß ich selbst nicht! Aber ich fühle, daß ich noch nicht in dem Elemente schwimme, in das ich eigentlich gehöre.“ Dazu bemerkt sehr treffend N. Perthes: „Nur der kann gegen Schiller sich ereifern, der nicht weiß, wie dem zu Mutte ist, der sich ausgestreckt nach dem Umgange mit dem lebendigen Gott und nun nichts findet in seiner Zeit, als den kalten, in astronomischer Erhabenheit thronenden Götzen des Verstandes.“ — Uebrigens hatte schon der alte heidnische Philosoph Seneca († 62 n. Chr.) gesagt: „Die Glück-

seligkeit derer, die in Purpur gekleidet sind, ist oft nicht größer, als die Glückseligkeit jener, die im Schauspiel mit einem Szepter oder mit einem Feldherrnhute bekleidet sind."

Nach las jüngst wieder einmal, das berühmte Trauerspiel „Athalia“ von Racine. Was würde man nun wohl einem Leser sagen, der gleich nach dem ersten Akte der Tragödie das Buch wieder zuklappte und, da er den Unschuldigen von einem blutigeren Weibe unterdrückt sieht, den Dichter deshalb schelten wollte? „So warten Sie doch, — würde es heißen — bis das Drama zu Ende ist, und Sie werden den Triumph der Unschuld schon sehen!“ Nun gut; dasselbe gilt vom Triumph des Guten im wirklichen Leben. Warten wir, lieber Leser, gedulden wir uns bis das große Drama des Lebens zu Ende ist! Freilich, wenn dieses irdische Leben das letzte Wort Gottes wäre, wenn der Mensch sein endgiltiges Geschick hienieden finden sollte, dann läge darin allerdings eine feierliche Verleugnung der göttlichen Vorsehung. Allein das gegenwärtige Leben ist nicht das Ende des Dramas, sondern es ist nur die erste Szene, es ist nur die Vorbereitung auf die ewigen Geschehnisse.

Darum sagt der hl. Chrysostomus: „Gott bereitet den Seinigen im Jenseits ein anderes Leben, das viel besser und wonnevoller ist, als das gegenwärtige überhaupt sein kann. Wenn es nicht so wäre, so hätte Er dafür gesorgt, daß die Gottlosen noch hier die ihnen gebührende Strafe, — die Gerechten aber den ihnen zukommenden Lohn empfangen hätten.“

S.

Aus den deutschen Schutzgebieten.

Von Prior von St. Ottilien, P. Martinus Walter O. S. B. erhält die „Deutsche Reichs Zig.“ authentische Mitteilungen über das bereits kurz gemeldete Unglück, welches den Herrn Missionsbischof P. Cassian Spix O. S. B. und seine Begleitung, die beiden Brüder Gabriel und Andreas, und die Schwestern Felicitas und Cordula auf der Reise in das Innere Deutsch-Ost-Afrikas hinter der Stadt Kilwa getroffen hat.

Die Ermordeten gehörten der Benediktinerkongregation von St. Ottilien (Post Seltendorf Oberbayern), deren Abt gegenwärtig ebenfalls zur Visitation im Innern von Deutsch-Ostafrika weilt.

Bereits vor 16 Jahren hatte dieselbe Missions-Genossenschaft bei dem Kraberaufstand des Häuptlings Buschiri, welcher die neuangelegte Missionsstation Bugu niederbrannte, und zwei Brüder und eine Schwester in die Gefangenschaft schleppte, ihre ersten Blutzugungen, indem zwei Laienbrüder und eine Schwester erschossen wurden.

Von einer Gefahr für die Missionäre hatte man in St. Ottilien nicht die geringste Ahnung, da außer der Zeitungsnotiz von einem lokalen, bereits gedämpften Aufstand in den Matumbi-Bergen, von der Mission selbst keinerlei beunruhigende Nachrichten eingetroffen waren. Der hochwürdigste Herr Cassian Spix O. S. B. Titularbischof von Ostracine und apostolischer Bischof von Süd-Sansibar stammte aus der Diözese Triengen in Tirol und war geboren am 12. Juni 1866 zu St. Jakob am Arlberg. Er machte seine Gymnasial-, philosophischen und theologischen Studien zu Triengen und wurde dortselbst 1889 zum Priester geweiht. Hierauf wirkte er über 2 Jahre als Cooperator zu Sellrain (bei Innsbruck), zu Amhausen und Rängenfeld im Ochtale und trat hierauf 1891 in das Benediktiner-Missionskloster St. Ottilien ein, wo er 1892 die hl. Gelübde ablegte. Schon im folgenden Jahre wurde er in die Mission gesandt und zwar zu Dar-es-Salaam und Kurafini tätig. 1896 lehrte er nach Europa zurück, kam 1897 zum zweitenmal nach Afrika, wirkte zuerst ein Jahr in Uhehe und gründete dann 1898 die Station Peramiho im Lande der Wangoni. Dort übersehte er die biblische Geschichte in das Suaheli, gab ein Uhehe-Wörterbuch heraus, das in den Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen zu Berlin erschien (3. Jahrgang 3. Abteilung, 1900). Auch an der Herausgabe eines kleinen Katechismus in Suaheli und eines Gebetbüchleins für die schwarzen Christen nahm er regen Anteil. Im Frühjahr lehrte P. Cassian abermals mit dem damaligen apostolischen Präfekten P. Maurus Hartmann zurück, um an dem im August desselben Jahres in St. Ottilien abgehaltenen ersten Generalkapitel der jungen Kongregation als Vertreter der Mission teilzunehmen.

Inzwischen hatte der hl. Vater durch Dekret vom 15. September 1902 die seitherige apostolische Präfektur Südsansibar zum

Bisariat erhoben und P. Cassian zum ersten Bischof und Titular-Bischof von Ostracine ernannt. Die Nachricht traf den nicht das Geringste ahnenden Vater in seiner thronischen Heimath, wohin er sich nach Schluß des Generalkapitels zur Erholung auf einige Wochen zurückgezogen hatte.

Obwohl der Neuernannte sich wohl bewußt war, daß für ihn die bischöfliche Würde eine sehr schwere Bürde bedeute, unterwarf er sich doch in aller Demut dem Willen des hl. Vaters. Der Gedanke, daß er dieses Amt niemals gesucht oder auch nur im entferntesten daran gedacht, gab ihm nach seinen eigenen Worten Mut und Kraft.

Am 16. November fand in der Klosterkirche der neuerrichteten Benediktinermissionsabtei die feierliche Bischofsweihe statt. Als Konsekurator fungierte der hochwürdigste Herr Bischof Dr. Maximilian von Lingg von Augsburg unter Assistenz des hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. von Henle von Passau und Weihbischofs Av von Regensburg.

Bald nach der Weihe trat der neue apostolische Bischof seine Rückreise nach Afrika an, wo er eine rührige Tätigkeit entfaltete. Er bereiste im Verlauf von 1 1/2 Jahren fast das gesamte apostolische Bisariat, um überall das hl. Sakrament der Firmung zu spenden und die Bedürfnisse der einzelnen Stationen aus eigener Anschauung möglichst genau kennen zu lernen. In Dar-es-Salaam baute er eine entsprechende Wohnung für sich und die Missionäre, die erst vor wenigen Wochen fertiggestellt wurde. Ende Juli trat er mit den Brüdern Gabriel und Andreas, die für Ngongera bestimmt waren, und den Schwestern Felicitas und Cordula, welche jedenfalls nach Peramiho entsendet werden sollten, eine größere Firmungsreise an. Auf derselben ereilte ihn Mitte August ganz unerwartet, aber sicherlich nicht unvorhergesehen der Tod durch die Malariafieber.

Bischof Cassian war ein Missionar von lauterem Seelenfeuer, dem keine Beschwerde besonders bei Neugründungen zu groß schien. Dabei war er ein wahrer Sohn St. Benediktus, der an seiner Kongregation mit jeder Faser seines Herzens hing. Er galt als einer der besten Sprachkennner unter seinen Missionären.

Bruder Gabriel Sonntag O. S. B., wurde geboren zu Bibenbergl, Pfarrei Legau bei Memmingen am 26. Februar 1873 als der Sohn frommer Landleute. Er besuchte die Volksschule seiner Heimat und erlernte alsdann die Wagnerlei. Nach Ablauf seiner Militärzeit, die er als Krankenwärter in der Sanitätskompagnie des ersten Train-Bataillons zu München abdiene, trat er Ende 1896 in St. Ottilien ein.

Am 22. Mai 1899 legte er die hl. Gelübde ab. Nachdem er im Kloster mehrere Jahre teils als Krankenwart zur größten Zufriedenheit seiner Obern tätig gewesen, wurde er im Januar 1903 nach Afrika gesandt. Hier verwaltete er in der letzten Zeit das Amt eines Missionsprocurators in Lindi.

Bruder Andreas Scholzen wurde geboren am 27. Juni 1876 zu Schleiden in der Eifel als der Sohn frommer Landleute. Er besuchte bis zum 14. Lebensjahre die Volksschule seiner Heimat und in den Wintern von 1894/95 und 96/97 die landwirtschaftliche Schule zu Hillesheim mit bestem Erfolge. 1897 trat er als Laienbruder in das Benediktiner-Missionskloster St. Ottilien ein und legte am 10. Februar 1903 die hl. Gelübde ab. Im Kloster war Bruder Andreas meist als Krankenwart tätig, welchem Amte er sich in größter Liebe und Aufopferung hingab.

Als der hochwürdigste Herr Abt Norbert Weber anfangs Mai seine Afrika-Visitationsreise antrat, begleitete ihn Bruder Andreas nach Dar-es-Salaam. Hier hatte er gleich anfangs viel von Fiebern zu leiden. Das war wohl auch der Grund, weshalb ihn der hochwürdigste Herr Bischof mit nach dem gesünderen Ngongera nehmen wollte.

Schwester Felicitas Giltner war geboren am 1. Oktober 1876 zu Bornholde, Diözese Raderborn als Tochter eines braven Drechslermeisters. Am 3. Juni 1898 trat sie in die Genossenschaft der St. Benediktus-Missionschwestern (Mutterhaus zu Lubing) ein, legte am 28. Februar 1901 die hl. Gelübde ab und wurde dann in München als Krankenschwester ausgebildet. Im Kloster hatte sie das Amt einer Pförtnerin inne, das sie mit großer Liebe und Freundlichkeit besonders gegen die Armen verwaltete.

Schwester Cordula Ebert, geboren am 10. Dezember 1878 zu Obereichenbach, war ein Kind der Diözese Würzburg. Sie wurde von ihren Eltern, einfachen christlichen Landleuten wahrhaft fromm erzogen. 21 Jahre alt entschloß sie sich für den Orden- und Missionsberuf und trat am 30. Oktober 1899 bei den St. Benediktus-Missionschwestern ein. Am 8. Juli 1900 eingeleidet, legte sie am 8. September 1902 die hl. Gelübde ab.

Beide Schwestern weilten erst seit einigen Wochen in Afrika und sollten eben durch den hochwürdigsten Herrn Bischof an ihren Bestimmungsort gebracht werden.

ac. Ein Naturforscher über den Darwinismus.

Der Biologe Driesch, der schon zu wiederholten Malen gründliche Abfragen an den abgewirtschafteten Darwinismus gerichtet hat, kommt in seinem neuesten Werk „Der Vitalismus als Geschichte und Lehre“ (Leipzig-Warth 1905) des Öfteren auf die große Verirrung mancher Zweige der Naturwissenschaft durch den Darwinismus zu sprechen. Unter den Grundumständen, welche den Charakter alles Denkens über die Natur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestimmt haben, nennt er auch den Darwinismus. „Jene Anweisung, wie man durch Steinwürfe Häuser typischen Stiles baut.“ (S. 125.) Dann heißt es weiter:

„Der Darwinismus behauptete zu zeigen, wie zweckmäßig konstruiertes durch absolute Zufälligkeiten entstehen können. . . . Das eine einzige Faktum schon, daß es Regulationsleistungen von der Art der Regeneration etwa des Salamanderbeines gibt, widerlegt beinahe den typischen Darwinismus, denn in seiner Anwendung auf diesen Fall wird das Schema desselben zu ganz offenerem Unsinne. Das kann gar nicht oft genug betont werden! Alle anderen Widerlegungen der Darwinischen Lehre erreichen die auf die Regenerationstafel gegründete nicht an drastischer Schärfe“ (125—126).

Es wird hier erinnert an das Resultat eines Experimentes von Wolff im Jahre 1894, worüber der Verfasser seiner Zeit in mehreren Abhandlungen im Biolog. Zentralblatt referiert hatte (1898 gesammelt erschienen als „Beiträge zur Kritik der Darwinischen Lehre“), und durch das er den Nachweis erbrachte, daß an einem fertigen Organismus ein höchst zweckmäßiges Organ entsteht und zwar bei vollem Ausschluß aller Selektion!

Doch zurück zu Driesch, der bei der Schilderung jener, das naturwissenschaftliche Denken beeinflussenden Umständen neben der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft noch die Entdeckung der feinen Strukturen der Lebewesen mit Hilfe der verbesserten optischen Instrumente aufzählt und dann die Wirkung dieser Umstände also schildert (S. 128):

„Während die Botanik sich am wenigsten beeinflussen ließ von den auf Grund dieser Entdeckungen aufgestellten Hypothesen, die Physiologie auf Abwege geriet, feierte die Morphologie der Tiere einen richtigen Hegenabbat. Einmal begann hier eine phantastische Konstruktion sogenannter „Stamm- und -äume“. . . . Warum sollte man jetzt (nachdem der Darwinismus die Deszendenz „erklärt“ hatte, nicht die Einzelabstammung im Speziellen „erklären“! Und so machte man dann aus der alten vergleichenden Anatomie, die nicht mehr als eine klassifikatorische Vorarbeit zur Erkenntnis des Typischen, ja des „Vernünftigen“ in den Naturformen hatte sein wollen, jenes Phantasiegebilde, das sich „Phylogenie“ nennt. Noch viel schlimmer aber waren die „Gesehe“, die man bei dieser Gelegenheit „sah“. Was sich „allgemeine Zoologie“ nannte, war hier Haupttummelplatz einer „Gesehefabrikation“, die jeder wissenschaftlichen Begriffsbildung ins Gesicht schlug.“

Es mag nur durch eine einzige analytische Erörterung gezeigt werden, auf welchem Tiefstand der wissenschaftliche Takt angelangt war: alle Formbildung war den darwinistischen Phylogenetikern zufällig, also mußte ihnen folgerichtig die Gesamtheit der Lebensformen als „Formen“ von derselben Bedeutungslosigkeit erscheinen, wie sie etwa den Vollenformen in ihrer jeweiligen zufälligen Sonderheit zukommt. Damit aber war der zoologischen Klassifikation jeder tiefere Sinn von vornherein abgeprochen. Sie hätte als erledigt, als Frage, die keine Frage ist, gelten müssen. Trotzdem „erforschte“ man sie, wenn schon nur mit phantastischen Mitteln! Warum denn eigentlich? Wie konnte man seine Kraft verschwenden an eine Aufgabe, von deren wissenschaftlicher Wertlosigkeit man von vornherein überzeugt sein mußte, wenn man „Darwinist“ reinen Wassers war? Die Lösung der Frage liegt darin, daß man sich eben einer einzigen aber recht wichtigen Sache nicht bewußt war, der Frage nämlich, was Wissenschaft eigentlich bedeute.“

Das ist ein Urteil, wie es vernichtender für die „Darwinisten“ von ebendem und auch für jene, die heute noch um die erloschenen Feuer sitzen und sie mit Schimpfen über Papyrus, über Gott und die Welt und mit anderen Nüchternheiten und Abgeschmacktheiten zu neuer Bohle anblasen möchten, gar nicht sein kann.

D. Kampf gegen die billige Schundlektüre.

Das berauschende Gift billig und zudringlich angeboten, das nahrhafte Brot teuer und verstopft! — so war die Lage auf dem Markt für geistige Nahrungsmittel und so ist sie stellenweise heute noch. Die Volkswohlfahrt hat kaum einen schlimmeren

Feind, als die Schund- und Schundliteratur, die sich mit unheimlicher Gewandtheit unter Spekulationen auf die Unerfahrenheit und die niederen Triebe überall einzuschleichen weiß.

Schon seit Jahren ist die Notwendigkeit der Schaffung einer billigen, gesunden Volkslektüre immer hervorgehoben worden; besonders in letzter Zeit ruft man von allen Seiten nach sittlich-reiner Unterhaltungslektüre, die sich für Massenverbreitung eigne. Die Erfahrung erhärtet, was weise Stimmen schon längst gelehrt: daß die schlechte Presse sich nicht durch Worte bekämpfen und nicht durch Schelten ausschalten läßt, sondern nur verdrängt werden kann durch gute Schriften, die unter denselben günstigen Bedingungen dem Volke geboten werden.

Das Volk verlangt eine billige und spannende Unterhaltungslektüre, und wer den breiten Schichten einen sittlich-reinen Lesestoff zugänglich macht, tut wahrlich ein ebenso gutes Werk, wie derjenige, der den Alkohol durch ein gesundes Erfrischungsgetränk aus dem Felde schlägt.

Es ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, daß der Wettbewerb mit der Schundliteratur energisch aufgenommen worden ist. Daß er durchgeführt werden kann, zeigt die Sammlung von volkstümlichen Erzählungen: Aus Vergangenheit und Gegenwart, Verlag von Buxton u. Verder in Nevelaer, die vor kurzem das 50. Bändchen herausgebracht hat. Das Jubelbändchen trägt den Titel: Vom Leben und Sterben von M. Herbert. Wenn trotz der gegenwärtigen Ueberproduktion von geistig und sittlich minderwertigen, aber verlockend ausgestatteten, zudringlich angebotenen Unterhaltungsschriften diese Sammlung edlerer Volksschriften auf eine so stattliche Reihe von Bändchen heranwachsen konnte, so darf sich der Verlag gewiß sagen, daß er auf dem richtigen Wege ist.

Und in der Tat, die Sammlung ist der Empfehlung wert. Jedes Bändchen, dauerhaft broschiert, gegen 100 Seiten stark, mit gutem Papier und schönem Druck, kostet nur 80 Pfg. Dieser billige Preis ermöglicht es auch den weniger Bemittelten, sich nach und nach eine hübsche und reichhaltige Hausbibliothek anzulegen und andererseits verbindet sich mit dem gediegenen Inhalt eine hübsche Ausstattung, die den Bändchen auch einen Platz auf dem Familientisch eines vornehmen Hauses gewährt.

Der Preis der bisher erschienenen gesamten 53 Bändchen bei einer Stärke von zirka 5000 Seiten beläuft sich auf nur 15,00 (gebunden in 17 Bibliotheksbänden 26,25 Mk., in 17 eleganten Salonbänden 34,75 Mk.) Wie viel Geld wird dagegen von den besseren Kreisen für oft sehr zweifelhafte Romane, von den untern Volksschichten für den erbärmlichsten Schund der Kolportage ausgegeben?

Unter den Schriftstellern, die im ersten halben Hundert Bändchen beigezeichnet haben, sind die besten und langvollsten Namen vertreten wie Butscher, Cüppers, v. Stenke, Fabri de Fabris, Herbert, Jüngst, Kerner, E. v. Büch, Rheinau, Schott usw.

Die Konkurrenz gegen die billige Schundliteratur ist also geschaffen; soll sie aber den gewünschten Erfolg haben, so müssen alle Freunde einer christlich-moralischen Volkshildung und einer gesunden, geistesfördernden Lektüre die Bestrebungen der rührigen Verlagsabteilung unterstützen und die Sammlung in Vereinen, Gesellschaften, unter ihren Verwandten, Bekannten, Pflegebefohlenen usw. verbreiten helfen.

Wir wenden uns daher an unsere Leser mit der dringenden Bitte, die unter dem Gesamttitle Aus Vergangenheit und Gegenwart herausgegebenen Bändchen, wo immer sich nur Gelegenheit dazu findet, zu empfehlen, sie in den Buchhandlungen, auf Bahnhöfen zu verlangen, ihre Anschaffung in Familien und Vereinen tatkräftig zu fördern und überhaupt diesem wirklich nützlichen Unternehmen die bestmögliche Unterstützung angedeihen zu lassen.

Bis jetzt sind erschienen:

Theod. Berthold: In Sand und Moor. — Ad. Jos. Cüppers: Erinnerungen eines Weltkinder. — Emu Gordon: Auf nicht ungewohnten Wege. — Aug. Butscher: Die Bürger. — Ant. Jüngst: Ein Meteor. — August Butscher: Die Schwabenmühle. — Anton Schott: Auf Krivwegen. I., II., III. Teil. — M. Herbert: Herr Nathanael Weismann. — Stanislaus Kenstools: Das verborgene Testament. — Ad. Jos. Cüppers: Aus schwerer Zeit. — G. Kerner (G. Carbauns): Geschichten aus dem alten Köln. — F. T. Kujawa: Die verwechselten Feldweibel. — Aug. Butscher: Die Kartengundel. — M. Herbert: Nach dem Tode. — Ph. Laitus: Der Wucherer. — R. Fabri de Fabris: Aus dem Bilderbuch des Lebens. — Anton Schott: Die Eindrücke. — Mrs. Mary Holmes: Bewegte Bahnen. — Ad. Jos. Cüppers: Der Verräter. — Hermann Dirschfeld: Einfache Leute. — Arthur von Winterholm: Entlarvt. — G. Kerner (G. Carbauns):

Alle Geschichten vom Rhein. — A. Schuppe: Durch Kampf zum Sieg. — Jos. Flavius: Die Maitönigin von Poppelsdorf. — J. T. Kujawa: Kasernenarrest. — M. Herbert: Flüchtiges Glück. — J. van Maurik: Herr van Bommels Vadeerlebnis. — Gustav Höder: Der Geistersee. — J. T. Kujawa: Abeneuer: I. und II. Teil. — Ad. Jos. Cüpers: Tadellos. — Walter Onslow: Ein weiblicher Geheimpolizist. — Gustav Doessel: Berechnet. — Erich Friesen: Gefühnte Schuld. — Otto Girndt: Romanhaft. — E. von Pütz: Von Fesseln befreit. — A. Fichtner: Ein edles Frauenherz. — J. T. Kujawa: Musketier Dufel. — Erich Friesen: Im Goldfieber. — M. v. Stenften: Herzensbrecher. — Klara Abenau: Gefesselt. — Erich Friesen: Der verlorene Sohn. — M. Herbert: Vom Leben und Sterben. — M. v. Stenften: Aus der Jugendzeit. — Klara Abenau: Ein dunkles Geheimnis. — Otto Girndt: Künstlerleben. — M. v. Stenften: Wellen des Lebens.

Allerlei.

Kh. Die Glasgemälde in den Kirchen. Die hohen, farbigen Glasfenster in den Kirchen stellen den Gläubigen durch ihre Farbenpracht die Herrlichkeit des himmlischen Jerusalem vor Augen. Das äußere Licht, welches in die Kirche fällt, muß durch die Glasmalereien hindurchgehen, um vermittlest der heiligen Gegenstände, welche sie enthalten, erst die Weihe zu empfangen. Das größte Fenster ist immer der Chorschluß, um das Licht von Osten in reichster Fülle aufzunehmen. Die Bedeutung der Glasgemälde in den Kirchen wurde von dem seligen Bischof Eberhard von Trier in der folgenden Weise erklärt: Wenn unsere Väter die herrlichen gotischen Kirchen bauten, ließen sie nicht zu, daß das helle Sonnenlicht, wie es in die Bürgerhäuser hineinscheint und zu irdischen Beschäftigungen leuchtet, so auch in die Kirchen hineinkleuchte. Sie gestatteten es nicht, daß man durch das weiße Fensterglas in den Kirchen noch die Gebäude und Ruinen und all die irdischen Dinge draußen sehen und an sie in Zerstreuung seinen Blick heften konnte. Darum haben sie die Fensterscheiben mit Glasur überzogen; die Glut der Farben zündeten sie am Fenster an, und die Gestalten der Heiligen deckten den zerstreuten Ausblick, damit der Geist ungestört in heiliger Betrachtung sich verjense. Ein ähnliches soll der Christ geistiger Weise tun, wenn er die Kirche betritt. Der Schleier der Vergessenheit soll über die zerstreuten Außendinge gezogen werden; die höhere Welt soll ihm aufgehen, heilige Bilder sollen durch seine Erinnerung gehen, und höhere Betrachtung soll seinen Geist beschäftigen.

— Die Mischehen und die katholische Kirche bilden ein beliebtes Thema in den protestantischen Blättern, weil man dabei weidlich auf die Intoleranz der Katholiken schimpfen und über die Zurücksetzung der Protestanten sich entrüsten kann. Daß dabei eine große Portion Unwissenheit die Hand mit im Spiele hat, wollen wir bloß nebenbei erwähnen. So schrieb z. B. jüngst eine Korrespondenz des Evangelischen Bundes, die katholische Kirche folge bei Bekämpfung der gemischten Ehen direktiven, „die ihre Wurzeln in dem finstern Heberhaß des Spaniers Loyola haben.“ Nun führt daraufhin die „Augsb. Postztg.“ (168) 2 protestantische Theologen aus dem 16. Jahrhundert an, die so scharf über die Mischehen geurteilt haben, wie es ein Jesuit sicher niemals getan hat. Hieronymus Zanchi, der längere Jahre hindurch Professor der protestantischen Theologie in Straßburg, Heidelberg und Neustadt war, und noch jüngst als „mahdvoll“ und „gemäßigt“ bezeichnet wurde, lehrte in Heidelberg: „Mit den Papisten darf man keine Ehe eingehen, da sie Götzendiener sind“ (Zanchii Opera theologica, Genevae 1619 Vol. IV. 799). Der Apostel Paulus verbietet die Ehe mit den Ungläubigen; die Papisten sind aber noch schlimmer als die Ungläubigen; sie treiben ärgere Abgötterei als die alten Kanaaniter; deshalb ist auch die Ehe mit ihnen verboten. Jene, die das Gegenteil behaupten, sind elende Schwäber. (Opera Vol. VIII. P. II. p. 399). Ebenso scharf sprach sich Vermigli, ein Zeit- und Gefinnungsgenosse Zanchis (gestorben 1562) aus, der ebenfalls mehrere Jahre hindurch als Professor der protestantischen Theologie in Straßburg gewirkt hat. Er hält die Ehen zwischen Protestanten und Katholiken für ungültig (Oon sunt valida). Nach ihm würden diejenigen Theologen, die solche Ehen zwar für unerlaubt, aber nicht für ungültig halten, die größte Ungereimtheit lehren (Vermili Loci communes, Tiguri 1580 Bl. 150). So lehrten also schon im 16. Jahrhundert protestantische Theologen über die Ehe zwischen Katholiken und Protestanten. Scharfer konnte man gewiß die Mischehen nicht beurteilen.

Sommer- und Herbst-Exerzitien 1905 in Steyl.

An den nachstehend benannten Tagen finden zu Steyl Exerzitien oder heilige Übungen statt, und zwar ist der Beginn derselben jedesmal an dem zuerst genannten Tage um 6^{1/2} Uhr abends, deutsche Eisenbahnzeit (weshalb die geehrten Exerzitanten und Exerzitantinnen erst des Nachmittags, nicht des Vormittags, hier eintreffen mögen, keinesfalls aber schon tags vor Anfang); der Schluß ist an dem zuletzt genannten Tage um 9—10 Uhr vormittags. Am vorletzten Tage wird gebeichtet, am letzten Tage ist gemeinschaftliche heilige Kommunion. Die Exerzitanten und Exerzitantinnen erhalten gegen geringe Vergütung Kost und Wohnung im Missionshause resp. im Hause der Missionschwestern.

a. Im Missionshause.

Für Priester: 4.—8. September (Montag—Freitag).
Für Lehrer: 29. Sept. bis 3. Oktober (Freitag—Dienstag).
Für Gymnasiasten: 1.—4. September (Freitag—Montag).
Für Männer und Jünglinge: 8.—11. September (Freitag—Montag). 11.—15. Sept. (Montag—Freitag).
Die Anmeldungen sind zu richten an das „Missionshaus zu Steyl, Post Kaldenkirchen (Mhd.)“.

b. Im Kloster der Missionschwestern zu Steyl.

Für Lehrerinnen: 2.—6. Septbr. (Samstag—Mittwoch), 2.—6. Oktober (Montag—Freitag).
Für Frauen: 6.—9. September (Mittwoch—Samstag).
Für Jungfrauen: 28. August—1. September (Montag—Freitag). 9.—13. September (Samstag—Mittwoch). 14.—18. September (Donnerstag—Montag).
Für Frauen und Jungfrauen: 23.—26. September (Samstag—Dienstag).

Die Anmeldungen sind zu richten an das „Kloster der Missionschwestern zu Steyl, Post Kaldenkirchen (Mhd.)“.
Anfang jedesmal am Abend des erstgenannten Datums 6^{1/2} Uhr.

Die beiden genannten Häuser liegen 1^{1/2} Stunde von Kaldenkirchen, dem deutschen Bahnhof auf den Strecken Kempen-Venlo und M. Gladbach-Venlo; 1^{1/2} Stunde vom holländischen Bahnhof Venlo; 1/2 Stunde vom holländischen Bahnhof Tegelen, auf der Strecke Venlo-Roermond. In Venlo (Bahnhof) findet man Pferdebahn, die bis zum Missionshause geht und sechsmal am Tage fährt (8,45; 10,35; 12,45; 2,35; 4,50; 7,50. Preis 40 Pfg.). Um 5 Uhr (deutsche Zeit) geht ein Zug von Venlo nach Tegelen (Billet 30 Pfg.). Diejenigen, welche den Schnellzug Neuß-Kempen vermeiden wollen, fahren am besten: Neuß an 3,5, Biersen an 3,48, Biersen an 3,54, Venlo an 4,36. Zurück: Venlo ab 12,7, Biersen an 1,5; Biersen ab 1,9, Neuß an 1,57. (Die deutschen Rückfahrkarten gelten 45 Tage.)

Für diejenigen Teilnehmer, welche die holländische Strecke Sittard-Roermond-Tegelen benutzen, ist die Angabe des Fahrplanes: Sittard ab 3,14, Roermond ab 3,58, Ankunft in Tegelen 4,29. Zurück: Tegelen ab 9,57. Die Rückfahrkarten der holländischen Eisenbahnen gelten einen Monat lang.)

Exerzitien in Nevigés.

Vielseitigem Wunsche entsprechend werden demnächst im kathol. Vereinshause zu Gardenberg-Nevigés von den hochw. Franziskanerpatres Exerzitien veranstaltet:

Für Priester vom 5. September abends bis 9. September morgens.

Für Lehrerinnen vom 29. Aug. abends bis 2. Sept. morgens.
Anmeldungen werden an den derzeitigen Pfarrverwalter P. Marcellinus Blum in Gardenberg-Nevigés erbeten.

Priester-Exerzitien 1905

In Naalbeek bei Valkenburg (N.), Station auf der Strecke Aachen-Maastricht, werden Exerzitien gehalten: für Akademiker vom Freitag, 22. September abends, bis Dienstag, 26. September, morgens.
Anmeldungen sind zu richten an P. Rektor Nikes, Ignatius Kolleg, Valkenburg (N.), Holland.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 36.

Düsseldorf, den 3. September.

1905.

Inhalt: Evangelium zum zwölften Sonntag nach Pfingsten. — Die Vorsehung. II. — Katholische Kirche und Bibelkritik. — Erziehung zur Arbeitsamkeit. — Allerlei vom Essen.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum zwölften Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas X, 23—37.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet! denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen: und hören, was ihr höret, und haben es nicht gehört. Und siehe, ein Gesandter trat auf, ihn zu versuchen, und sprach: Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu erwerben? Er aber sprach zu ihm: Was stehet geschrieben im Geseze? Wie liest du? Jener antwortete und sprach: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, und von deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst. Da sprach er zu ihm: Du hast recht geantwortet; tu das, so wirst du leben! Jener aber wollte sich als gerecht zeigen und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da nahm Jesus das Wort und sprach: Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber. Diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund, und gingen hinweg, nachdem sie ihn halbtot liegen gelassen hatten. Da fügte es sich, daß ein Priester denselben Weg hinabzog: und er sah ihn und ging vorüber. Desgleichen auch ein Levit: er kam an den Ort, sah ihn, und ging vorüber. Ein reisender Samaritan aber kam zu ihm, sah ihn, und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, verband seine Wunden und goß Del und Wein darin; dann hob er ihn auf sein Lasttier, führte ihn in die Herberge und trug Sorge für ihn. Des andern Tages zog er zwei Denare heraus und gab sie dem Wirt, und sprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. Welcher nun von diesen dreien scheint dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber gefallen war? Jener aber sprach: Der, welcher Barmherzigkeit an ihm getan hat. Und Jesus sprach zu ihm: Gehe hin und tue desgleichen!

Die Vorsehung.

II.

Eine wunderherrliche Gleichnißrede unseres Herrn erzählt uns das heutige Evangelium. In dem barmherzigen Samaritan sehen nun die heiligen Väter unserer Kirche den menschengewordenen Sohn Gottes, Jesus Christus Selbst: Der Wanderer (sagen sie), der von Jerusalem nach Jericho hinabstieg, kann genommen werden für das ganze Geschlecht der Kinder Adams; die Wunden, die ihm geschlagen wurden, sind die Sünden Adams und seiner Nachkommen und deren Strafe; der Samaritan aber, der sich über den Unglücklichen liebevoll herabbeugt, um seine Wunden zu verbinden und zu heilen, ist niemand anders, als der Sohn Gottes Selber, der in diese irdische Welt hinabstieg, um die schweren Wunden unserer Seelen zu heilen und uns dem ewigen Tode zu entreißen. Wie ziemt es sich da, lieber Leser, diesem barmherzigen „Samaritan“ von Grund des Herzens zu danken, so oft wir Seiner

Menschwerdung uns erinnern; und nachdrücklich mahnt die Kirche Jesu uns daran, indem sie dem Priester eine Kniebeugung vorschreibt, wenn beim hl. Messopfer (im Credo und Schluß-Evangelium) der Menschwerdung gedacht wird.

Und nicht nur die Wunden der Seele wollte der göttliche Samaritan heilen: All' die Unglücklichen, die einst mit schweren leiblichen Gebrechen heimgesucht, Seine erbarmende Liebe anflehten, gingen geheilt und getröstet wieder von dannen.

Das Samaritaner-Werk des göttlichen Erlösers aber sollte Seine Kirche in Seinem Namen und Auftrage zum Segen der Menschheit fortsetzen: Die Kirche vermittelt daher nicht nur die unschätzbaren Gnaden unseres Erlösers zur Heilung und Heiligung unserer Seelen —, sondern sie übt auch die leiblichen Werke der Barmherzigkeit aus, in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise. Unsere Hospitäler, unsere Armen- und Waisenhäuser, kurz, alle die Einrichtungen der katholischen Charitas, die auf der jüngsten Katholikenversammlung in Straßburg wieder so warm empfohlen wurden, reden in dieser Hinsicht eine beredte Sprache. Und wenn das Walten der göttlichen Vorsehung einst in der Führung des außervählten israelitischen Volkes unerkennbar in die Erscheinung trat, welcher Katholik, der dieses Namens würdig ist, könnte in den Schicksalen seiner Kirche, von der apostolischen Zeit an bis in unsere Tage, dieses göttliche Walten übersehen oder gar verkennen?

Indes nicht nur die Kirche und nicht nur die Gesamtheit der Menschen steht unter der göttlichen Vorsehung, sondern auch jeder einzelne Mensch — er mag wollen oder nicht, wie der hl. Augustinus sagt. Freilich, da klagen nun, wie wir leztthin schon hervorhoben, manchmal sonst autgesinnte Christen über das „Glück“ so vieler Gottlosen und das „Unglück“, das in so reichem Maße gute, fromme Christen treffe. Ueber die Grundlosigkeit dieser Klage müssen wir uns heute, lieber Leser, noch etwas unterhalten.

Da wollen wir arme, kurzsichtige Menschenkinder oft ein Urtheil über die Gerechtigkeit des weltregierenden Gottes abgeben! Aber haben wir auch beachtet, wie trügerisch unsere Urtheile über die Dinge auf Erden sind? Haben wir bedacht, wie oft wir getäuscht werden? Was wir oft für Tugend halten, ist eitel Heuchelei: es müßte also Gott — um gerecht zu sein nach unserm Urtheile — diese Heuchelei, die wir für Tugend halten, belohnen!

Wir ärgern uns ferner über den Triumph des Bösen und denken nicht daran, daß irdisches Glück oft zu einer Strafe in der Zukunft wird, indem es die Veranlassung wird, den Weg der Tugend und Frömmigkeit zu verlassen, — während die Leiden und Trübsale gerade die Wirkung haben, daß wir uns inniger an Gott anschließen. Darum findet der religiöse Mensch

auch mitten im Unglück eine Quelle wahren Glückes. Gott handelt da nämlich in Seiner Weisheit wie ein Arzt: Neue Patienten, an deren Aufkommen der Arzt verzweifelt, läßt er ausnahmslos Alles genießen, — aber denen, die noch heilbar sind, verbietet er manche Speisen und gibt ihnen dazu vielleicht recht bittere Medizin zu trinken.

Und dann, lieber Leser, wenn die guten Menschen immer von jeglichem Uebel ausgenommen wären, wo wäre dann das Verdienst der Beharrlichkeit im Guten? Sie würden sich an die Güter dieses irdischen Lebens gewöhnen, würden das jenseitige unsterbliche Leben nach und nach aus dem Auge verlieren, — und das ist gerade die große Gefahr, die im Wohlergehen liegt. Nicht umsonst hat darum der Herr z. B. vor den Gefahren des Reichthums so nachdrücklich gewarnt. Das Mißgeschick hienieden lenkt die Gedanken des Menschen auf den Himmel, wie die des Verbannten auf sein fernes Vaterland.

Darum läßt Gott keinen Gerechten ganz ohne Leiden! Schlagen wir die Lebensgeschichte der Heiligen auf, wo treffen wir einen, der die Krone verlangte ohne Trübsal? Und Alban Stolz sagt sehr wahr: „Gott hat Seinen Auserwählten auf Erden ein Schwert ins Herz und im Himmel eine Krone aufs Haupt beschieden.“

Aber Gott läßt den Gerechten im Leiden auch nicht ohne Trost! Der hl. Chrysostomus sagt sehr schön: „Gott webt im Leben Seiner Heiligen Trübsal und Freude in wunderbarer Mannigfaltigkeit zusammen.“ — Das sehen wir schon im Leben der allerheiligsten Gottesmutter: Welcher Kummer für sie, als Josef sie verlassen wollte, — welche Freude aber, als ihr leuchtender Gemahl durch einen Engel Gottes über das Geheimnis der Menschwerdung Aufklärung erhielt! Welches Leid für Maria und ihren treuen Gefährten, als sie in ganz Bethlehem kein Obdach fanden, — welche Freude aber, als die Hirten vor der Krippe zur Anbetung des göttlichen Kindes erschienen und von der Erscheinung der Engel erzählten! Und so wechseln Freude und Leid in ihrem irdischen Leben, — man denke nur an die Anbetung der Weisen, an die Flucht nach Egypten, an das Suchen und Wiederfinden des göttlichen Knaben im Tempel — bis zuletzt dem größten Schmerze unter dem Kreuze die selige Freude über die glorreiche Auferstehung ihres göttlichen Sohnes folgt. In all' diesen Prüfungen hat Maria sich auf das Herrlichste bewährt: So „hat sie den besten Teil erwählt, der ihr in Ewigkeit nicht wird genommen werden“ (Luk. 10). Möge ihre mächtige Fürsprache auch uns, lieber Leser, die Gnade der Geduld im Leiden erlesen, auf daß wir der Krone der himmlischen Seligkeit immer mehr würdig werden.

S.

Z. Katholische Kirche und Bibelkritik.

Während des Babel-Bibelstreites empfand man auf katholischer Seite schmerzlich das Fehlen einer auch dem gebildeten Laienstande zugänglichen Schrift über die Grundfragen der modernen Bibelkritik. Nicht als ob auf katholischer Seite das Material zur grundsätzlichen Beurteilung der durch die Babel-Bibel-Debatten aufgeworfenen Fragen nicht vorhanden gewesen wäre, aber es ist zerstreut in den verschiedenen Kommentaren zu alttestamentlichen Schriften, in Spezialuntersuchungen und in Zeitschriften, die kaum über den Kreis der unmittelbar Interessierten hinausgreifen.

Diesem Bedürfnisse nach einer allgemeineren populärwissenschaftlichen Behandlung dieser Fragen ist nun abgeholfen durch die eben im Schönigh'schen Verlag erschienene Schrift des Vaderborner Professors Dr. S. Peters „Die grundsätzliche Stellung der katholischen Kirche zur Bibelkritik“ oder „Die Grenzen der Bibelkritik nach katholischer Lehre“ (für den überaus billigen Preis von 1 Mark), eine Schrift, der wir angesichts der Wichtigkeit der Sache die weiteste Verbreitung wünschen. In drei Abschnitten behandelt die Schrift die Stellung der Kirche zu der biblischen Textkritik, die Kirche und die Erklärung der Bibel, die Kirche und die höhere Kritik. Jede Seite verrät, daß der Verfasser ganz auf der Höhe der Situation steht, daß er aber auch erfüllt ist von warmer Liebe zur Kirche.

Wie das Vorwort sagt, verdankt die Schrift ihr Erscheinen dem Wunsche des Herrn Bischofs von Vaderborn, dessen Approbation die Schrift auch trägt.

Der Schwerpunkt der Schrift liegt selbstredend in dem Nachweis, daß der katholische Forscher durch nichts gehindert ist, die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft anzunehmen, was freilich zu betonen eigentlich überflüssig sein sollte, da ja Leo XIII. durch seine Encyclika Providentissimus die katholische Exegese auf das wissenschaftliche Prinzip gestellt und damit die Bahn für den Fortschritt der katholischen Bibelwissenschaft frei gemacht hat. Was vor aller Welt, Urbi et Orbi, laut verkündet worden, sollte man nicht immer wiederholen müssen; allein die Fähigkeit der Gegner, alle Anklagen immer wieder gegen die Kirche vorzubringen, als ob ihnen die ganze Gegenwart ein versiegeltes Buch wäre, zwingt dazu!

Die wichtigste Frage, welche zur Zeit durch die Babel-Bibel-Diskussion aufgeworfen wurde und durch die Ausgrabungsarbeiten und deren Ergebnisse, so bald nicht von der Tagesordnung gesetzt werden wird, ist die Frage nach dem Verhältnis des inspirierten Schriftstellers zu der Geschichtswissenschaft seiner Zeit. Davon rückt unsere Zeit in Parallele zu der Zeit Galileis. Damals mußte sich die theologische Wissenschaft abfinden mit den naturwissenschaftlichen Tatsachen, also die Frage beantworten nach dem Verhältnis des inspirierten Schriftstellers zur astronomischen Wissenschaft seiner Zeit.

Wer mit Berufung auf die Inspiration der heiligen Schrift absolute Irrtumlosigkeit zuspricht, las folgerichtig aus der hl. Schrift das alte ptolemäische Weltssystem heraus und erblickte in dem kopernikanischen Weltssystem einen Abfall von der Lehre derselben.

Heute unterscheidet die theologische Wissenschaft zwischen dem religiösen Inhalt und seiner zeitgeschichtlich bedingten Entleidung. Es darf niemals aus dem Auge gelassen werden, daß die Verfasser der heiligen Schriften eben in allen profanwissenschaftlichen Dingen als Kinder ihrer Zeit und mit dem Wissen ihrer Zeit geurteilt haben.

Wie die alttestamentlichen Schriftsteller eine Sprache des Orients redeten, so teilen sie die naturwissenschaftliche Weltanschauung des Orients einschließlich der falschen Anschauungen innerhalb derselben. Und ganz analog liegt die Sache bei den neutestamentlichen Schriftstellern. Ueber die Fragen der Astronomie und Paläontologie, der Zoologie und Botanik, der Physik und Chemie dachten und urteilten sie alle wie ihre Zeitgenossen. In den Formen der profanen Weltanschauung ihrer Zeit brachten sie deshalb auch die religiöse Heilslehre in ihren Schriften zur Darstellung in derselben Weise, wie sie zum Ausdruck der Begriffe die ihnen geläufigen Worte, zum Schreiben der Worte das übliche Alphabet verwendeten, ohne ein besonderes Charisma der Irrtumlosigkeit in Sachen der Orthographie, Grammatik und Stilstil zu besitzen“ (S. 42).

Mit Recht betont Peters, daß eine solche Ueberspannung der Inspiration, welche auch in profanwissenschaftlichen Dingen absolute Irrtumlosigkeit von der heiligen Schrift fordert, ihre Wurzeln gar nicht auf katholischem Boden hat, sondern eine Folge der orthodox-protestantischen Wertung derselben infolge des einseitigen Schriftprinzips.

In unseren Tagen spielt nun ein ähnlicher Vorgang, nicht zwar mit Fragen der Naturwissenschaften, wohl aber mit solchen der Geschichtswissenschaft.

Man beruft sich gern auf die Väter, daß diese keinen geschichtlichen Irrtum in der heiligen Schrift zugegeben hätten, allein man vergißt, daß die damaligen geschichtlichen Kenntnisse total andere waren, als die heutigen, und Dinge, die uns heute auf lebhafteste interessieren, ja sich überhaupt nicht abweisen lassen, sondern berücksichtigen sein wollen, jenen ganz und gar unbekannt geblieben sind, daher die Notwendigkeit, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, gar nicht an jene heranzutreten.

Das eben ist jetzt die Situation von heute. Die historischen Schwierigkeiten steigern sich von Tag zu Tag. Wie ist dem zu begegnen? Leo XIII. hat in seiner Encyclika Providentissimus die Antwort gegeben in den Worten: „Dieselben Grundsätze (wie bei Fragen, welche die Naturwissenschaften betreffen) können sodann nach Gefallen auf andere verwandte Wissenszweige, besonders auf die Geschichte, angewendet werden.“ Also auch diese Frage erledigt sich glatt.

Treffend schreibt daher Petrus, nachdem er betont, daß der Begriff der Geschichtswissenschaft im strengen Sinne dem Altertum unbekannt war, diesen Alten eine kritische Geschichte ebenso fremd war wie eine kritische Methode (S. 52):

„Die alttestamentlichen Geschichtsschreiber sind über den profanwissenschaftlichen Stand der Geschichtsschreibung ihrer Zeit durch die Inspirationsgrade ebensowenig emporgehoben wor-

den wie über das Naturwissen ihrer Umgebung. Ihre Schriften sind also nicht zu beurteilen nach dem hohen Maßstab, den wir heute an Geschichtswerke legen, sondern nach dem für die alte Geschichtsschreibung gültigen Maßstabe, wie ihn die ersten Lehrer anlegen mußten, nicht nach demjenigen Maßstabe, den ein moderner Geschichtsforscher nach den Grundsätzen der Methodologie der kritischen Geschichtsschreibung anlegen würde. Diejenige Art von Wahrheit ist zu fordern, die der Schriftsteller geben wollte, nicht diejenige, die unsere heutige Wissenschaft bei einem heute geschriebenen Werk fordern würde."

Die Schrift von Herrn Professor Peters zeigt, daß die katholische Wissenschaft den so beliebten Vorwurf der Engstirnigkeit mit Recht zurückweisen kann, da sie vollaus befähigt ist, mit größter Sachherzigkeit die modernen Probleme aufzugreifen und unbeschadet der Würde und des Inhalts der heiligen Schrift zu verarbeiten, daß sie weit entfernt ist von jener Aengstlichkeit, wie sie die Gegner ihr zuschreiben, als habe die Offenbarung jede wissenschaftliche Entdeckung zu fürchten. Auf so tönernen Füßen stehen meistens jene vagen Hypothesen mit denen manche große Kinder des 19. und 20. Jahrhunderts sich ergötzen, aber nimmer die Offenbarung. Denn hoch wie der Himmel über der Erde stehen Gottes Gedanken über der Menschen Gedanken.

Erziehung zur Arbeitsamkeit.

Von Ottilie Rhein.

"Ach, warum soll ich mich mit dem Erlernen solcher Arbeiten abmühen, deren Kenntnis gar keinen Zweck für mich haben. Ich heirate einmal einen Mann, der mir nicht ein oder zwei Dienstmädchen halten kann. Warum soll ich mir wohl die Finger durchwaschen? Oder warum soll ich mir Rückenmerzen vom Aufwischen holen. Bei meiner Gleichgültigkeit kann ich keine groben Hausarbeiten tun!" — So spricht jetzt manches junge Mädchen, welches die treue Mutter zur regelmäßigen Hausarbeit anhalten möchte. Ist ihr selbst doch nie eine Arbeit zu gering und unwichtig erschienen, um nicht alle Treue und Aufmerksamkeit an sie zu setzen. Wurde ihr doch von jeder der Grundsatz eingeprägt, daß die Arbeit ehrenvoll sei und nicht als Last, vielmehr als Freude betrachtet werden müsse. Wachte sie doch aus eigener langjähriger Erfahrung, wie unendlich viel auf die Tüchtigkeit der Hausfrau ankommt, wenn das Heim dem Manne und den Kindern zu einer Wohnstätte des Behagens und Friedens werden soll.

"Damit befehlen kann die Frau
Der Magd in Haushaltsachen,
Erlerne sie zuvor genau
Wie solche sind zu machen!"

Diesen Spruch hatte ihr die alte, 85jährige Großmutter noch kurz vor ihrem Ende eingeprägt, und sie, die damals Sechszehnjährige, hatte ihn sich als Lebensregel gemerkt.

Möchte die eine und andere in Frage kommende Mutter nur zur rechten Zeit das rechte Wort zu ihrer so unbernünftig redenden Tochter sprechen und sie ernst und liebevoll zugleich auf das Verfehlte solcher Ansicht hinweisen. Möchte sie sich mit allem Eifer daranbegeben, die Tochter selbst anzuleiten, sie mit der Kunst der Haushaltsführung vertraut zu machen, und ihr, was nicht zum wenigsten äußerst wichtig ist, einen deutlichen Begriff davon beizubringen, wie unbedingt notwendig es ist, daß sie ihre Kraft und Zeit nicht mit allerlei dilettantischen Arbeiten vergeudet, sondern sich ernstlich auf einen Lebensberuf vorbereite. Ist es schon bestimmt, daß sie etwa Buchhalterin, Ladengehülfin, Telegraphistin, Lehrerin usw. werden soll, nun, so möge sie mit größter Pflichttreue das betreffende Fach erlernen, um es darnach gewissenhaft und eifrig zu betreiben. Aber selbst dann ist es für Körper, Geist und Gemüt gut, wenn sich das junge Mädchen mit den mancherlei kleinen Anforderungen eines Haushaltes zu befassen weiß und wenn ihr dabei nicht, wie man sagt, Hände und Füße im Wege stehen. Sollte sie, was ja leider jetzt häufig der Fall ist, leichtsinnig und nervös sein, so ergeben die häuslichen Arbeiten das allerbeste Ausgleichungsmittel gegen die vorwiegend geistige Beschäftigung.

Gedenkt sie aber, einmal selbst einen Hausstand führen zu wollen und Diensthoten zu halten, was ist dann wohl angezeigter, als die Leitung des Hauswesens praktisch und theoretisch von Grund auf zu lernen. Sollte sie später wirklich in der Lage sein, mehrere Diensthoten anstellen zu können, was noch gar nicht als ausgemacht anzusehen und oft gar nicht so sehr angenehm ist, wie es unbefangenen Gemüthern erscheint, so muß sie doch ganz genau mit der Arbeit bekannt sein, die von andern ausgeführt werden soll, um nichts Unrichtiges anzuer-

nen, um die Zeit der Ausführung zu bestimmen und um überhaupt eine gute Arbeitseinteilung einzuführen. Lassen sich auch die heutigen „perfekten Köchinnen“ nicht mehr so kontrollieren in ihrem Küchenbereich, wie es zu Großmutterzeiten geschah, genießt auch das Hausmädchen, ja das ganz junge, kaum den Kinderschuhen entwachsene Kaufmädchen größere Rechte als sie ihnen eigentlich gut sind, so darf gerade deswegen die Hausfrau, sei sie auch noch so jung, das Regiment nicht aus den Händen geben.

Um aber befehlen zu können, muß sie eine Sache aus dem Grunde verstehen und sie, gegebenen Falles, auch vormachen können. Erst dann erhalten die Leute Respekt, wenn sie wissen, daß ihre Herrschaft auch in den Käuern beschlagen ist, die Diensthotensache ist, und daß sie sich kein A für ein U vormachen läßt. Das wachsame Auge der Hausfrau trägt zur Erhaltung und Mehrung des Vermögens bei.

Die Arbeit ist ihre Ehrenkrone, die sie mehr schmückt, als wenn sie in Prunk und Staat einherginge, ließe aber ihren Hausstand verkümmern. Darum übe sich die junge Tochter, darin der Mutter nachzueifern, von ihr wahre Arbeitsfreudigkeit und Wirtschaftlichkeit zu erlernen und die Arbeit um ihrer selbst willen zu lieben, um, nicht durch Hebereifer, aber durch fleißige, kluge Ausnutzung der Zeit das Leben sich und den Ihrigen erfreulich zu gestalten. Der Segen ihres Schaffens wird dann nicht ausbleiben.

Allerlei vom Essen.

Von Eugen Jsolani.

Der Deutsche hat ungemein viel Ausdrücke für die verschiedenen Formen, unter denen man die Nahrungsmittel zu sich nimmt. Das Tier frisst — mancher ungebildete Mensch tut's ihm gleich — der gewöhnlich: Mensch isst, der vornehme Mensch speist oder er nimmt seine Mahlzeit ein, oder auch — da sich die vornehme Welt seit altersher gern in Fremdwörtern gefällt — er dejeuner, dinnert und soupiert. Und ebenso verschiedenartig, wie die Ausdrücke, die wir für die Nahrungsmittelaufnahme haben, sind auch die Formen, die die verschiedenen Menschen beim Verzehren selbst anwenden und noch verschiedenartiger die Speisen selbst, welche die Menschen einnehmen. Die Engländer speisen anders und Anderes als die Russen; die Franzosen anders und Anderes als die Deutschen, ja in den verschiedenen Gegenden Deutschlands — und ebenso auch ist's in anderen Ländern — wird so Verschiedenartiges gespeist, daß man sehr wohl nach den betreffenden Nationalgerichten und Zubereitungsarten der Speisen der Länder Landarten zeichnen könnte. Dabei aber wird auch noch wiederum in den einzelnen Ländern von den verschiedenen Ständen und Klassen anders gekocht und gegessen.

Nicht selten geraten wir in die Versuchung, wenn wir das, was uns zu speisen ungewohnt ist, von Angehörigen anderer Länder essen sehen, zu lachen oder gar Ausdrücke des Abscheus und Widerwillens laut werden zu lassen, und doch ist nichts falscher, ja in gewisser Beziehung unartiger als dies, denn ebenso können jene, die wir wegen ihrer Speisen belachen oder verhöhnen, über uns und über unsere Liebhabereien lachen und sich über uns erheben, daß wir dies und jenes essen und als Lieblingspeise ansehen. Der Engländer und Schweizer nimmt zum Frühstückstoffee eine Butter-Semmel, auf welcher er Honig oder Fruchtarmelade tut. Mir und sicher vielen anderen Deutschen ist schon die Vereinigung von Butter mit Früchten oder Honig widerlich. Und doch ist dies nur Gewohnheit, und doch essen auch wir dieselben Zusammenstellungen von Früchten mit Butter oder gar Fett, in gekochtem Zustande aber in Badewert oft und mit großem Behagen, weil wir an diese Arten der Vermengung in solchem (gekochtem oder gekochtem) Zustande von Jugend an gewöhnt sind. Zahlreiche Male bin ich von österreichischen Freunden verlacht worden, wegen meiner Vorliebe für Obst- und Weinsuppen, die ich im Sommer als ganz erfrischend liebe. „Das ist doch keine Suppe, sondern Limonade!“ meinten die Oesterreicher, die als Suppe nur Fleischbrühe gelten lassen, und ich erinnere mich noch des Entsetzens, das wir einmal bei einer Obstsuppe empfanden, die uns, nach den Angaben meiner Frau, eine sonst treffliche böhmische Köchin gebraut hatte, welche in die Obstsuppe eine tüchtige Portion Salz hineingegeben hatte, denn daß man Suppe ohne Salz kochen könne, ging der Böhmin einfach nicht in den Sinn.

Wer ein besonders drastisches Beispiel dafür haben will, daß dem einen als Delikatesse gelten kann, was dem anderen Widerwillen erregt, der sei daran erinnert, daß der Lebertran, an den jedes Kind mit wahren Grausen nur zu gewöhnen ist, von den Eskimos mit großer Vorliebe genommen wird, weil sie an dieses Getränk von frühesten Jugendzeit, ja beinahe vom Tage der Geburt an, gewöhnt sind.

Gewohnheit allein bestimmt die Geschmadsrichtung des Menschen. Wenn von frühester Jugendzeit an irgend eine Speise als Delikatesse bezeichnet wird, ist diese mit besonderem Behagen, wenn von Jugend an gegen eine Speise Widerwillen eingefloßt wird, kann dieselbe nicht essen. Das besondere Behagen und der Widerwillen schwinden in dem Augenblick, da der Betreffende über den Charakter der Speise in Unwissenheit ist. Während z. B. die meisten Menschen das Fleisch des Rindes und des Hasen mit großem Genuß essen, flößt denselben das Fleisch des Pferdes und der Katze Widerwillen ein. Sie würden aber, z. B. in einem Restaurant, mit demselben Genuß Pferde- und Hasenfleisch verzehren, wenn es ihnen als Rind- und Hasenbraten serviert würde.

Und umgekehrt, schon der Gedanke, daß, was als Rindfleisch oder Hasenbraten serviert wird, könnte Pferde- oder Hasenfleisch sein, läßt die meisten Menschen das Fleisch, das wirklich vom Rind oder Hasen stammt, nicht ohne Widerwillen essen.

Juden, die ihrer Religion zufolge bekanntlich das Fleisch vom Schwein verschmähen sollen, können sich nur schwer an den Genuß des Fleisches von diesem Tiere gewöhnen, auch wenn sie sich längst über die Vorschriften ihrer Religion hinweggesetzt haben. Es ist ihnen widerwillig, und daß es der Geschmadsrichtung an sich nicht ist, der ihnen Widerwillen einflößt, beweist die Tatsache, daß, wie Annoncen in Blättern zeigen, ein israelitischer Schlächter in Berlin als Spezialität die Herstellung von geräuchertem Rindfleisch ausübt, daß den Geschmadsrichtung des Schweinefleischs nachahmt.

Es ist auch in der Tat nicht einzusehen, weshalb das Pferd, die Katze oder das Schwein zahlreichen Menschen größeren Widerwillen einflößen sollen, als das Rind, Kalb oder Geflügel. Vielmehr beweist alles dies nur, daß das Behagen oder der Widerwillen, den wir durch eine Speise haben, nicht vom Geschmadsrichtung beeinflusst wird, sondern durch Gewohnheit, Erziehung und ähnliche Beeinflussungen unserer Sinnenwelt.

Es gibt zahllose Dinge, die uns Widerwillen gegen Speisen erregen können, welche wir sonst mit großem Wohlbehagen verzehren. Der Phantasievolle, dessen Aufnahme von Sinnesindrücken eine lebhaftere ist, ist dabei im Nachteil vor dem geistig weniger beweglichen. Dem Bauer, dessen Phantasie im allgemeinen schwerer erregbar wird, macht es wenig aus, sich ein Schwein oder Rind zu mästen, Geflügel groß zu ziehen und diese Tiere dann zu schlachten und mit Behagen zu verpeisen. Leichter erregbare Naturen dagegen würde es eine große Ueberwindung kosten, ein Tier, das sie monatelang selbst gepflegt, auch dann verpeisen zu sollen.

Phantasievolle Naturen sehen in eine unsaubere Küche hinein und können dann an der Tafel, wenn die Speisen auch noch so sauber und appetitlich auf die Tafel kommen, nicht die Vorstellung der schmutzigen Bereitungstätte dieser Speisen aus den Gedanken verlieren und von diesen letzteren nichts verpeisen.

Ja, bei besonders sensiblen Menschen kann dieser durch durrartige äußere Eindrücke hervorgerufene Widerwillen oft viele Jahre lang anhalten. Mir erzählte einmal meine Tischnachbarin an der Table d'hôte eines Hotels, daß sie eine bestimmte Speise nicht einzunehmen vermag, weil sie diese Speise vor vielen Jahren gerade einmal in dem Augenblick gegessen, als sie die Nachricht erhielt, daß eine liebe Angehörige von ihr an den schwarzen Pocken erkrankt sei. Seitdem könne sie, wenn ihr diese Speise vorgelegt würde, die Vorstellung von jener fürchterlichen Krankheit nicht los werden und vor Widerwillen hierüber auch jene Speise nicht verzehren.

Natürlich spielen in solchen Fällen auch Erziehung, Gewohnheit, Selbstüberwindung und Energie eine große Rolle; man kann die Einfältigkeit und Phantasie durch Energie und Erziehung meistern. Vielleicht ist in diesen Fällen der Ankultivierte dem Feinsüßlichen gegenüber im Vorteil. Jener nähert sich mit Behagen, wo dieser sich das Leben schwer macht und überall Unsauberkeiten wittert, die ihm Ekel vor dem Essen hervorrufen.

Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit, in einem illustrierten Blatte folgende humoristische Darstellung gesehen zu haben. Die Bildertafel war durch zwei Kreuzlinien in vier Felder geteilt; ein jedes Feld stellte einen in einem Café sitzenden Herrn dar, dem ein Kellner eine Tasse Kaffee serviert hatte, in deren aromatische Fläche aber leider eine Fliege hilflos hineingeraten war. Im ersten Felde saß der stolze und steife John Bull vor der Kaffeetasse; im zweiten Felde saß der leichtfertige Franzose; im dritten der philosophisch denkende Deutsche und im vierten der unbedingten Gehorsam gewöhnte Russe. Was taten nun diese vier Repräsentanten europäischer Kulturentwicklung dem beschämten Kellner gegenüber? Der Engländer bestellte kurz und bündig eine neue Tasse Kaffee, selbst der Gedanke an

die Unsauberkeit ist ihm höchst peinlich; der Franzose stellt den Kellner in schwungvoller Rede über die Unsauberkeit zur Rede, entfernt die Fliege mit dem Teelöffel und wirft sie unter den Tisch. Der dritte philosophisch denkende Gast, der Deutsche, gibt seine Meinung nicht mehr mit so höflichen, wohl aber mit um so redseligeren Auseinandersetzungen kund, entfernt die Fliege mit dem Zeigefinger und legt sie auf den Rand der Untertasse. Nun endlich der vierte, der Russe, stößt mehrere unverständliche, an Zischlauten und Konsonanten überreiche, wahrscheinlich aber nicht ganz parlamentarische Ausdrücke aus, sagt dann in stoischer Ergebenheit: „Psui mukka!“ und verschlingt Kaffee und Fliege.

Diese Illustration gibt zugleich eine Skala der ästhetischen Eklunst unter den verschiedenen Völkern, die sich seitdem wohl, was die Deutschen anbetrifft, etwas günstiger gestaltete. Entschieden gibt man heute in Deutschland auf dem Gebiete der guten Sitte bei der Tafel mehr acht, als vor ein paar Jahrzehnten. Indessen sind uns die Engländer, denen wir auf industriellem Gebiet und in künstlerischen Dingen doch in so mancher Beziehung den Rang abgelaufen haben, in dieser Hinsicht noch weit voraus.

Man begegnet selbst noch in den Häusern hochgebildeter Menschen in Deutschland Unmanneren, wie man sie in England selbst in Kleinbürgerlichen Kreisen kaum noch findet. Ja, ganz gebildete Deutsche begnügen sich mit dem Hinweis auf Unmanneren bei Tische sogar mit dem Hinweis, es sei töricht, sich über derlei Neußerungen den Kopf zu zerbrechen. Andere wiederum sind egoistisch genug zu erklären, daß sie sich gerade beim Essen in ihrer Gemüchlichkeit nicht stören lassen mögen, und daß sie dann so essen, wie es ihnen gerade am bequemsten erscheint.

Solche Leute aber beweisen nur, daß ihnen die Empfindung für gute Sitte abgeht und erweisen den Verdacht, in ihrer Jugend nicht diejenigen Vorbilder gehabt zu haben, welche nötig gewesen wären, um mit Anstand Löffel, Messer und Gabel führen zu lernen.

Die Engländer entwickeln, wie gesagt, die höchste Formengewandtheit bei Tische; bei ihnen gilt es bereits als höchst unförmlich, die Gabel anders als mit dem Rücken der Wölbung nach oben zu benutzen. Die Oesterreicher dagegen sind dafür bekannt, daß sie sich sehr beim Essen gehen lassen. Während die Deutschen von diesen Völkern etwa die Mitte halten und die gute Lebensart bei Tische etwa nur so ausüben, wie man ein Festgewand anlegt, und sich im Hauskleide davon zu entbinden zu können glaubt. Je mehr wir nun aber Gelegenheit haben, mit fremden Nationen in Verkehr zu kommen, desto mehr haben wir wohl auch die Pflicht, auf diese feineren Formen der Sitte Wert zu legen, und derjenige, der da glaubt, sie eben nur, gleichsam im Festgewand, also im Verkehr mit andern ausüben zu brauchen, bedient nicht, daß das Ange wohnte und Angeübte niemals gefällig aussteht, wenn es einem nicht geradezu zur zweiten Gewohnheit geworden ist.

Denen, die da meinen, daß es sich bei diesen feineren Formen des Essens nur um nichts sagende, unbedeutende Neuherlichkeiten handelt, sei der Ausspruch Goethes in Erinnerung gebracht, der da sagte, daß in jeder formalen Höflichkeit meist ein tieferer sittlicher Kern stecke, und ihnen sei ferner die Tatsache zu bedenken gegeben, daß alle Sitten einen gewissen praktischen Hintergrund haben, wodurch sie sich bekanntlich von den Moden unterscheiden.

Wenn die gute Sitte lehrt, man solle das Messer nicht zum Munde führen, man soll das Weißbrot und die Kartoffel nicht mit dem Messer zerlegen, sondern das Weißbrot brechen und die Kartoffel und den Fisch mit der Gabel zerteilen, so liegt diesen Formen wohl die praktische Bedeutung zugrunde, daß man sich durch Führung des Messers nach dem Munde leicht beschädigt, daß man durch die Stahlfläche des Messers der Kartoffel, wenn sie nicht sehr mehlig ist, und dem Fisch einen schlechten Geschmadsrichtung gibt, und daß man sich endlich beim Zerbrechen des Weißbrotes, wenn es sehr hart gebacken ist, leicht mit dem Messer in die Hand fährt. Im Grunde genommen sind also diese Regeln feiner Lebensart nichts anderes als praktische Regeln zu Nutz und Frommen des Essers selbst, der aber vielleicht, wenn man ihm sagen würde: „Wenn du das Messer benutzest, wirst du dich leicht schneiden“, antworten würde: „Ich werde doch nicht so ungeschickt sein!“ während er die Regel: „Es ist gute Sitte, nicht das Messer zu benutzen!“ ohne Nachdenken befolgt.

Man wird bei einigen Nachdenken für alle diese Lehren des guten Anstandes und der Sitte praktische Gründe finden, und schon aus diesen Ursachen wird jeder Vernünftige und Gebildete sich leicht und gern diese feineren Formen des Essens zu eigen machen.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 37.

Düsseldorf, den 10. September.

1905.

Inhalt: Evangelium zum dreizehnten Sonntag nach Pfingsten. — Mariä Geburt. — Zum Feste Mariä Geburt. — Sonnenschein im Herbst. — Ein katholischer Missionar über Japan. — Neue Freunde des Edlibats. — Kameraner Weihnachts-Wünsche. — Frauenwelt. — (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum dreizehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XVII, 11—19.
„In jener Zeit, als Jesus nach Jerusalem reiste, ging er mitten durch Samaria und Galiläa und als er zu einem Flecken kam, begegneten ihm zehn aussätige Männer, die von ferne stehen blieben. Und sie erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesu, Meister, erbarme dich unser! Und da er sie sah, sprach er: Gehet hin, zeigt euch den Priestern! Als aber einer von ihnen sah, daß er rein sei, lehnte er um, lobte Gott mit lauter Stimme, fiel auf sein Angesicht zu seinen Füßen und dankte ihm; und dieser war ein Samaritaner. Da antwortete Jesus und sprach: Sind nicht zehn gereinigt worden? Wo sind denn die neun? Keiner findet sich, der zurückkäme und Gott die Ehre gäbe, als dieser Ausländer. Und er sprach zu ihm: Steh auf und geh hin! dein Glaube hat dir geholfen!“

Mariä Geburt.

Das heutige Festtagsevangelium bringt uns die Genealogie (das Abstammungsregister) Jesu, des Erlösers der Welt. Wahrscheinlich bringst Du, lieber Leser, speziell dieser Lesung ein sehr geringes Interesse entgegen. Und doch enthält sie — außer jenem für die Kinder Israels notwendigen Nachweise, daß nach den Weissagungen der Propheten der Messias Jesus aus dem Hause Davids hervorgegangen sei — auch einige trostvolle Lehren für uns. Es geht nämlich aus diesem Stammregister hervor, daß der Sohn Gottes es nicht verschmäht hat, in die Reihe seiner Ahnen Sünder, und zwar große Sünder aufzunehmen; dadurch gab Er unverkennbar schon zu verstehen, was die Schrift auch ausdrücklich von Ihm sagt: Er werde in diese Welt kommen, um die Sünder zu erlösen, ja, ihr Freund, ihr Bruder, ihr Alles zu sein, wenn sie ihn nur lieben und Seinen Weissagungen sich fügen wollten. Die leibliche Abstammung Jesu ist gleichsam eine im voraus gegebene Bürgschaft dafür, daß Er die sündige Menschheit fähig machen will, Anteil zu nehmen an Seinem Reiche.

Allein, wenn der Herr einerseits in Seiner erbarmenden Liebe die Sünder nicht ausschloß aus der Reihe Seiner Ahnen, so erforderte andererseits Seine Heiligkeit, daß Er Sich zur Mutter, — d. h. zu Jener, von der Er unmittelbar geboren werden wollte — das heiligste aller Geschöpfe wählte. Der Leib und das Blut des Gottmenschen durfte nur aus dem Blute der reinsten aller Jungfrauen gebildet werden; der Allerheiligste durfte nur in einem Heiligtume ruhen, in das die Sünde nie eingedrungen war; der Sohn Gottes durfte nur von einer Mutter „voll der Gnade“ geboren werden: Von ihr allein, deren Geburtsfest wir heute begehen! Wie majestätisch klingen auch die Schlussworte des heutigen Festtagsevangeliums an unser Ohr: „Maria, von der geboren ward Jesus, der genannt wird Christus“ (Matth. 1).

Schenken wir nun, lieber Leser, dem Stammregister Jesu noch etwas unsere Aufmerksamkeit, und Du wirst Dich unschwer überzeugen, daß es unser höchstes Interesse verdient, wenn das auch auf den ersten Blick allerdings nicht der Fall zu sein scheint.

Nach dem ewigen göttlichen Ratsschlusse sollte der Sohn Gottes aus dem Menschengeschlechte, wie jeder von uns, nach einer Reihe von Generationen geboren werden. Obwohl aber diese leibliche Abstammung des Welt-erlösers als allgemeines Gesetz bestehen bleibt, ist das Eingreifen Gottes im Einzelnen ganz unverkennbar, wo es sich darum handelt, den göttlichen Sohn zum Sohn und Bruder der Menschen zu machen. Nachdem nämlich Gott der Herr die menschliche Natur — um einen in der hl. Schrift oft gebrauchten Vergleich aufzunehmen — Seinen „Weinberg“ in unserm Stammvater Adam anzupflanzen begonnen hatte, hörte er nicht auf, diesen „Weinstock“ anzubinden und zu beschneiden (Isaias 5, 6), um ihn dahin zu bringen, daß er die gewünschte Frucht trage, — bis endlich Derjenige komme, der gesandt werden sollte (1. Mos. 49, 10). Als aber der Weinstock bald unfruchtbar und wild wurde, nimmt der Herr von ihm eine auserlesene Rebe, den Abraham, pflanzt sie in gutes Erdreich und läßt aus ihr einen besonderen Weinstock emporkommen: Abraham soll der Stammvater eines bevorzugten Volkes werden. Weil Abraham indes keinen rechtmächtigen Sprößling hat, wirkt der Herr ein Wunder, und die Fortpflanzung dieses Patriarchen geschieht durch Isaak. Kaum aber beginnt die menschliche Natur ihren Lauf in Isaak wieder anzunehmen, da läßt Jehova abermals erkennen, daß Er stets der Herr der neuen Pflanzung ist. Isaak hat bekanntlich zwei Sprößlinge: Esau und Jakob. In Esau, als dem Erstgeborenen, hätte sich die Verheißung in natürlicher Weise forterben müssen; aber der himmlische Weingärtner tritt abermals ins Mittel; denn Er schneidet den Esau vom Weinstock ab und läßt den Saft in Jakob übergehen. Dieser hinterläßt zwölf Söhne. Die Natur sprach dem ältesten Sohne, Ruben, das Vorrrecht zu; allein der Herr verwirft diesen und will, daß unter den zwölf Zweigen Jakobs gerade der Zweig Juda „den von allen Völkern Erwarteten“ einst hervorbringe (1. Mos. 49, 10). So wird also der Stamm Juda die Hauptrebe an dem Weinstock des Herrn, und durch eine Reihe von wunderbaren Schicksalen und Rettungen, von Drohungen und Verzeihungen, von Strafen und Belohnungen läßt Gott nicht nach, Seinen Weinstock zu pflegen und die Ankunft Seines Sohnes vorzubereiten.

Darin besteht, lieber Leser, die ganze Geschichte des auserwählten Volkes, wie der Prophet Isaias sie besingt in jenem Gleichnis vom Weinberge des Herrn: „Der Weinberg des Herrn der Heerscharen ist das Haus Israel, und die Männer Judas sind die Pflanzung Seiner Freude.“ Und an ganz Israel richtet der Herr durch denselben Propheten den zärtlichen Vor-

wurf: „Was hätte Ich Meinem Weinberge noch tun sollen, das Ich nicht getan?“ (Isaias 5, 7 u. 4.) Endlich wählt der Herr dann aus allen Männern des Stammes Juda den Sohn Jesses, David, und aus dessen Nachkommenschaft soll Diejenige hervorgehen, welche das Reis aus der Wurzel Jesse genannt wird, und deren Lebensfrucht das Fleisch gewordene Wort sein soll, Jesus Christus, unser Herr.

So ist Gott von Anfang der Welt an bis auf Maria beständig gegen die Natur eingeschritten, um den Urheber der Gnade allmählich in diese Welt einzuführen und Seine Ankunft vorzubereiten. Dieses Eingreifen Gottes zeigt aber seine übernatürliche Kraft besonders an Maria.

Bei Maria erweist sich nämlich das Eingreifen Gottes nicht nur nach außen, sondern auch nach innen. In moralischer Hinsicht waren die Vorfahren des Messias von den übrigen Menschen in nichts verschieden; sie alle, mit Ausnahme Abrahams, besaßen nichts, was sie in Hinsicht auf makellose Tugend und Heiligkeit zu dieser Genealogie befähigt hätte; ja, einige von ihnen erscheinen bekanntlich als große Sünder. Daran dürfen wir aber, wie die Kirchenväter hervorheben, kein Argernis nehmen; wir müssen uns vielmehr demütigen, indem wir bedenken, bis zu welchem Grade die menschliche Natur verdorben und die Gnade des göttlichen Erlöseres mächtig war.

Bei der jungfräulichen Gottesmutter aber war die Sache ganz anders; hier ändert der Herr Sein Verfahren und wirkt nicht mehr im Neuen, sondern im Innern. Neugierlich hat die Antunft dieses Weibes in der Welt — obwohl seit vier Jahrtausenden angekündigt und vorgebildet — gar nichts, was nicht einfach und natürlich gewesen wäre. Der Herr will ihre Geburt durch keine einzige äußere Tat ankünden, wie Er es doch bei vielen ihren Vorfahren getan; Er verschleiert Sich gleichsam in ihrem Innern und schafft dort jenes herrliche und vollendete Wunderwerk, das der Mutter Seines ewigen Sohnes würdig sein soll.

So stammt Maria zwar dem Blute nach von ihren Vorfahren ab, und sie ist die Tochter Abrahams und Davids, — aber der Seele nach ist sie sehr von ihnen verschieden: sie ist „voll der Gnade“, und gerade dadurch ist sie die Tochter Gottes mehr, als die Tochter ihrer leiblichen Vorfahren. Mit einem Worte: Durch eine Wirkung der Natur sind Marias Väter die Vorfahren Jesu, durch eine Wirkung der Gnade aber ist Maria die Mutter des göttlichen Erlöseres, — damit zugleich aber auch die Mutter der Gnade für uns!

S.

Zum feste Mariä Geburt.

Von Elmar Kernau.

Mariä Geburt fällt auf den 8. September. Das Fest leitet gewissermaßen die Zeit des Herbstes ein. Wenn die nun während der Sommermonate bei uns weilenden Vögel sich zur Heimreise nach dem Süden rüsten, dann schien unseren Vorfahren die Zeit gekommen zu sein, sich für den Winter zu rüsten. Man begann allmählich damit, die sommerlichen Weidplätze zu verlassen und die Winterlager in Stand zu setzen. Die Zeit des Einschlafens begann. Die großen Herbstmärkte sorgten für einen möglichst umfangreichen Austausch von Landesprodukten, überschüssigem Vieh und hausindustriellen Erzeugnissen. Zwischen dem relativ ruhigen Sommerleben und dem vielleicht noch stilleren Winterleben stellte sich breit als Scheidewand die Zeit des Herbstes, die (je nach Lage und Sitte) mit dem Tag der Geburt Mariä (als frühesten Anfangstag) begann und mit dem Martinstag (als spätesten in den Winter hineingeschobenen Endtag) schloß.

Als Beweis hierfür kann das gelten, was Vppert in seinem „Christentum, Volksglauben und Volksbrauch“ ausführt; er spricht von mehreren Ortschaften im Prammener Ländchen und kommt zu dem Schluß: „So verlaufen nun wirklich heute noch die Kirmessen der alten Dörfer. Sie beginnen mit dem Samstagsfest, das ist dem ersten Sonntag im September, in der Stadt und laufen dann so durch die Dörfer, daß sie mit dem zweiten Sonntag im November schließen.“

Mit dem Fortzug der Schwalben scheidet auch der Sommer. Das ist alter Volksglaube; der Volksmund hat denn auch seinen Spruch darauf gemacht:

As it hier dat erstemal war,
Dat lestemal war,
War dat Watt voll;
War dat Watt voll;
As it vedderlam,
It vedderlam,
War all verschliffert, verschliffert, verschliffert!

Hier beobachtet man nur einmal genauer in der letzten Zeile die Nachahmung des Schwalbengezweisers, dieses so überaus bei Alt und Jung beliebten Vogels. Ein anderer, bekannter Spruch sagt:

Zu Mariä Geburt
Fliegen die Schwalben fort.

Der Storch hat schon lange zum Abschied geklappert. Die Tage sind kurz geworden. Die Abende werden kühl. Die letzten Blumen beginnen zu welken. Die Tage des Sommers sind gezählt und schon steigt das erste Mariengarn (Altwiebersommer) durch die stille Luft des Spätsommerabends. Es ist, als hätten niemals die Rosen geblüht. Das unvergeßliche Lied Friedrich Rückert's kommt mir da in den Sinn. „Aus der Jugendzeit“ hat er es benannt. Ein paar Strophen, die auf den heutigen Tag Bezug nehmen, mögen deshalb den Abschluß unserer vorliegenden Plauderei bilden:

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das geht noch Klingt?

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du wachst:
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst.

Die Schwalbe bringt den Frühling. Ihr Scheiden aber kündigt den Beginn des Herbstes.

Sonnenschein im Herbst.

Von Dr. med. Wilhelm Teschen.

Die Hauptreisezeit fällt für die überwiegende Mehrzahl der Erholungs- und Vergnügungsreisenden in die meist sehr warmen Sommermonate Juli—August. Gerade die verfloßene Reisezeit hat wieder einmal bewiesen, wie unpraktisch diese Zeit zum Reisen sein kann. Die Hitze und die Überfüllung waren in vielen Badeorten so groß, daß man gerade den Ausbruch irgend einer Epidemie befürchtete. Von einer Erfrischung, einer Erholung, konnte da für die meisten Badegäste oder Sommerfrischler keine Rede sein.

Indes es ist gerade als hätte ein Keisebazillus die Menschheit im Juli—August ergriffen, der sie mit Gewalt in die Ferne treibt. Viel zu wenig wird in unserem Vaterland der Herbst als Reisezeit gewürdigt; gerade in dieser Zeit ist der Sonnenschein so angenehm und so wohlthuend, ist dem menschlichen Organismus am erträglichsten. Sehen wir zu, warum es so ist. Der modernen Medizin verdanken wir die wichtige Entdeckung der Bazillen, der Erreger aller ansteckenden Krankheiten. Diese Bazillen sind winzige Lebewesen, Pilze, welche keim-, lebens- und fortpflanzungsfähig sind, und die durch ihre Vermehrung die Funktionen des Körpers nach ihrem Sinne ändern, also eine Krankheit erzeugen können.

In einem gesunden Blute sind diese Bazillen nicht lebensfähig, sie werden schon vom gesunden Blute getötet. Außerhalb des menschlichen Organismus besorgt dieses Töten der Sonnenschein.

Sonnenschein und gute Luft sind die besten Desinfektionsmittel der Welt. Was wäre aus unserer Erde bereits geworden, wenn die Sonnenstrahlen nicht diese reinigende Kraft besäßen? Längst wären schon unsere Flüsse verpestet und die Menschheit dezimiert worden.

Alle höher organisierten Wesen sind Lichtgeschöpfe. Die Wesen der Finsternis, wie die Pilze und Siggewebetiere sind Geschöpfe der niedrigsten Gattung. Menschen, die lange Zeit in dunklen Räumen festgehalten werden, verkümmern nicht nur körperlich, sondern auch geistig bis zur völligen Unmacht. Das ist leider eine nur zu häufige Tatsache. Reich wird schon der Stubenhocker, hätte er selbst die reinste Luft in seinen geschlossenen Räumen. Es ist ein charakteristisches Zeichen, daß Menschen, welche ihre Gesundheit oder ihr seelisches Gleichgewicht verloren haben, sich gerne in die Dunkelheit begeben, sich

gewissermaßen vom Leben und Licht zurückziehen, obwohl es gerade das Verfehrteste ist, was die Herstellung einer normalen Gesundheit verlangt.

Wie das Licht, der direkte Sonnenschein auf das organische Leben wirkt, das ist bis jetzt nicht zu erklären, wohl aber sind die entschieden wohltätigen Wirkungen auf das Genuß-, Ernährungs- und Nervenleben zweifellos beobachtet und festgestellt worden.

Unter dem Einflusse des Sonnenlichtes wird der Sauerstoff der Luft verbessert, ozonisiert, unter seinem Einflusse entwickeln sich die höher organisierten Pflanzen, die ohne Sonnenschein nicht ihre grüne Farbe, nicht ihre Blütenpracht erhalten würden. Nur bleiche, krankhafte mit Gift gefüllte Ranken treibt die Kartoffel im dunklen Keller, während die im Sonnenschein wachsende Kartoffel dieses Gift, das Solanin, nicht kennt und nicht in sich birgt.

Nur durch den Sonnenschein gehen die chemischen Vorgänge in den höheren Pflanzen vor sich, wodurch die von den Blättern eingesogene Kohlenensäure der Luft in Kohle und Sauerstoff geschieden wird, von denen die Kohle zur Holzbildung und der Sauerstoff zur Verbesserung der Luft dient. So erklärt es sich, warum der Wald stets eine gute und ozonreiche Luft hat, eine viel bessere Luft als weite und kahle Wälderflächen. Alle höher organisierten Lebewesen erfordern die richtige Befriedigung ihres Lichtbedürfnisses. Daher sollte sich auch der Mensch, als höchstes Lebewesen, genügend dem Lichte und dem Sonnenschein aussetzen und den direkten Sonnenstrahlen den Zutritt auf die Haut, soweit es dem zivilisierten Menschen möglich ist, gestatten. Daß man diesen Sonnenstrahlen nicht unter allen Umständen den Zutritt auf unseren Körper gestatten darf, das ist klar. Auch von den Sonnenstrahlen heißt es nihil nimis, nichts zuviel, nichts zu stark. Nur wenn die Sonne ihre Strahlen mild, nicht sengend darbietet, dann ist ein Sonnenbad belebend, heiligend und härfend. Daraus geht schon hervor, wie angenehm und erfolgreich für das Allgemeinbefinden des menschlichen Organismus eine Reise im Herbstumfange sein muß, wie segensreich jeder Sport wirken kann, der zu dieser Jahreszeit im Freien ausgeübt wird.

Sendet die Sonne ihre milden Strahlen zur Erde nieder, so sollte man diese Wohltat nach Möglichkeit benutzen, indem man nur die leicht bekleidete Haut nach Möglichkeit den Sonnenstrahlen aussetzt, dabei nur den Kopf und die Augen gegen den direkten Schein schützt.

Durch solch ein Sonnenbad, das nie belästigt, ist schon manche Krankheit ferngehalten, manche geheilt worden. Ein Schwacher oder ein Genußender wird sich weit schneller erholen und seine normalen Kräfte wieder gewinnen, wenn er sich so oft wie möglich von der Sonne bescheinen — nicht aber brennen — läßt. Diese wunderbare Heilwirkung der Sonne hat man sehr oft in Krankenhäusern und Feldlazaretten beobachtet. Es liegen ungeheuer viele Beweise vor, daß Rekonvaleszenten durch direktes, mildes Sonnenlicht rasch gekräftigt wurden, während Genesende in nach Norden gelegenen und dunklen Zimmern viel länger auf ihre völlige Genesung warten mußten. Einem bleichsüchtigen oder Strophulösen Kinde kann man keine größere Wohltat erweisen, als es oft einem milden Sonnenbade bei mäßiger Körperbewegung aussetzen. Das haben beispielsweise die Erfolge unserer Ferienkolonien erwiesen, die im Herbst erzielt wurden, bezw. in milden Sommern.

Alle normalen Triebe des Lebens können sich, weil sie Instinkte des Bedürfnisses sind, über das richtige Maß hinaussteigern, so der Hunger zur Schair, der Durst zur Trunksucht, der Selbsterhaltungstrieb zur Selbstsucht, und so vermag sich auch der Licht Hunger zu einer Lichtgier zu steigern, die gerade in den letzten Jahren den Gerichten viel zu schaffen gemacht hat und welche als Feuertrieb oder Brandstiftungsmanie die Frage der Zurechnungsfähigkeit in Anregung bringt. Viele Brände der Neuzeit sind von unermäßigten Personen ausgeführt worden. Wissenschaftliche Beobachtungen haben nämlich ergeben, daß diese krankhafte Lichtgier meistens Personen zwischen dem 15. und 20. Lebensjahre befällt. Bedeutende Mediziner erklären daher, daß der krankhafte Licht- oder Feuertrieb nur das Symptom einer unregelmäßigen Entwicklung des gesamten Geschlechtslebens sei, wodurch Störungen im Ernährungs-, Nerven- und Seelenleben hervorgerufen würden. Andere Autoritäten der medizinischen Wissenschaft neigen mehr zu der Meinung, daß ein besonderer Trieb vorhanden sei, der nur in einem abnormen Gehirnzustande zu suchen sei.

Es ist nicht zu leugnen, daß vieles für die letztere Auffassung spricht, denn schon im kleinen Kinde zeigt sich oft ein Licht Hunger, ein Feuertrieb, wonach es gerne in Licht und Feuer blüht und mit Feuer spielt. Um das angeborene Lichtbedürfnis nicht zur Manie anzuwachsen zu lassen, müssen ärztliche Untersuchung und moralische Erziehung das Ihrige tun.

Ein katholischer Missionar über Japan.

Das Brüsseler katholische Blatt „Le Vingtième Siècle“ interviewte jüngst einen katholischen Missionar der Missions étrangères, welcher 20 Jahre in Japan verweilt und gegenwärtig im Großherzogtum Luxemburg in der Heimat weilt. Wir entnehmen den Ausführungen des Missionars nach der „Germ.“ folgende Einzelheiten.

Mit Ausnahme einiger wenigen holländischen Trappisten und spanischen Dominikaner sind sämtliche japanischen Missionare Mitglieder der Missions étrangères. Sie sind 120 an der Zahl für etwa 60.000 Katholiken, die das Land aufweist. Die Hauptschwierigkeit der Missionare besteht anfangs in der Sprache. Die japanische Sprache geht von einem dem europäischen vollständig abweichenden Gedankengang aus. Anstatt vom Kleinen zum Großen, geht der Japaner vom Großen zum Kleinen. Wo wir zum Beispiel sagen würden: der Schlüssel zum Schranke meines Zimmers nimmt der Japaner folgende Reihenfolge: Zimmer, Schranke, Schlüssel. Im gewöhnlichen Leben ist dies keine allzu große Schwierigkeit, allein beim Unterrichten und Predigen oder auch bei Kontroversen ist dieselbe doppelt fühlbar. Kontroversen gibt es vielfach in den Missionen. Die Missionen veranstalten nämlich häufig öffentliche kontradiktorische Versammlungen, zu denen der sehr wissbegierige Japaner sehr gern kommt. Er diskutiert zuweilen sehr lange und sehr gut. Diese Disputationen kommen der Propaganda sehr zu statten.

Die Toleranz für die Katholiken ist eine allgemeine. Die Missionare gründen Niederlassungen, tragen geistliche Kleidung, nehmen öffentliche Ämter, so Begräbnisse, Prozeffionen usw. ungehindert vor. Schulen dürfen sie nur mit Genehmigung der Regierung eröffnen. Sie haben vier Gymnasien, in Tokio, Nagasaki, Yokohama und Osaka. Das Kolleg in Yokohama ist besonders für Europäer bestimmt. Diese Schulen können wie die staatlichen Anstalten Reisezeugnisse mit Berechtigung zur Universität ausstellen. Die Dames de Saint-Maur und die Schwestern vom hl. Paulus haben auch ganz bedeutende Mädchenschulen, in denen die jungen Japanerinnen englisch, französisch und deutsch lernen. Elementarschulen haben die Missionare nicht, da es ihnen nicht möglich ist, den staatlichen Anstalten finanziell gleichzukommen. In ganz Japan besteht Schulzwang und es gibt wohl noch kaum Einwohner, die nicht lesen können. Ueberall sieht man die Menschen auf der Straße, bis herab zum letzten Edelfreier, mit Eifer die Zeitung lesen. Von der Zeitung zur Pressefreiheit ist nur ein Schritt; aber letztere besteht nur auf dem Papier. Allzu oft arbeitet die Zensur genau wie in Rußland in den Zeitungsspalten. Man kann sich andererseits wieder fragen, ob die Pressefreiheit eine Wohltat für die jetzige soziale Gestaltung Japans wäre. Dasselbe gilt vom Parlament. Der Mikado hat allerdings bereits ein dutzendmal das Parlament kaltgestellt, wenn ihm dessen Gebahren nicht gefiel. In Wirklichkeit ist der Schlupstein des ganzen politischen Gebäudes der Kult des Mikado, des Sproßlings der Geister, die das Vaterland schufen. Man darf in Japan jegliche Lehren verbreiten, niemals aber eine Lehre gegen den Kult des Kaisers.

Hier haben wir auch den Knotenpunkt der offiziellen Religion, wenn man den „Shinto“ in Wirklichkeit eine Religion nennen kann. „Shinto“ heißt wörtlich übersetzt: „Weg der Geister“ und ist nichts anderes als die Verehrung der Geister, die das Vaterland beschützen und von dem der Kaiser abstammt. Der Ursprung des Shinto verliert sich im grauesten Altertum.

Im Laufe der Zeit trat der Buddhismus an die Stelle des Shinto, letzterer wurde aber bei der Restauration 1868 neuerdings Staatsreligion. Trotzdem bleibt aber der Buddhismus in der Bevölkerung sehr stark vertreten. Aus diesem Zusammenhang verschiedener religiöser Begriffe konnte sich nie eine einheitliche Religion entwickeln. Der Japaner hat es nie zu dem Begriff eines persönlichen Gottes gebracht. Er hat selbst niemals einen genauen Begriff von den Geistern, die er verehrt, gehabt. Man kann sagen, er scheint Angst zu haben, dieses Abstrakte zu konkretisieren, um nicht die Möglichkeit zu verlieren, sich an dasselbe anklammern zu können. Denn der Japaner ist sehr religiös. Er betet Morgens und Abends, trägt allerbhand Talismane, um den Schutz der Geister zu erlangen. Gewissermaßen dürfte man von den Japanern sagen, daß sie keine eigentliche Religion, wohl aber ein sehr tiefdringendes religiöses Gefühl haben. Gewisse esprits forts, die an europäischen Universitäten studieren, haben vor dem Kriege versucht, den mitgebrachten Atheismus zu verbreiten. Eine Anzahl Japaner, die ja alle ohne Ausnahme für jede Neuerung schwärmen, mögen vor dem Kriege diese Theorien mit Wohlgefallen aufgenommen haben. So

bald aber der Krieg losgebrochen, fühlten alle Japaner die Notwendigkeit, bei einem höhern Wesen Schutz zu suchen, und der Materialismus und Atheismus erlitten seither eine nicht zu unterschätzende Niederlage, der Hof, die Armee, die Universitäten haben in feierlichen Ceremonien den Schutz der Geister auf das Land herabgerufen, und alle Offiziere gingen zum Schlachtfeld als Träger schutzberührender Amulette.

Unter den japanischen Offizieren gibt es eine Anzahl Katholiken. Admiral Togo ist ein Katholik, wie behauptet wurde, wohl aber einer der Sieger von Port Arthur, Yamamoto. In der Marine findet man die meisten Katholiken, weil das Marinepersonal im Süden des Landes, wo die katholische Religion ziemlich verbreitet ist, rekrutiert wird. Bezüglich der verschiedentlich verbreiteten Nachricht, Böglinge der Offiziers-Schulen seien wegen ihrer katholischen Ueberzeugung geahndet worden, gibt Vater Steiden folgende Erklärung ab. In den Kasernen wie in den Schulen findet man allenthalben Bildnisse des Mikado. Der Soldat, der an ihnen vorübergeht, muß das Bildnis grüßen. Protestantische Missionen haben dies als Götzendienst hingestellt und verschiedene Protestanten das Bild nicht mehr gegrüßt. Sofort hat man die katholischen Missionare mit den protestantischen über denselben Stamm geschoren und behauptet, die Missionare untergraben die Verehrung des Mikado. Demgegenüber gestatten aber die katholischen Missionare den katholischen Soldaten, das Bildnis des Kaisers zu grüßen, was ebensowenig Götzendienst ist, als der Gruß einer Regimentsfahne.

r. Neue Freunde des Cölibats.

Wie oft wird von Feinden des Katholizismus und Alles dessen, was katholische Eigenart ist, gegen den Cölibat unserer Geistlichen zu Felde gezogen! Wie oft wagt sich billiger Wit an diese Einrichtung, die vom Priester ein hohes und bedres Opfer im Dienste der Religion fordert, weil er ein Vater der Gemeinde sein soll und die Pflichten dieses Amtes nicht zurücktreten sollen hinter die Sorge um Weib und Kind.

Nun wollen die Methodisten und andere Protestanten des Staates New-York, darunter auch verheiratete Geistliche, ein Eheverbot für Lehrerinnen einführen und, wie die „Frauenrundscha“ mitteilt, hat der Vorstand des durchweg protestantischen Landesvereins preussischer Volksschullehrerinnen in Frankfurt über die Stellungnahme gegenüber dieser Frage lebhaft für und wider geredet. Da sah eine Rednerin in der Verheiratung der Lehrerin eine Gefahr für die Schule, den Staat und die Familie, weil eine Lehrerin, die in der Schule ihre Pflicht erfüllt, nicht ihren kleinen Kindern eine rechte Mutter sein könne. Nur Uebermenschen könnten beiden Pflichtkreisen genügen und Uebermenschen könnten keine Norm sein. Eine andere Rednerin meinte ebenfalls, „geteilte Kraft ist halbe Kraft“, und mit der halben Kraft sei weder der Schule, noch der Familie gedient. Andere Rednerinnen waren entgegengesetzter Ansicht.

Das Interessante an dieser Sache ist, daß die liberale Presse, selbst die katholikenfeindliche, die Frage objektiv, d. h. pro und contra unparteiisch abwägend, erörtert. Und sonderbar, es geht ohne billige Witte und von einer Entrüstung gegen den „unmoralischen, staatswidrigen, familienfeindlichen Cölibat“, in die sich dieselben Leute so gern hineinreden, wenn sie den Cölibat des katholischen Priesters besprechen, findet man keine Spur. Was daraus zu ersehen ist? Daß die Frage des Cölibats als Amtserfordernis, als Berufssache doch diskutabel ist. Und weil die Ehelosigkeit also doch auch ihre guten Seiten hat, weil die Frage ernsthafter Erörterung wert ist, deshalb sollte der Nichtkatholik sich einer bescheidenen Zurückhaltung befleißigen, wenn die katholische Kirche, den Beruf des Priesters noch schärfer, erhabener, schwieriger und aufopferungsvoller auffassend, als den Beruf der weltlichen Lehrerin, auf Grund ihrer Jahrhundert lang gesammelten Erfahrung und Beobachtung von hoher Warte aus sich ihr Urteil gebildet und ihre wohlertrogene Entscheidung getroffen ist. Und das umsonst, als der Cölibat unsere Priester so wenig verpflichtet, wie uns das Gesetz, das im Staate New-York geplant wird.

Kameruner Weihnachts-Wünsche.

Wohl etwas frühe kommen wir mit den Weihnachtswünschen, aber schon Ende Oktober müssen die Sachen von Limburg abgeschickt werden, wenn sie noch rechtzeitig die einzelnen Stationen erreichen sollen. Schon oft haben wir die hehrten Wohltäter um Weihnachtsgaben für unsere Regenther gebeten, aber sie machen ja keine großen Ansprüche

und sind für alles dankbar. Hauptsächlich sind es bunte Katunstoffe, Hemden, Maccojaden, abgelegte, jedoch noch gut erhaltene Kleider und Wäsche, und leichte baumwollene Decken, womit ihnen große Freude bereitet wird. Mit Vorliebe tragen die Neger um die Lenden ein farbiges ca. 1,60 m. langes und 80 cm. breites Hüfttuch und darüber ein Hemd oder eine Jacke. — Die Frauen und Mädchen tragen einfache und lange Röcke mit einem Gürtel, die meistens aus Katunstoffresten von den Schwestern und den Negermädchen angefertigt werden. Gern genommen werden auch aus der Mode gekommene Herren- und Damen-Stroh- und Filzhüte. — Für die kleinen Abcschönen sind erwünscht und begehrt: Schreibhefte, Federhalter, Federn und Bleifedern. Ferner werden dankbar angenommen große bunte Taschentücher, kleine Messer, Pöffel, Kämmen, Lechteller und Schmutzfachen. Für den Weihnachtsbaum hätten wir noch gerne bunte glänzende Angehänge und bunte Kerzchen. Wie mancher Kaufmann hat solche Sachen jahrelang liegen, die vielleicht eines kleinen Fehlers wegen nicht gut verkauft werden können, möge er damit noch ein gutes Werk tun zum Besten unserer Kameruner! Unsere herzliche Bitte geht nun dahin, daß wir die Sachen sobald als möglich bekommen, damit die Expedition in Limburg alles richtig verteilen und verschicken kann; denn von 13 Missionsstationen erwarten die Missionare und Schwestern wenigstens etwas, womit sie ihre Neger erfreuen können. Gern werden die Kameruner für die Wohltäter beten und sicher wird der liebe Gott jede Gabe tausendfach vergelten. Sendungen wolle man richten an die

Kongregation der Pallotiner
Limburg a. d. Lahn.

Frauenwelt.

+ Allen Puggeschäften des Herzogtums Sachsa-Koburg-Gotha hat der Gothaer Tierchutzverein folgende Erklärung zugehen lassen, mit dem Anheingeben, dazu Stellung nehmen zu wollen: „Viele Millionen Vögel werden in unserer Zeit alljährlich getötet, lediglich weil heute ein großer Teil der Frauen und Mädchen noch an der Geschmacksverirrung leidet, die Federn oder gar die ganzen Hälge von Vögeln für einen schöneren Kopfschmuck zu halten, als Blumen und bunte Bänder. Das Ende der meisten dieser Tierchen ist ein sehr klägliches, da das Fangen und Töten meist von rohen oder wenigstens abgestumpften Menschen ausgeführt wird. Auch ist es in tropischen Ländern vielfach üblich, die Vögel mit bunt schillerndem Gefieder lebendig auszubalgen, da die Leute glauben, daß der Glanz des Gefieders dann besser erhalten bleibe. Diese Mode führt zur Vernichtung ganzer Vogelgeschlechter. Eine Mode bunt gefiederter Vogelarten, darunter auch viele Sänger, sind dem Aussterben nahe. Welch eine Unsumme von Qual wird durch den Fang so vieler Millionen Vögel verursacht, wie viel Pein durch die Vernichtung ganzer Vogelarten roh zerstört, lediglich damit Frauen und Mädchen ihre Köpfe mit Vogelhälgen und Federn pugen können. Einen unberechenbaren Schaden erleidet auch die Landwirtschaft und der Gartenbau durch die Vernichtung der Vögel, die eine so große Menge schädlicher Insekten vertilgen! Um nun diesen Massenmord einhalt zu tun, ist ein Internationaler Frauenbund ins Leben gerufen worden, der bereits in allen Kulturländern der Erde Mitglieder geworden hat. Der Frauenbund bezweckt den Schutz der gesamten Vogelwelt gegen jede unbedingte Verfolgung, sowie die Pflege der heimischen freilebenden Vögel nach den durch Erfahrung erworbenen wissenschaftlichen Grundsätzen. Im Anschluß an den Tierchutzverein des Herzogtums Gotha wird beabsichtigt, auch hier diese gute Sache zu unterstützen und so haben sich die ergebenst Unterzeichneten verpflichtet: Die zu Schmutzfachen dienende Verwendung von Vogelhälgen im ganzen und in Teilen sowie von Federn — mit Ausnahme der Federn des Straußes und des Gaus — und Jagdgeflügels — nicht nur selbst zu vermeiden, sondern auch in gleicher Richtung auf Angehörige und Untergebene einzuwirken. Indem wir Ihnen dies zur gefälligen Kenntnis mitteilen, bitten wir Sie dringend, diese humanen Bestrebungen in der Ihnen geeignet erscheinenden Weise gütigst unterstützen zu wollen.“ Unterzeichnet ist diese Erklärung von mehreren Hundert der angesehensten Frauen aus Gotha und Umgegend.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 38.

Düsseldorf, den 17. September.

1905.

Inhalt: Evangelium zum vierzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Zum Namensfeste Mariä. — Religions- oder Sittenunterricht? — Das Hospiz auf dem Großen St. Bernhard. — Zum Kapitel Sklaverei. — Allerlei.
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum vierzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VI, 24—33.

„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den Einen hassen und den Andern lieben, oder er wird sich dem Einen unterwerfen, und den Andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euren Leib, was ihr anziehen werdet, Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung? Betrachtet die Vögel des Himmels! sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernähret sie. Seid ihr nicht vielmehr als sie? Wer unter euch, kann mit seinen Sorgen seiner Leibeslänge eine Elle zusehen? Und warum sorget ihr ängstlich für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! sie arbeiten nicht und spinnen nicht; und doch sag' ich euch, daß selbst Salomon in all' seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist, wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, welches heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Sorget also nicht ängstlich, und saget nicht: Was werden wir essen, oder was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden? Denn nach allem diesem trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürft. Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; so wird euch dieses Alles zugegeben werden.“

Zum Namensfeste Mariä.

In sinniger Weise läßt die Kirche Gottes auf das Geburtsfest der allerheiligsten Jungfrau und Gottesmutter gleich am nächstfolgenden Sonntage ihr Namensfest folgen. In der Tat, lieber Leser, nächst dem süßen Namen Jesus gibt es für den gläubigen Christen keinen anderen Namen, der ihm so verehrungswürdig ist, der so sympathisch immer wieder an sein Ohr klingt, wie der Name Maria.

Das heutige Fest wurde von Papst Innocenz XI. angeordnet, und zwar zum Andenken und zum Danke für den, der Fürbitte Mariä zugeschriebenen, glorreichen Sieg, den das christliche Heer am Sonntage nach dem Feste Mariä Geburt des Jahres 1683 bei Wien gegen die Türken errang. Als damals diese grimmigen Erbfeinde des Christentums mit einer gewaltigen Heeresmacht das ganze Abendland bedrohten und unter Kara Mustapha's Führung bereits die Hauptstadt Wien zu erobern im Begriffe standen, eilte der Polenkönig Johann Sobieski der bedrängten Stadt mit einem verhältnismäßig kleinen Heere zu Hilfe. Der Polenkönig aber entflammete seine Mannen auf zum siegreichen Kampfe mit den eines Christen wahrhaft würdigen Worten: „Laßt uns mit vollem Vertrauen auf den Schutz des Himmels und auf den Beistand der seligsten Jungfrau gegen den Feind rücken!“ Und wirk-

lich wurde dieses fromme Vertrauen belohnt; denn obschon die Heeresmassen der unter dem Halbmond kämpfenden Türken mehr als vierfach stärker waren, als die Truppen der unter dem Zeichen des Kreuzes streitenden Christen, so errangen diese dennoch einen ebenso unerwarteten wie glänzenden Sieg. Ein hervorragender Geschichtsschreiber unserer Tage sagt darüber: „Es war ein Sieg von der höchsten, von entscheidender Bedeutung; dieser Sieg war einer jener großen Marksteine, die wir, zurückblickend auf den Lauf vergangener Jahrhunderte, zwischen ein Entweder-Oder von kaum berechenbarer Tragweite gesetzt sehen; es war eine Entscheidung zu Gunsten der Religion, Sitte und Kultur gegen die Ueberflutung wild einstürmender, roh waltender Kräfte, die Allem, was das christliche Europa hoch und heilig zu halten gewohnt war, mit erbarmungslosem Untergange drohten; es war ein großer Tag im Leben der europäischen Völker.“ Der mächtigen Fürbitte der allerheiligsten Jungfrau und Gottesmutter, wurde, wie schon gesagt, dieser herrliche Sieg zugeschrieben, und zum Andenken daran das „Fest des Namens Maria“ vom Vater der Christenheit angeordnet. Diesen heiligen Namen ehrte das gläubig-fromme Gemüt der Christen in der Vorzeit aber so hoch, daß es nur in seltenen Fällen erlaubt war, einem Mädchen den Namen Maria zu geben.

Welche Bedeutung hat denn der Name „Maria“? Es wird dir nicht unbekannt sein, lieber Leser, daß Gott der Herr schon im Alten Bunde jenen Personen, die Er mit einer hervorragenden Stellung im auserwählten Volke betrauen wollte, auch einen dieser Stellung entsprechenden Namen beilegte. So geschah es mit den Stammvätern des jüdischen Volkes: Abraham, d. i. „Vater vieler Völker“, und Sara, d. i. „Fürstin“; so war es mit dem Patriarchen Jakob, der den Namen Israel, d. i. „Streiter Gottes“, erhielt; so war es endlich mit dem Vorläufer des Erlösers, dem auf Gottes Geheiß der Name Johannes d. i. „Gott ist gnädig“ gegeben wurde. Auch das Amt unseres göttlichen Erlösers war bekanntlich angedeutet in dem Namen Jesus, der dem Kinde Mariä's auf wiederholte Weisung hin beigelegt ward, — während der Erlöser nachher Selbst den, zu Seinem ersten sichtbaren Stellvertreter berufenen Apostel mit dem Namen Petrus auszeichnet. Unter diesen Umständen kann es aber nicht zweifelhaft sein, lieber Leser, daß auch der Name Maria, ebenso wie der Name unseres göttlichen Erlösers, kraft göttlicher Eingebung einen Sinn haben muß, welcher der erhabenen Würde und Stellung der jungfräulichen Gottesmutter entspricht. Welches aber dieser Sinn sei, darüber herrscht unter den Gottesgelehrten nur im allgemeinen Uebereinstimmung; denn das ursprüngliche hebräische Wort (Mizjam) läßt verschiedene Deutungen zu, und die hl. Schrift gibt darüber nicht — wie in ähnlichen Fällen — einen präzis-

*) J. M. v. Weiß, X, S. 520.

Ausschluß. Die sinnvollste und wohl am meisten be-
 digende Erklärung dürfte die schon vom hl. Kirchenlehrer
 Hieronymus († 420) angedeutete sein. Danach be-
 deutet der Name „Maria“ soviel als „Erleuchtung“
 (Illuminatio) oder „Ausstrahlung des Lichtes.“
 Tatsächlich wird durch diese Deutung in vorzüglicher
 Weise die erhabene Stellung Marias im Erlösungswerke
 charakterisiert: namentlich ihre jungfräuliche
 Mutterschaft, kraft welcher sie nach dem Ausdrucke
 der Kirche als makelloser Spiegel das, in sie ein-
 gegossene und sie selbst zuerst durchstrahlende, ewige
 Licht der „Sonne der Gerechtigkeit“ in die
 Welt ausgießt. Als Mutter des Urhebers der gött-
 lichen Gnade ist sie die Vermittlerin des Gnadenlich-
 tes für die in der Finsternis der Sünde schmachtende
 Menschheit geworden.

So ist also der Name der jungfräulichen Gottesmutter
 einerseits beiden Namen des göttlichen Erlösers „Jesus“
 und „Christus“ (der Gesalbte) innerlich verwandt, — andererseits
 charakterisiert dieser Name seine Trägerin treffend im
 Gegensatz zu unserer Stammutter Eva, indem er die neue
 Eva förmlich als Mutter des übernatürlichen Gna-
 denlebens gegenüberstellt der ersten Eva, als der
 Mutter eines bloß natürlichen Lebens, oder viel-
 mehr eines Lebens der Sünde.

Halten wir nun die obige Deutung des Namens
 „Maria“ fest, wonach er soviel besagt wie „Ausstrah-
 lung des Lichtes“, so ergibt sich leicht, lieber Leser, daß
 Maria mit vollem Rechte auch der „Meeresstern“ (stella
 maris) genannt werden darf. Hierüber wollen wir einmal
 den großen hl. Bernhard reden lassen: „Das ist also (sagt
 er) jener edle Stern, aus Jakob entsprossen dessen Strahl,
 den ganzen Erdbereich erleuchtet, dessen Glanz ebenso in
 den Höhen (des Himmels) leuchtet, als auch Unten dringt,
 indem er über die Weltteile sich ergießt, nicht um den
 Leib, sondern um die Seele zu erwärmen; der die Tugenden
 nährt, die Laster tilgt. Maria ist jener herrliche und
 ausgezeichnete Stern, der über dieses weite und große
 Meer (des Lebens) gesetzt ist und hier leuchtet durch Ver-
 dienste und glänzt durch die Beispiele (der Heiligkeit).
 Wenn du immer erkennst, daß du unter Sturm und Wet-
 ter in dem Meere des Lebens hin und her geworfen wirst,
 so wende deine Augen nicht ab von diesem leuchtenden
 Gestirne, wofür du in den Stürmen nicht zugrunde gehen
 willst. . . . Unter dem Schutze Marias hast du nichts
 zu fürchten, unter ihrer Führung wirst du ans Ziel ge-
 langen. So wirst du an dir selbst erfahren, mit welchem
 Rechte sie „Meeresstern“ genannt wird.“ S.

* Religions- oder Sittenunterricht?

Die religiöse Bewegung der letzten Zeit in Bremen hatte
 den protestantischen Lehrern der Hansestadt Veranlassung ge-
 boten, durch die Bürgerschaft an den Senat die Bitte zu rich-
 ten, den Religionsunterricht in den Volksschulen durch einen „allgemein religionsgeschicht-
 lichen“ und durch einen „Sittenunterricht“ zu er-
 setzen, der die edelsten Schätze der Weltliteratur umfasse, ein-
 schließlich der Schönheiten der Bibel, soweit sie die moderne
 Kultur berühren. Alle Welt, mit Ausnahme etwa der ganz
 radikalen Liberalen und Sozialdemokraten, war verblüfft
 über die Offenheit, mit der die Lehrer diese Forderung zur
 Abschaffung des Religionsunterrichtes zu stellen wagten, und
 mander, der bisher dem Schulantrag teilnahmslos oder gar
 feindselig gegenüber stand, mag durch diese radikale Forderung
 in das Lager der Freunde des Schulkompromisses getrieben
 sein, denn hier wird uns mit aller Deutlichkeit gezeigt, wohin
 die Simultanschule führen wird.

Da sucht nun die „Köln. Ztg.“ einzulenken. Sie bemüht
 sich in Nr. 717, Del auf die erregten Bogen zu gehen und
 die Forderung der Bremer Lehrer als ganz harmlos und
 berechtigt hinzustellen. Sie warnt davor, den Bremer
 Fall durch Verallgemeinerung in ein falsches Licht
 zu rücken. Es liege keineswegs im Sinne der Lehrer, die Re-
 ligion aus den Volksschulen zu verbannen, nur wollten sie
 selbst befreit sein von der Pflicht, den Kindern Dogmen bei-
 zubringen, an die sie selbst nicht mehr glauben, und ander-
 seits die Kinder befreit wissen von dem drückenden Ballast der
 Bibelsprüche und Liederverse, die eine Gedächtnisqual sei für
 die Kinder und das „Niefengrab der Religion“ sei. Das ist

die Darstellung der „Köln. Ztg.“ von dem Vorgehen der Leh-
 rer in Bremen. Sehen wir uns diese Auslegung etwas näher
 an.

Zunächst müssen wir zugeben, daß die Klagen über den
 gewaltigen Memorierstoff, mit dem das kindliche Gedächtnis
 im protestant. Religions-Unterrichte überladen wird, all-
 gemein sind. Voriges Jahr hat der Oberkirchenrat als allge-
 meinensamen Kernstoff für die Landeskirche 94 Sprüche, 13 Lie-
 der und 7 Psalmen vorgeschlagen; dazu sollen aber noch für
 die einzelnen Provinzen besondere Ergänzungen kommen. Ein
 Oberkirchenrat in Baden, Dr. Wehgold, spricht in einer Pro-
 sidüre sogar von 300 Bibelsprüchen und 167 dogmatischen The-
 sen. Die „Köln. Ztg.“ macht eigens auf den Unterschied zwi-
 schen katholischem und protestantischem Religionsunterricht
 aufmerksam. Der katholische Religionsunterricht sei we-
 sentlich anderer Art, er stelle die Kirche mit ihren sa-
 kramentalen Betätigungen in den Mittelpunkt, setze die bib-
 lischen Geschichten erst an die zweite Stelle und lenke den
 fürchterlichen Memorierstoff des protestantischen Unterrichts
 nicht. Daraus zieht die „Köln. Ztg.“ den Schluß, daß die Ab-
 sichten der Bremer Lehrer „nur auf rein protestanti-
 schem Boden zu verwirklichen seien.“

Damit könnten ja die Katholiken die Akten über die Bre-
 mer Vorgänge schließen, aber leider vermögen wir der Harm-
 losigkeit der „Köln. Ztg.“ nicht beizupflichten. Es ist zu klar
 und zu oft in letzter Zeit der Gedanke ausgesprochen, daß der
 Religionsunterricht durch einen allgemeinen Sittenunterricht
 ersetzt werden solle, als daß man den Bremer Vorgang für so
 harmlos halten oder bloß auf den protestantischen Unterricht
 beschränken dürfte. Wir müssen unbedingt eine Fühlung
 zwischen den Lehrern und den liberalen protestantischen Rastor-
 ren in Bremen annehmen. Nun hat aber einer der Führer,
 Pastor Kalthoff, am 23. Juni in Mainz den konfession-
 nellen Religionsunterricht — also doch auch den katholi-
 schen — als den „Krebschaden unserer ganzen Jugend- und
 Volksentwicklung“ bezeichnet und die rein zehische Er-
 ziehung verlangt. Wenn das von einigen noch „Religion“
 genannt wird, auch von der „Köln. Ztg.“, so ist das eine grobe
 Täuschung. Sittliche Erziehung ist überhaupt nicht denkbar
 ohne Religion und Religion wiederum nicht ohne ganz
 bestimmte Grundsätze bzw. Dogmen. Wer sollte
 denn schließlich den Sittenunterricht bestimmen? Da müßte
 also, um an einem Vorschlag des Reichsrats von Scharfener
 zu erinnern, eine Art „Reichsmoralitätsamt“ er-
 richtet werden, d. h. eine staatliche Behörde, die zu entscheiden
 hätte, was sittlich und was unsittlich wäre. Welch ein Wir-
 rwar wäre das aber abgeben, wenn die Sozialdemokraten,
 Liberalen und Freidenker mit ihren verschiedenen Begriffen
 von Sittlichkeit zusammenstießen!

Uebrigens brauchen wir es auch nicht zu diesen Experimen-
 ten kommen zu lassen, wir haben schon ein abschredendes Bei-
 spiel an unserem Nachbarlande Frankreich, wo ein sogenan-
 nter Moralunterricht sich der besten Entfaltung erfreut.
 Objektive Beobachter haben aber über die Wirkungen dieses
 Unterrichts ein sehr bedenkliches Urteil abgegeben. So schreibt
 Rektor Pünjer in Altona in seinem Werk: „Ein Gang durch
 Pariser Schulen“ (Berlin 1900): „Der Moralunterricht hat
 mich nicht befriedigt, er war zu wenig angetan, das Herz
 zu ergreifen und das Gemüt zu erwärmen.“ Und
 doch wollen die Gegner des Religionsunterrichts gerade auf
 das Gemüt einwirken, wollen das Kind zum „sozialen Emp-
 finden“ und zum „Pflichtgefühl“ erziehen, wie der Sozialde-
 mokrat David in Mainz sagte!

Man täusche sich also nicht, und die „Köln. Ztg.“ die sonst
 immer in behaglicher Breite all die sozialdemokratischen und
 liberalen Resolutionen für Abschaffung des Religionsunter-
 richts ohne Widerspruch abdruckt, wird auch mit dieser Er-
 klärung keinen Eindruck machen. Es klingt ja sehr schön,
 wenn sie schreibt: „Das Unmögliche selbst für das breiti-
 sche Gebiet forderten auch diesmal wieder die Sozialde-
 mokraten, die die gänzliche Ausschaltung des Religions-
 unterrichts aus den Schulen verlangten.“ Aber soweit wir die
 „Köln. Ztg.“ kennen, hat sie kaum jemals einen wesentlich
 anderen Standpunkt angenommen, und ihr Schwefelbrett,
 die „Straßb. Post“, schrieb noch vor kurzem, daß die Sozial-
 demokratie für die Nationalliberalen in der
 Schulkfrage absolut zuverlässig sei. Das ist viel-
 sagend. Wohl mag der Liberalismus das eine oder andere von
 Sozialdemokraten gesprochene Wort von seinen Nachschiffen ab-
 schütteln; in der Hauptsache, nämlich in der Abschaffung des
 „religiösen“ und deshalb konfessionellen Unterrichts, gehen sie
 Arm in Arm. Was die Bremer Lehrer und Lehrerinnen und
 der Solinger Lehrerverein mit ihren Forderungen beabsichti-
 gen, bedarf keines Kommentars der „Köln. Ztg.“ mehr und
 wenn einigen Freunden der sog. „Simultan“-Schule jetzt die
 Augen aufgehen, so ist diese offene Sprache nicht unschuldig
 daran.

Das Hospiz auf dem Großen St. Bernhard.

In einer Plauderei über die neue Straße über den Großen St. Bernhard gibt der bekannte ausgezeichnete Reiseschriftsteller Ernst v. Hesse Warteegg in der „Vossischen Zeitung“ folgende Schilderung von dem Leben und Treiben auf dem weltberühmten St. Bernhard-Hospiz:

„Die Pashöhe war erreicht. Im dunklen Korridor des Hauptgebäudes harrten andere Reisende auf Unterkunft, und der Väterbruder des Ordens hatte alle Mühe, ihnen Betten anzuweisen — das elende Wetter hatte den Reiseberlehrer angestaut, nicht weniger als vierhundert Touristen aller Stände und Klaffen, beiderlei Geschlechts, warteten hier in eisiger Kälte zähnelappernd auf besseres Wetter, in den weiten Vorkorridoren war alles dicht besetzt, und in dem „Salon“, dem einzigen Raum, wo es einen geheizten Ofen gab drängten sich die Menschen wie Heringe. Glücklicherweise für mich befand sich gerade der Prévôt der Ordensväter des heiligen Augustin, Père Bourgeois, der sonst in Martigny residiert, im Hospiz, um einigen Novizen die ersten Besuche zu erteilen. Er konnte mich von früher, und dank seinem Eingreifen konnte ich noch ein Zimmer ergattern, sogar das beste, das sonst für Fürstlichkeiten reserviert ist. An den Wänden prangen die Porträts Kaiser Friedrichs und seiner erlauchtesten Gemahlin, die hier am 3. und 4. Oktober 1883 gewohnt haben. Auch Eduard VII. von England, Napoleon I., Königin Margarete von Italien und der jetzige König haben das Hospiz besucht, der letztere sogar erst vor wenigen Tagen gelegentlich der Eröffnung der neuen Straße am Hospiz über St. Remy nach Aosta. Wie gewöhnlich, hatte er auch zu diesem Ausflug sein Automobil benutzt, ein Beweis für die Vorzüglichkeit der Straße. Aber auch sie wurde durch das vorgeschälberte Unwetter auf eine lange Strecke zerstört. Die Ordensväter des heiligen Augustin gehören nicht, wie irrtümlich angenommen wird, zum Augustinerorden, sondern bilden einen Orden für sich, der in seinen Niederlassungen auf dem St. Bernhard, dem Simplon und in Martigny zusammen an sechzig Priester und Brüder zählt. Ihr Oberhaupt, Prévôt (Propst) Bourgeois untersteht direkt dem Papst. Der Orden wurde vom heiligen Bernhard von Meuthon, einem Schloß am See von Annecy, im Jahre 692 gegründet, und vor einigen Tagen ist diesem verdienstvollen, in Novara beerdigten Manne hier oben inmitten von Schnee und Eis ein von seinem Standbild gekröntes Denkmal errichtet worden. Wie das von ihm hier erbaute Hospiz die höchste menschliche Wohnung Europas ist, so ist wohl auch das Denkmal das höchst gelegene. Der heilige Bernhard hat es verdient, denn er war nicht nur selbst während vierzig Jahren Abt des Hospizes und tat unendlich viel Gutes, sondern hat durch die Gründung des Ordens auch während des seither vergangenen Jahrtausends zum Segen der Menschheit beigetragen. Unzählige Menschenleben wurden durch die Ordensleute bisher gerettet, und hat auch durch die Eisenbahnen der Winterberlehrer nachgelassen, so werden doch noch jetzt in jedem Winter Reisende, die von Schneestürmen oder Lawinen überrascht werden, oder vor Erschöpfung zusammenbrechen, vom sicheren Tode bewahrt. Dazu gehen die Ordensväter, etwa ein Duzend an der Zahl, jeder begleitet von einem Maronier (Knecht), und einem der berühmten Bernhardiner-Gunde im Winter täglich auf die Suche, bei fürchterlicher Kälte, im schrecklichsten Wetter, ganz wie es Annette von Droste-Hülshoff in ihrem tragischen Gedicht so pochen geschildert hat. Gewöhnlich gelingt es dem ungemein scharf entwickelten Spürsinn der Hunde, die im Schnee Vergrabenen zu finden. Manchmal ist es freilich zu spät, und die Leichen werden dann von den Ordensvätern, mühsam durch Schnee und Eis in die kleine Morgue, das Totenhaus, unweit des Hospiz getragen. Dort bleiben sie, bis sie zu Staub zerfallen, einen schrecklichen Anblick darbietend, aber eine Beerdigung ist nicht möglich, da ja nicht eine Handvoll Erde vorhanden ist. Das Hospiz ist ganz von nackten toten Felsen umstarrt, ohne Baum, ohne Strauch, ohne Grashalm, während voller neun Monate im Schnee begraben, der zeitweilig eine Höhe von 12 Metern erreicht. Jetzt mitten im Hochsommer fällt Schnee, wie es gerade während meines Besuches in den ersten Augusttagen der Fall war. Als ich am Morgen nach der Ankunft zum Fenster trat, war alles in das weiße Leidentuch des Winters gehüllt, ja, der kleine See, der in den Felsen einen Steinwurf weit vom Hospiz hineingesetzt liegt und durch welchen die Grenze zwischen Italien und der Schweiz führt, war mit einer dünnen Eiskruste bedeckt.

Das die armen Väter, deren Leben ganz dem Wohle der Menschheit gewidmet ist, unter diesen entsetzlichen Verhältnissen viel zu leiden haben, ist begreiflich. Besonders werden Herz und Nagen angegriffen, nicht die Lunge, wie es verschiedentlich zu

lesen ist. Durch zeitweiligen Aufenthalt in Martigny unten sammeln die Väter frische Kräfte, um ihren aufopfernden Beruf nachzukommen und manche halten es bis zu zwei Jahrzehnten hier oben aus. Aus früheren Zeiten bestrahlt das Hospiz, das mit seinen drei hohen Gebäuden und der einfachen Kirche die Pashöhe krönt, noch einige Einkünfte, aber sie reichen keineswegs aus, um den zwanzig Tausend Reisenden, die alljährlich hier eintreffen, freie Unterkunft und Nahrung zu geben. Es ist deshalb ziemlich verpfändert in der Kirche ein Sammelkasten angebracht, wo alle, welche die Gastfreundschaft des Ordens genossen haben, darunter wohl die Hälfte Andersgläubiger, einen entsprechenden Betrag einlegen können. Aber wieviele schlafen in den Betten, genießen die ganz vorzüglichen Mahlzeiten, trinken den Wein der Väter, ohne auch nur einen Pfennig zu zahlen! Sie sollten sich bis in ihre Stiefel hinein schämen! Als einiger Ersatz für die riesigen Auslagen dient der Verkauf von Photographien, Andenken aller Art und vor allem von Postkarten. Der Ordensprior, gleichzeitig von der Schweiz als Postmeister bestellt, erzählte mir, die durchschnittliche Zahl von Postkarten erreiche in der Sommerzeit tausend täglich, an manchen Tagen sind aber schon fünfzehnhundert expediert worden!

Von den berühmten Hunden, starke unterlegte Tiere mit kurzem, dichtem, vornehmlich weißem Haar, sind im Hospiz etwa ein Duzend vorhanden, verhätschelt und verzärtelt von allen Gästen. Seit im Jahre 1825 die größte Zahl dieser Bernhardiner nebst drei Väterbrüder durch eine Lawine umkam, werden zur Verhinderung des Aussterbens der Rasse immer einige Hunde auf dem Simplon und in Martigny gehalten.

Droste Hülshoff hat sie in ihrem Gedicht vom St. Bernhard verberichtet:

Das Pförtchen öffnet sich, „Demis“
Kuck! Elenthere, oh seht doch hier
Das gute, kluge, treue Tier!
Und nach ihm, schwer ermüdet, wandt
Der große Hund in die Kapelle!
Er dreht die Augen rings, er schwankt,
Ihm hängt das Eis am zottigen Felle
Auf seinem Rücken liegt ein Kind —

Der alte Bary, der 39 Menschen das Leben gerettet hat, wurde von einem dummen Engländer erschossen und prangt heute ausgepflegt im Berner Museum, aber sein Nachfolger, der heutige Bary, hat auch schon mehrere Rettungen durchgeführt, ebenso Pallas, Diana, Lion usw. Das alles ist in der reichhaltigen Bibliothek verzeichnet, die auch eine Menge von Altentüchern aus dem zerstörten Jupitertempel in der Nähe des Hospizes enthält.“

Zum Kapitel Sklaverei. *)

Schon oft wurde auf die innigen Beziehungen hingewiesen, in der Sklaverei und Mohammedanismus zueinander stehen. Erstere ergibt sich unmittelbar aus religiösen Anschauungen des Muselmannes; denn sein Koran lehrt ihn ja, daß er, der Mohammedaner allein ein Kind Gottes sei, dem alle übrigen Menschen dienen müssen, weil sie Gott nur für ihn erschaffen hat. Der Araber glaubt also auf Grund seiner Religion, einen Rechtsanspruch auf seine Mitmenschen zu haben, den er auch dem Europäer zuliebe nicht aufgeben wird, sondern demselben Geltung verschaffen wird, wann und wo es ihm möglich ist.

Die Wahrheit dieser Behauptungen zeigt klar folgende Erzählung des hochw. Herrn P. Simon Troxmann, O. S. B.: Vor einiger Zeit traf der hochw. Herr P. W. in der Nähe von Kurami zwei Mädchen in Begleitung einer christlichen Negerfrau, die geradewegs nach Dar-es-Salaam gingen. Der Vater, dem die Sache etwas auffallend vorkam, hielt die Begegnenden an und fragte sie nach dem Zwecke ihrer Wanderung. Sie erklärten, daß sie in die Mission wollten, um dort Lesen und Schreiben zu lernen. Daraufhin gab ihnen der Vater ein Empfehlungsschreiben mit und wies sie an unsere christl. Missionschwester, wo sie freundliche Aufnahme fanden.

Allen schon am nächsten Tage in der Frühe stand in der Gaisfur unseres Missionsgebäudes in Dar-es-Salaam ein stämmiger Araber mit schwarzem Vollbart und listig blidenden

*) Aus den „Missionen-Blätter“. Illustrierte Zeitschrift für das katholische Volk. Mit der Beilage: „Stimmen aus St. Ottilien“.

Augen und erklärte, seine Sklavinnen seien ihm entlaufen und müßten sich in der Wüste befinden. Natürlich war ich nicht sogleich bei der Hand, dem Wunsche des Arabers zu entsprechen und die beiden Mädchen ihm ohne weiteres auszuliefern, sondern ich ließ zuerst die zwei Kinder, von denen das eine 8 Jahre, das andere 15 zählen mochte, von dem Bruder rufen, um sie zu verhören. Aus ihren Reden konnte ich schließen, daß sie hart behandelt worden waren und auch mit der Rute öfters ausgiebige Strafschläge gemacht hatten. Nun, dachte ich mir, da ist ja ein vortrefflicher Grund vorhanden, die Mädchen zu befreien; denn nach bestehendem Gesetze werden Sklaven, welche von ihren Herren mißhandelt werden, immer freigesprochen. Ich sagte ihnen deshalb, sie sollten nur ganz ruhig sein; ich würde schon für ihre Freisprechung Sorge tragen. Doch da fiel mir gleich das ältere der beiden Kinder in die Rede und beteuerte, sie seien gar keine Sklaven mehr, da sie längst schon befreit worden seien. Den Freiheitsbrief hätte sie zu Hause und könne ihn jederzeit beibringen.

Ich schickte daher das Mädchen in Begleitung eines älteren sofort weg, um die Papiere zu holen. Den Alten behielt ich währenddessen zurück, um ihn der Versuchung zu entziehen, die Papiere sich irgendwie anzueignen. Schon nach wenigen Stunden waren die Kinder mit sechs Urkunden wieder zurück.

Nach weiterem Verhör und unter Zuhilfenahme der Urkunden ergab sich folgendes:

Den Eltern dieser Kinder und einem Kinde selbst wurde laut Richterpruch des Bezirksamtes schon im Jahre 1804 die Freiheit zuerkannt und ihnen obige Papiere ausgehändigt. Der genannte Araber, erfahren und beschlagen in der Unterjochung des Schwächeren, siedelte diese befreite Familie auf seinem Grund und Boden an, in der schlaun Berechnung, dadurch einerseits sein Feld urbar zu machen, andererseits bei einer günstigen Gelegenheit die Leute wieder als seine Sklaven an sich zu fetten. Vater und Mutter starben im letzten Jahre, die Kinder standen allein da — was also wäre dem edlen „Wiederkehrer“ erwünschter gekommen, als dieser vortreffliche Zeitpunkt nunmehr sein Recht auf die Kinder geltend zu machen und sie als seine Sklaven zu behandeln. Die Mädchen erzählten mir noch, daß der Araber ihren jüngeren Bruder bereits zu sich in die Stadt genommen habe.

Nachdem nun der ganze Sachverhalt klargestellt war, ging ich zum Alten, der noch immer siegesbewußt wartete. Ich fragte ihn nochmals, ob denn die Kinder wirklich seine Sklaven seien. „Ja freilich“, war die Antwort. Als ich entgegnete, daß sie bereits frei seien und nicht mehr als Sklaven zu gelten hätten, rief er entsetzt: „Uhuru wao wapi?“ (Wo ist ihre Freiheit?) Jetzt entrollte ich vor dem Betrüger die farbigen, mit dem Reichsadler versehenen Freiheitsbriefe. Der Alte machte ein langes, verdühtes Gesicht und sah mich überrascht und betroffen an. So etwas hatte er doch nicht erwartet. Allein bald hatte er sich wieder gefaßt und suchte nun die Sache so darzustellen, als ob die Familie ihn zum Patron erwählt habe. Doch ich ließ mich nicht weiter mit ihm ein, sondern sagte ihm einfach: Komm Alter, wir gehen gleich zum bwana shauri (Bezirksamtmann) drüben — das Bezirksamt grenzt nämlich an die Wüste. Auch hier gab er sein freches Benehmen nicht auf, sondern suchte sein Anspruchsrecht auf die Kinder geltend zu machen. Der stellvertretende Bezirksamtmann, der übrigens eine große Rücksicht gegen den Araber an den Tag legte, erklärte ihm jedoch, daß er keinen Anspruch auf die Kinder habe und entließ ihn mit der Weisung, auch den Knaben zur Wüste zu senden. Ich ließ ihn gleich holen. Es war ein munteres Büchlein von etwa sechs Jahren, das auf Befragen erklärte, es sei Sklave. So habe ihm sein Herr gesagt; derselbe habe ihm auch Reis und gute Sachen versprochen, damit er bleibe.

Jetzt befindet sich der Kleine in Kollasini, wo er hoffentlich zu einem tüchtigen Menschen und guten Christen heranwachsen wird.

Allerlei.

⌘ **Schlange auf der Flucht.** Daß Riesenschlangen, welche der Menagerie entkommen, in den Wäldern das europäische Winterklima gut vertragen, ersieht man aus folgenden, der „Wiener N. Fr. Presse“ mitgetheilten Schlangengeschichten. Im Vorjahre zogen mehrere Fischer aus Lembach bei Marburg eine drei Meter lange, lebendige, stark abgemagerte Riesenschlange aus der Drau. Ein Zoolog stellte fest, daß es sich um ein großes Exemplar der Tiger Schlange (Python molurus) handelte, welche zur Gattung der Riesenschlangen gehört und in Indien ihre Heimat hat. Die Schlange ist offenbar aus einer Menagerie, welche ein Jahr früher in der Gegend zweifte entkommen, hat den steiermärkischen Winter durch-

schlafen und wurde, als sie nach Fischen jagte, gefangen. In die hessische Stadt Schlitz kam eine wandernde Tierbude. Eine mittelgroße Riesenschlange war krank; der Wärter hielt sie für tot; da er eine Bestrafung fürchtete, warf er das regungslose Tier in das flüßchen Schlitz und gab an, die Schlange sei aus dem Käfig entkommen. Der Tierbesitzer suchte einige Tage nach dem Flüchtling, dann zog er weiter. Die Schlange hatte sich indessen im Flusse eingeknistet, sie zeigte sich in warmen Nächten auf den benachbarten Wiesen und unternahm mit besonderer Vorliebe nächtliche Ausflüge in einen benachbarten Park, um dort Beute aufzusuchen. Die ganze Gegend geriet in Aufregung; alle Versuche, des Tieres habhaft zu werden, blieben gänzlich erfolglos. Er hatte sich zum Winter schlaf zurückgezogen, um im nächsten Frühjahr wieder zu erscheinen und im Flusse bei Fulda sein Unwesen zu treiben. Das Tier wurde wiederholt neben den Badeplätzen der Soldaten gesehen. Alle Nachstellungen waren vergebens. Im nächsten Winter verlor sich die Spur der Riesenschlange, welche länger als ein Jahr in Deutschland frei gelebt hatte.

— **Wie im russischen Admiralstab gearbeitet wird.** In der deutschen „St. Petersburger Zeitung“ lesen wir: Wer es noch nicht weiß, wie im Admiralstab gearbeitet wird, der kann es aus einer Schilderung der Erlebnisse des Herrn Demtschinski lernen. Da es Herrn Demtschinski wie so vielen anderen bekannt war, daß die Herren Marineoffiziere von militärischer Präzision nichts halten, erschied er, um sich eine Auskunft zu erbitten, recht spät im Lokal des Admiralstabs, wo er 10 bis 15 größtenteils in Trauer gekleidete Damen wartend vorfand. Trotzdem die Bureaustunden bereits begonnen hatten oder vielmehr beginnen hätten müssen, fand er keinen der Herren vor. Es entspann sich nun folgendes ebenso ergötzliche wie für die Sitten im Admiralstab charakteristische Unterhaltung zwischen Herrn Demtschinski und einem Kurier:

„Wer ist der Stabschef?“
 „Admiral Roshestwenski.“
 „Befindet er sich hier?“
 „Nein, er ist in Japan!“
 Da erst erfuhr Herr Demtschinski, daß es sich um den Hellden von Tsuschima handelte. Um eine Erkenntnis reicher, fuhr er fort:
 „Wer ist jetzt Stabschef?“
 „Admiral Besobrasow.“
 „Ist er hier?“
 „Nein, er ist auf Urlaub!“
 „Wer ist denn jetzt der Chef?“
 „Admiral Wrenius.“
 „Kann ich ihn sprechen?“
 „Nein, er befindet sich seit vorgestern auf dem Lande.“
 „Du scherzest; doch wer vertritt ihn?“
 „Admiral — — (der Name war nicht zu verstehen).“
 „Aber der ist gewiß hier?“
 „Nein, aber vielleicht wird sein zweiter Gehilfe, Admiral Niedermüller erscheinen, allein der ist eben fortgegangen.“

„Nun, so will ich zum mindesten den Adjutanten sprechen!“
 „Der ältere Adjutant ist Herr Siloti.“
 „Schön, bitte mich also bei Herrn Siloti zu melden.“
 „Der ist auch nicht hier, allein es ist möglich, daß er noch 2 Uhr eintrifft!“
 „Aber zum Kukud, wen kann ich denn sprechen?“
 „Hier ist nur der Beamte vom Tagesdienst.“

Bald darauf erschien im Empfangszimmer ein überarbeiteter Kollegien-Registrator und schritt mit müdem, abgeknannem Gesichtsausdruck die Reihe der Wartenden ab. Endlich gelang es Herrn Demtschinski, zu erfahren, daß die Zahlung der Gagen an die Familien der Offiziere eingestellt worden sei, weil noch vom kommandierenden Admiral kein offizieller Bericht über die Verluste in der Schlacht bei Tsuschima eingetroffen wäre, der Stab daher nicht wissen könne, wer lebe, wer gefallen sei. Auf den Einwand, daß doch offizielle Verlustlisten veröffentlicht worden wären, erwiderte der Beamte, daß die Verlustlisten nach japanischen und französischen Angaben abgefaßt wären, also keinen „offiziellen“ Wert hätten.

Wohin war ich geraten — fragte sich Herr Demtschinski beim Verlassen des Stabes —, fünf Admirale, die arbeiten sollen, und doch in dieser heißen Zeit kein einziger antwesend!

Auch eine Erklärung für Port Arthur und Tsuschima!

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 59.

Düsseldorf, den 24. September.

1905.

Inhalt: Evangelium zum fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Weine nicht! — Cassianus Spiß O. S. B. — Buddhis-
mus und Christentum. — Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas VII, 11—16.

„In jener Zeit kam Jesus in eine Stadt, welche Naim hieß; und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Als er aber nahe an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die Wittwe war; und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr. Da nun der Herr sie sah, ward er von Mitleiden über sie gerührt, und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu, und er rührte die Bahre an (die Träger aber standen still). Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! Da richtete sich der Tote auf und fing zu reden an. Es ergriff sie aber alle eine Furcht, und sie lobten Gott und sprachen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.“

Weine nicht!

Es war in der ersten Zeit der öffentlichen Wirksamkeit Jesu. Tags vorher hatte der Herr in Kapharnaum den gichtbrüchigen Knecht eines heidnischen Hauptmanns wunderbar geheilt und bei dieser Gelegenheit den bewunderungswürdigen Glauben dieses Mannes mit dem Lobspruche ausgezeichnet: „Wahrlich, so großen Glauben habe Ich in ganz Israel nicht gefunden!“ — Nun wandert der Herr mit seinen Jüngern auf der nach Südwesten führenden Straße und kommt an das Tor der Stadt Naim, da man gerade einen Toten heraustrug. Vermutlich war es gegen Abend; denn mit Rücksicht auf das heiße Klima des Landes wurden die Toten in der Regel erst nach Sonnenuntergang beerdigt.

Die Stadt Naim, heute nur mehr eine große Ruine mit einigen wenigen bewohnten Hütten, war einst eine blühende Stadt von ziemlich beträchtlichem Umfange. Eine herrliche Gegend, lieber Leser, lag vor ihr ausgebreitet; nach einer Seite hin, ungefähr zwei Meilen weit, erhebt der Berg Thabor stolz sein Haupt, und die klaren Gewässer des Flusses Gison bespülten einst die Mauern der Stadt, die wegen ihrer herrlichen Lage Naim, d. i. „die Schöne“, erhalten hatte.

Bei der Ankunft des Herrn an dem Stadttore wird also gerade der Leichnam eines Jünglings auf offener Bahre hinausgetragen. Und hinter dem Sarge geht wankenden Schrittes eine weinende Frau, eine Wittwe, der ihr Einziges, Feuerstes, was sie noch auf Erden besaß — der einzige Sohn — nun entrissen war. Wer vermag es, den Schmerz einer Mutter zu ermessen, die auf ihr einziges geliebtes Kind in der Blüte des Lebens verzichten muß?

Der Tod ist eine Strafe der Sünde, lieber Leser und darum bitter immer und überall; es sträubt sich der Geist, aus der irdischen Leibeshülle auszuziehen; er hat das gebrechliche Wohnhaus so lieb gewonnen und sieht es nun zu seinem Schmerze zusammenbrechen. In der Regel aber ist der Mensch doch weniger an das irdische Leben gefesselt in dem einsamen, abgelegenen Dorfe, als

in der Großstadt, wo er rings umgeben ist von allen Genüssen des geselligen Lebens. Und so ist es auch im Allgemeinen leichter zu sterben im Winter des Lebens — im Greisenalter — wo die Fäden, die uns ans Leben festelten schon zumißt zerrissen sind; wo die Freunde und Verwandten, die unsere ganze Liebe besaßen, schon zumißt vor uns hinübergegangen sind; wo die Vereinsamung, das Zurückziehen vom Lebensberufe und vom gesellschaftlichen Verkehre uns mit dem Gedanken an den Tod wenigstens in etwa vertraut gemacht hat: als zu sterben im Frühling des Lebens, in der Jugend! Denn die Jugend mit ihrer Kraft und Beweglichkeit, mit ihrer Unruhe und mit ihrem unstätigen Wesen, mit ihren Phantasien und Luftschlössern, gleicht ja dem lieblichen Frühling mit seinen Blumen und vielverheißenden Blüten, mit seinen lustig sprudelnden Quellen und seinen rauschenden Wäldern. Die hl. Schrift hat sich darüber auch sehr nachdrücklich ausgesprochen mit den Worten: „O Tod, wie bitter ist der Gedanke an dich für den, der sein Glück im irdischen Besitz findet, dem Manne, der in Ruhe lebt und dem es wohl geht in allen Dingen . . . o Tod, wie gut ist dein Urteilspruch für den armen Mann für den, der an Kräften abnimmt, für den Altersschwachen!“ (Sirach 41.) Und der hl. Chrysoström sagt: „Der Tod ist bei dem reichen, begüterten Manne ein doppelter; denn seine Seele hängt eben so sehr am Reichtum, als sie am Körper hängt; da er aber von seinem Reichtum ebenso, wie von seinem Leibe sich trennen muß, so hat er einen zweifachen Tod zu ertragen.“ — Was für einen größeren Reichtum gibt es aber auf Erden, lieber Leser, als Jugend, Gesundheit, Kraft und die damit verbundene Aussicht auf eine lange Lebensdauer? Ja, auch die Jugend ist ein Reichtum; dem Menschen erscheint in der Jugend das Leben als ein großes Kapital, und er möchte die Früchte desselben genießen, möchte seines Lebens froh werden. — da tritt nun der Tod freilich am bittersten ein, wenn sein eisiger Hauch die zarte Blüte in der Maienzeit vom Lebensbaume streift. Ergreifend ist darum der Anblick eines in der Vollkraft der Jahre plötzlich dahingeschiedenen Jünglings, einer in der Blüte der Jugend dahingerafften Jungfrau. Der hl. Sylvester Augustinus ward einst vom Anblick der verwehenden Leiche eines edlen Jünglings, den er im Leben gekannt, so sehr erschüttert, daß er ausrief: „Ich bin jetzt, was dieser war, und werde in kurzer Zeit sein was dieser ist!“ Und siehe! er verließ sein Besitztum, entsagte allen Freuden dieses irdischen Lebens und gründete in einer Einöde den Orden der Sylvesterianer. Nach einem in Gebet und Entfagung geführten Leben starb er als Abt im Jahre 1267.

Doch wir haben, lieber Leser, jenen Trauerzug in Naim fast aus dem Auge verloren. Wir wissen, der Verstorbene war seiner Mutter einziger Sohn; er war das einzige Ziel ihrer Mutterliebe, die Hoffnung ihres Stammes, ihres Alters Freude, Stab und Stütze. Ist überhaupt der Tod eines Kindes ein unennbares Weh

fürs Mutterherz; welcher Schmerz ist es erst für eine Witwe, wenn der Tod ihr den einzigen Sohn hinwegnimmt! Klagt ja doch schon der Prophet Jeremia 8: „Du Tochter meines Volkes, bedecke dich mit einem Busgewande und bestreue dich mit Asche, trage Leid wie um einen einzigen Sohn und weine bitterlich!“ (Jer. 6, 26.)

Mitleidig hatte eine Menge Volkes sich der trauernden Mutter angeschlossen. Und als der Herr sie sah, da ward auch Er von Mitleid bewegt und sprach: „Höre auf zu weinen!“ Hier sehen wir wieder, lieber Leser, die menschliche Natur unseres Erlösers von Mitleid ergriffen. Er hat durch Seinen Eintritt in die Menschheit alle Leiden derselben auf Sich genommen, darum leidet Er den Jammer der Menschheit mit. So auch hier in Naim — während Seine göttliche Wesenheit schon beschlossen hat, ihre heilige, göttliche Macht hier walten zu lassen. So sagt der hl. Paulus von Ihm: „Er mußte in Allem Seinen Brüdern gleich werden, damit Er barmherzig würde und ein treuer Hoherpriester vor Gott, um zu verfühnen die Sünden des Volkes“ (Hebr. 2). Wie nun dieses Mitgefühl! der menschlichen Natur Jesu uns tröstet, so oft wir berührt werden vom dem mannigfachen Jammer des Lebens, so soll anderseits Seine göttliche Macht uns wieder erheben und aufrichten.

Jesus trat hinzu, rührte die Wahre an und sprach: „Jüngling, Ich sage dir, stehe auf!“ Hier beklundete sich die Gottheit, die mit der menschlichen Natur Sich geeint hat, denn „das Wort ist Fleisch geworden“. Jesus trauert und bemitleidet als Mensch — Er ruft uns Leben als Gott!

Manche Witwe und Mutter beklagt auch einen Sohn, der abgeirrt ist vom Lichte der Wahrheit, von der Bahn der Tugend seiner ersten Jugendjahre. Mag sie trauern wie jene Witwe von Naim — möge sie aber nicht vergessen, im Gebete anzuflehen Ihn, der einst so andächtig geholfen, der, wie jedem Leser bekannt, auch der hl. Monica geholfen hat, als sie um ihren Sohn Augustinus betete und weinte. Ja, der große hl. Kirchenlehrer hat nach seiner Befehrung sich selber mit dem gestorbenen Jüngling von Naim und seine weinende Mutter Monica mit jener trauernden Witwe verglichen. Ein Bischof, dem sie einst ihren Kummer geklagt, hatte sie mit dem schönen Worte getröstet: „Es kann nicht sein, daß ein Sohn so vieler Tränen verloren gehe.“

S.

Cassianus Spiß O. S. B.

Apostolischer Vikar von Süd-Sansibar und
Titularbischof von Ostracine

stammte aus der Diözese Brigen und war geboren am 12. Juni 1866 zu St. Jakob am Arberg als Sohn frommer Landleute. Schon frühe erwoachte in dem Knaben die Lust, sich dem Dienste des Herrn zu weihen. Mit 15 Jahren trat er in das fürstbischöfliche Gymnasium Vincentinum zu Brigen, wo er sich durch sein sittsames Betragen und seinen Fleiß die Achtung und Liebe aller Lehrer erwarb. Seine Lieblingsfächer waren besonders die alten Sprachen und Geschichte. Das Gymnasialabsolutorium bestand er im Sommer 1885 „mit Auszeichnung“ und trat alsdann in das fürstbischöfliche Priesterseminar ein. Die uns vorliegenden Studienzeugnisse beweisen, wie ernst es Bischof Cassian mit der Vorbereitung auf die heilige Priesterweihe genommen. Diese erhielt er am 28. April 1889 aus den Händen seines väterlichen Freundes, des hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs Dr. Simon Widmer. Er wirkte hierauf über zwei Jahre als Kooperator zu Sellrain bei Junsbrud, ferner zu Umhausen und Vängelfeld im Oetztales. Allein schon seit Jahren hatte sich in ihm der Wunsch geregt, sein Leben Gott im Dienste der heiligen Mission zu weihen. Er suchte deshalb um Aufnahme im Missionskloster zu St. Ottilien nach, wohin ihm sein treuer Freund, P. Franziskus Mayer bereits vor einigen Jahren vorausgeeilt war. Die Aufnahme wurde ihm gern gewährt. Nur ungern sah der Herr Fürstbischof den jungen hoffnungsvollen Priester scheiden. Am Noviziat ward P. Cassian, welchen Namen er bei der Einweihung erbat — sein Taufname war Franz — ein Muster mündlicher Gewissenhaftigkeit und Regeltreue. Oft sprach er, wie ein Mitnovize erzählte, vom Martyrium. Wohl niemand ahnte damals, daß er wirklich sein Blut im Dienste des heiligen Glaubens versprechen werde.

Am 15. August 1892 legte er die heiligen Gelübde ab und war dann als Lehrer am Missionsseminar tätig. Schon im Juli 1893 wurde er mit zwei Brüdern nach der Mission entsandt. In Afrika war er zunächst eine Zeitlang in Dar-es-Salaam tätig, das er später gegen Kurasini vertauschte. Hier widmete er seine Kraft besonders der Erziehung der schwarzen Waisenknaben, deren Zahl schon damals über 70 betrug. 1896 kehrte er auf den Wunsch seiner Obern in die Heimat zurück, um dort seine sehr geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Im Mai 1897 ging P. Cassian zum zweiten Male nach Afrika. Der damalige Apostolische Präfekt Hochw. P. Maurus bestimmte ihn für Iringa, wohin er Ende Juni abreiste. Die Station war damals erst im Werden begriffen. Die Wohnungen der Missionäre bestanden aus einfachen Grassütten. Dazu kamen noch die Schrecknisse des Krieges mit den wilden Wabehe und ihrem Sultan Onawa. Trotz all dieser Wirren hielt P. Cassian als echter Missionär und Sohn St. Benedikts mutig aus. Neben dem Missionswerke betrieb er eifrig das für den Missionär so wichtige Sprachstudium. Mit großer Mühe sammelte er über dreitausend Aithebewörter, die er später als eigenes Wörterbuch herausgab. (Erschienen in den Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin: 5. Jahrgang, 3. Abteilung, 1900).

Gelegentlich betätigte er sich auch als Nimrod, indem er eine ganze Anzahl Antilopen und anderes Wild für die Küche erlegte. Auch Löwen und Leoparden rüdte er als mutiger Jägermann fest zu Leibe.

Allein so große Freude ihm die Jagd bereitete, so schoß er, wie er selbst in einem Briefe schreibt, nie des bloßen Vergnügens willen, da er dies mit seinem heiligen Berufe unvereinbar hielt.

In der ersten Hälfte des Jahres 1898 wurde P. Cassian nach der Küste zurückberufen, um eine Expedition in das Land der Wanganu zu leiten und dort eine neue Missionsstation zu gründen. Er begab sich mit Bruder Laurentius zu Schiff nach Lindi und reiste von hier über Nyanga zumächst nach Rutuledi. Von hier brach er am 29. Juli 1898 mit zwanzig mühsam zusammengebrachten Trägern nach Ungoni auf. Der Marsch führte circa 150 Stunden weit durch eine gänzlich unbewohnte Steppe. Es läßt sich denken, welche Summe von Mühsalen und Entbehrungen eine solche Reise in sich schließt.

Die Gründung der Station beschreibt der Hochselige selbst mit folgenden Worten: Unser Empfang bei den Wanganu gestaltete sich sehr freundlich; besonders der Häuptling Rputa hieß uns herzlich willkommen. Es war mein innigster Wunsch, mich in der Nähe seines Dorfes niederzulassen. Allein ich spähte vergebens nach einem geeigneten Platz zur Errichtung der Station. Eines Tages lehrte ich von der Militärstation Songea zurück, wohin mich wichtige Geschäfte gerufen hatten. Mein Führer hatte einen kürzeren Weg eingeschlagen und es fiel mir, als wir unserer neuen Heimat nahe gekommen waren, ein Hügel auf wegen seiner abgerundeten Form. Ich bestieg denselben und fand zu meiner Freude am Abhange eine Menge von Bruchsteinen. Sprudelnde Bächlein umspülten auf zwei Seiten seinen Fuß in einer Entfernung von kaum dreihundert Schritt. Zwanzig Minuten weiter eilt in rauschendem Gefälle ein wasserreiches Flüsschen dem Ruuuma zu und gut bewohnte Dörferchen guden nach allen Richtungen aus den Wäldern hervor. „Hier ist der Ort, hier will ich gründen“, sprach ich zu mir.

Die folgenden Jahre waren der Gründung und Erweiterung dieser Station gewidmet, die unter der trefflichen Leitung des Seligen sich immer mehr entwickelte und gegenwärtig bereits gegen 500 Christen zählt, während ein Kraus von acht Auhenschulen mit ca. 450 Schülern den Hügel umschließt.

Da kam die Zeit des ersten Generalkapitels unserer Kongregation, der jüngsten Tochter des großen Benediktinerordens, und P. Cassian war durch das Vertrauen seiner afrikanischen Mitbrüder dazu ausersehen, neben dem Apostolischen Präfekten P. Maurus an demselben teilzunehmen. Er kehrte daher anfangs Mai des Jahres 1902 nach Europa zurück.

Nachdem die Verhandlungen Ende August beendet waren, bat er seine Obern, sich auf einige Zeit zur Erholung in die Berge zurückziehen zu dürfen. Allein schon nach wenigen Tagen überraschte den nicht das Geringste ahnenden Vater die Kunde, daß Leo XIII. geruht habe, die seitherige Apostolische Präfektur Südsansibar zum Vikariate zu erheben und ihn zum ersten Apostolischen Vikar und Titularbischof von Ostracine ernannt habe.

Der Neuernannte wußte sehr wohl, daß für ihn die bischöfliche Würde eine sehr schwere Bürde bedeute und daß jetzt noch

größere Sorgen und Leiden da drüben seiner harrten. Trost dem unterwarf er sich in aller Demut dem Willen des Apostolischen Stuhles. Er war sich voll und ganz bewußt, daß er diese Würde niemals gesucht oder auch nur im entferntesten daran gedacht habe; dies gab ihm nach seinem eigenen Wort Mut und Kraft.

Am 16. Nov. fand in St. Ottilien die feierliche Bischofsweihe statt. Als Konsekrator fungierte der Herr Bischof von Augsburg, Maximilian von Lingg, während die Herren Bischof Dr. von Henle-Passau und Weihbischof von Oib.-Regensburg assistierten.

Fast scheint es, als ob der Herr Konsekrator schon damals das tragische Ende des Neugeweihten ahnte: „Ich ahne heute förmlich“, so sprach er, „wie es den Aposteln zumute war, als sie sich trennten. Hochwürdigster Herr Bischof! Wann werden wir uns wiedersehen, wie werden wir uns wiedersehen? Jeder Bischof ist mit Dornen gepflastert und der Ehrgeiz wohl zehnmal mehr als der meine. Ich bewundere den apostolischen, den wahrhaft heroischen Mut, mit dem Sie hinausziehen auf ein Arbeitsfeld, dessen Bedeutung und Schwere wir vielleicht kaum zu ahnen vermögen.“

Schon bald nach der Weihe trat der neue Apostolische Bilar seine Rückreise nach Afrika an. Hier entfaltete er eine äußerst reiche Tätigkeit. Zunächst besuchte er im Sommer 1903 die Innenstationen Kiviro, Peramiho, Kigonjora, Iringa und Madibira, um überall das heilige Sakrament der Firmung zu spenden und aus eigener Anschauung die Bedürfnisse, Erfolge und Hoffnungen auf den einzelnen Stationen kennen zu lernen. Die Reise dauerte von Mai bis Ende November, also fast volle sechs Monate.

Bereits im Januar 1904 finden wir Bischof Cassian schon wieder auf einer Visitationreise. Diesmal bereiste er die südlichen Stationen Lindi, Nhangao und Lulusedi. Auch in Dar-es-Salaam entfaltete er eine stets intensive Tätigkeit. Er besuchte sehr oft die zur Station oder zu Karasui gehörigen Ruhenschulen, um die Christen anzusprechen, hielt Katecheseen usw.

Da das seitherige Wohnhaus der Missionäre in Dar-es-Salaam ungenügend war, baute er mit sehr geringen Kosten ein neues, das erst vor wenigen Wochen bezogen wurde.

Neben seinen oberhirtlichen Arbeiten betrieb er auch als Bischof eifrig das Sprachstudium teils im eigenen Interesse, teils um auf diesem für den Missionar so wichtigen Gebiete seinen Untergebenen vorzuarbeiten. Schon als einfacher Vater hatte er zu diesem Zweck die kleine biblische Geschichte von Knecht ins Suaheli übersetzt, ebenso nahm er an der Abfassung eines Katechismus und Gebetbuches für die Schwarzen lebhaften Anteil.

Ueber den Missionar vergaß Bischof Cassian den Ordensmann niemals. Während war es anzusehen, mit welcher Gewissenhaftigkeit er auch als Bischof alle Vorschriften der heiligen Regel und Gebräuche des Ordens befolgte. Trotz seiner oberhirtlichen Würde unterwarf er sich demütig seinem Abte, den er als Vater ehrte und liebte. Vielleicht war es auch die Sorge um den teuren, im Innern Afrikas weilenden Vater, die ihn antrieb, trotz der drohenden Gefahr seine Reise fortzusetzen, bis ihn Mitte August das Verhängnis ereilte.

Jetzt weiß er, dessen dürfen wir wohl sicher sein, bereits im Kreise jener großen Apostel und Glaubensboten unseres heiligen Ordens, denen er im Leben und auch im Tode ähnlich geworden ist. Und so herb uns Ueberlebende der Verlust trifft, so freuen wir uns in dem Bewußtsein, jetzt einen Fürsprecher im Himmel mehr zu haben, der unablässig flehen wird für jene armen Seiden, deren zeitlichem und ewigem Wohlergehen er seine ganze Lebenskraft und sein Blut geopfert.

Wie sehr Bischof Cassian auch hier in Europa namentlich während seiner letzten Anwesenheit die Achtung und Liebe vieler Kreise erworben, das beweisen die zahlreichen tiefempfundene Beileids-Telegramme, die sofort bei der Nachricht von seiner Ermordung von den hohen und höchsten Stellen in Staat und Kirche einliefen. Sie alle bedauerten den jähen Verlust, den nicht nur unsere Mission, sondern auch die ganze Kolonie durch den Tod des tatkräftigen Mannes erfahren.

Die Missionsblätter, illustrierte Zeitschrift für das katholische Volk, mit Beilage „Stimmen aus St. Ottilien“ (Missionsverlag St. Ottilien Post Seltendorf, Oberbayern) haben anlässlich der Ermordung des Herrn Bischofs, zweier Brüder und zweier Schwestern bei Bivale in Deutsch-Ostafrika eine reich ausgestattete mit 10 Illustrationen gezielte Extranummer herausgegeben, der die obigen Ausführungen entnommen sind. Der Preis der monatlich erscheinenden empfehlenswerten Missionsblätter beträgt jährlich nur 1,50 Mk.

□ Buddhismus und Christentum.

Die „weißen Buddhisten“, wie man unsere Salonbuddhisten bezeichnet, glauben die Zeit gekommen, in Deutschland selbst eine buddhistische Propaganda zu entfalten. Dabei greifen sie gleich herzhast zu und machen das Christentum der Einfachheit halber gleich zu einem Sprößling des Buddhismus.

Daß wir jüngst (im Juli) die Hypothese von dem buddhistischen Ursprung des altchristlichen Fischsymbol etwas näher auf ihre — Unhaltbarkeit untersucht, veranlaßt einen unserer Neobuddhisten, Herrn Dr. Arthur Pfungst im „Freien Wort“ (Nr. 11, erstes Septemberheft) zu einer Replik, in der er den Versuch macht, seine unhaltbare Stellung zu retten mit der weiteren Behauptung, daß die Abhängigkeit des Christentums vom Buddhismus ausgemachte Sache sei.

Kuhn, Van den Bergh und auch schon Seydel sollen den wissenschaftlichen Nachweis geführt haben, daß in späterer Zeit buddhistische Einflüsse auf die christlichen Legenden stattgefunden haben und daß es so gut wie erwiesen ist, daß beispielsweise die Geschichte von Simeon im Tempel (Luk. 2, 26—32) identisch ist mit der buddhistischen Geschichte von Asta.

Warum fügt denn Herr Dr. Pfungst nicht auch bei, wie die wissenschaftliche Kritik sich zu diesen Werken gestellt hat? Daß die Seydelsche christlich-buddhistische Evangelien-Harmonie-Hypothese energisch zurückgewiesen wurde? Daß der zuletzt genannte Van den Bergh in seinem Buche „Indische Einflüsse auf evangelische Erzählungen“ zwar die Tendenz hat, solche Einflüsse nachzuweisen, aber am Schlusse seiner Untersuchungen schließlich seine Hypothese nur mit dem vagen Satz zu stützen versucht:

„Der Verkehr zwischen Indien und Westasien hat in den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung einen hohen Aufschwung genommen. Es ist nachgewiesen, daß die Christen des 3. Jahrhunderts und späterhin sich indische Legenden angeeignet und zu erbaulichen Zwecken bemüht haben. Der Weg, auf dem diese nach Westasien gelangten, kann bereits früher dieselben Dienste geleistet haben“ (S. 102).

Wer will einen solchen vagen Satz als wissenschaftlicher Beweis betrachten? Als ob er sich bei den Evangelien erst um Ergebnisse des 3. Jahrhunderts handle und nicht schon des ersten. Darum handelt es sich also, für diese Jahrzehnte, für die Zeit von 40—60 n. Chr., buddhistische Einflüsse nachzuweisen. Daß aber um diese Zeit Buddha und Buddhismus im Abendland bekannt gewesen sei, wird Pfungst wohl selbst nicht behaupten wollen.

Mit Recht bemerkt daher ein so vorzüglicher Kenner des Buddhismus wie Oldenburg in seiner Kritik der Van den Berghschen Schrift:

„Die Möglichkeit, daß Buddhistisches in die Kreise eingedrungen ist, in denen die Evangelien entstanden, muß ja selbstverständlich in abstracto zugegeben werden. Aber ziehe ich in Betracht, wie schattenhaft im übrigen die Spuren abendländischer Wissens von Buddha und dem Buddhismus in älteren Zeiten sind, so kann ich es nicht allzu wahrscheinlich finden, daß die altchristlichen Gemeinden oder Autoren so rasch, wie das angenommen werden müßte, eine solche Fülle von Legenden aufgefangen haben sollten. Man bedenke, daß die angeblichen buddhistischen Einflüsse bis in die den Synoptikern gemeinsame Schicht zurückreichen müßten“ (Th.-Lit.-Jtg. 1905 Nr. 3).

Bei derselben Gelegenheit spricht sich Oldenburg auch aus über die von den modernen Buddhaphantasten ohne alle wissenschaftliche Stempel als so gut wie erwiesen behauptete Identität der Simeonsgeschichte und der Asta-Legende urteilt:

„Der konstante Erfahrungen darüber besitzt, zu wie weitgehenden Uebereinstimmungen oft die Gleichheit der Motive führt, wird in den hier angeführten Beispielen, neben denen auch ausgeprägte Unähnlichkeit nicht fehlt, kaum einen sehr starken Beweis für eine Entlehnung erkennen.“

Aber so machen es unsere Neobuddhisten in ihrem Bestreben, das Christentum als eine Art buddhistischen Gewächses erscheinen zu lassen: die Unähnlichkeiten der betreffenden Erzählungen lassen sie unter den Tisch fallen, die Ähnlichkeiten hauschen sie auf und lassen hier ebenfalls weg, daß bei näherem Zusehen diese angeblichen Ähnlichkeiten sich sehr verringern und außerdem die so sehr betretenen Analogien der Lehre etwas wesentlich anderes sind als die entsprechenden christlichen Lehren.

Nach Pfungst ist Turkestan das Land, aus dem nächstens neue Aufschlüsse über die Ursprünge des Christentums zu erwarten seien und er beruft sich hier auf Bischof, der „unerwartete Aufschlüsse“ über unsere Frage ankündigt, da Turkestan das Land gewesen sei, wo syrische Christen, Manichäer, Zoroastrier, Buddhisten und Anhänger noch anderer Religionen zusammentrafen (Deutsche Lit.-Jtg. 1905 Stk. 2940, wo Bischof

die Van den Bergsche Schrift bespricht.) Troden repliziert darauf Oldenburg: „Wenn nur die schönen Funde, die in Turkestan gemacht wurden, indem sie diesem Land für unser Erkennen hohe Bedeutung verleihen, nicht dazu führten, die Rolle, die das Land in den Vorgängen selbst gespielt hat, zu überschätzen!“ Und da fehlt es wahrlich nicht an Beispielen für solche Ueberschätzungen! Jedenfalls sollten die Herren nicht vergessen, ehe sie auf die Feststellung von Abhängigkeitsverhältnissen sich einlassen, den Besitzstand der jeweiligen Religion festzustellen, also hier zu untersuchen, wie das Christentum, das die syrischen Christen mit nach Turkestan brachten, beschaffen war, welche Symbole usw. sie bereits im Gebrauch hatten usw. Das würde vor vielen Irrgängen bewahren!

Wenn ferner Pfungst sich entrüstet, daß wir seine Deutung des buddhistischen Bundeszeichens, das Swastika, als eines Kreuzes nicht annehmen, je nun so befinden wir uns in der besten buddhistischen Gesellschaft, nämlich des buddhistischen Missions-Verlags in Leipzig, in dessen Schriften ebenfalls dieses Zeichen als *Mad d. h.* als Sinnbild des ewigen Kreislaufs (*Samsara*) dargestellt wird.

Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek.

Unter den zahlreichen Sammlungen guter Jugend- und Volkschriften nimmt die naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek eine hervorragende Stelle ein. Es war ein guter Gedanke, der den Verlag bei der Gründung dieser Bibliothek leitete. Bei der Hochflut der billigen Schundliteratur, die mit übertrifflicher Leichtigkeit den Geist abstumpft und verflacht, ist es wirklich mit Freuden zu begrüßen, daß eine Reihe von gelegenen Schriften erschien, deren Hauptaufgabe es ist, Sinn und Verständnis für die Erhabenheiten und Schönheiten in der Natur zu erwecken. Diesen Zweck verfolgt in erster Linie die naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. Sie bringt in jedem Bändchen abgeschlossene Abhandlungen über irgend einen Gegenstand aus dem Reiche der Natur unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen. Die Stoffe werden nicht in jenem trodenen Lehrstil behandelt, der das lehrreichste Buch der Jugend langweilig erscheinen läßt und vom Studium naturwissenschaftlicher Bücher abhält. Es herrscht vielmehr ein flotter Plauderton vor, das Belehrende ist geschickt mit dem Unterhalten verbunden. Bei dieser Art der Behandlung der Themata wird die Jugend stets gerne zu den Büchern greifen, die ihr eine Fülle schätzenswerten Wissens bieten und viele bisher unbenutzte Schönheiten in der Natur verschließen. Das werden sie bei jedem Leser tun, der den Darlegungen der Verfasser mit Aufmerksamkeit folgt. Vom Standpunkt einer idealen Weltanschauung aus führen die Autoren den Leser durch den Weltreue an dem unscheinbarsten Gegenstand beweisend, daß er seinen Zweck hat und nötig ist im Haushalte der Natur. Der Grundgedanke eines jeden Buches ist schließlich der, zu zeigen, daß überall eine sichtbare wunderbare Ordnung herrscht die mit zwingender Notwendigkeit auf das Dasein eines mächtigen, weisen und gütigen Schöpfers hinweist. Wie ein roter Faden zieht sich dieser Gedanke durch alle Abhandlungen.

Wenn wir uns mit diesem generellen Urteil begnügen und uns nunmehr den neu erschienenen Werken zuwenden, so können wir feststellen, daß sich die sechs neuesten Erscheinungen der naturwissenschaftlichen Bibliothek würdig den bis jetzt vorliegenden, früher schon besprochenen Büchern anschließen. Band 17 bringt aus der Feder von Franz Neureuter eine Abhandlung über den Fuchs. Ein populär geschriebenes Buch über den Fuchs, wie es Neureuters Werk ist, erscheint uns um so wünschenswerter, als gerade über Meister Reineke die unglaublichsten Ansichten im Volke verbreitet sind. Was erzählt man sich nicht alles von Reinekes Schlaueit und Verschlagenheit von der List, die er anwendet, um den Jäger zu hintergehen, und dergleichen Dingen mehr. In Neureuters Buche begegnen wir dagegen dem Fuchse wie er lebt und lebt. Seine Lebensweise, sein Nutzen und Schaden und seine vielgerühmten Eigenschaften werden in klarer, der Wahrheit entsprechender und so fesselnder Form dargestellt, daß des Lesers Interesse am Tierleben erweckt und zu dessen Beobachtung in der freien Natur angeregt wird. Darin meint der Verfasser mit Recht, wird mancher einen höheren und reineren Genuß finden, als in manchem andern, worin er dies bis jetzt suchte. Die Ausführungen werden durch eine Anzahl Illustrationen in dankenswerter Weise ergänzt, von denen wir die beiden farbigen Nachbildungen eines Gemäldes von dem Düsseldorf-Maler Johannes Deiker besonders erwähnen wollen.

Das folgende Bändchen bringt aus der berühmten Feder des

Jesuitenpater Sandam eine belehrende Beschreibung des Mikroskops durch das uns eine andere Welt wundervoll an Gestalt gefehrmäßig in ihrer Entwicklung erschlossen worden ist. Durch diese Welt führt uns der Verfasser und lehrt uns ihre kleinsten Gebilde kennen. Eine erstaunliche Fülle Schönheiten und Herrlichkeiten birgt diese „kleine Welt“ in sich. Berichten wir dabei, führt der Verfasser aus, die Verschiedenheit dieser Naturdinge von so erstaunlicher Mannigfaltigkeit, eine gegenseitige Verschiedenheit oft sonst nahelebender Organismen, eine gefehrmäßig auftretende Verschiedenheit bis auf ihr kleinstes Gefüge und Gewebe, so können wir uns nicht dem Gedanken verschließen, es liege hier ein System, ein gemeinschaftlich einheitlicher Plan zu Grunde der höher weist, als auf ewige blinde Naturkraft, die keinem Herrn und Befehrer untersteht. Ein jeder, der den in einer edlen und bildenden Sprache abgefaßten Darlegungen folgt, wird auf jeder Seite des Buches eine Bestätigung dieser Worte finden.

Unschuldige Verurteilte in Tier- und Pflanzenwelt lautet der Titel des 19. Bandes, der Joh. Alf. Wlfamer zum Verfasser hat. Das Bändchen will dazu beitragen, daß die nützlichen Tiere auch für nützlich anerkannt und nicht unschuldig verfolgt und ausgerottet werden, und daß die mehr nützlich als schädlich befundenen Tiere Nachsicht und Schonung zur rechten Zeit finden. Gewiß eine edle Aufgabe, der der Verfasser in jeder Weise gerecht wird. Wlfamer gibt von den in Frage kommenden Tieren und Pflanzen eine kurze, treffende Beschreibung und erläutert dann eingehender deren Nutzen und Schaden. Eine Anzahl teilweise prächtiger Illustrationen unterstützen die Bemühungen des Verfassers. Diesem Buche, das viel Nutzen schaffen, aus Unkenntnis der Tier- und Pflanzenwelt resultierenden Schaden verhindern wird, wünschen wir eine recht weite Verbreitung. — Ein Bild von dem Gewerbestreben im Insektenstaat entrollt Johann Bender in Band 20 der Bibliothek. Wir haben da Gelegenheit die Baumeister, Gärtner, Totengräber usw. unter den Insekten und deren Leben und Wesen kennen zu lernen. An Hand zahlreicher Illustrationen zeigt uns der Verfasser die einzelnen Insekten in ihrer Tätigkeit und führt uns so ein Beispiel energischer Arbeit und unermüdblichen Schaffens vor Augen. Das Buch zeigt ferner die Gesehrmäßigkeit und wunderbare Ordnung in der Insektenwelt und beweist, daß das kleinste und häufig lästig empfundene Insekt notwendig ist zur Erhaltung des Gleichgewichtes im Haushalte der Natur.

Auf die Spuren der Geschöpfe, die ihre Tätigkeit im Dunkel der Nacht ausüben, führt uns Richard Borgmanns Werk: *Lichtscheues Gesindel*. Wir beobachten die „lichtscheuen Räuber“ und „nächtlichen Raubritter der Wildnis“ auf ihren Schleichwegen und lernen selbst die zahlreichen Geschöpfe, die selten oder nie ans Licht des Tages kommen, in ihrer Behausung und auf ihren Jagdzügen kennen. Ein munteres Leben und Treiben entrollt sich da vor dem geistigen Auge des Lesers. Bilder, die im Freien zu beobachten wohl die wenigsten Gelegenheit haben und die sich doch fast in jeder Nacht wiederholen, führt uns der Verfasser in den einzelnen Abschnitten vor Augen. Das Buch ist flott und padend geschrieben und reich illustriert.

Einen würdigen Abschluß erhält die Reihe der Neuerscheinungen durch Dr. Seb. Kiffermanns Buch: *Leuchtende Pflanzen und Tiere*. Der Verfasser hat das mit ein für die meisten unbekanntes Thema angefaßt. Daß faules Holz leuchtet, ist vielleicht manchem bekannt, daß aber auch Fleisch und gewisse Tiere im Dunklen strahlen, wird vielen neu sein. In dem vorliegenden Werke werden nun die Ursachen des Leuchtens des Holzes, der Tiere und des Meeres eingehend erörtert und untersucht. Bilder von unvergleichbarer Schönheit und Farbenpracht werden vor unseren Augen entrollt. Wenn der Verfasser das Meerleuchten bespricht und diese prächtige Naturerscheinung in ihrer ganzen Herrlichkeit ausmalt, dann steigt wohl in jedem der Wunsch auf, einmal Zeuge dieses unvergleichbaren Schauspieles zu sein! Neben diesen farbenprächtigen Bildern bietet das Werk viel Belehrendes und Wissenswertes.

Diese Sammlung guter Volkschriften können wir nur auf das wärmste empfehlen. Der Preis beträgt für das Bändchen brosch. M. 1,20 in eleganter Originalleinwand Mark 1,70, ein bei der Qualität der Bücher wahrer Spottpreis. Die Bibliothek kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden, sowie auch direkt von der Verlagsanstalt G. J. Manz in Regensburg.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 40.

Düsseldorf, den 1. Oktober.

1905.

Inhalt: Evangelium zum sechzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Sonntags-Morgen. — Bekenntnis im Mittelalter. — Kopfschmerz und Migräne. — allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum sechzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XIV, 1—11.

„In jener Zeit, als Jesus in das Haus eines Obersten von den Pharisäern am Sabbath ging, um da zu speisen, beobachteten auch sie ihn genau. Und siehe, ein wasserfüchtiger Mensch war vor ihm. Und Jesus nahm das Wort, und sprach zu den Gesetzgelehrten und Pharisäern: Ist es erlaubt, am Sabbath zu heilen? Sie aber schwiegen. Da sagte er ihn an, heilte ihn und ließ ihn gehen. Und er redete sie an und sprach zu ihnen: Wer von euch, dessen Esel oder Ochs in eine Grube gefallen, würde ihn nicht sogleich herausziehen am Tage des Sabbathes? Und sie konnten ihm darauf nicht antworten. Er sagte aber auch zu den Geladenen ein Gleichnis, als er bemerkte, wie sie sich die ersten Plätze auswählten und sprach zu ihnen: Wenn du zu einem Gastmahl geladen wirst, so setze dich nicht auf den ersten Platz, damit, wenn etwa ein Vornehmerer als du, von ihm geladen wäre, derjenige, welcher dich und ihn geladen hat, nicht komme und zu dir sage: Mache diesen Platz! und du alsdann mit Schande unten an sitzen müßest; sondern wenn du geladen bist, so gehe hin und setze dich auf den letzten Platz damit, wenn der, welcher dich geladen hat, kommt, er zu dir spreche: Freund, rücke weiter hinaus! Dann wirst du Ehre haben vor denen, die mit dir zu Tische sitzen. Denn ein Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedriget; und wer sich selbst erniedriget, wird erhöht werden.“

Zum Rosenkranzfelte.

Beim Beginn des Rosenkranzmonates tritt das Bild unseres hochsel. Papstes Leo XIII. wieder besonders lebhaft vor unsere Seele; es ist uns, lieber Leser, als sähen wir den Hohenpriester des Neuen Bundes vor uns — mit dem Rosenkranz in der Hand — wie er den katholischen Erdkreis nicht nur durch sein zündendes Wort, sondern auch durch sein erhabenes Beispiel für jenes schlichte und doch so herrliche Gebet gewissermaßen wieder zu gewinnen sucht. Darum sehen wir in unseren Tagen die Rosenkranzschmüre ebenso in der Hand des Gebildeten wie in der Hand des schlichten Mannes aus dem Volke. Alle diese Väter wissen sehr wohl, daß keine Gebetsweise sich so vortrefflich eignet für alle Lagen und Verhältnisse des Lebens, für jede Gemütsverfassung des menschlichen Herzens, wie gerade das schlichte Rosenkranzgebet, das sich zudem, ich möchte sagen, an jedem Orte und zu jeder Stunde verrichten läßt.

Im römischen Martyrologium des heutigen Tages heißt es also: „Heute wird gefeiert das Gedächtnis Unserer Frau vom Siege, welches Fest der hl. Papst Pius V. zur Dankagung für den herrlichen Sieg eingesetzt hat, den die Christen an diesem Tage gegen die Türken in einer Seeschlacht durch den besondern Beistand der seligsten Jungfrau erfochten haben.“ — Gemeint ist hier der herrliche Seesieg bei Lepanto (1571), der für das christliche Europa von ebenso großer Wichtigkeit war, wie ein Jahrhundert später (1683) jener unerwartete Sieg

unter den Mauern der Stadt Wien, der, wie wir jüngst gesehen, auch der Fürbitte Marias allgemein zugeschrieben wurde.

Schon seit einem Jahrhundert hatten die Türken, durch eine Reihe von Siegen die Christenheit in Schrecken gehalten — offenbar eine Fügung des Herrn, um das allzusehr erschlafte Glaubensleben des christlichen Volkes neu zu beleben. So hatte denn Soliman II. i. J. 1521 Belgrad erobert, im folgenden Jahre die Insel Rhodus weggenommen, rückte dann in Ungarn vor, schlug das christliche Heer bei Mohacz, eroberte die Städte Ofen, Pesth und andere befestigte Plätze und war damals schon bis in die Nähe Wiens vorgedrungen. Sein Sohn und Nachfolger Selim II. nahm i. J. 1571 den Venetianern die Insel Cypren weg und holte nun zu einem Hauptschlage aus, nachdem er eine der größten Flotten, die je die Welt gesehen, ausgerüstet hatte. Ein Sieg der Türken hätte zunächst wohl ganz Italien unter ihre Botmäßigkeit gebracht. Die türkische Flotte lag im Meerbusen von Lepanto, an der Westseite von Griechenland vor Anker; und als ihr Befehlshaber nun erfuhr, daß die verhältnismäßig sehr schwache Flotte der Christen von der Insel Corfu her sich näherte, hielt er einen Sieg seinerseits für ganz zweifellos; schnell wurden daher die Anker gelichtet, um die Christen zu umzingeln. Als die türkischen Schiffe in Sicht kamen, empfahl sich die christliche Flotte, die von dem Prinzen Don Juan von Oesterreich, dem Bruder des spanischen Königs Philipp II., befehligt wurde, in gemeinsamer Anrufung dem Schutze der seligsten Jungfrau. Es muß ein ebenso rührender als bewundernswerter Anblick gewesen sein, als der Befehlshaber das Zeichen zur Schlacht gab durch Aufhissen der vom Papste geschenkten Fahne mit dem Bilde des Gekreuzigten, — und nun alle diese Helden, vom Kommandeur bis zum letzten Soldaten, in vollster Rüstung auf die Kniee fielen und die Fürbitte der seligsten Jungfrau um den göttlichen Beistand in dieser schweren, entscheidenden Stunde erflehten. Das Vertrauen dieser christlichen Streiter auf die Hilfe Marias wurde nicht getäuscht. Nach einer dreitägigen blutigen Schacht errang die christliche Flotte einen glänzenden Sieg, der fünfzigtausend christlichen Sklaven die Freiheit wiedergab, und der selbst die türkische Hauptstadt Konstantinopel zittern ließ, als stehe der Feind bereits vor den Toren. Dieser herrliche, folgeschwere Sieg wurde aber errungen gerade an dem Tage, an welchem die Rosenkranz-Bruderschaften auf dem ganzen Erdkreise ihre vorgeschriebenen Gebete und Andachtsübungen hielten. So können wir es wohl verstehen, daß der damalige Papst, der hl. Pius V., vollkommen überzeugt war, der ewig denkwürdige Sieg sei der mächtigen Fürbitte der seligsten Gottesmutter zu danken; können es verstehen, daß er zum immerwährenden Gedächtnisse das heutige Fest „Unserer Frau vom Siege“ einsetzte. Sein Nachfolger Gregor XIII. aber setzte dieses

Fest für alle Kirchen des Erdkreises auf den ersten Sonntag im Monat Oktober, — als ein immerwährendes Zeugnis für die gnadenvolle Wirkung des Rosenkranzgebetes.

Das ist, lieber Leser, in Kürze die Geschichte des heiligen Festes. Um nun noch ein Wort über das Rosenkranzgebet selbst zu sagen, so besteht der (vollständige) Rosenkranz bekanntlich darin, daß man 15mal je ein „Vaterunser mit zehn „Ave Maria“ wiederholt und dabei die hauptsächlichsten Geheimnisse unserer Erlösung der Reihe nach an der Seele recht lebendig vorüberziehen läßt — die Geheimnisse des freudreichen, schmerzreichen und glorreichen Rosenkranzes. Ein hoher Vorzug dieser Gebetsweise liegt offenbar darin, daß hier das mündliche Gebet mit der sog. Betrachtung der einzelnen Geheimnisse sich verbindet: beide verhalten sich aber zu einander wie Leib und Seele — die Hauptsache ist also die Betrachtung; sie erst macht das Rosenkranzgebet wertvoll.

Aber, sagt vielleicht der Leser, dieses „Betrachten“ ist doch zu schwer für den schlichten, einfachen Christen! Ist das denn wirklich wahr? Nehmen wir beispielsweise das „freudreiche“ Geheimnis: „Den du, o Jungfrau, geboren hast“. Ist es denn so schwer, sich die Szene im Stalle zu Bethlehem im Geiste vorzustellen, nachdem wir sie von Kindheit an so oft im Bilde vor Augen gehabt? Das göttliche Kind in der Krippe, die gebenedeite Mutter, der treue Pflegevater, die Hirten vor der Krippe, — diese heiligen Personen sind ja unsern Kleinen in der untersten Schulklasse schon bekannt, und die Kinder sind mit dem Geheimnisse jener heiligen Nacht so vertraut, daß sie uns in ihrer kindlich-naiven Art davon zu erzählen wissen mit einer Lebendigkeit der Darstellung, als ob sie mit den frommen Hirten einst zur Krippe gerufen worden und mit ihnen dem göttlichen Kinde gehuldigt hätten. Sieh, lieber Leser, was die Kleinen Dir vom Geheimnisse jener heiligen Nacht schon zu erzählen wissen, das sollst Du in den wenigen Minuten an Deinem Geiste vorbeiziehen lassen, wenn Du im „freudreichen“ Rosenkranze die zehn „Ave Maria“ betest mit dem Zusage: „Jesus, den Du, o Jungfrau, geboren hast“. Du hast bei dieser zehnmaligen Anrufung gerade Zeit genug, um Dich in das betreffende Geheimnis recht zu versenken. Du wirst mir aber auch beipflichten müssen, wenn ich meine, daß nur derjenige die oftmalige Wiederholung eines und desselben Gebetes „ermüdend“ finden kann, der das Rosenkranzgebet ohne Andacht und Verständnis zu verrichten pflegt.

S.

* * Sonntags-Morgen. *

Ein Bild aus dem Leben.

Von den Kirchtürmen rufen die Gloden zum Hochamte. Da eilen sie hin, Frauen, Kinder, Männer, Gesunde und Schwache, Frohe und die, welche ein kühles Leid drückt. Drinnen in den hohen heiligen Hallen, unter dem Jubelgesang der gläubigen Menge, in der Nähe ihres eucharistischen Gottes vergessen sie ihrenummer, und der Priester spricht ihnen im Namen des Herrn Trost und Mut zu. Wie viel leichter tragen sie nun ihre Bürde!

Unter der Menge steht eine Mutter, an der Seite ihr Kind. Sie hat dem Kleinen die Händchen gefaltet und es mit der Hand zum Hochaltar gewiesen. Starr schaut das Kind zum Altare. Es folgt mit den Blicken jeder Bewegung des Priesters. Es schaut — schaut so fremd, so verwundert auf das Bild vor seinen Augen, auf die flackernden Kerzen, — auf die bunten Blumen, — auf den Dornenkränzen, der blutüberströmt am Kreuze hängt, — auf die holdselige Frau mit dem lächelnden Kinde auf dem Arm, das ihm zugewinken scheint, — ach, so fremd schaut es, als kenne es Mutter und Sohn nimmer. Und dann wendet es den großen fragenden Blick zur Mutter — aber die Lippen bleiben stumm, und nur tieftraurig und sehnend schaut es ihr ins Auge. Die Mutter lächelt ihrem Liebkinde zu; doch es ist ein schmerzliches Lächeln; — ach, so weh tut ihr der Blick ihres Kindes und sie wendet sanft des

*) Von einem Dominikanerpatre.

Kleinen Köpfchen wieder dem Hochaltare zu und faltet seine schwachen Händchen.

Nun ist es stille geworden.

Der Priester hat das feierliche Gewand abgelegt und tritt auf die Kanzel. Von seinen Lippen strömen Worte des Lebens, des Trostes und der Ermütigung. Unverwandt hängen die Blicke der Gläubigen an seinem Munde; regungslos folgen sie seinen Worten.

Das Kind ist dem Priester mit den Blicken gefolgt. Lange hat es ihn angeschaut, so fremd, so unverständlich. Und dann hat es zur Mutter aufgeblickt, aber der Mutter Auge hat dem Liebkinde nicht geantwortet. Ihr Blick war gebannt; er hing an dem Redner, der dort oben stand, und ihr Antlitz war so leuchtend, so freudig, so glücklich.

Der Kleine starrt und sucht den Zusammenhang, und sein großes träumendes Auge wandert fragend von dem Redner zur Mutter und von der Mutter wieder zu dem Priester dort im weißen Gewande.

Die Predigt ist zu Ende. Die Gläubigen verlassen allmählich das Gotteshaus; nur eine kleine Schar kniet noch vor dem Muttergottesaltar in tiefer Andacht. Dorthin lenkt die Mutter mit dem Kinde ihre Schritte. Auch sie möchte noch die Muttergottes mit dem Jesuskinde begrüßen. Lange ruhen ihre Blicke auf der lieblichen Gruppe, bald schaut sie das Kind an, bald die Mutter. Da auf einmal wird ihr Blick so traurig, über ihre Gesichtszüge zieht ein unsagbar tiefes Weh; ein Gedanke macht sie erbeben; sie fällt auf die Knie und läßt den Tränen freien Lauf.

Arme Mutter! Warum so traurig? Bist denn du nicht auch Mutter? Hast denn du nicht auch ein Kind? Aber ach! den süßen Mutternamen hat sie von ihrem Kinde noch nicht vernommen; es ist — t a u b s t u m m

Fürwahr, arme Mutter! Armes, taubstummes Kind!

Lieber Leser! Hast Du schon einmal einem solchen Kinde in das fragende Auge geschaut? Hast Du in diesem stummen, tieftraurigen Blicke das Sehnen seiner schuldlosen Seele gelesen? Hast Du das lange bittende Flehen verstanden, das dieser stumme Blick an dich richtete? — „Sage mir, ach, sage mir —“, so steht es geschrieben in den fragenden Kinder-Augen, die dich so träumerisch, so seltsam, so unverständlich anschauen.

Du armes Kind! Und kann dir denn niemand Antwort geben? Sollst du denn nie wissen, was Menschenseelen so hoch erhebt? Und soll es dir immerdar verborgen bleiben, was jenes Kind auf den Armen der Mutter bedeuten soll, und was jener am Kreuze für dich getan, und was deiner einst harret, wenn deiner unschuldigen Seele sich die Pforten des ewigen Lebens öffnen?

Christliche Charitas! Dir gebe ich dieses Kind! Kannst du es von dir weisen? Kannst du dein Auge diesem stummen, wehmüthigen Blicke verschließen? Kannst du ungerührt an dieser hungernden Seele vorbeigehen? — O siehe, sie möchte ihre Fesseln sprengen; auch sie möchte hinausrufen in die wunderbare Gotteschöpfung, möchte mit einstimmen in den Jubel der Worte Gottes, möchte verstehen, begreifen, erfassen, warum alles um sie her so glücklich und freudig ist; auch sie möchte ihn kennen, den großen, gütigen Vater im Himmel, der alles geschaffen hat, zu dem alles hinstrebt, möchte ihn auch anbeten, lieben, loben und preisen.

Dir, lieber Leser, gab der gütige Gott alle Sinne. Von frühesten Kindheit an lauschtest du dem Mutterworte, das dir vom Vater im Himmel erzählte, und auf der Mutter Schoß stammeltest du dein erstes kindliches Gebet. Der Mutter Stimme drang als erste, wunderbare Offenbarung in deine verlangende Seele, und deine eigene schwache Stimme war der erste lallende Gruß, den du deinem Schöpfer botest. So standest du beständig mit ihm in seligem Austausch der Liebe. Weißt du zu schätzen, was dir geschenkt worden? Hast du je den herrlichen Gnadenvorzug begriffen, den du empfangen? Hast du je daran gedacht, wie glücklich du vor Tausenden deiner armen Mitbrüder bist?

Vies in dem stummen Blick jener Armen, denen Gehör und Sprache versagt ist, deine Bevorzugung, dein Glück und Wohlstand — deinen Un dank! Hast du dem Vater im Himmel je für diese Gaben gedankt? Hast du sie nicht gar mißbraucht? — Vielleicht steigt es jezt in deiner Seele auf wie ein Vorwurf ob unerkannter Gnaden und Vorzüge — wie tiefes Mitleid mit den Armen, denen Gott die herrlichen Gaben der Sinne versagt hat.

O, dann komme, mache es gut an uns, den armen Tauben und Stummen. Hilf uns, damit auch wir glücklich werden wie du! Gerne möchten wir es dir selber sagen, aber ach, wir können es nicht, wir heben unsere Hände und flehen. Ach, hilf

uns, das Glück finden. Wir fühlen uns so fremd, so einsam unter den glücklichen Menschen. Dunkel ist es in unserer Seele. Ein banges Geheimnis ist uns die Welt, ein ungelöstes Rätsel, eine unbeantwortete Frage.

Taub und stumm, fürwahr ein großes Mißgeschick! Nun gibt es in Berlin circa 400 erwachsene katholische Taubstumme, die aus allen Gegenden Deutschlands hierhergekommen sind. Soll sich nun niemand dieser armen „Waisen der Natur“ annehmen? Soll man sie den harten Kampf um das tägliche Brot allein kämpfen, sie dabei häufig untergehen lassen? Soll ruhig zugehört werden, wie das Samenorn der katholischen Religion, das in das Herz des taubstummen Kindes in der Schule gefät, allmählich verdorrt wegen Mangel an weiterer religiöser Fürsorge? Sollen die katholischen Kinder, die an nichtkatholischen Anstalten der Mark Brandenburg und Pommerns keinen katholischen Religionsunterricht erhalten, der katholischen Kirche verloren gehen?

Nein und abermals nein!

Soll aber in der Delegation (Mark Brandenburg und Pommern) in leiblicher und geistiger Beziehung für die katholischen Taubstummen in wirksamer Weise gesorgt werden, so ist in Berlin eine Zentralfstelle — ein Taubstummenheim nebst Kapelle — unbedingt notwendig.

Das hat auch Seine Eminenz, der hochwürdigste Herr Fürstbischof in Breslau Georg Kardinal Kopp, anerkannt.

Ist eine solche Zentralfstelle geschaffen, so kann eher der irdlichen Not der Armen, die uns in verschiedenen Gestalten entgegentritt, gesteuert werden; denn werden auch die vernachlässigten taubstummen Kinder eine gründliche religiöse Erziehung genießen können; dann kann auch ein regelmäßiger Gottesdienst — heilige Messe mit einer den Taubstummen verständlichen Predigt — eingerichtet werden. Denn diese Armen bedürfen mehr als andere der Tröstungen der heiligen Religion, um gegen die zahllosen Gefahren für Glauben und Sitte geschützt und gestärkt zu werden.

Jahrelang wird schon zu diesem Zwecke gesammelt, und doch ist noch nicht einmal zum Ankauf eines Grundstücks das nötige Geld vorhanden.

Christliche Liebe! Blicke noch einmal dem bleichen stummen Kinde in das trauernde Auge! — Und wenn es nun dein Kind wäre, dein einziges liebes Kind vielleicht! — Und es ist dein Kind — Kind desselben guten Gottes, den auch deine Kinder Vater nennen, Bruder und Schwester des lieblichen Jesukindes, das auch du den Taubstummen ein Erlöser geworden, erbarme dich ihrer, erbarme dich der taubstummen Kinder!

Möchten doch alle die diese Zeilen lesen, jenen armen Schwestern nachahmen, der da sagte: „Mir hat der liebe Gott alle Sinne gegeben, und ich habe auch gesunde Kinder — deshalb gebe ich auch sehr gern etwas für die Taubstummen!“ — Gehe hin und tue desgleichen!*)

□ Bibelkenntnis im Mittelalter.

In Nr. 260 des „Düsseldorfer Tageblattes“ brachten wir eine Besprechung des Buches „Die Bibel am Ausgang des Mittelalters“ von Fr. Fall (Mainz). Im Anschluß an diese Besprechung möchten wir auf einige Stellen aus diesem Buche zurückkommen, welches eine treffliche Illustration über die Kenntnis der Bibel im Mittelalter bildet.

Im Jahre 1386 schrieb der Franziskanerbruder Otto von Passau, Lesemeister zu Basel, ein in der Folge sehr beliebt gewordenes Lehr- und Erbauungsbuch mit dem Titel: „Die 24 Alten, wie solche den Thron Gottes umgeben.“ In diesem Buch handelt das ganze 14. Kapitel von der Heiligen Schrift und es heißt da in der Sprache des Mittelalters:

„Der vierzehnt Alt lehret dich die heilige göttliche Geschrift und Kunst und von ihrem Ruhm, und wie man ihr folgen soll, was sie großes Nutzen schafft. Ich rat dir auch mit allem Fleiß, daß du die Geschrift der alten und neuen Ge (das heißt altes und neues Testament) dich und vil mit Andacht und mit Ernst lesen solst; sei es in teutsch oder in latin, ob du latin verstandest, und der heiligen Lehrer Lehre solst du wol behalten und sie inniglich zu Herzen legen und sie endlich und ernstlich wirken“ (bei Fall a. a. O. 20).

*) Anmerkung. Bittelbriefe werden nicht verschickt. Wer etwas Näheres über die Taubstummen zu wissen wünscht, der mache einen Vermerk auf dem Postanweisungsschnitt, und spätestens im nächsten Jahre folgt eine illustrierte Broschüre gratis und franco. Das Heim nebst der Kapelle wird der Ehre des hl. Geistes geweiht werden. Auch die geringste milde Gabe nimmt dankend entgegen der Taubstummen-Seelsorger P. Regibius Wallerand (Dominikaner), Berlin NW. 21, Turmstraße 44,

Das Buch erlebte zahlreiche Auflagen und eine weite Verbreitung in Handschriften und Drucken, noch am Ende des Mittelalters in der Zeit von 1470—1508 nicht weniger als 121 und zwar in allen Teilen des alten deutschen Reiches von Harlem und Utrecht bis Strassburg und Augsburg. Dazu kurzten noch zahlreiche andere Bücher, welche ebenfalls nachdrückliche Mahnungen zum Lesen der heiligen Schrift enthalten.

Daß die neu erfundene Buchdruckerkunst sich alsbald auf die heilige Schrift geworfen, ist oft genug gezeigt worden. Das Verzeichnis aller Bibelbrude von 1450—1520 in lateinischer und außerlateinischer Sprache chronologisch nach den Druckjahren geordnet, welches Fall als Anhang zu seiner Schrift beigegeben, zählt 234 Nummern, darunter 17 deutsche. Mit seinem Spott bemerkt Fall am Schlusse seiner Aufzählung:

„Vorstehendes Verzeichnis tut dar, wie ehemals die von der Kirche gehüteten heiligen Bücher in ihrer massenhaften Herstellung und Verbreitung einem breiten Strome gleich die Christenheit durchflossen — eine wahre nubes testium (Wolke von Zeugen). Daß die Bibel in der Stube eines jeden Kofendrenners im Thüringer Walde auflag, das kann ich allerdings nicht belegen. Vielleicht wagt eine gewisse Hypokriten einen solchen Beweis zu fordern“ (S. 97).

Ein richtiges Urteil über die Verbreitung und Kenntnis der Bibel wird aber erst dadurch möglich, daß man untersucht, für welche Gesellschaftsgruppen der Besitz und die Kenntnis der Bibel sich nachweisen lassen, wie das Fall in Abschnitt VII, S. 33—36 tut.

Da begegnen uns Fürsten und Fürstinnen, Prälaten und Pfarrgeistliche, Korporationsbüchereien von Bistumen, Mönchs- und Nonnenklöster, was aber besonders zu betonen ist, die Bürgerschaft, also das Laienelement, und zwar nicht bloß in Deutschland, sondern ebenso in Italien und Spanien. Allgemein charakteristisch ist eine Stelle in den Predigten Bartolotta's, weil diese einen Blick gestattet in italienische Verhältnisse. Die Predigt auf Pfingstdienstag eifert gegen jene, welche der Predigt ferne bleiben, weil sie, wie sie sagen, zu Hause Predigtbücher haben, auch die Bibel, aus denen sie alles wissen, was der Prediger sagen will (Fall a. a. O. 53).

Wer da noch behaupten will, dem Volke sei die Bibel unbekannt gewesen, der weiß nicht, was er sagt, weiß überhaupt nicht, welche umfassende Verwendung die Bibel in Predigt und Volkunterricht gefunden hat. Damit ist auch jene billige und ebenso haltlose Ausrede, welche vorzubringen selbst Stöbler kein Bedenken trägt, es handle sich doch nur um eine „äußere“ Kenntnis der Bibel, abgetan.

Von derselben horrenden Unkenntnis zeugt der Hinweis darauf, daß die Bibeln aber doch an Ketten befestigt gewesen seien. Das ist allerdings richtig, daß in den Bibliotheken damals und noch später bis tief ins 16. Jahrhundert die Bücher und nicht bloß die Bibeln an Ketten befestigt waren, aber das geschah, damit sie nicht — gestohlen wurden, wie man solche Vorsichtsmahregeln auch bei der Düsseldorfer Gewerbeausstellung 1902 sehen konnte.

Daß es sich um eine ganz allgemeine Praxis im mittelalterlichen Bibliothekwesen handelte, dafür nur ein Beispiel, Philipp der Großmütige, welcher die Marburger Hochschule in die Höhe bringen wollte, bestimmte im Jahre 1558:

„Wir Philipp v. G. G. Landgrave zu Hessen . . . tun kund hiermit, daß wir befunden, daß an unserer Universität Marburg eine Bibliothek hoch von Nutzen sei. Wir haben daher verordnet, daß aus der Kirche am Cögelhause eine Bibliothek gemacht werde, und daß jährlich vor 100 Gulde Bücher gekauft, in gemelte Kirchen ordentlich an Ketten angehängt werden . . . Ist demnach unser Befehl, dem Rat Oldemop 100 G. zu geben, Bücher zu kaufen, dieselbigen wie berührt . . . ordentlich an Ketten anhängen zu lassen. Cassel, 23. Januar 1558“ (a. a. O. 75).

Das alles zeigt zur Genüge, wie die Anlagen, die man gegen die katholische Kirche schleudert, als habe sie dem Volke die Kenntnis der Bibel vorenthalten und habe es erst der Reformation bedurft, um hierin Wandel zu schaffen, in der Luft hängen.

= Kopfschmerz und Migräne.

Von Dr. med. Th. Koffen.

Kopfschmerz, wer kennt ihn nicht aus eigener Erfahrung, und dennoch haben die meisten Menschen eine falsche Ansicht

über ihn. Vor allem ist zu bemerken, daß der Kopfschmerz keine Krankheit an sich ist, sondern wie jeder Schmerz, nur eine Begleiterscheinung und zwar der verschiedenartigsten Krankheiten, besonders aber der fieberhaften. Jeder Schnupfen kann mit Kopfschmerzen beginnen, jedes Nervenfieber fängt mit Kopfschmerzen an, jede Verdauungsstörung kann ihn hervorrufen. Dann auch kann er verursacht sein durch örtliche Leiden der Kopfnerven, Kopfmuskeln u. Schädelhäute. Um also den Kopfschmerz schnell und gründlich heilen zu können, ist es notwendig, die Ursache desselben zu kennen. Das ist aber in vielen Fällen selbst für einen geschickten und erfahrenen Arzt nicht leicht, da der Ursachen so unendlich viele sein können, und manche davon so versteckt liegen, daß man sie nicht entdecken kann.

Im Allgemeinen zeigt sich der Kopfschmerz mehr im mittleren Alter, also zwischen dem 20. und 50. Lebensjahr, als in der Jugend des Menschen oder im Greisenalter. Ferner findet man ihn häufiger beim weiblichen als beim männlichen Geschlecht.

Der häufigste Kopfschmerz ist der gastrische, also der aus dem kranken Magen stammende. Dieser Kopfschmerz ist meistens selbst verschuldet, denn er ist die Folge und Strafe für Unmäßigkeit im Essen oder Trinken. Ein normal gebauter und mäßig lebender Mensch leidet keine gastrischen Kopfschmerzen. Hat man sich solche aber einmal durch Unvorsichtigkeit im Essen und Trinken zugezogen, so heben strenge Diät und ein Brausepulver die Schmerzen bald auf. Gewöhnlich schwindet der Schmerz eine Stunde nach Genuß des Pulvers. Oft selbstverschuldet ist auch der Erkältungs- oder gastrisch-katarthale Kopfschmerz. Dieser Schmerz ist ein höchst unangenehmer, er zeichnet sich dadurch aus, daß er in den Tiefen der Augenhöhlen auftritt, Druck im Magen verursacht und eine gelbliche Färbung der Augen und der Mundwinkel verursacht. Die Erkältung des Magens, welche diesen schlimmen Kopfschmerz hervorrufen kann, wird sehr oft durch das Trinken zu kalter Flüssigkeiten verursacht. Nichts ist dem Magen schädlicher als eiskaltes Bier, namentlich in großen Mengen. Gegen diesen schlimmen Feind muß man energisch vorgehen und zwar am besten durch ein Brechmittel. Nach dem Erbrechen beruhigt man den Magen durch Trinken von Zitronenlimonade. Allerdings ist ein Brechmittel ohne ärztliche Verordnung nicht zu erhalten, aber es wird nicht schwer halten, eine solche zu bekommen. Ist dieses nicht so schnell möglich, so empfiehlt es sich, den Schmerz und das Grundübel durch eines der vielen Kopfschmerzpulver, wie Phenacetin, Antifebrin oder Antipyrin zu verreiben. Eines dieser Mittel hilft schließlich bei jedem Kopfschmerz, dem einen dieses, dem anderen jenes. Das muß der Patient selbst ausprobieren, um bei ferneren Schmerzen wieder zu dem erprobten Mittel zu greifen. Zu den besten Kopfschmerzpulvern gehören folgende zwei Mischungen: Antipyrin 0,5, Phenacetin 0,1; oder Phenacetin 0,5, Coffein 0,05. Von je einem dieser Pulvermischungen nimmt man höchstens alle drei Stunden eines. Gewöhnlich tritt eine Stunde nach dem ersten Pulver die Besserung ein.

Die moderne Wissenschaft hat in ganz neuer Zeit festgestellt, daß Kopfschmerzen auch durch schlechte schwache Augen entstehen können. Am häufigsten ist die Weitsehigkeit die Veranlassung der Kopfschmerzen. Das überlichtige Auge muß nämlich, um deutlich zu sehen, seinen Muskelapparat sehr anstrengen und zwar um so stärker, je näher ihm der betrachtete Gegenstand liegt, etwa beim Lesen oder beim Bearbeiten von feinen Gegenständen. Wird der Muskelapparat des Auges so stundenlang überanstrengt, dann treten Schmerzen in den Nervenabteilungen der Stirn hervor, welche oft bis in den Hinterkopf ausstrahlen. Kräftige Menschen ertragen zwar meist solche Anstrengungen ihrer Augen ohne größeren Schaden und ohne Schmerzen davonzuräumen; dagegen aber bekommen schwächliche Personen sehr leicht Kopfschmerzen und oft auch andere Augenleiden. Bei der Kurzsehigkeit ist es ebenso. Das einfachste Mittel, solchen Schmerzen und Leiden vorzubeugen, ist die Anschaffung einer passenden, ärztlich verordneten Brille. Merkwürdigerweise herrscht in weiten Volkskreisen die Meinung, ein kurzsehiges Auge sei ein starkes Auge. Das ist ein großer und gefährlicher Irrtum, denn so ein Auge ist einfach krank. Kurzsehigkeit ist ein sehr verbreitetes und leider auch leicht vermeintliches Leiden. Daher ist Vorsicht bei solchen Augen sehr angebracht.

Kopfschmerzen, die aus einem örtlichen Leiden der Kopfnerven, Muskeln oder sonstigen Organen herrühren, können nur durch sorgsamstes ärztliches Untersuchen und Behandeln beseitigt werden. Niemals darf hier Selbstbehandlung eingreifen.

Schließlich ist noch der moderne, der nervöse Kopfschmerz

zu behandeln, der viele Formen aufweist und in der Regel nur reizbare und schwächliche Personen befällt. Der bekannteste nervöse Kopfschmerz ist die Migräne. Dieser meist nur einseitige Kopfschmerz ist ein sehr unangenehmes und meist unheilbares Leiden. Zum Glück tritt die Migräne nur alle drei bis vier Wochen auf, kann dann aber bis zu 24 Stunden andauern. In der Regel wird nur die linke Kopfseite befallen und der Schmerz sitzt in den Oberaugenhöhlen und der Schläfengegend. Das Auge schmerzt dabei sehr, träm und erschleicht Kriecher. Die Patientin ist in sehr gereizter Stimmung, das kleinste Geräusch, das Zuschlagen einer Tür, leises Sprechen kann sie zur Verzweiflung bringen — kurz alle Zeichen der modernen Krankheit, der Nervosität sind vorhanden. Auf der Höhe des Anfalles stellen sich Uebelkeit und Erbrechen ein, dann folgt Linderung der Schmerzen, Ermüdung und ein fester entquidender Schlaf schläft gewöhnlich den Anfall. Sobald die böse Migräne sich meldet, was die Patientin ja gleich und leicht merkt, nimmt man sofort ein Kopfschmerzpulver, das verhütet entweder den Ausbruch oder kürzt die Dauer des Schmerzes bedeutend ab. Nach dem Einnehmen des Pulvers ist unbedingte Ruhe nötig. Welches Pulver zu nehmen ist, das muß die Patientin am besten selbst ausprobieren. Bei der Einen hilft Phenacetin 0,5 sofort, während dasselbe bei der Anderen vermag, dagegen 0,5 Antipyrin gleich hilft. Eine der vorhin genannten Mischungen hilft bei jeder Migräne. Keines der genannten Mittel darf häufiger als alle drei Stunden genommen werden. Nur kräftigere Konstitutionen können ausnahmsweise beim ersten Mal 1 Gramm des gewählten Mittels nehmen; die zweite Dosis darf aber nur 0,5 stark sein.

Mit den Jahren schwindet die Migräne von selbst, das liegt in der Natur der Patientin begründet.

Eine sehr häufige Ursache einer anderen Art nervösen Kopfschmerzes ist diejenige, welche durch die Mutarmut hervorgerufen wird. Diese Art kann jeden Stand, jedes Alter und jedes Geschlecht befallen. Es leiden sehr viele bleichsüchtige und hysterische Mädchen und Frauen, sehr viele geistig überanstrengte Männer von schwacher Konstitution an diesem nervösen Kopfschmerz. Hier kann nur die Hebung des Grundübels, also der Mutarmut, völlige Heilung verschaffen. Die Anämie oder Mutarmut ist überall zu Hause, im Palast, im Bürger, wie im Bauernhaus, am meisten aber in der Fabrik und im Bergwerk. Die Mutarmut, ob angeboren oder erworben, weicht nur einer richtigen, stärkenden Lebensweise, einer nahrhaften Diät, Medikamenten wie Eisen und Chinin können gegeben werden, aber die Hauptsache muß bleiben: leicht verdauliche nahrhafte Kost und viel Bewegung in freier frischer Luft; denn diese allein ist das Lebens-element des Menschen, er ist sozusagen ein Luftgeschöpf, wie der Fisch ein Wassertier ist.

Kalte Bäder sind bei diesen Leiden in den seltensten Fällen angebracht, umso mehr warme, denn sie sind den Patienten angenehmer und befördern bei ihnen mehr die Hautfunktion und Verdauung als kalte Bäder oder Waschungen.

Allerlei.

* Ueber einen Kampf zweier Drosseln mit einer Ratte wird von einem Augenzeugen dem „Weidmann“ berichtet: Eine große Ratte näherte sich dem Neste eines Schwarzdrosselpärchens, um die darin befindlichen Jungen zu rauben. Kaum hatte das alte Drosselpaar den gefährlichen Räuber entdeckt, als beide Vögel sich mit tollkühnem Mute auf ihn warfen und schnelle und kräftige Schnabelhiebe nach seinen Augen führten. Die alte Ratte wehrte sich heftig, ergriff auch ein paarmal eins der Vögelchen mit dem Gebiß, wobei die Federn nach allen Seiten stoben, mußte aber stets wieder loslassen, weil der Kampfgenosse um so heftiger auf sie eintrieb. Plötzlich schrie die Ratte laut auf, und triefendes Blut, das aus dem Auge floß, bewies, daß dieses ausgehackt war. Laut schreiend überschlug sie sich fortwährend, um den unaufhörlichen Angriffen der Drosseln zu entgehen, hatte aber anscheinend auch das zweite Auge eingebüßt, bevor es ihr gelang, sich unter einer Laube zu verkriechen. Prustend und das Gefieder schüttelnd, postierten sich nun die kleinen tapferen Drosselkern vor der Öffnung, in der die Ratte verschwand war, und warteten lange auf das Wiedererscheinen des Feindes, der sich jedoch nicht mehr sehen ließ.

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt.

Verantwortlicher Redakteur: G. Conyon, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 41.

Düsseldorf, den 8. Oktober.

1905.

Inhalt: Evangelium zum siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Was dünkt euch von Christus? — Aus der Werkstatt der Legende. — Wohnungshygiene im Herbst und Winter. — Allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXII, 34—46.
„In jener Zeit kamen die Pharisäer zu Jesus und einer von ihnen, ein Lehrer des Gesetzes, fragte ihn, um ihn zu versuchen: Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetz? Jesus sprach zu ihm: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, und aus deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das größte und das erste Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten. Da nun die Pharisäer versammelt waren, fragte sie Jesus und sprach: Was glaubet ihr von Christo? Wessen Sohn ist er? Sie sprachen zu ihm: Davids. Da sprach er zu ihnen: Wie nennet ihn aber David im Geiste einen Herrn, da er spricht: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße gelegt habe. Wenn nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn? Und Niemand konnte ihm ein Wort antworten, und Niemand wagte es von diesem Tage an, ihn noch etwas zu fragen.“

Was dünkt euch von Christus?

Während der ganzen Zeit Seines öffentlichen Lehrens und Wirkens hatte der Herr unausgesetzt zu kämpfen gegen den Unglauben der Pharisäer und Schriftgelehrten. An der Hand des bekannten Messianischen 109. Psalmes legt Er ihnen im heutigen Evangelium das Geheimnis Seines göttlichen Wesens dar; Er weist darauf hin, daß der Messias nicht bloß ein leiblicher Nachkomme des Königs David sei, sondern auch eine Gott-wesensgleiche Person, — daß der Messias also Gott-Mensch sein müsse: nicht bloß der Sohn, sondern auch der Herr Davids. Sehr schön, lieber Leser, sagt hierzu der große hl. Kirchenlehrer Augustinus: „Beides habt ihr nun aus Seinem eigenen Munde gehört, sowohl daß Er der Sohn Davids, als daß Er der Herr Davids sei. Der Herr Davids war Er von Ewigkeit her, der Sohn Davids war Er von der Zeit her. Als Herr Davids war Er geboren aus dem Wesen des ewigen Vaters; als Sohn Davids war Er geboren aus der Jungfrau Maria empfangen vom Heil. Geiste. Wahrer Gott und wahrer Mensch ist Christus: das ist der katholische Glaube.“

In der Tat, lieber Leser, die Person unseres Herrn ist eine Erscheinung von solcher Majestät und Größe, daß es wohl erklärlich ist, wenn der natürliche Menschengeist staunend vor ihr steht, und — je länger er sie betrachtet — um so schwerer eine befriedigende Erklärung findet.

Jesus wurde in einer der bescheidensten Provinzen des römischen Weltreiches geboren, und Sein Name ist hinausgedrungen weit über die Grenzen dieses Reiches bis zu den Enden des Erdballes. Anscheinend war er der Sohn eines armen Zimmermannes, und die Nachwelt hat Ihn erhoben über Kaiser und Könige, über alle großen Männer,

welche die Weltgeschichte überhaupt kennt. Er stand nicht nur den Gebildeten Seiner Zeit, sondern auch den tonangebenden Kreisen Seiner eigenen Nation ganz fremd gegenüber; und Er hat eine neue Geistes- und Herzensbildung begründet, die über alle früheren Kulturstufen der Menschheit unendlich erhaben ist. Nur drei Jahre öffentlicher Wirksamkeit hat Er Sich genommen, aber die Berichte der Evangelisten über Seine Taten und über Seine Lehren sind zur Quelle geworden, an der die, nach religiösem Leben dürstende Menschenseele seit fast zweitausend Jahren sich labt und stärkt. Jesus starb eines verachteten Todes, gleich einem gemeinen Verbrecher; aber während der Tod für alle übrigen Menschen die unüber-schreitbare Grenze ihrer lebendigen Wirksamkeit bildet, — gewinnt die lebendige Wirksamkeit Jesu gerade nach Seinem Tode eine Kraft, eine Ausdehnung, eine Dauer für die es absolut keine Grenzen der Zeit und des Raumes gibt, und mit der sich, wie das Zeugnis der Weltgeschichte belehrt, keine andere menschliche Tätigkeit auch nur im entferntesten vergleichen läßt.

Ja, lieber Leser, das Zeugnis der Weltgeschichte! Es proklamiert den „Zimmermannssohn von Nazareth“ als den Mittelpunkt der Geschichte der Menschheit! Das wird sogar von Gegnern des Christentums anerkannt. Einer der Vertreter der sog. Idealphilosophie im vorigen Jahrhundert hat unumwunden bekannt: „Bis hierher (d. h. bis zu Christus) und von daher geht die Weltgeschichte“. — Es müssen fürwahr sehr gewichtige Gründe für diese Stellung Christi in der Weltgeschichte sprechen, wenn auch jene sie anerkennen, die das wahre Verständnis für die eigentliche Bedeutung Christi verloren haben. Die einleuchtendste Anerkennung dieser Bedeutung liegt also in der Tatsache, daß alle unsere Zeitgenossen die Jahrhunderte der Geschichte vor Christi Geburt und nach derselben unterscheiden. Diese Zeitrechnung stammt auch nicht erst von gestern, sondern seit dreizehnhundert Jahren und wird auch in unsern Tagen — trotz der großen Fortschritte der neueren Geschichtswissenschaft — beibehalten: ein schlagender Beweis dafür, daß keine Tatsache der ganzen Weltgeschichte von so einschneidender Bedeutung war, wie die Geburt Jesu Christi.

Das Zeugnis der Weltgeschichte, lieber Leser, bietet hier aber noch ein Moment, das unser höchstes Interesse verdient: das ist die durchaus einzigartige Stellung Jesu in der Geschichte der Menschheit. Befragen wir die Jahrbücher der Weltgeschichte Blatt für Blatt, suchen wir vom fernsten Süden bis zum äußersten Norden, vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang, durchkreuzen wir die Welt nach allen Richtungen: nirgendwo finden wir einen Namen, weder in Ägypten noch in Assyrien und Babylonien, weder in Griechenland noch in der alten Welthauptstadt Rom, — dessen Bedeutung auch nur entfernt sich messen könnte mit der Bedeutung unseres Herrn Jesus Christus.

Die menschlichen Vorzüge sind bekanntlich so in der Menschheit verteilt, daß sie bei verschiedenen Personen

gleichartig hervortreten und sich so, zu sagen, selber über-treffen. Fragt man z. B. wer der größte Feldherr gewesen, so bieten sich die Namen Alexander, Cäsar, Karl der Große, Napoleon, Molke um die Wette dar, und es sind nicht einmal die Einzigen. Fragt man nach dem größten Redner, so streiten Demosthenes, Cicero, Chryso-stomus, Bossuet u. a. um die Palme. Fragt man (ab-gesehen von Jesus), wer der Weiseste gewesen sei, — wer will da entscheiden zwischen Solon, Sokrates, Plato und so vielen Andern? Durchblättere ich endlich die Le-bensgeschichte der Heiligen, wie könnte ich sagen, wer unter ihnen alle Uebrigen an Heiligkeit und Tugend über-troffen habe? — Spreche ich aber, lieber Leser, den Namen Je-sus aus, so tritt Alles um Ihn her sofort in Schatten; Alles verschwindet; hier erscheint eine Vollkommenheit, die ganz unvergleichbar, die im wahren Sinne des Wortes übermenschlich ist. — Der alte Geschichtsschreiber Plu-tarch hat es unternommen, in seiner Lebensbeschreibung berühmter Männer des Altertums Ver-gleiche zwischen diesen Helden zu ziehen; und das ist ihm verhältnismäßig leicht geworden, weil es sich eben um Vergleiche zwischen Mensch und Mensch handelte. — Bei Jesus aber ist das unmöglich; Er ist der Einzige, zu dem sich ein Seiten-stück nicht finden läßt? Und noch eine Bemerkung: Wenn ein Mensch in irgend einer Art wirklich höher steht, als alle übrigen Menschen (z. B. der große Künstler Michel-Angelo), so liegt seine Ueberlegenheit in dem Grade, nicht in dem Wesen selbst; und selbst dann, wenn er seinen Rivalen wirklich überlegen ist, so könnte das trotz-dem immer noch bestritten werden, — bei Jesus aber ist die Ueberlegenheit nicht nur unbestreitbar, sondern durch-aus unerreichtbar.

Was dünkt euch von Christus? Diese Frage vermochten weder die ungläubigen Pharisäer einst zu be-antworten, noch vermögen es die Ungläubigen unserer Tage. Der Unglaube steht da vor einem unlösbaren Rätsel! Wir katholische Christen dagegen, lieber Leser, wissen die Antwort schon seit den Tagen unserer Kindheit: Jesus ist der menschgewordene Sohn Gottes, der Erlöser der Welt! S.

mg. Aus der Werkstatt der Legende.

Es geht ein frischer Zug gesunder Kritik durch die katholische neuere Heiligenleben-Darstellung. Jener Hyper-tonferbathismus den der Jesuit Grisar auf dem Münchener Internationalen Gelehrtenkongreß so treffend gezeichnet hat, dem jede Heiligenlegende als unanfechtbare Kirchenlehre ge-golten, ist gebrochen. Zahlreiche Kräfte sind an der Arbeit, aus der Legende den wirklichen Kern, das Heiligenleben so wie es war und geschichtlich verlaufen ist herauszuheben und von den Zutaten der dichtenden Sage zu befreien.

Denn so unwecht hat Darnad nicht, wenn er in einem Essay „Legenden als Geschichtsquellen“ (1900) von der Tätigkeit der Legende schreibt:

„Die Legende ist in vieler Hinsicht die schlimmste, nie rastende Feindin der wirklichen Geschichte. Man kann sie mit der Schlingpflanze vergleichen, die aufwächst, wo nur immer Geschichte aufwächst. Fast gleichzeitig mit dem großen Ereignis und dem großen Mann strebt auch die Legende auf. Je größer jene werden, um so stärker wuchert auch sie. Sie um-rankt und umklammert elementare Ereignisse ebenso wie ge-waltige Taten, das Faktum ebenso wie die Person. Sie sen-det ihre Ranken von Baum zu Baum; je höher der Stamm, um so dichter und fester umzweigt sie ihn. Zuletzt ist der ganze Wald in ein Gewirz von Ranken und Laub geschlungen. Ein Stamm nach dem andern ist ausgezogen und verdorrt; nicht mehr die natürliche Mannigfaltigkeit der verschiedenen Bäume stellt sich dem Beschauer dar; überall erscheint das einformige Laub der Schlingpflanze; nur das unbedeutende Gestrüpp am niederen Waldboden bleibt verschont“ (in „Reden und Auf-sätze“ I, 4).

Daß es gerade das Gebiet der Heiligenleben ist, auf welchen die Legendendichtung ihre Wirksamkeit in großem Umfange ent-faltet hat, ist klar. Denn zu allen Zeiten hat die Bewunderung der sittlichen Größe eines Menschen auch dazu geführt, ihn in irgend welcher Weise über die natürlichen Grenzen des Men-schentums hinauszuhoben, was sich zunächst darin zeigte, die Wunder, die etwa in einem Heiligenleben vorliefen, ins An-

gemessene zu vermehren. Das konnte um so leichter geschehen, als der Vergangenheit die kritische Geschichtsschreibung der Gegenwart unbekannt war. Nicht aber als ob die Legen-dendichtung und Legendensbildung im Dienste eines absichtlichen bewußten Betruges, der Täuschung und Fälschung gearbeitet habe; nichts wäre falscher als das. Wir haben es mit Dingen zu tun, die im Volksmund kursierten und von späteren Bericht-erstattem treugläubig aufgezeichnet wurden, vergleichbar dem Volkslied, das von Mund zu Mund fortlebt, dessen Verfasser und die Umstände seiner Entstehung ganz unbekannt sind, und oft erst nach weitgehender Spezialforschung festgestellt werden können. Es sind Dichtungen der Volksseele, die durch die ver-schiedensten Dinge angeregt, sich in Erzählungen gefiel, die den Zweck der frommen Erbauung hatten und selbst nicht immer als Geschichte betrachtet werden wollten. Was immer der Volksseele fremd und interessant vorkam, das suchte sie sich aus ihrem Vorstellungskreis heraus zu erklären.

Sache der heutigen wissenschaftlichen Heiligenleben-forschung ist es daher, hier besonders die kritische Sonde walten zu lassen, der Entstehung der Legenden nachzuspüren und den Kern, der darin enthalten ist, herauszuschälen. Das Ergebnis ist sehr oft ein recht überraschendes.

Zu beklagen war es, daß bisher angesichts der „Ausschlach-tung“ der Heiligenlegende von seiten allerhand Gegnern, als ob es sich da bei gar manchen Erscheinungen um ein Hereinra-gen des alten Heidentums in die katholische Kirche handle, und was andere dergleichen Anklagen waren, auf katholischer Seite ein, wenn wir so sagen dürfen, kurzes Kompendium der ein-schlägigen Fragen gefehlt hat, das auch den weitgehendsten wis-senschaftlichen Anforderungen genügte. Dem Mangel ist nun abgeholfen durch das eben erst erschienene, sehr reich vergrif-fene Buch des Holländischen Hippolyte Delehaye S. J. „Les Légendes Hagiographiques“ Brüssel 1905, dessen zweite Auflage sich in Vorbereitung befindet.

Der gelehrte Jesuit gestattet, in seinem Buche einen hoch-interessanten Einblick in die Werkstatt der Legendendichtung, wie etwa die Legende ihren Ausgang nimmt von einer mißverständlichen Inschrift, einer mißverständlichen künstle-rischen Darstellung oder einem rein literarischen Denkmal. Ein paar Beispiele: Oft genug wurde die Abkürzung B. M. statt der lateinischen Worte Bonae Memoriae (seligen Ange-denken) als Beati Martyris (heiliger Märtyrer) gelesen und so ein Märtyrergab geschaffen, wo nie ein Märtyrer be-graben lag, oder die Inschrift sanctus (heilig), welche für Bischöfe ein Ehrentitel war, als heilig im wörtlichen Sinne gelesen.

Manchmal gab eine künstlerische Darstellung, die ihren Ur-sprung nur in der Laune des Künstlers hatte, Anlaß zur Ent-stehung einer Legende oder der Zustand eines Denkmals selbst. So befindet sich z. B. im Museum zu Marseille ein alter Sten-sarkophag, in welchem der Leichnam einer Vestalin Eusebia beigesetzt war. Auf dem Sarkophag ist ein bartloses Gesicht dargestellt, an dem jedoch von dem Jahr der Zeit das Gesicht stark benagt war. Das gab Anlaß zu der Legende, die hier beigesetzte Eusebia habe sich, um der Verfolgung durch die Sara-zenen zu entgehen, die Nase abgeschneitten. Es sei erinnert an die Sage von der Doppeltehe des Grafen von Gleichen, der aus dem Kreuzzug eine Orientalin mit nach Haus gebracht, die ihm mit päpstlicher Dispens angetraut worden sein soll, eine Le-gende, die in der konfessionellen Polemik des 16. und 17. Jahr-hunderis fleißig vertwertet, durch Scheffel in seinem „Trom-peter“ wieder weiter verbreitet wurde, ihre Entstehung einem Grabstein verdankt, wo der Graf mit zwei Frauen dargestellt ist, die er nacheinander, nachdem er durch Tod seiner ersten Gattin zum Wittwer geworden war, geheiratet hatte.

Fremde unbekannte Namen suchte sich das Volk klar zu ma-chen durch eigene Wortklärung, und allüberall findet man heute noch unzählige Anekdoten über einzelne Dorfnamen und dergl., in welchen die Volksethymologie die Herkunft und Ent-stehung des Namens erzählt. Das spielt auch in der Heiligen-legende eine Rolle, selbst der Name des oder der Heiligen wird zu einem Wortspiel, das dann den betreffenden Heiligen zu dem Patron in bestimmten Angelegenheiten macht. So wenn in Frankreich die heilige Alara angerufen wird in Augenkrank-heiten, um franke Augen „klar“ zu machen.

Die mangelhafte unkritische Unterscheidung zwischen Ro-man und Geschichte führt dann weiter dazu, daß Persön-lichkeiten, die nur in der Romandichtung existierten, zu wirk-lichen, geschichtlichen Persönlichkeiten wurden, deren Lebens-schicksale die Legende ganz genau kennt, obwohl sie niemals ge-lebt haben. Es sei nur erinnert an die Megistoslegende oder an die Legende von dem heiligen Joasaph, der nichts anderes ist als — Buddha. Bekanntlich machte die Erzählung vom Leben Buddhas und seiner Weltentsagung bei ihrem Bekannt-werden einen mächtigen Eindruck auf die damalige Christenheit:

die Buddhallegende wurde verarbeitet zu einem Roman, der weiteste Verbreitung fand und so im Verlauf der Zeit zur Aufnahme des „heiligen“ Jozaph in den römischen Heiligenkalender geführt hat.

Wer sich über diese Art Legendenbildung ein Urteil machen will, denke an die ganz gleichen Dinge bei der profanen Literatur und Geschichtslegende.

Seit Shakespeare „Romeo und Julia“ geschrieben, kann man in Verona ungezählte Reisende sehen, welche in sentimentaler Nüchternheit das Grab des unglücklichen Paares bewundern und scheuen Blickes die beiden Schlösser, aus denen sie grimmigen Haß im Busen die Familienangehörigen der Montecchi und Kapuletti herausstürzen sehen. Obwohl von all diesen Persönlichkeiten nichts weiß, kennt die Legende doch ihre — Wohnungen. Wer einmal das Tal der Kreuz hinaufgestiegen zum Gotthard der weiß, wie man ihm seit den Tagen, da Schillers „Tell“ die Welt erobert, das Haus Tells und den Platz des Apfelschusses in Altdorf, wie das Haus des alten Attinghaus zeigt, genau so, wie man im Elsaß den Eisenhammer kennt und das Schloß des Grafen von Saverne, die Schiller durch sein Gedicht „Der Gang nach dem Eisenhammer“ berühmt gemacht hat, obwohl weder Wilhelm Tell und Attinghaus noch Fridolin noch der Graf und die Gräfin jemals existiert haben.

Hier könnte auch erwähnt werden, die Legende des heiligen Hauses von Loreto und seiner wunderbaren Uebertragung. Heute ist es unbestritten, daß es eben eine Legende ist, die der geschichtlichen Unterlage entbehrt. Zuerst ist davon als einem wirklichen Ereignis die Rede in dem Buch von Angelita (Virginis Lauretanæ Historia), aus dem alle späteren ihre Kenntnis geschöpft haben, das aus dem Jahre 1525 statt, während die Uebertragung 1294 erfolgt sein soll. Besteht die Verbreitung fand die Legende durch die Schrift des Jesuiten Horatius Turjellin i (Lauretanæ Historia libri quinque) 1597. Heute steht es fest, daß das Marienheiligtum von Loreto lange vor der behaupteten Uebertragung in Loreto sich befand, denn schon 1194, also 100 Jahre früher, wird es schon erwähnt, wie ebenso nachher die Pilger, welche das heilige Land besuchten, auch in Nazareth lange nach der Uebertragung nach das heilige Haus besuchten und verehrten. (Die Zusammenstellung der Zeugnisse bei Boubinon in der Revue du Clergé Français (Nr. 260 vom 15. September 1905 S. 132—136 in der Abhandlung „La Sainte Maison de Loreto“). Vor dem Anfang des 16. Jahrhunderts weiß keine Quelle etwas von der Legende und die Päpste welche wie Urban II., Bonifaz IX., Eugen IV., Paul II., Sixtus IV., Abfälle für die Wallfahrt nach Loreto gewähren, erwähnen zwar die Wunder und den großen Strom der Pilger, aber nichts von der Uebertragung; Julius II. und Leo X. brüden sich mit der üblichen Formel aus „ut pie creditur et fama est“ (wie man in frommer Weise glaubt und erzählt, 1507) und ebenso Leo X. (devote et pie creditur). Es ist überflüssig, zu bemerken, daß spätere päpstliche Erlasse nicht unter die Rubrik der Neuerungen und Urteile des Papstes als kirchlichen Lehrers fallen, daher ganz mit Unrecht gegen die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit ausgeschlachtet werden, denn es handelt sich der Natur der Sache nach um keine dogmatischen, sondern rein historische Fragen.

Noch kurzfristig wäre es, ob solcher Legendendichtung auf das Mittelalter verächtlich herabzusehen. Denn es ist heute kein Haar besser. Garnad selbst schreibt:

„Wenn wir heute unsere großen Historiker, welche die neueste Geschichte schreiben, befragen, welches der schwierigste Teil ihrer Aufgabe sei, so antworten sie uns einmütig, der Kampf wider die Legende. Sie reden von einer friederikanischen, einer napoleonischen, einer kaiserlichen Legende und wiederum von einer Legende des Liberalismus, der Konfessionen usw. Eine jede politische und kirchliche Partei hat ihre Legenden und diese Legenden, sagen sie, lasten mit Zentnerschwere auf der Erkenntnis der Geschichte“ (a. a. O. S. 8).

Noch einfältiger aber ist es, mit solchen Dingen Sturm laufen zu wollen gegen die katholische Kirche, als ob es sich bei diesen Legenden um Glaubenssätze handle, die der Katholik glauben müsse. Wie oft soll man diesen Segnern denn wiederholen, daß an diesen Dingen nicht das geringste dogmatische Interesse hängt, daher jeder darüber denken kann, wie er will.

⊙ Wohnungshygiene im Herbst u. Winter.

Von Dr. med. R. Ebinger.

Die kältere Jahreszeit, der rauhe Herbst und der grimme Winter, wird nicht mit Unrecht von Kranken, Kränklichen und

Schwächlichen gefürchtet. Doch es ist nicht der Herbst, nicht der Winter, nicht die Kälte, welche den Menschen Krankheit und Tod bringt, es ist vielmehr die Lebensweise, zu welcher sich viele Menschen in der kälteren Jahreszeit verhalten lassen. Gewiß soll man sich gegen Kälte schützen, aber in der richtigen Weise. Die meisten Menschen sperren sich gegen die Kälte in der Weise ab, daß sie zu gleicher Zeit auch die frische Luft aussperren, die im Winter ebenso notwendig zur Gesundheit ist wie im Sommer. Wie oft aber sieht man in der Stadt wie auf dem Lande, daß die Fenster im Wohnzimmer mit dicken Mooskränzen oder breiten Friesstreifen umgeben sind, so daß man sie gar nicht öffnen kann. Wie soll da die frische Luft hineinkommen! Ist es doch eine bekannte Tatsache, daß in Folge des bloßen Aufenthaltes von Menschen in den Wohnräumen Luftverderbnis entsteht. Wenn man bedenkt, daß der Mensch bei jedem Atemzug der Luft seines Aufenthaltes eine gewisse Menge Lebensluft, Sauerstoff, entzieht, dafür aber bei der Ausatmung eine mit Wasserdampf gesättigte und an Kohlenensäure reiche Luft unaufhörlich erneuert werden muß. Das erste Gesetz der Wohnungshygiene ist es, der frischen Luft genügend Zutritt zu gestatten.

Zum Glück sind es nicht allein die offenen Fenster und Türen, welche der Luft Zutritt gestatten, es tun dieses auch die Wände. Am durchlässigsten für die Luft ist der Mörtek, weniger die Ziegel- und Sandsteine, am wenigsten dichte Kalk- oder Bruchsteine. Feuchte Wände lassen überhaupt keine Luft durch, weil das Wasser die Poren verstopft. Daher herrscht in feuchten Wohnungen stets eine auffallend riechende und dumpfe Luft.

In vielen Fällen ist durch eine gute Heizung die Feuchtigkeit aus den Wänden zu vertreiben. Sobald die kalte Jahreszeit kommt, heize man das Wohnzimmer drei bis vier Tage lang tüchtig ein, indem man so lange ein anderes Gemach bewohnt. Durch diese anhaltende Heizung werden die Wände und alle Möbel durch und durch erwärmt, so daß man später nur noch mäßig zu heizen braucht.

Durch die Heizung wird naturgemäß die Luft in den Räumen trocken. Auch aus diesem Grunde muß von Zeit zu Zeit gelüftet werden, denn das Einatmen von trockener und schlechter Luft bewirkt Reizung und Katarrhe der Nasen- und Rachenhäute. Die vielen Erkältungskrankheiten im Winter sind meist nur auf die schlechte Luftbeschaffenheit in den Wohnräumen zurückzuführen.

Wo zu stark geheizt und wenig gelüftet wird, da müssen die gefährlichsten Krankheiten der Atmungsorgane bestehen.

Da die warme Luft das Bestreben hat nach oben zu gehen, so ist es in jedem geheizten Raume am Boden kälter als am der Decke oder in der mittleren Höhe desselben.

Gegen kühle Böden kann man sich in verschiedener Weise schützen. Erstens müssen alle Lücken am Boden durch Latex oder Friesstreifen verdrichtet werden. Ferner ist es ein gutes Mittel, den Zimmerteppich mit weichem Pappdeckel oder einer drei- bis vierfachen Lage von Zeitungspapier zu unterlegen. Wer an kalten Füßen leidet und gezwungen ist, Lederschuhe zu tragen, lege auch in sein Schuhzeug täglich eine Lage neues, weiches Papier, das hält den Fuß sehr warm.

Schließlich wähle man, wenn es eben möglich ist, das Wohnzimmer so, daß das darunter liegende Zimmer gleichfalls geheizt wird. Will man die Fenster verdrichten, so darf man nur um die unteren Scheiben Mooskränze, Friesstreifen usw. legen, die oberen müssen frei bleiben.

Man achte darauf, daß die Temperatur in den geheizten Zimmern weder eine zu kalte noch zu warme ist. Unser Organismus selbst gibt uns die Richtschnur an. Das menschliche Blut hat eine mittlere Temperatur von 30 Grad R., und es verträgt weder einen höheren noch niederen Grad, wenn es gesund bleiben soll. Der Organismus selbst besitzt die Mittel, durch Atmen und Ausdunsten die eigene Wärme im normalen, also gesunden Zustand zu erhalten. In einer Zimmerluft, welche der Blutwärme gleich käme, würde ein Mensch nicht leben können; die eigene Lebenswärme würde ihn töten, da er an die ebenso heiße Luft nicht das Uebermaß von Wärmeentwicklung abgeben könnte. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein gesunder Mensch sich in einer Luft von 15 Grad R. am wohlsten fühlt. Jemand, der in einer Luft von 15 Grad friert, ist entweder kränzlich oder durch Untätigkeit in einen der Kränklichkeit analogen Zustand geraten, wodurch die Erzeugung der eigenen Blutwärme herabgestimmt ist. Der Untätige bedarf nur der Bewegung oder Arbeit, um sogleich seine eigene Wärme zu der Lufttemperatur wieder in das richtige Verhältnis zurückzuführen. Man dulde daher in keinem Zimmer nie mehr als 15 Grad R. in der Mitte des Raumes, namentlich aber nicht in Kinderstuben, denn das Blut

der Kinder, welches schneller und lebhafter Wärme erzeugt, würde in einer höheren Lufttemperatur sein Uebermaß nicht genügend abgeben können und die Kinder mühen körperlich wie seelisch träge sowie schläfrig und schlaff werden. Ältere Leute, deren Blutumlauf und Atmung träger, deren Wärmeentwicklung langsamer von statten geht, sowie nervöse Personen können bis zu 18 Grad R. das Zimmer heizen lassen.

Was nun die Heizvorrichtungen anbelangt, so ist der mit Preßkohl geheizte Kachelofen der gesundeste. Er gibt eine schöne gleichmäßige Wärme, braucht während des ganzen Tages nicht nachgefüllt zu werden, staubt und ruht nicht und läßt keine Kohlenoxydgase entweichen, diese gefährlichen Gase, welche schon manchem Menschen Gesundheit und Leben geraubt haben. Glühende Eisenöfen lassen alle Gase durchdringen. Dieser Umstand allein spricht dem eisernen Ofen schon das Todesurteil, wenigstens bei Personen, die auf ihre Gesundheit halten.

Gewiß, die amerikanischen Dauerbrandöfen haben ihre großen Vorzüge, wenn man sie richtig und vorsichtig behandelt, sie nicht zu sehr aufschraubt, nicht glühend werden läßt. Stets aber wird der eiserne Ofen greller strahlen und die Luft mehr austrocknen als der gemütliche Kachelofen. Es ist kein gemüßiger Ersatz, wenn auf dem heißen Ofen ein Gefäß mit Wasser steht, um die Luft feucht zu halten. Dieser künstliche Ersatz kommt in der Wirkung der frischen, freien Luft nie gleich. Je heißer das Zimmer ist, desto trockner und verdünnter wird die Luft. Sie entzieht dem Blute beim Atmen zu viel Feuchtigkeit, reizt die Lungen und ist Brustkranken und Schwächlichen schädlich.

Um ein Zimmer auszulüften, öffnet man alle Fenster und sorgt wenn möglich für Zugluft. Diese Lüftung braucht nur wenige Minuten zu dauern, dann schließt man wieder Tür und Fenster. Die frische, reine Luft erwärmt sich schnell wieder, weit schneller als verbrauchte, schlechte Luft. Das Behagen, welches beim Betreten eines gut durchlüfteten Zimmers empfindet, belehrt uns allein schon über die Vorzüge dieser gründlichen Lüftung.

In unserem Klima muß man bei der Wahl der Wohnung stets derjenigen den Vorzug geben, die ihre Lage gegen Süden oder Osten hat. Die Sonne gelatte man den völlig ungehinderten Eintritt in die Wohnung, denn das Sonnenlicht wirkt wie auf alle organischen Gebilde auch auf den menschlichen Organismus belebend ein. Selbst durch geschlossene Fenster spendet die Sonne noch ihr Heil und macht selbst die schlimmsten und verdrießlichsten Stubenhocker munterer. In reiner Luft, in angemessener Temperatur übersteht auch der Kränkliche und Schwächliche die kalte Jahreszeit.

Allerlei.

ca Wahrheitsliebe der Wartburg. In der von der Zentralkunststelle herausgegebenen „Apologetischen Rundschau“ lesen wir folgendes: „Kaum ist die „Wartburg“ wieder einer groben Unwahrheit über das „gekaufte 200jährige Weihwasser“ in Trebritz überführt worden, hat sie die Stirn, nicht nur die Lüge aufrecht zu erhalten, sondern mit einer noch größeren zu kommen. Dieses Mal muß St. Hosten in Mähren verhalten. Da „verschändern die Kuttenmänner ein wunderbares Wasser“ . . . „Vor einer Zeit sind am Genus dieses Wassers mehrere Personen gestorben“, darunter „die Lehrerin in Raslow, die ebenfalls von diesem Wunderwasser getrunken“ . . . „Die Abortjauche eines Gasthauses am Hofstein ist in die Wunderhalle eingedrungen“ . . . „Der hl. Tiphysbrunnen dürfte nun behördlich gesperrt werden.“ — Zur Steu-er der Wahrheit folgende Tatsachen: Vor allem kann man nicht einmal nachweisen, daß am St. Hofstein sich jemand den Tod zugezogen. Auf die Zeitungsberichte hin wurde der dortige Wirtsbrunnen behördlich gesperrt wegen der Nähe der Aborte. Alles andere ist Verleumdung. — Unwahr ist, daß das Wasser der Hofsteinquelle „verschandelt“ werde; es fließt Tag und Nacht aus einem Felsen hervor, jeder kann davon trinken. Es ist eine Lüge, daß die Abortjauche in die Quelle eingedrungen sei. Die Anlagen des Wirtshauses fallen von der Spitze des Berges nach Südost ab, die Quelle entspringt am Nordwest-Abhang des Berges; beide sind voneinander ungefähr 400 Meter entfernt. Es ist also nach der ganzen Lage der Quelle unmöglich, daß sie vom Wirtshause her verunreinigt werden könnte. Noch mehr, das Wasser der Hofsteinquelle wurde an die chemische und bakteriologische Station in Wien gesandt, und von dieser als gut und trinkbar anerkannt. Das Gubachten wird bald in Fachblättern veröffentlicht werden. Zum Troste möge die „Wartburg“ noch erfahren, daß durch solche lägenhafte Berichte das Volk sich nicht betrenn ließe,

sondern dieses Jahr noch zahlreicher herbeiströmte, als in früheren Jahren. Wird die „Wartburg“ bald vorfrühtiger werden, oder will sie fortfahren „streng wissenschaftlich“ allen Irrat aus den sozialdemokratischen Winkelblättern wöchentlich zusammenzufügen?

— Den Gipfel der Gewissenhaftigkeit hat ohne Zweifel der Mann erklommen, von dem ein Leser der „Augsb. Abendztg.“ diesem Blatte folgendes erzählt: „Ich stieg vor einiger Zeit eines Abends in Kaufering in den Abendzug ein, der nach München fährt. In dem Coupé zweiter Klasse, das mir der Schaffner öffnete, sah nur ein älterer Herr und neben ihm ein Knabe, offenbar sein Sohn. Ich erzählte ihm dies und das, was ich so in letzter Zeit gelesen und erfahren hatte. Er hörte mir anscheinend sehr aufmerksam zu, doch zeigte er in seinem ganzen Wesen eine gewisse Unruhe, die ich mir nicht erklären konnte. Dabei hielt er es auch für nötig, fortwährend auf seine Uhr zu sehen. Da, auf einmal, ungefähr dreiviertel Stunden vor München, stand er plötzlich auf, nachdem er noch einmal recht angelegentlich das Zifferblatt seines Chronometers studiert hatte, und zog die Notbremse. Ich wiederhole: er zog die Notbremse, als sei das die selbstverständliche Verrichtung von der Welt. Im ersten Augenblicke dachte ich nichts anderes, als der Herr sei plötzlich verrückt geworden und war noch froh darüber, daß er die Notbremse zuerst gezogen, bevor bei einem eventuellen Tobfuchtsausbruch ich sie hätte ziehen müssen. Mit einem fürchterlichen Ruck hielt der Zug auch an, alle Köpfe steckten sich durch die Coupéfenster, Laternen wurden geschwenkt und der atemlos herbeieilende Zugführer rief heftig unsere Coupétür auf. „Was ist denn los?“ schrie er, „was gibt's?“ Ich blickte etwas unsicher auf mein Gegenüber. Doch der lächelte den Schaffner aufs freundlichste an und sagte: „Es ist nichts passiert, was die Sicherheit der Reisenden gefährdet, beruhigen Sie sich! Es ist nur wegen des Knaben hier, meines Sohnes. Er ist nämlich im Augenblick 9 Uhr 30 Minuten, zehn Jahre alt geworden. Da er mit einer halben Fahrkarte in Lindau eingestiegen ist, so muß ich für die kleine Strecke nach München noch einen Zuschlag für ihn zahlen. Sie verstehen. Um also später keine Unannehmlichkeiten zu bekommen, will ich das gleich hier anmelden. Was muß ich zahlen, bitte?“

— Heimgeschicht. Friedrich II. liebte es zuweilen, sich an den Mitgliedern seiner Akademie der Wissenschaften zu reiben. So legte er einst der Akademie die Frage vor: „Warum gibt ein mit Champagner gefülltes Glas einen reineren Klang, als ein mit Burgunder gefülltes?“ Worauf Professor Sulzer im Namen der übrigen Mitglieder antwortete: „Die Mitglieder der Akademie sind bei ihren geringen Besoldungen außer Stande, so kostbare Versuche anzustellen.“

— Deutsche Worte im russischen Sprachgebrauch. Die Prager „Bohemia“ weist darauf hin, daß in die russische Sprache eine Anzahl deutscher Wörter übergegangen sind, die der mindergebildete Russe unbedingt für russisch hält: so kuche Küche, kuchaiko Köchin, k-gli Regel, kringli Kringel, butterbrot das Brötchen, das der Russe mit allem denkbarem Beslag als Imbiß zum Schnaps „aufbeißt“ und das gewöhnlich nicht mit Butter bestrichen ist, pekarnaja Bäckerei, kammerger Kammerherr, parukmacher Perückenmacher usw. Der Russe verwandelt das deutsche „ru“ in „ri“, das „h“ in „g“, so daß er Kannhäuser beispielsweise tangoiser ausspricht. Ebenso verändert er die Betonung fast immer, und zwar so, daß, wenn wir den Ton auf der vor- oder drittletzten Silbe haben, er ihn auf die letzte wirft: deutsch: Butterbrot, russisch: butterbröt; Petersburg — Peterbürg; Zeughaus — zoigaus; Zeugmeister — zoigmöster usw. Haben wir den Ton auf der letzten Silbe, so setzt der Russe ihn gewöhnlich auf die vorletzte, z. B. Bibliothek — bibliotek. Viele Deutsche haben, namentlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, bei ihrem Uebertritt zum Russentum ihren guten deutschen Namen durch Anhängung irgend einer russischen Endsilbe, wie „kow“, „witsch“ oder „jew“ zu verrussten und damit den letzten Schimmer ihres alten Volkstums abzustreifen gesucht. Man erkennt diese Verstämmelungen ziemlich sicher nicht aus der oberflächlichen Ähnlichkeit der Laute, sondern weil jenen Namen durchaus kein russisches Wurzelwort zugrunde liegt. Herr Burenkow war, so russisch sein Name auch dem Ohr des Ausländers klingt, gewiß vordem ein Herr Buren oder Bären, Herr Nälkow hieß Nühl, Herr Baplow Bape usw. Die echt slavischen altrussischen Familiennamen lassen sich nicht verkennen.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 42.

Düsseldorf, den 15. Oktober.

1905.

Inhalt: Evangelium zum achtzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Der Menschensohn. — Die häusliche Erziehung. — Katholisches aus Indien. — Darwinismus und Sozialpolitik. — Literarisches.
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum achtzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus IX, 1—8.
„In jener Zeit stieg Jesus in ein Schifflein, fuhr über und kam in seine Stadt. Und siehe, sie brachten zu ihm einen Sichtbrüchigen, der auf einem Beite lag. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! Und siehe, Einige von den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott. Und da Jesus ihre Gedanken sah, sprach er: Warum denket ihr Arges in euerem Herzen? Was ist leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle umher? Damit ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, die Sünden zu vergeben auf Erden, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Steh' auf, nimm dein Bett und geh' in dein Haus. Und er stand auf und ging in sein Haus. Da aber das Volk dieses sah, fürchtete es sich, und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.“

Der „Menschensohn“.

Es ist sehr bemerkenswert, lieber Leser, wie der Herr die wunderbare Heilung vollführt, von der das heutige Evangelium uns erzählt. Die Absicht Jesu war offenbar, nicht nur den armen Gelähmten zu heilen, sondern bei dieser Gelegenheit sich dem Volke und speziell den versammelten Pharisäern zu offenbaren als der Messias, der die Gewalt hat, Sünden zu vergeben. Daß aber der erwartete Messias die Macht der Sündenvergebung ausüben werde, mußte den schriftkundigen Pharisäern bekannt sein, weil mehrere der alten Propheten es angekündigt hatten (Isai 53 und Dan. 9). Sie wußten also, daß der Messias die Sünde nicht nur tilgen werde durch Seinen Opfertod, sondern auch durch einfaches Erlassen und Vergeben der Sündenschuld. Das betont der Herr auch mit allem Nachdruck. Es ist einfach ein Beweis der wahren Gotttheit, wie die Pharisäer selbst sehr wohl einsahen. Zur Bestätigung dieses Selbstzeugnisses aber wirkt Er dann das Wunder der leiblichen Heilung.

Hierbei bildet die Stimmung des zahlreich versammelten Volkes einen wohlthuenden Gegensatz zu der feindseligen Stimmung der anwesenden Pharisäer; es hatte an den Worten Jesu keinen Anstoß genommen. Während der ernstlichen Zurechtweisung der Pharisäer durch den Herrn — „was denket ihr Böses?“ — hatte es zweifellos mit ängstlicher Spannung den weiteren Verlauf der Begebenheit verfolgt. Als nun die wunderbare Heilung erfolgte, und der Gelähmte vor Aller Augen sein Bett nahm und heimging, erschrakten sie, wie gar nicht anders sein konnte. Dem Schrecken aber folgte bald große Freude: sie priesen Gott, der solche Macht — Sünden zu vergeben und so wunderbar zu heilen — den Menschen verliehen und darin ein untrügliches Unterpfand des nahen Messianischen Reiches gegeben habe.

Wie im heutigen Evangelium, so nennt Jesus sich auch sonst mit Vorliebe den „Menschensohn“. Er tut es,

lieber Leser, weil er unter diesem Namen verheißen war (Dan. 7, 13.). Er ist des Menschen Sohn im eminenten Sinne: der zweite Adam, das Haupt des neuen Geschlechtes, nämlich der wiedergeborenen Menschheit.

In unserer letzten Ausführung beschäftigte uns bereits das Zeugnis der Weltgeschichte für den „Menschensohn“: die Welt vor Christus und die Welt nach Christus — das ist und bleibt die richtigste Einteilung der Geschichte der Menschheit. Der gegenwärtige Zustand auf Erden ist die Blüte und die Frucht, — seine Wurzel aber ist Jesus Christus. Ein reicher, voller Strom ist es, der segenspendend durch die Menschheit fließt, — seine Quelle aber ist Jesus Christus.

Blicken wir hinein in die alte Welt, lieber Leser, da sehen wir mächtige Reiche: Assyrien, Babylonien, das persische Reich, Mazedonien und endlich Rom, — aber noch ist ihr Bau nicht vollendet, da beginnt auch schon der Verfall. Blicken wir in die neue Welt, da erscheint ein Reich, das unspannt die Erde vom Ausgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange, von Mitternacht bis zum Mittag: es ist nicht errichtet über den Leichen der Erschlagenen, es ist nicht zusammengefittet mit dem Blute der Völker; und doch steht es seit neunzehnhundert Jahren, und seine Einheit ist die denkbar innigste, seine Macht ist die stärkste! Wer ist der Gründer dieses Reiches, des Weltreiches der christlichen Kirche? Das ist nicht Menschenwerk, denn alles Menschenwerk geht unter in der Zeit: es ist ein Größerer der es schuf, — Jesus Christus.

Blicken wir hinein in die alte Welt, da sehen wir Weise, Philosophen, die Schüler um sich sammeln, und Schüler nennen sich nach dem Namen ihres Meisters (Pythagoräer, Platoniker etc.), aber es ist noch kein halbes Jahrhundert verflossen, da ist die Schule in tausend Klome zerfallen; der Schüler schüttelt ab die Auktorität des Meisters, denn er wird selbst „Meister“. Blicken wir aber in die neue Welt, da erscheint eine Gemeinde, ausgedehnt über die ganze Erde; keine Gewalt vereint sie, und doch sind ihre Glieder verbunden in innigster Einigung, der Einheit des Geistes und des Glaubens, den sie bekennen wie mit einem Munde, einer Zunge, einem Herzen: der Neger und der Kaukasier, der Malaie und der Indianer, der Gelehrte und der Ungelehrte, Kind und Greis. Schon der alte Kirchenschriftsteller Tertullian (c. 200 n. Chr.) hat hierauf, als auf eine neue, unerhörte Tatsache in seiner Verteidigungsschrift hingewiesen. Wer aber hat diese wundersame Gemeinde gestiftet, die nur Ein Haupt kennt, dem sie willig gehorcht; in der nur Ein Gedanke wohnt, von dem Alle erfüllt sind, Ein Gesetz, das die Regel bildet für Alle und Jeden? Fürwahr, eines Menschen Lehre ist nie allseitig, universell und vollendet, darum muß ihr Stifter ein Größerer sein, — Jesus Christus.

Blicken wir hinein in die alte Welt, da vernehmen wir den Schrei des armen, zertretenen Sklaven; da sehen wir die Frau entwürdigt; da vernehmen wir das Röcheln der armen Kleinen, welche die eigene Mutter tötet, der

eigene Vater ausseht; da schauen wir den herrschenden Kaiser zur Gottheit erhoben, der geopfert wird von den Untertanen, die geknechtet im Glaube liegen. Widen wir hinein in die neue Welt, da ist kein Sklave mehr: der Sklave, der den Fuß setzt auf europäischen Boden, ist eben dadurch frei; da sehen wir das Weib in seiner dreifachen Würde als Jungfrau, Gattin und Mutter, während es vordem die Skavin des Mannes war und das Lastthier des Hauses. Wer hat diese ungeheure Umwälzung in den Sitten, in der Denk- und Handlungsweise der Welt gewirkt. Wer war so mächtig, das Angesicht der Erde umgestalten, die Vorurtheile von Jahrtausenden aus den Herzen zu reißen? Etwa ein Weiser der Vorzeit? „Aber,“ sagt selbst Voltaire, „der größte Philosoph des Alterthums vermochte nicht einmal die Sitten derer zu ändern, die mit ihm in derselben Gasse wohnten.“ Diese Umwälzung, diese Erneuerung konnte nur Euer bewirken, — Jesus Christus.

Es bleibt also wahr: die Weltgeschichte führt uns mit unabwiesbarer Nötigung hin zu Jesus Christus, als dem Schöpfer eines neuen Lebens, einer neuen Welt. Ohne Jesus Christus und die übermenschliche Macht Seiner Erscheinung und Seiner Thaten bleibt eine ungeheure Lücke in der Geschichte der Menschheit. Ja, diese selbst wäre ein unentwirrbares Räthsel. Wie die uns umgebende sichtbare Welt mit Notwendigkeit auf den allmächtigen Gott hinweist als ihren Schöpfer, — so weist, lieber Leser, das bloße Dasein der Kirche, dieser neuen Welt voll Wahrheit und Segen, die als eine neue Schöpfung aus den Ruinen der heidnischen Welt voll Lüge und Elend heranstret, mit Notwendigkeit hin auf Christus. Er hat sie geschaffen; nur Er, der menschengewordene Sohn Gottes, konnte sie ins Leben rufen.

S.

Die häusliche Erziehung.

I. Brief. Von D. C.

Geh' fleißig um mit deinen Kindern, habe Sie Tag und Nacht um dich und liebe sie, Und laß dich lieben einzig schöne Jahre, Denn nur den kurzen Traum der Kindheit Sind sie dein, nicht länger. —

Sei mir gegrüßt, du christliches Haus, als mein einflußreichster Mitarbeiter am hehren Werke der Jugenderziehung! Seid mir gegrüßt, ihr christlichen Väter und Mütter, die ihr gleich mir die heiligste und schönste aller Aufgaben übernommen, jene Aufgabe nämlich, die darin besteht, die Jugend zu dem hinzuführen, der einst die Worte sprach: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht; denn ihr sie ist das Himmelreich.“ Wer ich bin, mag euch gleich sein; was ich bin, werdet ihr aus Vorstehendem schon erkennen haben: Erzieher bin ich, von Gott dazu beauftragt, die zarten Menschenknospen mit Weisheit und mit Liebe zu hegen und zu pflegen und sie zu voller Entfaltung zu bringen, zur Blüte für dieses und das andere Leben. Vehhaft durchdrungen jedoch von der Ueberzeugung, daß die öffentliche Erziehung nichts fruchtet, wenn das Haus niederreißt, was die Schule aufgebaut, bitte und beschwöre ich euch, christliche Eltern, daß ihr euch mit allem Eifer und in treuer Gemeinschaft mit der Schule an dem so überaus wichtigen und verdienstlichen Werke der Bildung und Beredlung der jungen Menschenseelen betheiligen möget. Seht eure Lieblinge, wie sie ihre ganze Zukunft, ihr ganzes Lebensglück, ihr einstiges Schicksal vertrauensvoll in eure Hände legen, wie sie in kindlicher Harmlosigkeit und in der Einsicht ihres Herzens sich ganz und gar eurer Leitung und Führung überlassen! Wer wäre so grausam, dieses rührende Vertrauen der unschuldigen, arglosen Kleinen benutzterweise zu täuschen? Wer könnte es übers Derg bringen, sie mit Absicht und Vorbedacht hinauszustoßen in die Nacht des Verderbens, sie grausam zu bringen um ihr ganzes Glück für Zeit und Ewigkeit? Nein, liebe Eltern, für so verworfen und gottlos halte ich euch nicht. Aber wohl weiß und glaube ich, daß gar viele unter euch sind, die es nicht recht anzufangen verstehen, ihre Kinder in der richtigen Weise zu erziehen, die über vieles andere Bescheid wissen, in der Kinderliebe aber ratlos dastehen und Fehler über Fehler begehen, weil sie von den Mitteln und Wegen

einer guten Kindererziehung — wie man zu sagen pflegt — keine blasse Ahnung haben. Man glaubt vielfach in Elternkreisen, das Erziehen gebe sich von selbst, es bedürfe dazu keiner besonderen Kunst, und so tut und unterläßt man, was gerade der Augenblick eingibt und redet sich dann zur Beschwichtigung des mahnenden Gewissens ein, seine Schuldigkeit nach besten Kräften getan zu haben. Bedauernswerte Kinder, die solchen Händen zur Erziehung übergeben sind! Noch weit trauriger freilich sieht es aus in jenen Familien, wo man Gottesfurcht, Liebe und Friede vergeblich sucht, wo man sich um die Kinder weniger kümmert als um das liebe Vieh im Stalle. Ein dreifaches Wehe über solche pflichtvergessene Eltern! Der Fluch Gottes wird sie treffen und sie vermalmen am Tage des Gerichtes. Wirst, christlicher Vater, christliche Mutter, einen Blick in die Zuchthäuser, die sich besonders in unserer Zeit anfüllen mit Verbrechern aller Art. Was ist es meist, was jene Unglücklichen auf den Weg des Verbrechens und der Schande gebracht, was die eisernen Fesseln an die Füße der aus der menschlichen Gesellschaft Verstoßenen gelegt? Eine verkehrte häusliche Erziehung. Zweifle nicht, christliches Haus, die Familie ist der Herd der Erziehung. Wie die Familie die Kinder erzieht, so sind sie und so — darf man wohl kühn behaupten — bleiben sie. Welche schreckliche Verantwortung laden da nun jene Eltern auf ihr Gewissen, die statt ihre Kinder in christlicher Weise zu erziehen, sie verziehen und sie dadurch geradewegs hinführen auf den Pfad des zeitlichen und ewigen Verderbens! Wie könntest du, heiliger Vater, christliche Mutter, froh und freudig deine Augen schließen zum letzten Schlummer, wie könntest du ohne Zittern und Beben hintreten vor den Thron deines gestrengen Richters, wenn durch deine Schuld ein deiner Kinder den breiten Weg zur Hölle wandert oder gar der ewigen Verdammnis schon anheimgefallen? Darum handelt, ihr christlichen Eltern, an euren Kindern so, wie ihr gehandelt zu haben wünscht in der furchtbaren Stunde eures Abschieds von dieser Welt. Mögen diese meine Briefe, die ich hinausfende in die Häuser der Großen und Kleinen, der Vornehmen und Geringen, der Armen und Reichen, das Werk einer guten Kindererziehung in den christlichen Häusern eifrig fördern, mögen sie die Lauen und Trägen aufrütteln, die Unwissenden lehren, alle begeistern für das hehre Amt der Jugenderziehung! Das wolle Gott!

II. Brief.

Was ist das Leben ohne Religion?
Eine Schale ohne Kern, ein Frühling
ohne Blumen.

Gewiß herrliche Worte eines bedeutenden Mannes! Ja, wer wollte es leugnen, daß die Religion, die wahre, echte Frömmigkeit, das kostbarste, das wertvollste ist, was wir arme Erdwesen besitzen! Sag', lieber Freund, liebe Freundin, gewiß hast du schon einmal recht bange Stunden durchlebt, da du zittertest für dich und die deinen, Stunden banger Sorge und heiser Angst. Was war es da, was allein dir Mut und Trost gewährte? Was war es, was dich die schweren Schicksalschläge geduldig ertragen lehrte? Was war es, was allein dich aufrecht hielt in deinem harten Schmerz, in deiner bitteren Seelenpein? O, es war die Religion, es war der Glaube an den allweisen Vater im Himmel, es war das lebendige Gottvertrauen, das Kleinmuth und Verzagttheit aus deiner Seele bannte und dich zurückhielt vom Rande der Verzweiflung. Ja, ein Mensch ohne Religion ist das unglücklichste und bedauernswerteste Wesen, das Gottes Sonne bescheint, mag er sich auch gleich dem Schweine, das vergnüglich im Mote wühlt, auf einige Zeit im Schmutz und Morast der Sünde und des Lasters belaglich fühlen. Darum rufe ich euch allen, ihr christlichen Eltern, an dieser Stelle zu: „Erziehet eure Kinder von frühester Jugend an zur Religion und Frömmigkeit!“ Das ist das beste Kapital, das ihr ihnen mitgeben könnt auf ihren Lebensweg, das ist die erste und notwendigste Vorbedingung zu ihrem zeitlichen und ewigen Glück. Suchet daher zeitig in euren Kleinen die zarten und heiligen Gefühle der Gottesfurcht und Gottesliebe zu wecken und zu pflegen. Man lehre sie so früh als möglich das hl. Kreuzzeichen machen, führe sie vor die Bilder des Heilandes und der Gottesmutter, erzähle ihnen von dem guten Vater im Himmel, von dem kleinen Jesuskindelein in der Krippe, von dem leidenden Heilande am Kreuze; man zeige ihnen, was gut und böse ist, rede ihnen vom Himmel und von der Hölle, erinnere sie an Gottes Allgegenwart, weise sie hin auf den hl. Schutzengel, der stets in ihrer Nähe weilt und alles sehe, das Gute wie das Böse. Sobald das Kind einiger-

machen sprechen kann, soll es schon ein kurzes Gebetchen lernen. Man denke nur ja nicht, das habe jetzt noch keinen Zweck, da das Kind den Sinn der Wort nicht verstehe. Auch das Rollen des unschuldigen Wesens ist dem Herrn schon angenehm, und zudem möge man bedenken, daß auch durch die Seele des kleinen Kindes eine leise Ahnung von dem geht, was beim Beten die schwachen Lippen murmeln. Bei Erstarren des kindlichen Geistes wird schon das rechte Verständnis kommen, bis dahin aber habt ihr, christliche Eltern, euer Kind ans Beten gewöhnt, und das ist mehr wert, als ihr vielleicht glauben möget. Es versteht sich aber von selbst, daß nur da von einer rechten Erziehung zur Religion die Rede sein kann, wo das Familienleben selbst auf christliche Zucht und Frömmigkeit gegründet ist. Doch da bin ich auf einen recht wunden Punkt gekommen. Wie viele christliche Familien gibt es, die mehr oder weniger vom modernen Geiste angefaßt sind! Zu Großvaters Zeiten wurde noch in der Fasten- und Adventszeit nach vollbrachtem Tagewerk von der ganzen Familie der Rosenkranz gebetet, da wurden noch die Todestage der verstorbenen Familienangehörigen in echt christlicher Weise begangen, da versammelte noch das Angelusläuten alle Hausgenossen zum gemeinschaftlichen Gebet, da bildeten noch den Hauptschmuck des besten Zimmers Kreuzfix und Heiligenbilder. Und heute? Ja, da mag man vielfach von solchen Dingen nichts mehr wissen, das wäre nicht modern, da würde man ja entweder als ein beschränkter Kopf verschrien oder als ein Frömmelner verspottet, und beides wäre ja sehr unangenehm. Wie aber kann da, wo ein solcher Geist herrscht, das liebliche Pflänzchen der Frömmigkeit in den zarten Kinderherzen gedeihen? Und wenn der Vater fast den ganzen Sonntag im Wirtshause zubringt, die Mutter ins Teefränzchen oder auf die Kaffevisite geht, die Kinder aber sich selbst oder dem Dienstpersonal überlassen sind, wie kann da von einer guten religiösen Kindererziehung die Rede sein? Ist das Liebe zu den Kindern, wenn dir, Vater oder Mutter, eitle Vergnügungen mehr wert sind, als die unsterblichen Seelen deiner Kinder? Nein, Liebe ist opferwillig und opferfreudig, wahre Liebe kennt keine Selbstsucht. Gewiß soll auch, christliche Eltern, ein anständiges Vergnügen nicht verwehrt sein, aber ihr möget bedenken, daß darunter die christliche Erziehung der Kinder nicht leiden darf, wie dies leider heutzutage nur zu häufig in so vielen vom Laster der Genußsucht durchseuchten Familien der Fall ist. Ich will euch einen schönen Spruch hierhersetzen; beherzigt ihn wohl:

Kindesseele — ein Diamant:
Schleifen muß ihn die Elternhand.
Kindesseele — schneeweiße Blüte:
Eltern, bewacht das zarte Gemüte.
Kindesseele — ein Rosengarten:
Eltern müssen die Knospen warten.
Kindesseele — ein Morgenstern:
Läßt ihn leuchten nur Gott dem Herrn.
Kindesseele — ein Liebling der Engel:
Danket ihm fern Sünden und Mängel.
Kindesseele — ein Himmelserbe:
Macht daß die Hölle es nicht verderbe.

Damit sei mein zweiter Brief besiegelt.

§—§ Katholisches aus Indien.

Ueber erfreuliche Fortschritte, die der katholische Glaube in Indien macht, etwas zu hören, wird unseren Lesern jedenfalls angenehm sein. So entnehmen wir einer in Bombay erscheinenden englischen Zeitung vom April ds. Js. über die blühende Mission Rhandwa, Diözese Nagpur (Central-Indien), nachstehenden Bericht:

Als ein glückliches Ereignis wurde es von allen Katholiken der Central-Provinzen Indiens aufgefaßt, daß der neue Bischof, Mgr. Dr. G. M. Bonaventure in Nagpur konsekriert wurde. Der neue Oberhirt begann seine bischöfliche Tätigkeit sogleich, indem er die Missions-Stationen besuchte, das hl. Sakrament der Firmung spendete und die gerade vollendeten zwei Missionskirchen in Shegaon und Thana (landwirtschaftliches Waisenhaus für 422 Kinder) weihte. Nachdem der Bischof noch eine volle Woche inmitten der bekehrten Verar-Stämme in Ellichpur und Amraoti zugebracht, reiste er nach Rhandwa. Auch hier fand er den begeistertsten Empfang, sogar in den entferntesten Dschungel-Dörfern, deren Bewohner noch vor wenigen Jahren nichts vom katholischen Glauben vernommen hatten, von denen jetzt aber schon tausende treue Kinder der hl. Kirche sind, teils bereits getauft, teils noch im Katechumenat befindlich.

Der Bischof erreichte Rhandwa am 13. März und wurde von der ganzen Gemeinde, englischen, goanesischen, Tamil- und Hindi-Christen am Kirchenportale durch den P. Josef, einem eingeborenen Priester, feierlich empfangen. Dr. De Souza (ein gebildeter Goanese), der residierende Assistenzarzt, verlas eine Begrüßungsadresse, auf welche der Bischof sogleich erwiderte. Hierauf folgte Sakramentsandacht und Erteilung des bischöflichen Segens, wonach sich die ganze Gemeinde mit dem hohen Gaste zum Missionshause begab, um der Aufführung des religiösen Schauspiels „St. Stephanus“ (Namenspatron des neuen Bischofs) beizuwohnen. Dieses Drama war vom Bruder Nikolaus, einem Rheinländer, in der Hindostanisprache verfaßt worden und wurde von den Lehrern und Katechisten der Heidenmission von Rhandwa aufgeführt.

Am Mittwoch begab sich der Bischof mit den Franziskaner-Missionsbrüdern zur Visitation der 34 neubekehrten Dörfer im Nimar, wo die Brüder bereits 24 katholische Tageschulen mit 512 Schülern unterhalten. In jedem dieser Dörfer befindet sich auch eine Abendschule mit Katechumenat für Erwachsene, die auf Taufe und Beichte den vorbereitenden Unterricht empfangen. Ueberall wurde der Bischof am Eingange des Dorfes oder des Bruderhauses von der ganzen Bevölkerung begrüßt. Es war lieblich, diese braunen Kinder Indiens zu beobachten, wie sie so gut ihren Katechismus und die biblische Geschichte kannten und unsere alten katholischen Kirchenlieder in Hindostani sangen, aber noch erbaulicher war der Anblick der alten Männer und Frauen, welche die christliche Gebete fliegend und andächtig vortrugen, die Akte des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und der Reue erweckten und so treffende Antworten gaben auf Fragen über Gott, Christus, die Kirche, die Taufe und die hl. Sakramente. Nachdem in dieser Weise der Bischof manche Dörfer längs der Hauptstraße gesehen hatte, erreichte er am Abend das große Dorf Aulia, wo die Missionsbrüder eine neue Kapelle gebaut haben und wo jetzt seit 6 Monaten ein Priester, Pater David, residiert. Hier hatten ca. 300 Leute eine Prozession mit Kreuz und Fahnen, Kerzen und christlichen Musikanten gebildet und führten den Herrn Bischof hinauf zur Kapelle, die auf einem kleinen Hügel gelegen ist; die ganze Menge aber begleitete die Prozession unter Abingung all der weihenollen Gesänge, welche die deutschen Brüder ihnen gelehrt hatten. Nach der Erteilung des bischöflichen Segens wurde ein Missionsvortrag im Freien unter Fühlensnahme einer Laterna magica auf Bibelbildern gehalten, wozu sich auch die Brahmanen, die Angehörigen anderer Kasten und die heidnischen Bürgermeister eingefunden hatten.

Am nächsten Morgen setzte der Bischof nach der hl. Messe die Visitation fort; alle Dörfer waren mit Fahnen, Blumen, Ehrensporten decoriert und überall wurde dasselbe freudige „Willkommen“ entgegengebracht. Das letzte Dorf war Dolsal, wo auf der höchsten Bergespitze des Nimar eine Kapelle zu Ehren der Unbefleckten Empfängnis von den Brüdern gebaut wird; hier wurde auch eine Photographie aufgenommen zum Andenken an den ersten Besuch eines katholischen Bischofs in den Nimar-Dörfern. Möge es der Anfang einer segensreichen Zukunft sein.

Bekanntlich sind die in vorstehendem Artikel erwähnten Missionsbrüder vom 3. regulierten Orden des hl. Franz von Assisi alles Deutsche und müssen für den Unterhalt der von ihnen betriebenen Missionen bei der bekannten Armut der indischen Diözesen selbst sorgen. Deshalb hat der Bischof von Nagpur den Frater Paulus, Congr. Mission, St. Francisci, in Baderborn schon seit Jahren zum Missions-Procurator ernannt und ihn beauftragt, fromme Gaben für diese vielversprechende Mission nach Indien zu übermitteln.

mg. Darwinismus und Sozialpolitik.

Wer etwa noch gezweifelt hat an der Richtigkeit der Behauptung, daß in den bestehenden Klassen eine gewaltige Masse von Minderständigkeit in der Beurteilung der sozialen Frage der Gegenwart vorhanden sei, dem mußten die Neben der Lilla, Kirdorf u. a. auf dem Kongreß des Vereins für Sozialpolitik in Mannheim den letzten Zweifel nehmen.

Das war — die brutale Herrenmoral, die da zum Vortritt gekommen ist, aber nicht etwa als Anschauung Einzelner, sondern als Ausfluß einer ganzen Weltanschauung und zwar der vom Darwinismus geschaffenen Weltanschauung; diese auch gefaßt als die Proklamierung und die Sanktion des Rechts des Stärkeren. Man lese das Buch desselben Herrn Lilla, der

in Mannheim so fessam rückständige Ansichten vorgetragen hat, das Buch „Von Darwin bis Nietzsche. Ein Buch Entwicklungslehre“ (Leipzig 1895), und man hat den Schlüssel zu diesen Verlehrtheiten.

Fort mit dieser christlich-demokratisch-human-sittlichen Moral, diesem „Moralchen“ einer Niedergangsperiode der Menschheit, dieser Moral der Schwachen und Sklaven welche eine Gleichheit und Gleichberechtigung der Menschen lehrt und damit der Natur in ihr Handwerk pfeuschen will, welche nur den Sieg des Starren und Mächtigen kennt und alles Schwache erbarmungslos austöht — fort mit dieser Moral! und dafür her mit einer Moral, die „entwidelungsstittlich“ ist, die auf eine „Uebertwindung des Traumes von der „Gleichheit“ aller Menschen“ zielt, die an Stelle des Böses aller Menschen eine glänzende Zukunft nur für die Sozialdemokraten kennt, die aus einer siebenmal sieben gefiechten Auslese als die „Herren“, die „Leber-“ und „Macht- und Kraftmenschen“ hervorgegangen sind. Das sind natürlich die Sieger im Kampf ums Geld. Denn „durch jene eiserne Selbstsucht und die ungeheure Konzentration ihrer Geisteskräfte auf ihren Gegenstand erweisen sich jene Männer als die den Daseinsmitteln am besten Angepaßten, als die Tüchtigsten, hinter denen z. B. der Gelehrte mit seiner geringeren Befähigung sich geltend zu machen, weit zurücksteht“ (S. 33). Das ist die neue Ethik, welche Tille dem Darwinismus entnimmt.

Was Wunder, wenn Leute, die zu dieser Moral der Gewalt sich bekennen, nichts wissen wollen von einer Sozialpolitik und sozialpolitischen Gesetzgebung. Denn das alles ist ihnen ja nur, um mit Tille zu reden, „ein Pfeuschen gegen das Naturwollen“ (a. a. O. 119), und das ist doch als aussichtslos und unwissenschaftlich einfachhin zu unterlassen. Die jetzige bestehende Gesellschaft mit ihren Zuständen ist eben ein Produkt der Naturentwidelung, darum hat sich eben jeder damit abzufinden, wie die Natur ihn behandelt und auf welchen Platz sie ihn geworfen hat: ob als Reiter in den Sattel oder als Tier unter den Sattel.

Diese brutale Herrenmoral, die doch nichts ist als die unalte Jochsucht erscheint Tille als eine „neue ethische Offenbarung“ (S. 69)! Er hat da ganz recht, wenn er meint, von dieser „Offenbarung“ gelte, daß sie in die Zeit klinge wie die Sturmglocke in die Nacht, daß sie alles bestehende umzustürzen und das Wutgeheul der in ihren bisherigen Rechten Verkürzten heraufzubeschwören scheine. Aber das scheint nicht bloß so, das ist tatsächlich so. Nur scheint Tille dieses „Wutgeheul“ nicht zu hören: wie er überhaupt in einer unbegreiflichen Verblendung lebt. Er meint, „daß die menschliche Gattung noch unendlicher Hebung fähig ist, das ist für den Entwicklungsmenschen, für den Anhänger der naturwissenschaftlichen Weltanschauung ein sicheres Wissen. Sie muß gehoben werden, sobald sich genug Willen finden die, mit dazu wirken: Vor uns liegt Eden! Fortschritt heißt das neue — Entwicklung das bessere Lösungswort!“ (a. a. O. S. 154.)

Wer die genug Willen sind ja da! Der Sozialismus bringt sie! Denn auch er rechnet den Darwinismus zu seinen Helfern, so sehr die Darwinisten sich dagegen sträuben. Der Sozialismus wäre mit Blindheit geschlagen, wenn er die Waffen, die ihm der Darwinismus bietet, nicht aufgreifen würde. Denn aller Zorn der Darwinisten vom Schlage der Tille und Hädel ändert nichts an der Tatsache, daß eben der Darwinismus dem Sozialismus dient, um seine Ziele realisierbar erscheinen zu lassen. Sträuben sich diese Darwinisten gegen diesen Bundesgenossen mit dem Hinweis, daß eben die heutige Ordnung ein Produkt der natürlichen Entwidelung und darum bei der geheiligten Majestät der Naturgesetze unantastbar sei, so repliziert der Sozialismus: Ist dieser Zustand ein Produkt jener Entwidelung, deren Gesetze Darwin gefunden, gut, so wollen wir diese Gesetze eben wie andere Naturgesetze dem Menschen dienstbar machen. Gerade sein Hauptgesetz daß eine jeweilige Verbesserung des das Individuum umgebenden Milieu, seiner allgemeinen Lage, auch eine Stärkung des Individuums für den Kampf ums Dasein bedeute, die durch Vererbung auf die Nachkommen übergeht und in späteren Generationen in verstärkter Potenz erscheint, ist die Grundlage unserer Forderungen. Und wenn vollends das Leben der menschlichen Gesellschaft einzureichen ist in den Kampf ums Dasein in der Natur, wo nur der Starke freigt, sind dann nicht die Massen die Starren, haben sie nicht die überwiegende Zahl für sich?

Nochle man in gewissen Kreisen die darwinistische Weltanschauung betrachten als ein bequemes Ruhefahnen für die besitzenden Massen auf dem in süßer Ruhe schlafend sie sich an ihre Pflichten gegen die minderbegüterten Massen in beunruhigender Weise zu erinnern für nötig halten, möchte das Scharfmachertum in der darwinistischen Weltanschauung eine Sanktion seiner Herrenmoral sehen; aber einen Schuttdamm gegen den Sozialismus bildet diese Weltanschauung

so wenig, daß dieser sich selbst darauf berufen kann!

Das aber ist die beste Satyre auf die sozialdemokratische Bekämpfung des Christentums, daß dieselbe Partei in ihrem Haß gegen die Religion einer Weltanschauung sich in die Arme wirft, welche dem Scharfmachertum die theoretische Rechtfertigung seines Verhaltens gibt, wenn es sich gegen jede Art von Sozialpolitik und Arbeiterschutzgesetz grundsätzlich ablehnend verhält.

Was kann die Sozialdemokratie dagegen geltend machen? Ebensovienig als die Darwinisten gegen die sozialdemokratische Verwertung des Darwinismus mit seinem Recht des Stärkeren als Weltanschauung proklamiert, wie es die Sozialdemokratie tut, kann es anderen nicht verwehren, ebenfalls zur selben Lehre sich zu bekennen, mögen diese dann auch zu ganz anderen, ja zu direkt entgegengesetzten Folgerungen gelangen!

Damit ist aber zugleich das sozialdemokratische Geschwäh, Lügen gestraft. Wie könnte das auch eine Weltanschauung, mit ihrem Evangelium des Sieges des Starren besonders geeignet sei für den Emanzipationskampf des Arbeiterstandes, Lügen gestraft. Wie könnte das auch eine Weltanschauung, welche dem entschlossensten Scharfmachertum die Hasen in die Hände jagt?

So betrachtet bedeuten die Mannheimer Vorgänge eine glänzende Rechtfertigung der christlichen Weltanschauung. Dort hat man eingeschanden, daß man mit seinem Instinkt den eigentlichen und gefährlichen Gegner der Herrenmoral des Kapitalismus eben im Christentum mit seiner unerschütterlichen Forderung der sozialen Gerechtigkeit erkannt hat. Und darum und aus keinem anderen Grunde war bei der Reichstagswahl in Essen der sozialdemokratische Kandidat der „Favorit des Scharfmachertums“, nicht wie der „Vorwärts“ mit der ihm eigenen, aber sehr durchsichtigen Rabulistik seinen anscheinend mehr als naiven Lesern weismachen will, der Zentrumskandidat. Die christlichen Gewerkschaften dürfen dem Scharfmachertum für die Mannheimer Angriffe dankbar sein, daß man sie auf jener Seite als viel gefährlicher betrachtet, als die sozialdemokratischen. Denn es ist das Eingeständnis, daß sie in ihrer christlichen Weltanschauung eine unangreifbare Position haben, weil sie auf ihrer Seite haben die Idee des Rechts und der Gerechtigkeit. Und nicht dem gehört die Zukunft, der an die Gewalt appelliert, denn Gewalt wird durch Gewalt gebrochen, sondern dem gehört die Zukunft, der auf seiner Seite hat die Macht des Gedankens, der seine Forderungen erhebt im Namen des Rechts und der Gerechtigkeit!

Literarisches.

K „Apologetische Rundschau“. So heißt eine von der „Central-Auskunftsstelle der katholischen Presse“ (C. A.) herausgegebene vollständig, apologetische Monatschrift. Die erste Nummer bietet einen kurzen Ueberblick über die Tätigkeit und Erfolge der Auskunftsstelle. Mit großem Interesse wird man da von dem systematischen Verleumdungsfeldzug gegen die Kirche lesen und von der systematischen Abwehr durch die C. A. Ein Artikel von Prof. Dr. Deimel, dem verdienstvollen Schriftführer des Wiener apologetischen Bureaus schildert den Verteidigungskampf gegen die kirchenseindliche Presse Oesterreichs. Ein weiterer Artikel über den jetzigen Stand der Los von Rom - Bewegung stammt aus der Feder eines der ersten Vorkämpfer gegen diese Bewegung. Ein Aufsatz über die Notwendigkeit vollständiger Apologetik vom Herausgeber bildet den Anfang einer Serie populär-apologetischer Abhandlungen. Aus dem reichen Inhalt heben wir noch folgendes hervor: „Apologetische Monatschau“, „Zur Toleranz in Braunschweig“ von Cismontanus, „Apologetische Mitteilungen“, „Etwas über Italien“ usw. Die äußere Ausstattung der „Apologetischen Rundschau“ ist gefällig und vornehm. Sie erscheint in Trier (Kaulinus-Druckerei) im Format 20x28 Zentimeter und umfaßt 48 Spalten. Der Preis (auf der Post vierteljährlich 75 Pfg., direkt vom Herausgeber — Koblentz, Gerichtsstraße Nr. 3 — jährlich 3 Mark) ist in Anbetracht des Gebotenen sehr gering. Wir können die aktuelle Zeitschrift nur bestens empfehlen. Wer sie durch Abonnement unterstützt, der unterstützt ein Unternehmen, das für unsere gemeinsame gute Sache überaus segensreich wirkt.

Druck und Verlag: Düsseldorf, Tagblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf, Tagblatt.

Verantwortlicher Redakteur: G. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 45.

Düsseldorf, den 22. Oktober.

1905.

Inhalt: Evangelium zum neunzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Die Braut des Königssohnes. — Die häusliche Erziehung. (Fortsetzung) — Heidenkinder-Lotterie. — Zukunftsbäume. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum neunzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXII, 1—14.
In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern und Pharisäern folgende Gleichnißrede vor: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen, und sie wollten nicht kommen. Abermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Ochsen und das Mastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit, kommet zur Hochzeit! Sie aber achteten es nicht, und gingen ihre Wege; Einer auf seinen Meierhof, der Andere zu seinem Gewerbe. Die Uebrigen aber ergriffen seine Knechte, taten ihnen Schmach an und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsvölker aus, und ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: das Hochzeitsmahl ist zwar bereitet, allein die Geladenen waren dessen nicht wert. Gehet also auf die offenen Straßen, und ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen, und brachten Alle zusammen, Gute und Böse; und die Hochzeit ward mit Gästen besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschauen, und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid an hatte. Und er sprach zu ihm: Freund! wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhattest? Er aber verstummte. Da sprach der König zu seinen Dienern: Bindet ihm Hände und Füße, und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis: da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Denn Viele sind berufen, Wenige aber auserwählt.

Die Braut des Königssohnes.

Es war in den ersten Tagen der Leidenswoche, nachdem Er kurz zuvor Seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt Jerusalem gehalten hatte, als unser Herr das Gleichnis des heutigen Evangeliums den im Tempel versammelten Hohenpriestern und Pharisäern vortrug. Du erinnerst dich, lieber Leser, daß ein ganz ähnliches Gleichnis bereits am Sonntag in der Oktav des Fronleichnamfestes verlesen wird. Darin war gesagt, daß die zu dem Abendmahl Geladenen mit allerlei nichtigen Ausreden sich entschuldigten. Als Strafe für ihr Ausbleiben war der Ausschluß vom Abendmahle ausgesprochen mit den Worten: „Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, Mein Abendmahl verkosten soll!“ — Die Geladenen der heutigen Gleichnißrede benehmen sich aber den abgekandten Dienern des Königs gegenüber nicht etwa nur kalt und gleichgültig, sondern geradezu feindselig und gewalttätig; sie beschimpfen in den königlichen Worten den König selber, und wir verstehen es wohl, wenn eine schwere Strafe über sie verhängt wird.

Ein flüchtiger Vergleich der Anwendung beider Gleichnißreden aber läßt uns den verschiedenen Zweck erkennen, den der Herr bei dem einen wie bei dem andern

im Auge hatte: in dem ersten wollte Er die Mahnung aussprechen, daß die, welche aus Gleichgültigkeit gegen ihr ewiges Heil sich weigern, dem Einladungsrufe zu folgen, zur Strafe vom (himmlischen) Hochzeitsmahle ausgeschlossen bleiben, — während in dem heutigen Gleichnisse die Wahrheit veranschaulicht werden soll, daß auch von denen, die dem Rufe der göttlichen Gnade folgen, nicht alle zum Hochzeitsmahle der himmlischen Herrlichkeit zugelassen werden: nämlich die nicht, welche mit dem hochzeitlichen Kleide (der heiligmachenden Gnade) nicht geschmückt sind, das ihnen einst bei der hl. Taufe gereicht wurde.

Es ist nicht schwer zu erkennen, lieber Leser, daß jener „König“ in der heutigen Gleichnißrede der himmlische Vater ist, der König aller Könige. Und Er „hält Hochzeit“ Seinem eingeborenen Sohne, dem „Wort, das Fleisch geworden und unter uns gewohnt hat“. So bemerkt auch der große hl. Papst Gregor: „Mit aller Sicherheit und Wahrheit können wir sagen, daß der himmlische Vater Seinem königlichen Sohne damals Hochzeit hielt, als Er Ihn bei dem Geheimnisse der Menschwerdung die heilige Kirche vermählte. Der Schoß der jungfräulichen Mutter Maria aber war das Brautbett dieses göttlichen Bräutigams.“

Die Kirche ist also die „Braut“ des „Menschensohnes“, und ihr bloßes Dasein legt heute — so schlossen wir unsere letzte Betrachtung — ein geradezu unwiderlegliches Zeugnis ab für den „Bräutigam“, als dem menschgewordenen Sohn Gottes.

In der That! Die göttliche Kraft, auf welche die Entstehung unserer heiligen Kirche zurückzuführen werden muß, gibt sich ebenso unzweideutig in ihrem Fortbestehen, während nahezu neunzehn Jahrhunderten zu erkennen. Neunzehn Jahrhunderte! Welch ein Zeitraum innerhalb der ganzen Weltgeschichte, die nur nach einigen Jahraufenden zählt! Die sichtbare Schöpfung und ihre einzelnen Erscheinungen, der Mensch und seine Werke, die Völker und ihre Errungenschaften: Alles trägt den Keim des Todes von Anbeginn in sich, der unerbittlich zur Entfaltung gelangt. Die katholische Kirche dagegen stirbt nicht und altert nicht: sie hat vielmehr alle Gebilde von Staaten und Völkern überlebt, welche die Weltgeschichte seit ihrer Geburt entstehen und vergehen sah.

Das alte römische Reich, das sich die Zerstörung der Kirche zur Aufgabe gemacht hatte, schläft seit fünfzehn Jahrhunderten den Schlaf der Toten im großen Reichsfeld der Weltgeschichte. Die Horden der Völkerwanderung traten bekanntlich in sein Erbe ein. Viele derselben sind auch spurlos verschwunden, und zwar, lieber Leser, gerade diejenigen, welche nicht in die katholische Kirche eintraten. Aber auch die katholisch gewordenen Germanen, Slaven und Ungarn mußten in ihren staatlichen Gebilden dasselbe Schicksal des Werdens

und Vergehens erleben, dem das Römerreich anheimgefallen war.

Das Mittelalter aber mußte selbst wieder der Neuzeit weichen, die sich durch wesentliche Merkmale von ihm unterscheidet; im Verlauf der Neuzeit hat sich ein ganz anderes Leben entfaltet, als es ehemals im Mittelalter bei denselben Völkern sich gestaltet hatte. Und wenn nun trotz dieser tiefen Gegensätze zwischen Mittelalter und Neuzeit ein innerer Zusammenhang besteht, so zeigt sich bei näherer Betrachtung, daß er der katholischen Kirche zu verdanken ist: es sind die christlichen Ideen und Kräfte, die ihren lebendigen Einfluß bewahrt haben. So erscheint also die katholische Kirche in Wirklichkeit als der ruhende Punkt inmitten der Flucht weltlichstädtischer Gebilde und Gestaltungen, deren stoffiger Wechsel die abendländische Geschichte seit nahezu zweitausend Jahren mit seinen rasch vorüberziehenden Bildern ausfüllt.

Um aber diese wunderbare Fortdauer unserer heiligen Kirche richtig zu würdigen, müssen wir uns erinnern, lieber Leser, daß eine stete Bekämpfung seit ihrer Stiftung ihr Los war. Du weißt, mit welcher Zähigkeit und Ausdauer das alte römische Reich drei Jahrhunderte hindurch die Kirche verfolgte. Aber mit dem Ende dieser grausamen Verfolgung hörte ihre Bekämpfung keineswegs auf. Die römischen Kaiser waren seit Konstantin, dem Großen, wohl christlich geworden, aber ihre Art zu regieren war nur zu oft christenfeindlich; ja, die Lage der Kirche war nach dem Frieden Konstantins manchmal noch gefährlicher, als vorher unter den heidnischen Kaisern, zumal ihr nun auch innere Feinde erwachsen: die Irrlehrer, denen es oft genug gelang, Vürsten und Kaiser für sich zu stimmen.

An Anfeindungen fehlte es aber der Kirche — wie wir demnächst sehen werden — ebensowenig im Mittelalter und erst recht nicht in der Neuzeit. Und was lehrt uns erst die jüngste Vergangenheit und selbst die Gegenwart? Wäre die Kirche eitel Menschenwerk, sie wäre längst zerrieben und vernichtet. Aber keiner ihrer heutigen Gegner, lieber Leser, ist vermessen genug die „römische“ Kirche als besiegt zu erklären und einen verfehlten Triumphgesang anzustimmen.

Der Unglaube steht vor einem für ihn unlöslichen Rätsel, wenn er das Zeugnis der Weltgeschichte für den „Menschensohn“ ruhig für sich überlegt, — ebenso rätselhaft aber bleibt ihm und muß ihm bleiben die wundbare Fortdauer und Lebenskraft der katholischen Kirche. Wir katholische Christen freilich, lieber Leser, sind seit den Tagen unserer Kindheit darüber nicht im Unklaren: Die Kirche ist die „Braut“ des göttlichen „Königssohnes“, des menschengewordenen Sohnes Gottes, der ihr verheißt, daß „die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden.“

S.

Die häusliche Erziehung.

3. Brief. Von D. E.

„Wer eines aus diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre es besser, wenn ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde.“

Mit diesen Worten der hl. Schrift sei mein dritter Brief eröffnet. Als unser göttlicher Heiland diese fürchterlichen Worte sprach, da gedachte er in ganz besonderer Weise jener elenden Bösewichter, die nicht davor zurückschrecken, die Jugend ihres schönsten Schmuckes, der Unschuld, zu berauben. Aber auch von Seiten der Eltern verdient obiger Ausspruch unseres obersten Lehrmeisters die wärmste Beherzigung. Oder wäre es nicht eine Gefährdung der Unschuld unserer Kleinen durch Elternhand, wenn die Väter und Mütter durch Gleichgültigkeit oder Nachlässigkeit schuld daran sind, daß diese zarte Blüte schon in früher Kindheit geknickt wird, so daß die späteren Jahre wenig Mühe haben, die löbliche Blüte vollends zum Absterben zu bringen.

Fraget euch, ihr Eltern, ob ihr jederzeit das zarte Pflänzchen der Unschuld, das ach! so leicht geknickt ist, geknickt ist für immer und ewig, treu bewahrt und behütet habt. Fraget euch, ob ihr in Mienen und Geberden, in Worten und Handlungen niemals Veranlassung gegeben, daß das Gefühl der Schamhaftigkeit in euren Kindern beleidigt worden. Fraget euch, ob ihr eure Kinder in gehöriger Weise beaufsichtigt habt, sowohl im Spiel als in der Arbeit, überhaupt in ihrem ganzen Tun und Treiben! Ich verlange nicht, daß ihr immerfort den Spion spielen sollt; aber das muß euch Bewußtseinsache sein, daß ihr euch vergewissert, mit wem eure Kinder spielen und umgehen, daß ihr sie von Zeit zu Zeit in ihrem Tun überrascht, um zu sehen, was sie treiben, daß ihr besonders auf die Kinder ein scharfes Auge habet, welche die Einsamkeit vornehmlich lieben. Ferner habt ihr darauf zu achten, wie es mit euren Diensthöfen, bei welchen sich die Kinder erfahrungsgemäß gerne aufhalten, im Punkte der Sittlichkeit bestellt ist. Wie gefährlich und verderblich, wenn diese in besagter Hinsicht nicht zuverlässig sind! Hinaus mit ihnen aus dem Hause, und zwar sofort, ohne Högern! Ich könnte nun noch sprechen über die Teilnahme der Jugend am Besuche von Schauspielen, Theatern, Ballen usw. Es ist sehr betrübend für jeden, der es mit unserem heranwachsenden Geschlechte gut meint, daß so viele kurzsichtige und törichte Eltern hierin nichts Gefährliches erblicken können. Hoffentlich werde ich in einem besonderen Kapitel später einmal Gelegenheit finden, mich etwas weitläufiger über die Gefahren zu verbreiten, welche eine solche Erscheinung für die unschuldigen Kleinen heraufbeschwören muß.

4. Brief.

„Gebet ihr Söhne, so beuget ihren Nacken von Kindheit an.“

„Erziehung zum Gehorsam“ lautet das wichtige Kapitel, über das ich in diesem Briefe zu euch, christliche Eltern, zu sprechen gedenke. Da will ich nun aber im Voraus bemerken, daß dieser Gegenstand hier unmöglich auch nur einigermaßen ausführlich behandelt werden kann; denn es gibt wohl kaum einen Punkt auf dem Gebiete der häuslichen Erziehung, hinsichtlich dessen von den meisten Eltern so viele und verhängnisvolle Mißgriffe gemacht werden, als gerade im Punkte der Erziehung zum Gehorsam. Ja, hört es nur, ihr Eltern, aller Trost und Eigensinn, aller Ungehorsam, den eure Kinder euch gegenüber an den Tag legen, und der euch schon so viel Herzeleid, Ärger und Verdruß bereitet hat, ist auf euer Konto zu setzen. Ihr habt eurem Kinde den Ungehorsam angewöhnt, darum folgt es nicht. Ihr habt das junge Wesen nicht von frühester Kindheit an angehalten, a u f s e r s t e Wort zu gehoramen, und zwar gerne und ohne Maulen und Disputieren. Da sieht die einjährige Anna die blinkende Uhrkette des Vaters, und ihre kleinen Händchen greifen nach dem glänzenden Ding. Aber der Vater hat wenig Lust die wertvolle Kette als Spielzeug benutzen zu sehen; da schreit das Kind und lamentiert, als ob ihm die Kette zugeschnürt würde. „Ach gib doch dem süßen Kindchen die Kette“, mischt die weichezige Mutter sich ein. „Dann ist's ruhig das Schreien ist ja nicht zum Anhören, es tut einem ja ordentlich in der Seele weh.“ Und der nachgiebige Ehegatte überläßt die Kette dem schreienden Kleinen Ding. Sag', lieber Leser liebe Leserin, was hat das kleine Wesen aus diesem Falle gelernt? Es hat gelernt, wie man es machen muß, um seinen eigenen Willen durchzusetzen, und ich will hundert gegen eins wetten, daß das Kind beim nächsten Male dasselbe Experiment versuchen wird. Das Kind soll aber nicht seinem eigenen Willen folgen, sondern dem der Eltern.

Das ist's ja eben, worin der Ungehorsam besteht: das Kind mag nicht einem fremden Willen, sondern nur dem eigenen sich fügen. Man begegnet in Elternkreisen vielfach der Ansicht, vom Kinde könne erst dann eigentlich Gehorsam verlangt werden, wenn es Verstand genug besitze, um einzusehen, daß das, was es tun oder lassen soll, auch wirklich gut und notwendig oder vernünftig sei. Es versteht sich aber von selbst, christliche Eltern, daß in diesem Falle von Gehorsam nicht mehr die Rede sein kann: das Kind folgt ja nicht der Eltern Willen, sondern seiner eigenen Einsicht. Nein, das Kind muß in fr ü h e s t e r Jugend an Gehorsam gewöhnt werden; sonst wird es nie und nimmer diese schöne und so überaus wichtige Tugend lernen.

Zu dem Zwecke habt ihr auch, christliche Eltern, starrs Festhalten an dem einmal gegebenen Befehle zu beobachten. Keine Nachgiebigkeit! Kein Zurückziehen des Befehls, weil er dem Kinde unangenehm ist! Auch kein Erweitern des Gehorsams durch Lieblosungen, schmeichelnde Worte, Versprechungen irgend

welcher Art! „Wenn Du,“ sagt wohl die Mutter zum Kinde, „die aufgetragene Bestellung hübsch ausführst, sollst Du auch ein Stückchen Zucker haben.“ Und das Kind „gehört“. Aber, du törichte, unverständige Mutter, ist das Gehorsam? Von der Erziehung zur Naschhaftigkeit in diesem Falle will ich gar nicht reden. Und wie sieht es ferner christliche Eltern mit der Ausführung der gegen das Kind ausgesprochenen Drohungen im Falle des Nichtbefolgens eines Befehles? Ja, da raisonnieren und drohen so manche Mütter zwei-, drei-, viermal, aber das Kind folgt doch nicht. Es weiß eben nur zu gut, daß die gute Mutter die Drohung nicht ausführt. Es kennt die schwache Seite der weichherzigen Frau und weiß, daß es gar nicht so schlimm gemeint ist, wenn lieb Mütterchen auch einmal ein strenges Wort sagt, und dazu ein „fürchtbar ernstes“ Gesicht macht. „Mutter tut nur so, damit ich mich fürchten soll“ denkt das Kind, und dabei bleibt's. Muß aber nicht in solchen Fällen die Autorität diese notwendige Voraussetzung zur Erziehung eines pünktlichen und freundigen Gehorsams bei den Kindern des Hauses untergraben werden? Einem Gebote und Verbote soll überhaupt nie eine Drohung hinzugefügt werden; ist dies aber geschehen, dann muß sie auch im Falle des Ungehorsams ausgeführt werden! Ich habe oft Mütter zu ihren unartigen Kindern sagen hören: „Wartet, wenn der Vater heimkommt.“ Was ist hierzu zu bemerken? 1. Der Vater wird sich sehr dafür bedanken, als Schreckbild hingestellt zu werden; 2. solche Drohungen haben in den seltensten Fällen einen Wert; 3. die Mutter stellt sich selbst ein erbärmliches Armutszeugnis aus.

Zum Schluß noch eins: Befiehl nicht zu viel. Vater oder Mutter, schlage den Willen deiner Kinder nicht unnatürlich in Fesseln, mache nicht jede Kleinigkeit zum Gegenstande eines Befehls; das ewige Raisonnieren, Schimpfen und Zanken mit deinen Kindern, erspare deinen Kleinen diese Ohrenplage; es bringt dich um kein Haar weiter auf dem Wege zur Erziehung eines freundigen Gehorsams. Und damit für diesmal Punktum!

O Heidenkinder-Lotterie.

Das Vereins-Organ der Missions-Vereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen „Stimmen aus den Missionen“, bringt in seinem ersten Heft des neuen, dritten Jahrganges den nachstehenden Artikel, den wir im Interesse des so segensreichen Unternehmens, und der leider noch zu wenig verbreiteten „Stimmen“ auch unserm Leserkreis mitteilen und warm empfehlen möchten. Das Blatt schreibt:

„Heidenkinder-Lotterie“ Jeder gewinnt!

Wenn Lejen dieser Worte schütteln wohl viele bedenklich den Kopf und fragen: Was soll das heißen, sein?

Nun, eine Lotterie ist ein Glücksspiel, und Glück möchte die obige Lotterie jeder lieben Leserin nicht allein ins Haus bringen, sondern hinein, regnen, — ein Glück von himmlischen und irdischen Segnungen. — Da mag manch bekümmerte Mutter denken, sollen mir schließlich noch Heidenkinder ins Haus geraten, die eignen Kinder bringen schon Sorge und Leid in Fülle. — Sorgen und Leid, liebes Mutterherz, sollen dir die Heidenkinder gerade nehmen, lindern, heben durch Gotteslohn und Himmels schätze, die sie nach sich ziehen. Vor etlichen Jahren schrieb der treue Mitarbeiter unserer „Stimmen“, der bekannte China-Missionar P. Pieper: „Mit den Kindern in China das ist eine eigne Sache, die machen dem Missionar viel Herzleid. Nicht deshalb, weil sie nicht artig und brav sind — nein, weil er ihnen gerne helfen möchte, aber seine Hände gebunden sieht; weil er sie abweisen muß, da er doch weiß, daß sie dann höchst wahrscheinlich verloren sind. Ja, ihr Missionsfreunde bemitleidet nicht den Missionar, weil er viele Entbehrungen mitmachen muß in Hunger und Durst, in Hitze und Kälte, in Gefahren und Verfolgungen, das gehört zum Berufe, an alles das gewöhnt sich der Mensch, das sind Kleinigkeiten. Bemitleidet den Missionar vielmehr, weil er hartberzig sein muß, da er doch ein weiches Herz hat; weil er dem Untergange unzähliger Seelen zusehen muß, ohne sie retten zu können. Seht ihr ihn ein Stücklein hartes oder verschimmelttes Brot essen, darob braucht ihr ihn nicht zu bemitleiden, er hat noch tüchtige Zähne und einen guten Magen — aber bemitleidet ihn, weil er das Stücklein Brot nicht mit dem Kinde teilen kann, das neben ihm steht und hungrig seine Händlein ausstreckt. Seht nur, wie tief der Hunger schon Furchen in die jugendlichen Wangen eingegraben hat, und doch schaut es

den Missionar so bittend, so zutraulich an! Zu Hunderten zählen die Kinder, die ich während meines zwölfjährigen Aufenthaltes in China habe wegsehen müssen. Und da können die Tränen der Eltern, die Tränen der unschuldigen Kleinen das Herz des Missionars nicht bewegen: hart muß es sein. Ja, Freund, ich versichere es dir, das ist ein hartes Muß. Nimmt der Missionar die Kinder, welche ihm von den Eltern angeboten werden, an, so hat er dadurch Verpflichtungen für sie übernommen: er muß für ihre Nahrung, ihre Kleidung sorgen, er muß Elternstelle bei ihnen vertreten und das so lange, bis sie sich selbst helfen können. Um aber nun ein Kind nähren und kleiden zu können, dazu ist — Geld erforderlich.“

Was P. Pieper da aus China schreibt, das gilt auch für Afrika, für die Regier der Südsee, für die Indianerkinder in Amerika, wie für die armen, weißen Heidenkinder im Norden Europas. Ja, glücklich ist der, dem es gegeben, hier die helfende Hand zu reichen; er werde ihr Retter, helfe ihre Seelen dem Satan entreißen aus Liebe zum Jesukinde, das zu aller Heil zur Welt kam; er verhesse den Kleinsten der Kleinen zum Glüd der heiligen Taufe; zur Kindshaft Gottes, zur Erbschaft des Himmels eingedenk des Heilands Worte: „Wer eine Seele rettet, gewinnt die eigene“ und „was ihr dem Geringsten getan, das habt ihr mir getan.“

Deshalb bieten die „Stimmen“ auf zur Mithilfe und Unterstützung einer Heidenkinder-Lotterie. Jedes Los kostet 50 Pfg.; auf 20 Lose fällt ein Treffer, der Glüdliche, dem der Gewinn zufällt, empfängt nicht Gold noch Silber, sondern er wird die hohe Ehre haben, eine durch das heilige Taufwasser zum Kind Gottes gewordene, in Unschuld erglänzende Seele der hl. Dreifaltigkeit als sein Patentkind vorstellen und als sein Gewinnst aufopfern zu dürfen. Dieser Pate erhält ferner das Recht, dem Kinde, sei es groß oder klein, den Taufnamen zu geben, ihn zu bestimmen; sein Name soll in das Taufbuch eingetragen werden. Ist das Patentkind erwachsen, so wird es an dem Tage, da es in der Taufanschuld erkräftigt, ganz besonders für den Paten beten — ein Gebet, das da es aus reinem Herzen kommt, zum Himmel dringt. Und zeitweilen wird dieses Patentkind für seinen Taufpaten, der es den Armen des göttlichen Kinderfreundes zugeführt hat, beten; auch denn noch, wenn er bereits in die ewige Ruhe eingegangen ist. Er gilt als Vater und Mutter des Kleinen, das tagtäglich seine schuldlosen Händchen zum Throne Gottes emporstreckt und für jene betet, die ihm die Aufnahme ins Christentum ermöglichten.

Aber auch jene, auf deren Los kein Treffer fällt, gewinnen und gewinnen sehr viel: Himmels schätze, Gotteslohn; da sie mitgeholfen haben, daß ein gutes Werk zustande gekommen, haben sie von Gott das gleiche Verdienst.

Und nun, wer beteiligt sich an dieser Lotterie? Allen lieben Mitgliedern, Freunden und Gönnern des Vereins sei die Unterstützung derselben angelegentlich empfohlen. Je mehr Lose vorausgibt werden, desto mehr Kinderseelen können dem Heiland zugeführt werden. Kinder-Lose versendet die Redaktion der „Stimmen aus den Missionen“ in Dreis v. Salmrohr Mosel — ferner Fräulein Ottilie Feld in Aachen, Marienhilffstr. 22 und jede der verehrten Diözesan-Verbandsleiterinnen. Den lieben, eifrigen Förderinnen sei es recht ans Herz gelegt, mit Bienenfleiß die Kinderlose zu vertreiben aus Liebe zum göttlichen Kinde, dessen besondere Liebe sie sich durch das Werk der Seelenrettung sichern. Die Ziehung soll in der hl. Weihnachtsoktav erfolgen. In der Januar-Nummer der Stimmen wird die Ziehungsliste veröffentlicht. Die glüdlichen Gewinner wollen dann das gezogene Los mit dem Namen, den sie bei dem Heidenkinde geben wollen, alsbald an die Redaktion der Stimmen in Dreis bei Salmrohr Mosel, oder an Fräulein Ottilie Feld, Aachen, Marienhilffstr. 22 einsenden. In der Februar-Nummer der Stimmen werden die Namen veröffentlicht unter Bezeichnung der Mission, in der das betr. Patentkind sich befinden wird.

Auf also, liebe Vereinsmitglieder, Freunde und Gönner, denkt an den Opferstern unserer Missionare, die sich in den Heidenländern verbluten — als Schlachtopfer der Liebe, die sie hinausgetrieben in die weite Welt, Seelen zu retten. Für Gott und die Seelen arbeiten, kämpfen, leiden sie; für Gott und die Seelen sind viele von ihnen noch unlängst verblutet in der Blüte ihrer Jahre. An ihrem Opferstern soll sich der unsrige entzünden. Du, liebe Mutter, um Deiner Kinder willen, nimm 1, 2 oder mehr Kinder-Lose; Gottes Segen

wird dann doppelt mit Dir und Deinen Kindern sein. Und hat der liebe Gott Dir vielleicht Dein Kind genommen, oder hatte er Dir nie Mutterglück geschenkt, dann greife, wenn Du kannst, etwas tiefer in Deine Börse, nimm ein paar Lose mehr, und suche Dir so vor Gott ein Kind zu sichern, das Du zum Christkinds macht, und das Dich einst im Himmel als Mutter begrüßen wird. Oder hast Du ein Kind, das Dir Sorgen macht, da es nicht so auf rechten Wegen wandelt, denke: „Seele um Seele,“ und suche durch das eine oder andere Kinder-Los dem Herrn drüben im Heidenlande eine Seele zu gewinnen. Wahrlich, um dieser Seelen willen wird Dir dann auch die Seele Deines Sohnes, Deiner Tochter zurückgegeben.

Ihr aber, o Jungfrauen, und ihr unschuldigen Kinder, helfet fleißig mit, im fernen Heidenlande dem lieben Heilande Kinderseelen zuzuführen. Fordert Eure Väter, Eure Brüder auf, um des göttlichen Kindes willen ein Kinder-Los zu nehmen, — 50 Pfg. die sonst veriraucht, verbrannt, verspielt wurden, — bittet Eure Freundinnen, Freunde und Bekannte, das gute Werk durch Abnahme eines Loses zu unterstützen; seid fleißigen Wienern gleich, die überflüssig den Segen eines solchen Werkes tragen; greift selbst in Eure Ersparnisse, in die Sparbüchse und entnehmet ihr 50 Pfg. für ein Kinder-Los — für ein Brüdchen oder Schwesternchen in Afrika, China und der Südsee oder bei den Indianern in Amerika und den Stämmen im hohen Norden ein schwarzes, gelbes oder kupferrotes Kind, vielleicht noch kleiner als ihr, aber nett, brav und artig, und das später täglich für Euch beten wird.

Auf des halb zur Heidenkinder-Lotterie! Dr „Stimmen“ schließen mit den Worten des B. Pieper: „Es klopf der Herr nun an die Tür Deines Herzens; mach Ihm auf, laß Ihn eintreten, und was Er Dir sagt wird das tue. Es wird Dich niemals gereuen, zumal nicht beim stillen Schöne der Sterbeterge, wenn Dich alles verläßt, und Du alles verlassen mußt. Und wenn Du wirklich selbst außer Stande bist mit wenn auch noch so kleinen Geldmitteln, zu helfen, — dann bleiben wir auch noch Freunde, und als Freund bitten wir Dich um ein Ave, das Du beten mögest für die Missionare für die armen Heiden und — für alle Heiden, welche diese Heilen lesen werden. Der liebe Gott weiß schon, warum.“

Zukunftsbäume.

Von Dr. Arn. Moll.

Im Zeitalter des Fahrrades und des Automobils ist es selbstverständlich, daß das Gummi oder richtiger der Kautschuk immer mehr in Gebrauch kommt und stets höher im Preise steigt, denn ein gutes Fahrrad oder gar ein Automobil ist ohne Gummi nicht zu denken. Wohl hört man in der Großstadt zu seinem Entsetzen vereinzelt einen Automobilastwagen ohne Gummi über das Pflaster donnern, aber die Polizei greift schon ein gegen diesen weltlichen Unfug. Der Kautschuk stammt aus den Bäumen der Zukunft den Kautschukbäumen. Es kommen da hauptsächlich zwei Bäume in Betracht, der Kautschukfeigenbaum, *Ficus elastica* und der Kautschukbaum, *Siphonia elastica*. Beide Bäume gehören der tropischen Zone an; sie gebrauchen zu ihrem Gedeihen eine Temperatur von 25—32 Gr. R. Es ist sehr zu bedauern, daß es ohne diese tropische Hitze nicht geht, denn einen nützlicheren, mehr Gewinn bringenden Baum gibt es augenblicklich wohl kaum, und dabei wächst der Baum in seinem Vaterlande wild, bedarf keiner Pflege, gibt in jedem Jahr eine Menge Milchsaft her, der eingetrocknet heute pro Kilo mit 8—9 Mark bezahlt wird. Die teuren Preise der Gummiräder sind ja bekannt. Ein kleiner Gummiradmantel von mittlerer Größe kostet 50—60 Mark. Man sieht, wenn mal ein Radmantel beim Auto platzt, so ist das ein teures Vergnügen. Die Pflanzung dieser gewinnbringenden Bäume wird seit einiger Zeit auch von deutschen Kolonisten mit gutem Erfolg betrieben. Sie geschieht durch Einlegen von Samen oder durch Stecklinge. Sechs bis sieben Jahre dauert es freilich, bevor der junge Baum Nutzen bringt, dann aber ist er sehr lohnend, denn er kann jedes Jahr angezapft werden, wird bis sechzig Jahre und darüber alt und gibt mit jedem Jahr mehr Milchsaft. Dieses Anzapfen geschieht in folgender Weise. Den ersten Ring von Einschnitten macht man etwa zwei Meter über dem Boden, dann folgt 10—12 Zentimeter der zweite Ring und so weiter bis zum Boden. Unter jedem Ring bringt man einen Behälter an, in dem der ausfließende Saft sich sammelt. Der

so gewonnene Saft wird entweder auf hölzernen oder irdenen Formen getrocknet und zwar in der Sonne oder über Feuer. Der eingedickte Saft, der Kautschuk wird dann geräuchert. Manche trocknen den Saft auch in Gruben, die den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt sind. Auf die erste getrocknete Schicht gießt man so lange und so oft noch Milchsaft nach, bis die gewünschte Dicke vorhanden ist. Der Rohstoff wird in den tropischen Ländern selten noch weiter bearbeitet, das geschieht in den Fabriken der Kulturländer. In Frankreich und Deutschland spielen diese Gummifabriken schon eine bedeutende Rolle, die von Jahr zu Jahr größer wird. Bei dem heutigen hohen Preise des Rohmaterials hat man natürlich versucht, dasselbe künstlich auf chemischem Wege herzustellen. Das ist auch halbwegs gelungen, aber das Surrogat taugt nichts, wie alle Surrogate, man kann es nur als Zusatzmittel zum echten Kautschuk gebrauchen. Es verbilligt zwar den Kautschuk, verschlechtert ihn aber auch.

Der Kautschukfeigenbaum wächst hauptsächlich in Zentral- und Südamerika und in Afrika. Er gehört zu der Familie der Euphorbiaceen, den Brodfruchtbäumen, diesen für die Tropenbewohner so unendlich nützlichen Bäumen. Der Brodfruchtbäum, der die Größe einer ausgewachsenen deutschen Eiche erreicht und eine Frucht bringt, die bis zu 10 Kilo wiegt, ist ein Segen für die Tropenbewohner. Diese Brodfrucht wird von den Eingeborenen kurz vor der Reife abgepflückt, in Stücke geschnitten, diese in Blätter gewickelt und dann auf heißen Steinen geröstet. Dieses Produkt schmeckt ähnlich wie unser Weizenbrot und wird gern gegessen. Die Kerne werden mitgegeben, sie schmecken geröstet wie Kastanien. Von drei Brodbäumen kann ein Mensch acht Monate lang leben. Uns tägliche Brot brauchen sich die Tropenbewohner also nicht zu ängstigen.

Der Kautschuk- auch Federharzbaum wächst besonders in Australien, kommt aber auch in jeder Tropengegend vor und gehört zu den Euphorbiaceen, den Wolfsmilchgewächsen. Es ist sonderbar, daß der Saft des Stammes der beiden Kautschukbäume so übereinstimmend ist, während sie sonst so ungewöhnlich verschieden sind. Die Brodbäume sind den Menschen in allen Teilen der Frucht, den Blättern und den Wurzeln nützlich, sie bergen alle angenehm schmeckende und gut bekömmliche Säfte, während es bei den Euphorbiaceen gerade umgekehrt ist. Sie alle bergen giftige, mindestens aber scharfe Säfte, von denen keiner als Nahrung dienen kann. Die Frucht des mildestens dieser Bäume, des Wunderbaumes, auch Christuspalme genannt, gibt durch Auspressen das Ricinusöl, dieses so bekannte und viel gebrauchte milde Abführungsmittel, ohne welches ein Kinder- oder Frauenarzt gar nicht fertig werden könnte.

Der Same des Kroton-Baumes gibt das scharfe Krotonöl, welches auf die Haut gerieben, Blasen zieht wie das stärkste Spanischfliegenpflaster. Das Öl zählt zu den schwachen Giften und darf in den Apotheken ohne ärztliches Rezept nicht abgegeben werden. Zu den Euphorbiaceen gehört auch noch der bekante Manicellabaum, an dem alles geradezu giftig ist, die Rinde, die Blüten, die Wurzel und die Frucht. Diese hat das Aussehen und die Größe eines reizenden, kleinen Apfels. Diese Frucht ist ungewöhnlich giftig, so verlockend sie auch aussieht. Merkwürdigerweise ist sie für manche Tiere kein Gift. So können Krabben und Fische sie ohne Schaden verzehren, aber diese Tiere werden dann als Speise für den Menschen starkes Gift. Mit dem Saft dieses Baumes vergiften die Wilden ihre Pfeile. Selbst der Rauch des brennenden Holzes ist gefährlich, er verursacht schmerzhaftige Hals- und Augenentzündungen.

In neuester Zeit hat man auf Sumatra begonnen, den von Eingeborenen schon längst ausgerotteten Kautschukfeigenbaum von neuem zu pflanzen und ihm besondere Aufmerksamkeit und Pflege zu widmen. Schon seit Jahren hebt man in Fach- und anderen Zeitschriften die Bedeutung und den Nutzen einer kulturellen Pflanzung des Kautschukbaumes hervor, aber bis jetzt ohne Nutzen. Das ist sehr zu bedauern, im Interesse aller Radler und Automobilisten sowie aller Geschäftsleute, die nennenswerte Mengen von Gummi bezw. Kautschuk gebrauchen. Man hat ausgerechnet, daß bei nur mäßiger Anpflanzung des Kautschukbaumes in allen geeigneten Kolonien der Preis des Rohmaterials leicht und schnell von 9 Mark auf 3 Mark pro Kilo sinken würde. Es wird aber noch wohl sehr lange dauern bis wir soweit sind.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 44.

Düsseldorf, den 29. Oktober.

1905.

Inhalt: Evangelium zum zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. — Die häusliche Erziehung (S. Brief). — Gottes Wege. — allerlei. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Johannes IV, 46—53
„In jener Zeit lebte ein königlicher, dessen Sohn zu Kapernaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile, denn er war daran zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der königliche sprach zu ihm: Herr, komm hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Geh hin, dein Sohn lebt. Und der Mann glaubte dem Worte, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegneten ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da erforchte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern, um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaubte mit seinem ganzem Hause.“

Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht.

Die äußerste Not, der Jammer über den nahe bevorstehenden, nach menschlicher Berechnung unaufhaltbaren Tod seines Sohnes treibt, lieber Leser, jenen königlichen Beamten des heutigen Evangeliums zu Jesus hin. Der gebeugte Vater hofft bei Ihm, dem großen Wandertäter zu finden, was die Kunst der Ärzte nicht mehr zu geben vermag. Sehr schön sagt hierzu der hochsel. Bischof Martin von Baderborn: „Glückliche Todesgefahr des Sohnes, die das Mittel war, und dazu vielleicht das einzige und letzte, was es nach dem Ratschlusse Gottes hier überhaupt noch gab, um diesen Beamten und die Angehörigen seines Hauses von dem geistigen und ewigen Tode zu retten, — glückliche Leiden, welche die Ursache ewiger Freuden werden! Und wie unzählig groß ist nicht die Zahl der derjenigen, die nur auf demselben Wege wie dieser königliche Beamte zum religiösen Leben wieder erweckt worden sind, und die nun im Himmel ihrem Gott und Vater für nichts mehr danken, als für das, wenn auch noch so bittere, Heilmittel der einst über sie verhängten Leiden.“

Schon in dem Umstande, daß der Beamte unsern Herrn aufsucht, dürfen wir eine Regung des Glaubens an Seine höhere Macht erblicken. Er glaubt, daß sein Sohn nur durch ein Wunder zu retten sei, und daß Jesus die Macht und auch die Gerechtigkeit habe, ein solches Wunder zu wirken. Darum ist es uns zunächst auffallend, daß der Herr nicht sofort — wie auch sonst in ähnlichen Fällen — das Flehen des Beamten erhört; ja, Er entgegnet ihm mit den tadelnden Worten: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubt ihr nicht!“ Der Glaube des Beamten ist noch zu schwach und armselig;

denn der Bittende scheint offenbar anzunehmen, daß der Heiland nicht aus der Ferne heilen könne, und daß es höchste Zeit sei, zu dem Kranken hinzugehen, um ihn noch am Leben zu treffen. Kurz, der Beamte scheint den Herrn für einen hochbegnadigten Menschen gehalten zu haben, der wunderbare Heilungen auszuführen vermöge, — keineswegs aber erkannte er jetzt schon in Jesus die göttliche Kraft und Macht; sonst hätte er sich ja sagen müssen, daß die Hilfe Gottes niemals zu spät komme, und daß Gott nicht bloß einem dem Tode Nahen am Leben erhalten, sondern auch einem Toten das Leben zurückgeben könne. Und so wirkt der gütige Herr denn das Wunder der Heilung, damit der Beamte zum rechten Glauben an Ihn, als den Sohn Gottes, komme.

Bekanntlich hat Jesus sich oftmals auf Seine Wunderthaten, als auf einen überzeugenden Beweis für Seine göttliche Sendung, berufen; so z. B. wenn Er sagt: „Diese Werke (Wunder), die ich tue, geben Zeugnis von Mir, daß der Vater Mich gesandt hat. . . . Wenn ich nicht die (wunderbaren) Werke unter ihnen getan hätte, die kein Anderer getan hat, so hätten sie keine Sünde“ usw. Aber, fragt vielleicht hier der Leser, warum hatten bloß die Zeitgenossen Jesu vor neunzehnhundert Jahren das Vorrecht, diese leuchtenden Zeichen Seiner Gottheit zu sehen? Und warum sind wir Uebrigen auf den matten Schein der Evangelien-Berichte beschränkt? Warum stehen so viele Menschen zwischen Gott und uns?

Nun, lieber Leser, das ist sehr leicht zu begreifen und zu rechtfertigen. Der große hl. Augustinus soll hierzu wieder einmal das Wort haben: „Die Wunder (sagt er) können nicht fortwährend geschehen. Sie ergreifen uns nur dann, wenn sie auffallend sind; das sind sie aber nicht mehr, sobald sie gewöhnlich werden. Die Aufeinanderfolge von Tag und Nacht, die regelmäßige Wiederkehr der vier Jahreszeiten, die Entkleidung der Bäume im Herbst und die Erneuerung ihrer Blätter im Frühjahr, die wunderbare Kraft des ausgestreuten Samens, die Schönheit des Lichtes, die Mannigfaltigkeit der Farben, der Töne, des Wohlgeruchs, der Säfte, alles das würde für den, der es zum ersten Male sähe, fast betäubend und überwältigend sein. Wir aber geben kaum Acht darauf, nicht etwa, weil wir die Ursachen leicht erkennen — denn was könnte uns verborgener sein? — sondern weil wir uns daran gewöhnt haben. Darum war es sehr weise, daß Gott der Herr Wunder tat, die der erstaunten Menge Achtung einflößten und deren Sitten umwandelten.“

Diese Betrachtung des großen Kirchenlehrers in der sich lieber Leser, der einfache, gesunde Sinn bis zur höchsten Philosophie erhebt, ist offenbar überzeugend. Stets Wunder verlangen, würde heißen: außergewöhnliche Dinge für gewöhnlich fordern, — das wäre aber eine Ungereimtheit und darum eine Unmöglichkeit.

Gott der Herr muß uns allerdings Gründe geben, deren denn noch nicht genug, um für den Unglauben

ohne Entschuldigung zu sein? Das ist eben die Frage, an Seine Offenbarung zu glauben; Er ist uns entscheidende Zeichen Seiner Gottheit schuldig. Aber haben wir die uns beschäftigt. Warum sollte nicht Gott den Einen zahlreichere oder direktere Beweise geben, als den Andern, da diejenigen schon vollauf genug haben, denen Er die wenigsten gab? Er kann zu uns sagen, wie jener Hausvater zu den Arbeitern im Weinberge: „Freund, Ich tue dir kein Unrecht. Bist du nicht um einen Pehner mit mir übereingekommen? Nimm, was dein ist, und geh! Ich will aber diesen Letzten auch geben, wie dir. Oder ist es mir nicht erlaubt zu tun, was Ich will. Ist dein Auge darum schalkhaft, weil Ich gut bin?“

Auch sehen wir ja nicht, lieber Leser, schon das Ende aller Dinge und die letzten Bestimmungen des himmlischen Hausvaters am großen Gerichtstage, wo jedes Seiner Kinder das Empfangene zurückbringen und von den anvertrauten „Talenten“ Rechenschaft ablegen muß. Wie mag dann die treue und einfältige Seele, die jetzt Jesum unter dem Schleier des Sacramentes anbetet, sich trösten, daß sie Seine glorreiche Menschheit nicht gesehen hat! Wie teuer und wert müssen ihr die sanften Prüfungen ihrer Liebe und ihres Glaubens sein, wenn sie sich an jenes trostvolle Wort des Herrn erinnert: „Weil du Mich gesehen hast, Thomas, hast du geglaubt! Selig, die nicht sehen und doch glauben!“

Es ist übrigens eine große Täuschung, zu meinen, der Anblick der Wunderwerke Jesu würde diejenigen bekehrt haben, die heute den Beweisen widerstehen, welche die Kirche Jesu vorbringt. Säge ich ein Wunder, — heißt es oft — so würde ich mich bekehren! Ach, lieber Leser, ob diejenigen, die so sprechen, auch wohl wissen, was es heißt, sich bekehren?! Gaben denn alle Zeugen der Wundertaten Jesu sich einst bekehrt? Wie viele von ihnen sind nur noch schuldbarer geworden und haben einen Anspruch Pascals bewahrt: „Die Wunder dienen (vielen) nicht zur Bekehrung, sondern vielmehr zur Verdammung.“

S.

Die häusliche Erziehung.

3. Brief.

„Es ist besser, das Kind weint, denn der Vater.“

Ein sehr warmes und zugleich ernstes Wort, mit dem ich da meinen fünften Brief eröffnet habe! Die Bedeutung wird euch christliche Eltern, im Nachfolgenden klar werden. Das Kapitel, zu dem ich obigen Vorpruch gewählt, betrifft das Strafen der Kinder, eine erzieherische Einrichtung, bei welcher von so vielen Eltern die verhängnisvollsten Fehler gemacht werden. Es ist eine durch die Erfahrung satfam erwiesene Tatsache, daß die Strafe beim Erziehungsgeschäft nicht entbehrt werden kann. Wenn der liebe Gott selbst bei der Erziehung des Menschengeschlechtes die Strafe angewandt und noch tagtäglich anwendet, wie wollten sich dann die Eltern vermaßen zu behaupten, ohne dieses Erziehungsmittel — wie man zu sagen pflegt — fertig zu werden.

Viele Eltern werden nun meinen, hier sei einzig an die körperlichen Züchtigungen gedacht. Doch weit gefehlt! Es gibt noch andere Strafmittel, die freilich viele Familienväter und -mütter nicht kennen oder nicht zu kennen scheinen. Doch hiervon später. Vorerst wollen wir uns einmal ansehen, wie es in so vielen Häusern gemacht wird, wenn die Kinder irgend eine Strafe verdient haben. Man verlegt sich aufs Schimpfen und Kluchen, Donnern und Wetzern, Schelten und Drohen, und das ewige Klagen und Jammern solcher Eltern über ihre ungehörigsten Sprößlinge will gar kein Ende nehmen. Natürlich! Die Kinder sind an die Ohrreue so gewöhnt, daß sie sich gar nichts mehr daraus machen, weil sie eben das selbe Raisonieren, Wetzern und Samentieren als etwas so Selbstverständliches ansehen, wie Essen und Trinken und tatsächlich sind auch viele Eltern so sehr vom Jankeufel befallen, daß sie sich nicht wohl fühlen, wenn sie keine Gelogenheit zum Ranken und Schimpfen und dergl. haben. Wenn doch solche Väter und Mütter einsehen wollten, daß sie auf diese Weise ihren Zweck nie und nimmer erreichen. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß gerade diejenigen Eltern, die jene Strafmethoden befolgen, die ungedorntesten und ungezogensten Kinder haben. O, Ihr törichten Eltern, wann endlich werdet ihr einmal

zur Erkenntnis der Fruchtlosigkeit eures fortwährenden Schimpfens und Scheltens kommen? Spart doch die vielen Worten und schreit ein wenig zu Handlungen, zu Taten. Aber nur nicht sofort zur Rute greifen oder zu dem in zahlreichen Häusern so beliebten „Knuffen“ und „Puffen“, Stoßen und Schlagen an den Kopf (Ohrreue) seine Zuflucht nehmen! Das verrät nicht bloß eine rohe Gesinnung des Strafinden, sondern ist auch in gesundheitlicher Beziehung wie auch in Hinsicht des Zweckes, den ihr Eltern erreichen wollt, sehr bedenklich. In den Familien, wo nur der Stock regiert, wo man nur körperliche Strafe anwendet, sieht es — glaubt es mir — mit der Kindererziehung sehr traurig aus. Die Kinder werden nicht gebessert, sondern erbittert, roh und gefühllos, und ihr Eltern selbst verdirbt euch die Liebe eurer Kinder.

Körperliche Strafen sollen nur bei größeren Vergehen und dann eintreten, wenn die gelinderen Zuchtmittel nicht mehr ausreichen. Zu letzteren gehören der Tadel, Fastenlassen, Einsperren (doch nicht bei von Natur furchtsamen Kindern!), Ausschluß von einem Vergnügen. Schon mancher Trocklopf ist von seinem Eigensinn ein für allemal kuriert worden, weil die Mutter es mit hungrigem Magen ins Bett geschickt hat, und manches freisüchtige zänkische Mädchen hat sich in Zukunft mit seinen Geschwistern vertragen, weil es einmal von einem gemeinschaftlichen Vergnügen, an dem es so gerne teilgenommen hätte, ausgeschlossen worden.

Was nun die körperlichen Züchtigungen anlangt, so überwindet, christliche Eltern, das Gefühl des Mitleids, das sich etwa in euch regt. „Re lieber das Kind, um so schärfer die Rute,“ und der hl. Geist saß im alten Bunde: „Entziehe dem Knaben die Züchtigung nicht: schlägst du ihn mit der Rute, so wird er nicht davon sterben, und du wirst seine Seele von der Hölle retten.“ Strafe aber nicht mit Leidenschaft! Wie ihr euch vor dem Strafen im Zorn hüten sollt, so laßt aber auch keine Kälte und Gleichgültigkeit dabei an den Tag; das Kind muß fühlen, daß du, Vater oder Mutter, erregt bist über das Geschehene, und daß du nur ungern zum Stecke gegriffen. Dann und nur dann kannst du dir einen heilsamen Erfolg von der Strafe versprechen. Und im weiteren erteile ich euch, christliche Eltern die Mahnung: „Strafe nicht deshalb so streng, weil ihr gerade nicht bei guter Laune seid.“ Viel Eltern lassen zu anderer Zeit dem Kinde, wie man zu sagen pflegt, alles oder doch vieles durchgehen; ist ihnen aber, wie es im Volksmund heißt, irgend etwas Unangenehmes in die Quere gekommen, dann, ja dann wehe dir, armes Kind! Glaubst ihr etwa, ihr Eltern, die es angeht, das Kind fühle das Unrecht nicht, das in einem solchen Gebahren liegt! Strafe auch das Kind nicht in Gegenwart anderer, wenn es nicht öffentlich gefehlt hat. Wozu auch den Knaben einer öffentlichen Beschämung aussetzen? Es wird damit nichts anderes erreicht, als daß das Kind euch für ungerecht hält, erbittert gegen euch wird und — was nicht zu vergessen ist — das Ehrgefühl verliert.

Liebe und Strenge, das sind die beiden Erzieherigenschaften, die jede Strafe durchfühlen lassen muß. Also keine affenmäßige Liebe, die davor zurückbebt, dem Kinde auch nur den geringsten Schmerz zu bereiten. Was lehrt die Erfahrung über die Folgen einer solchen Erziehung? Ich brauche es wohl nicht zu sagen. Es wird genügen, wenn ich an obiges Motto erinnere: „Besser das Kind weint, denn der Vater.“

Gottes Wege.

Eine wahre Begebenheit, erzählt von S. A.

„Gott hat der Wege viele
Zu eines jeden Ziele.“

sagt ein altes, deutsches Sprichwort, und wie wahr dieses ist, wird den Lesern dieses Blattes folgende Erzählung zeigen, die ich aus dem Munde einer jungen Klosterfrau vor ungefähr 15 Jahren vernommen habe.

Es war am Vorabende des Festes Maria-Himmelfahrt; wir befanden uns im Erholungszimmer eines Erziehungs-Institutes. Da nun die Kirchenglocken das Fest so feierlich ankündigten und die Vögel in den Bäumen des Klostergartens der hl. Jungfrau zu Ehren doppelt so schön zu singen schienen, litt es auch uns nicht länger in unserem sonst so trauten Bohnzimmer und wir hielten die aufstichtführende Schwester, ob sie nicht mit uns in den Garten gehen wollte. Unserem Wunsche wurde gerne gewillfahrt und in wenigen Augenblicken war die ganze Schar ausgeflogen.

Während die kleineren Böglinge sich in der großen schattigen Allee tummelten, scharten wir Aelteren uns um Schwester Aloisia, eine ebenso fromme, als liebenswürdige Klosterfrau. Unsere Unterhaltung war munter und ungezwungen; wir erzählten der jungen Schwester unsere kleinen Erlebnisse und

sie schenkte ihnen ihre ganze Aufmerksamkeit. Mit einem Male platzte eine kleine Schelmin damit heraus: „Schwester, ich glaube gar, daß A. noch mit der Zeit ein Nonnchen wird!“
Ich muß gestehen, daß es mich ein wenig unangenehm berührte, meinen stillen Herzenswunsch so ohne Weiteres ans Tageslicht gezogen zu sehen. Schwester Moysia erwiderte ganz ruhig:

„O ja, liebe Kinder, das Nonnchenwerden ist oft nicht so leicht; der Weg zum Kloster kann oft mit scharfen Dornen bestreut sein!“

Diese Worte ließen mich aufhorchen.

„Der Weg zum Kloster kann oft mit scharfen Dornen bestreut sein!“

War dieses Schwester Moysias eigene Erfahrung? War es denn möglich, daß dieses anmutige, gewinnende Wesen, welches so ganz dazu geschaffen schien, von allen auf den Händen getragen zu werden, auch seine Leiden haben konnte, und war vielleicht das Lächeln, welches stets auf ihren Lippen schwebte, nur ein Dornmantel, womit sie anderen verbarg, was sie schon gelitten und möglicherweise noch litt?

Ich konnte mich der Frage: „Schwester war denn auch Ihr Weg mit Dornen bestreut?“ nicht erwehren.

„Ja, liebes Kind, mit vielen und spitzen Dornen,“ gab die jugendliche Klosterfrau zurück, und ich bemerkte, wie sie einen Augenblick mit Thränen kämpfte. Sie erschien ganz verändert; das freundliche Lächeln hatte einem tiefen Ernste Platz gemacht; sie stand in unserer Mitte nicht mehr als jenes anmutige Geschöpf, sondern als das ernste Weib, dessen Größe im Ertragen, und dessen Stärke im Gebete ruht. Einen Augenblick war es Totenstille, sie fuhr fort: „Sonst pflegen wir nicht von unseren Erlebnissen zu erzählen; mit unserem Eintritt in den Orden wird ein Lebensabschnitt abgeschlossen, der kaum mehr berührt wird; wenn ich Euch aber meine Geschichte erzähle, so geschieht es nur, um Euch, liebe Kinder, aufzufordern, mir für eine teure Seele beten zu helfen.“

Ich habe nicht die große Gnade gehabt katholisch geboren zu werden, wie Ihr. Mein Vater ist Protestant in A., hingegen ist meine liebe Mutter, die ich aber leider kaum gekannt habe, katholisch gewesen. In den letzten Tagen ihrer Krankheit wollte sie mich stets um sich haben; da lehrte sie mich das Ave Maria beten und ich mußte ihr versprechen, dieses schöne Gebet täglich zu verrichten. Eben dieses sollte für mich der Beginn einer großen Gnaden- aber auch Leidensfeier sein. Mein Vater machte strenge darüber, daß jeder katholische Einfluß von mir ferngehalten wurde. Wohl brannte ich vor Verlangen, die Religion meiner Mutter näher kennen zu lernen, aber ein gewisses Etwas hielt mich davon zurück, meinen Vater darnach zu fragen.

Als ich im Alter von 16 Jahren eine höhere protestantische Lehranstalt absolvierte, schickte mich mein guter Vater zur weiteren Ausbildung in das katholische Pensionat nach S. Er bat sich aus, daß ich von den Religionsstunden frei sein sollte; am Gottesdienste sollte ich mich ebenfalls nicht beteiligen. Trotz besten Willens war ich doch von Vorurteilen gegen die katholischen Ordensleute erfüllt; in den Erzählungen, welche ich gelesen, waren dieselben als düstere, unzugängliche religiöse Fanatiker geschildert, welche ihre Vollkommenheit im Versagen vieler mündlicher Gebete und in allen möglichen Missethungen ihres Körpers suchten. Das freundliche und tatkraftvolle Benehmen meiner Erzieherin hat mich bald eines Besseren belehrt.

Bald erwachte in mir der Wunsch, den katholischen Gottesdiensten beizuwohnen, doch fanden meine diesbezügliche Bitten anfangs nur taube Ohren. Die Oberin, eine kluge und vorsichtige Frau, bestand darauf, daß ich mich dem Wunsche meines Vaters fügen sollte. Da meine wiederholten Bitten nicht fruchteten wollten, erklärte ich kurz und gut: „Die Kirche ist ein Gotteshaus und folgedessen jedem, auch mir, der Nichtkatholikin, offen.“

Dieses half! Am nächsten Morgen begab ich mich mit den übrigen Jöglingen dort hin. O wie wohlthuend wirkte auf mich die traute Stille des Kapells, die tiefe Andacht der frommen Ordensschwwestern und meiner Mitschülerinnen! In dem feierlichen Momente der heiligen Wandlung wurde ich, von tiefer Rührung ergriffen; ich fühlte, daß Gott zugegen war. Auch ich senk auf die Knie nieder und flehte um Erkenntnis der Wahrheit, falls ich mich im Wahne befände. Als ich die Kapelle verließ, war ich im Geiste ein Mitglied der einen wahren Kirche.

Meine inständigen Bitten um Unterricht in den Religionswissenschaften wurden während mehrerer Monate standhaft beantwortet. Man mußte ja voraussehen, auf welche Hindernisse ich seitens meines Vaters stoßen würde, und man glaubte mich nicht stark genug, um dieselben zu überwinden. Doch endlich

trug mein wiederholtes Drängen den Sieg davon. Wer war glücklicher als ich! Eine neue Welt öffnete sich vor meinen Augen. O welche Tiefe an Weisheit liegt nicht in den Lehren der katholischen Kirche enthalten! Wie groß war erst mein Glück, als ich am hl. Ostersfeste in aller Frühe die hl. Taufe empfing und nach reumütig verrichteter Beichte mich zum ersten Male dem Tische des Herrn nahte! Da war es auch, daß ich die süße Einladung vernahm: „Folge mir nach auf dem Wege Nösterlicher Selbstverleugnung, und ich willigste gerne ein.“

Nur all zu schnell vergangen die wenigen Wochen bis zum Abschlusse des Semesters. Ich schrieb meinem Vater und bat ihn, ob er es gestatten wolle, daß ich noch ein Jahr in S. bliebe. Aber dieser Brief weckte Mißtrauen in ihm und nach wenigen Tagen fand er sich unermüdet ein, um mich abzuholen.

Es fiel mir recht schwer, das traute Asyl zu verlassen; dort hatte ich ja das kostbare Kleinod, den hl. Glauben, gefunden, aber es hieß sich tapfer halten. Dem Rate unseres hochwürdigen Rectors zu Folge sollte ich meinem Vater nicht direkt mit meinem Uebertritte zur katholischen Kirche bekannt machen, sondern einen günstigen Augenblick abwarten.

Anfangs ging auch alles gut, aber bald fielen ihm meine frühen Ausgänge auf; eines Morgens folgte er mir stille nach und fand keinen Verdacht bestätigt. An der Kirchthüre holte er mich ein und ergriff mich am Arme.

„Bis hierhin und nicht weiter!“ rief er außer sich vor Zorn. „Haben die Nonnen doch einen Katholiken aus Dir zu machen gewußt?“

„Nein, lieber Vater, nicht die Nonnen, sondern die Fürbitte meines lieben Mütterchens, glaube ich,“ lautete meine Antwort.

Dieses wirkte ein wenig besänftigend, aber als wir nach Hause kamen, wurde ich in eine dunkle Kammer gesperrt, und dort sollte ich bleiben, bis ich mich eines Besseren bedacht hätte. Ich bekam nur die notwendigste Nahrung, ein Strohsack diente zu meiner Lagerstätte; doch kam mir dieses gar nicht so unerträglich vor; bis jetzt hat sich mir ja Gelegenheit, dem lieben Gott meine Dankbarkeit für die Gnade des Glaubens beweisen zu können. Schwerer lastete auf mir der Gedanke, meinem lieben Vater Kummer verursacht zu haben; ich opferte meine Entbehrungen für ihn auf und flehte inständig um die Gnade der Erleuchtung. Aber diese sollte noch auf sich warten lassen; das Einzige, was ich verlangte, war Milderung seines Sinnes.

Nach Wochenlanger Hast ließ er mich zu sich kommen und versuchte, durch Bitten und Versprechungen auf mich einzuwirken; mit aller Ehrfurcht, aber doch entschieden erklärte ich ihm, ich sei bereit, alles zu leiden, aber von meinem Glauben lassen, konnte ich nicht.

„In eine katholische Kirche wirst Du Deinen Fuß nicht mehr setzen, da bin ich Dir gut für!“ war sein kurzer Bescheid.

Der Kummer, welcher an meinem Herzen nagte, blieb nicht ohne Wirkung auf meinen Körper; ich begann zu kränkeln. Alle ärztlichen Mittel blieben ohne Erfolg. Eines Tages sagte der Arzt zu meinem Vater, mein leidender Zustand müsse einem stillen Kummer zugeschrieben sein, und wenn dieser nicht bald beseitigt würde, so könne er nur bald den Totengräber bestellen.

Mein Vater wußte nur all zu gut, welcher Natur dieser innere Gram war, aber jetzt war auch die Fiktion von seinem Herzen geschmolzen. „Kind,“ sagte er in seiner früheren zärtlichen Weise, „geh nur zur Kirche so oft Du willst, aber werde mir bald wieder gesund!“

In überströmender Dankbarkeit fiel ich ihm um den Hals; jetzt hatte ich doch meinen lieben Vater wieder. Ach, wie gerne hätte ich ihm gesagt, daß mein Herzenswunsch nur halb erfüllt sei. Wie gerne hätte ich ihn mit meinen Hoffnungen für die Zukunft bekannt gemacht, aber ich fühlte, daß es hier hieß: „Harren und beten,“ und ich wollte nichts übereilen.

So kam mein 21. Geburtstag; mein lieber Vater übertrug sich selbst an Liebenswürdigkeit und kostbaren Geschenken. Er gestattete mir sogar, meine Pensionsfreundsinnen zu einer kleinen Gesellschaft einzuladen.

Am Abende ging ich in sein Arbeitszimmer, um ihm für den schönen Tag zu danken, und seine Antwort sollte mir Gelegenheit bieten, ihn mit meinem Entschlusse betreffs der Zukunft bekannt zu machen.

„Kind, wenn ich Dich nur glücklich sehe, so habe ich alles genua!“ war seine Erwiderung auf meine Dankesworte.

„Lieber Vater, zu meinem vollen Glücke fehlt nur Eines, und Du kannst es mir so leicht gewähren,“ sagte ich flehend.

„Was ist es, mein Kind? Sprich nur!“

Mein Herz schlug heftig, meine Stimme wollte mir fast ver-

sagen; endlich brachte ich heraus: „O lieber Vater, ich wollte so gerne dem lieben Gott ganz allein dienen in stiller Abgeschiedenheit!“

„Also Nonne werden?“ brauste mein Vater auf.

„Weg aus meinen Augen, Du undankbares Kind, das meine Güte mit Schmach vergilt!“

„Meine Tochter Nonne werden? und ich soll dieses bewilligen können! Nein! Niemals!“

Ich kannte meinen Vater zu gut, um noch einen Versuch zu wagen; für mich hieß es jetzt handeln ohne Trost und ohne Stütze, ohne den Segen des geliebten Vaters, also entsagen und ertragen, hoffen gegen alle Hoffnung. Mein Entschluß stand fest und jetzt wollte ich dessen Ausführung auch nicht länger unnützlich verschieben. Gott rief mich, das war gewiß; mein Gewissen und mein geistiger Führer sagten es mir. Wenn sich aber nun mein mir so teurer Vater widersetzte, so durfte ich hier nicht auf Fleisch und Blut hören, Gottes Ruf mußte ich folgen. Aber wohin mich wenden? Nach S. durfte ich nicht reisen, denn dort würde mein Vater mich sofort gefunden haben. Ich schrieb nach R. Die dortige Oberin ist meine Musiklehrerin in S. gewesen, folgedessen durfte ich hoffen, daß sie mich in meiner Verlassenheit nicht im Stich lassen würde.

Eines Tages kam eine arme, zerlumpte Frau und bat mich um ein Almosen; da kam mir der Gedanke, daß ihre Lumpen nur zur Flucht dienlich sein könnten. Ich nahm ihr diese ab und ersetzte sie mit besserer Kleidung.

Am Feste der hl. Theresia führte ich durch ihr Beispiel ermuntert, mein Vorhaben aus. In der Kleidung der Bettlerin verließ ich des Nachts meinen lieben Vater, um dem Rufe Gottes zu folgen. Ich bat ihn schriftlich um Verzeihung für den Schmerz, den meine Flucht ihm verursachen würde; ich versicherte ihm, daß nur die Ueberzeugung „Gott fordere dieses von mir“ mich zu diesem Schritte bewegen hätte; ich bat um seinen Segen.

Die Oberin in R. nahm mich sehr kühl auf; daß dieses geschah, um meinen Beruf zu prüfen, daran dachte ich nicht. Gott wollte, daß ich mein Opfer ganz bringen sollte ohne menschlichen Trost. Es wurde mir gesagt, daß man mich nur in den Cisten aufnehmen wollte, u. in ich mich dazu verpflichten sollte, zwei Jahre unter den Waisenkindern zuzukommen und ganz die Lebensweise derselben zu teilen.

Ich sagte unverhohlen, daß ich mich schon so lange nach dem Glücke des klösterlichen Lebens gesehnt hätte, und daß ebendeshalb diese Bedingung für mich eine schwere Probe sei, aber ich sei bereit zu jedem Opfer, wenn es mir nur zum Ziele verhelfen könnte.

Die ungewohnte Arbeit wurde mir anfangs recht hart, aber man gewöhnt sich schon an Alles, und bald ging es ganz gut.

So kam der Vorabend des hl. Weihnachtsfestes; nach dem Abendliche ließ Mutter Dominica mich zu sich rufen, und wie groß war mein Erstaunen, als ich beim Eintritt ins Sprechzimmer Rosenkranz und Krucifix, so wie es von unseren Kandidatinnen getragen wird, auf dem Tische erblickte.

„So mein Kind, das liebe Jesuskind sendet Ihnen eine Extrabescherung! Jetzt haben Sie sich lange genug nach Ihrem Glücke gesehnt! Meine frühere Kälte werden Sie jetzt entschuldigen; ich mußte nämlich Ihren Beruf prüfen, bevor ich Ihnen den ersten Schritt gestatte!“ Das waren die Worte, womit Schwester Dominica mich empfing. Ich fand keine Worte, um meinen Dank auszusprechen, aber die gute Mutter verstand meine stumme Sprache.

Darauf wurde ich in die Clausur geführt und von meinen neuen Mitschwestern aufs herzlichste begrüßt. Wie ein schöner Traum verging die Zeit meines Postulates, da sich der Tag meiner Einleitung näherte, entschloß ich mich endlich, meinem armen Vater zu schreiben. Ich schilderte ihm mein Glück; ich bat nochmals um Verzeihung und um seinen väterlichen Segen. Mein Brief wurde mir uneröffnet zurückgeschickt. Vor meiner Profession schrieb ich noch ein Mal; zwar wurde mein Brief dieses Mal nicht zurückgeschickt, blieb aber unbeantwortet.

So sehe ich, daß fortan meine Aufgabe im Beten und stillen Ertragen meines Kummers liegt, aber ich hege das feste Vertrauen, daß meine Opfer nicht vergeblich gebracht sind. Ob ich den Erfolg noch erleben werde, das sei Gott überlassen.

Erleben sollte sie ihn nicht die gute Schwester, ihr Opfer sollte voll und ganz gebracht werden, aber die Frucht sollte sie erst dort Oben schauen.

Sieben Jahre waren seit jenem Abende verstrichen; es war

wieder am Vorabend von Maria-Himmelfahrt. In einer fernem Mission ließe ich zu den Füßen unserer lebenswürdigen Mutter und erbat mir ihren Segen; am folgenden Tage sollte ich aus den Händen des Missionsbischofes das hl. Ordenskleid empfangen.

Unsere gute würdige Mutter sagte zu mir: „Der liebe Gott hat Ihnen eine schöne Ueberraschung geschickt, aber haben Sie Geduld bis Morgen!“

Des folgenden Tages nach der Zeremonie überreichte unsere Mutter mir einen Brief aus R., worin mir eine der dortigen Schwestern mitteilte, daß man in R. vor einiger Zeit den guten Engel verloren hätte. Im Pensionata sei nämlich der Typhus ausgebrochen und Schwester Aloisia habe sich durch ihre Aufopferung bei den Kranken ein schleichendes Fieber zugezogen, dem sie auch bald erlegen sei. Ihr Vater sei an ihr Sterbebett gerufen worden und habe sich von dem Frieden und dem Glücke, womit ihr Tod begleitet gewesen ist, so ergriffen gefühlt, daß er sich in der katholischen Religion unterrichten ließ. Vergangenen Sonntag habe er in der Klosterkirche sein katholisches Glaubensbekenntnis abgelegt und bereite sich nun mit rührender Andacht auf seine erste hl. Kommunion vor.

„Gott, liebe R.“, schloß die gute Schwester, „diese Nachricht ist eine schöne Festtagsgabe, die der liebe Gott Dir zu Deiner Einleitung sendet; Du hast ja so viel um diese Gnade gebetet.“

Ja gewiß, eine schöne Festtagsgabe war es, die mir für meine Lebensbahn in der Mission die kostbare Ueberzeugung gab, daß „die schönsten Früchte am Opferholze reifen.“

Allerlei.

— Die Frauen in der Trambahn. Die „Tägliche Rundschau“ schreibt: Einen eigenartigen Versuch hat die New-York „Evening World“ unternommen. Das Blatt entsandte eine junge Dame mit dem Auftrage, in der Zeit von 1/5 bis 1/7 Uhr abends, wo der größte Andrang herrscht, die über die Brooklyn-Brücke führenden Bänke zu benutzen und abzuwarten, ob ihr ein mitfahrender Herr einen Sitzplatz anbieten würde. Diesem Herrn sollte sie dann einen Scheck über zehn Dollars überreichen. Die „Evening World“ war zu diesem Versuch durch die Tatsache veranlaßt worden, daß Damen bei dem großen Andrang, der zu diesen Bänken herrscht, mit einer Rücksichtslosigkeit behandelt werden, die in der Welt ihres gleichen sucht. Fräul. Katharine King, die zu diesem Versuch ausgewählt worden war, mußte acht Fahrten über die Brücke machen, ehe sie einen Mann fand, an den sie die 10 Dollars los werden konnte. Sie war bereits fast völlig erschöpft, als endlich in einem Wagen, in dem 32 Frauen und Mädchen standen, ein junger Schneidergeselle ihr, die dem Umsinken nahe war, seinen Sitz anbot! Als er darauf von ihr den Scheck über 10 Dollars erhielt, glaubte er zuerst, sie wolle sich einen Scherz mit ihm machen. Zu dieser Mitteilung bemerkt das Berliner Blatt: „Der Versuch verdient eine Fortsetzung. Die „Evening World“ oder wer sonst für solche Zwecke Geld übrig hat, sollte einen jungen Mann ausfinden, der jeder Dame, die stehen muß, ohne große Redensarten seinen Sitzplatz anbietet; er soll feststellen, wie viele von etwa 100 Frauen oder Mädchen dafür „Danke“ sagen oder ihm auch nur einen dankenden Blick gönnen. Er wird neben vielen, die wirklich erfreut tun, daß sie sich setzen können, eine ganze Anzahl finden, die sich, ohne eine Miene zu verziehen, glatt hinsetzen. Auch Abweichungen wie „Ich will stehen“, wobei das „will“ noch nachdrücklich betont wird, kann man hören. Keine Wirkung ohne Ursache: Wer derartige Erfahrungen öfter gemacht hat, dessen Bereitwilligkeit im Platzmachen läßt natürlich bald nach.“ — Wahrscheinlich angeregt durch diese Mitteilung schreibt jetzt ein erfindungsreicher Berliner Berichterstatter unter der Ueberschrift: „Erziehung zur Höflichkeit.“ In der Straßenbahn und in den Bänken der Hochbahn begegnet man häufig einem älteren Herrn mit einer Dame. Jüngeren Personen, die bei Platzmangel aufstehen und dem Paare ihre Plätze anbieten, hat der Herr mehrfach ein Kuvert überreicht, in dem sich ein Fünfmarschein befand, sowie folgender Dank: „Verbindlichst dankend für Ihre Freundlichkeit, bitte ich, die Einlage annehmen zu wollen und nicht den Armen zu überweisen. Sie opferten mir Ihre Bequemlichkeit, und ich gebe von meinem Ueberflus.“

Druck und Verlag: Düsseldorf'scher Tagblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt. Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'scher Volksblatt.

Verantwortlicher Redakteur: H. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 45.

Düsseldorf, den 5. November.

1905.

Inhalt: Evangelium zum einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Nachklänge zum Allerheiligenteste. — Die häusliche Erziehung (6. und 7. Brief). — Der neue Euhetis-matheismus in Italien. — Darwinismus und Zweckmäßigkeit in der Natur. — Vücherverbreitung durch Verlosung. — Allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XVIII, 23—35. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der mit seinen Knechten Rechenhaft halten wollte. Als er zu rechnen anfing, brachte man ihm Einen, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Da er aber nichts hatte, wovon er bezahlen konnte, befahl sein Herr, ihn und sein Weib und seine Kinder und Alles, was er hatte, zu verkaufen und zu bezahlen. Da fiel der Knecht vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen. Und es erbarmte sich der Herr über diesen Knecht, ließ ihn los, und schenkte ihm die Schuld. Als aber dieser Knecht hinausgegangen war, fand er einen seiner Mitknechte, der ihm hundert Denare schuldig war: und er packte ihn, würgte ihn und sprach: Bezahle, was du schuldig bist! Da fiel ihm sein Mitknecht zu Füßen, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging hin, und ließ ihn in's Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Da nun seine Mitknechte sahen, was geschehen war, wurden sie sehr betrübt: und sie gingen hin, und erzählten ihrem Herrn Alles, was sich zugetragen hatte. Da rief ihn sein Herr zu sich, und sprach zu ihm: Du böser Knecht! die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast: solltest denn nicht auch du deines Mitknechtes dich erbarmen? Und sein Herr ward zornig und übergab ihn den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde. So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein Jeder seinem Bruder von Herzen verzeiht.“

Nachklänge zum Allerheiligenteste.

Du weißt jedenfalls, lieber Leser, daß nicht nur Jene als Heilige anzusehen sind, deren Namen im Kalender stehen, und nicht nur Jene, die von der Kirche heilig-gesprochen sind, — nein, viele Tausende, viele Millionen sind hinüber gegangen, die ein Leben, still und zurückgezogen, geführt haben in niederem Stande, im abgelegenen Dörflein, in ärmlicher Klosterzelle: aber ein Leben im Dienste des Herrn, ein Leben reich an jeglicher Tugend! Ihre Lebensumstände sind nur ihnen selbst bekannt geworden und ihrem Gott, der allein wußte von ihrem innigen Gebet, von ihrer großen Geduld und Ergebung, womit sie Leiden aller Art ertragen haben, so daß Er ihnen, bei dem Scheiden aus dieser Welt den ewigen Lohn zuteilen konnte, den Er den Seinigen verheißt. So feiert denn die Kirche Gottes am Allerheiligenteste das Gedächtnis Aller, die selig gestorben und vom Herrn aufgenommen sind in die Wohnungen ewiger Ruhe und unendlicher Seligkeit.

Die Heiligen, lieber Leser, waren aber Menschen gerade wie wir, mit denselben Armseligkeiten und Schwächen der

menschlichen Natur behaftet, hatten mit denselben, ja vielfach mit größeren Versuchungen zu kämpfen, als wir, und ihre weitans größere Mehrzahl verbrachte ihr irdisches Leben auch in denselben bescheidenen Verhältnissen wie wir, — und doch haben so viele von ihnen in wahrhaft heroischer Weise die Tugend und Vollkommenheit geübt, so daß unsere Bewunderung voll auf berechtigt ist.

Ach, wie viele Christen gibt es nicht, die an das andere Leben kaum einmal denken! Die Sorgen des Tages, der Rausch der Vergnügungen — alles das gibt dem uns angeborenen Drange nach Glück, der durch kein irdisches Gut entfernt befriedigt werden kann, eine ganz verkehrte Richtung. Zu sehr bemüht und allzu eifrig besorgt, das gegenwärtige Leben zu genießen, vergißt man den verhängnisvollen Abschluß und dessen ewige Folgen. Denn das ist ja keine Frage: wir haben nur zu wählen zwischen der schrecklichen ewigen Strafe, mit der Gott den Sünder bedroht, und der königlichen ewigen Belohnung, die Er Seinen Gerechten verheißt hat.

An dieser Stelle, lieber Leser, haben wir noch nie unsere Betrachtung auf die himmlische Seligkeit der Auserwählten gelenkt; es ist ein schwieriges Thema offenbar, und keine Feder ist im Stande, ein entsprechendes Bild von den Gütern zu entwerfen, die der allgütige Gott in unendlicher Fülle für uns bestimmt hat. Allein ich denke, daß wir es mit dem großen hl. Augustinus halten sollen, der gesagt hat: „Wir vermögen zwar nicht darüber zu reden, — wir dürfen aber auch nicht davon schweigen.“

Hier auf Erden gibt es für uns nur wenige Augenblicke, die nicht durch irgend ein Leiden, durch irgend eine Beschwerde oder Unannehmlichkeit vergiftet wären. Weder der Arbeiter und der Handwerker in ihren bescheidenen Verhältnissen, noch der Fürst auf seinem glänzenden Throne, — Niemand auf Erden ist davon frei. Ich schlage die heilige Schrift auf und finde sehr bald einen sprechenden Beleg für das Gesagte. Ja, wenn Einer uns den rechten Begriff von den Gütern dieses irdischen Lebens zu geben vermag, so war es der König Salomo: „Ich hatte (sagt er,) den Entschluß gefaßt, alle Freuden und Vergnügungen, alle Güter dieses Lebens zu genießen!“ (Sprüchw. 14.) Und was tat er zu diesem Zwecke? Er ließ sich einen Palast bauen, der an Pracht nur dem herrlichen Tempel nachstand; auf dem Libanon-Gebirge ließ er Lusthäuser aufzuführen, in denen man alles Seltene und anmutige der Welt vereint sah; prächtige Gärten, kühle Quellen, dunkle Haine übertrafen durch Kunst die Natur; und der elfenbeinerne Thron in seinem Prunksaale und der Wagen, auf dem er auszufahren pflegte, waren so kostbar, daß selbst die hl. Schrift (im 3. Buche der Könige) eine besondere Beschreibung

davon gibt. Seine Kleidung nennt Christus Selbst prachtvoll. Unermesslich aber waren seine Schätze von Gold und Silber; ja, die Pracht seiner Umgebung erfüllte selbst die Königin von Saba mit Staunen und Bewunderung. Und alles das genoss er, lieber Leser, im tiefsten Frieden, ohne Feind, oder Furcht, die ihm Sorgen bereitet hätten, — und was sagt nun dieser weiseste, mächtigste, von Allen beneidete König? „Ich sah und fand (sagt er), daß Alles Eitelkeit ist und Geistesplage, und daß nichts von Dauer ist unter der Sonne!“

Ich schlage die Weltgeschichte auf und stoße auf Kaiser Karl V., jenen gefeierten, mächtigen, siegreichen Herrscher, in dessen Reich „die Sonne nicht unterging“. Was mag denn, lieber Leser, seine Lebensgeschichte uns lehren? Als er im Jahre 1558 nach ungefähr 40-jähriger Herrschaft Szepter und Krone niederlegte, um sich in die Einsamkeit eines spanischen Klosters für die noch übrige Lebenszeit zurückzuziehen, gestand er unter Tränen vor dem versammelten Senat von Brüssel: „Während der ganzen Zeit, seit ich die Krone auf mein Haupt setzte, habe ich nicht eine Viertelstunde wahrer, reiner Freude gehabt; immer war die Freude mit Sorgen und Bedrängnissen gemischt!“ — Ja, lieber Leser, die Erde ist ein Tränental, und zwar nicht nur für den „kleinen Mann“, sondern auch für die „Beherrscher der Erde“. Wie wird uns darum sein, wenn wir einst ausruhen dürfen von den Mühen und Plagen dieses irdischen Lebens im seligen Jenseits, wo man Trübsal, Traurigkeit, Schmerz und Tod nicht einmal dem Namen nach kennt: „Gott wird abwischen — sagt die Schrift — jegliche Träne von ihren Augen, und es wird kein Tod mehr sein, und nicht Trauer noch Klagen noch Schmerz.“ (Offenb. 21.)

Hören wir hierzu wieder einmal den hl. Augustinus: Wenn es auf dieser Erde (sagt er) eine Gegend gäbe, die ein so gesundes Klima, überhaupt so glückliche Verhältnisse hätte, daß ihre Bewohner tausend Jahre lebten, und zwar gesund, ohne irgend eine Beschwerde, frei von jedem Uebel, — wer aus uns würde die Bewohner dieser Gegend nicht für höchst glücklich halten? Wer würde sie nicht beneiden um ihr Los? Und wer aus uns würde nicht gern Alles verlassen: Eltern, Verwandte, Freunde, Vaterland, — kurz, Alles, um nur dort zu wohnen, um nur dort zu leben? Würden nicht Fürsten und Könige ihre Krone niederlegen und ihre Reiche verlassen? Würden sie nicht tausend glückliche Lebensjahre höher schätzen, als alle Erdengröße, die ihnen jetzt nur für eine kurze Spanne Zeit zugeteilt ist? Und würden sie nicht bereitwillig sich den größten Anstrengungen unterziehen, um jenes glückliche Land zu erreichen?

Nun denn — sage ich hier mit demselben hl. Augustinus — wenn wir die Befreiung von Schmerz und Tod nur tausend Jahre lang für ein ganz unvergleichliches Gut halten: was für ein Gut wird dann erst die Befreiung von allem und jedem Uebel sein für tausendmal tausend Jahre — nein, in alle Ewigkeit! Und da wollten wir nicht freudigst alle Mühen und Beschwerden auf uns nehmen, um dieses unvergleichliche Gut, das der Herr in Seiner unendlichen Liebe und Barmherzigkeit den Seinigen verheißt, uns zu sichern? Da wollten wir nicht gern nach dem Befehle des Herrn unser Leben einrichten, — kurz, wir wollten freiwillig auf den Himmel verzichten?

S.

Die häusliche Erziehung.

6. Brief.

„Ein häßlicher Schandfleck am Menschen ist die Lüge“ und „Lügenhafte Lippen sind dem Herrn ein Greuel.“

Mit diesen Worten hat der hl. Geist, der in der hl. Schrift durch den Mund weiser und heiliger Männer zu den Menschen redet, auf das Häßliche und Verabscheuungswürdige der Lüge hingewiesen. Wahrlich Grund genug, die Unwahr-

heit zu fliehen und ihre Belämpfung bei denen, auf die wir Einfluß haben, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln und mit Aufbietung unserer ganzen Kraft zu versuchen. Darum sei mein sechster Brief der Erziehung des Kindes zur Wahrheitsliebe und Wahrhaftigkeit gewidmet.

Es ist keine Frage, daß unter den Fehlern, die der Jugend besonders eigen zu sein pflegen, die Lüge eine der ersten Stellen einnimmt. Das werdet ihr, christliche Eltern, gewiß schon sehr oft erfahren haben. Wie ist nun gegen diese abscheuliche Gewohnheit anzukämpfen? Wie überall auf dem Gebiete der häuslichen Erziehung, so ist auch hier das gute Beispiel der Eltern von großer Bedeutung. Aber leider ist es bei vielen Eltern in diesem Punkte recht traurig bestellt. Ich will euch hier, christliche Eltern, zum Beweise für die Wichtigkeit einige Beispiele aus dem täglichen Leben aufzählen: Frau F. hat Besuch zu erwarten, doch ist ihr dieser nicht angenehm. Da muß die kleine Anna auf Geheiß der sich verstockt haltenden Mutter der Dame bei ihrer Ankunft sagen: „Mama ist nicht zu Hause.“ — Der Bauer A. könnte gerade heute seinen 12-jährigen Peter bei der Arbeit brauchen; leider aber muß der Junge zur Schule. Doch es findet sich ein Ausweg: Das Schwesterchen wird zum Herrn Lehrer geschickt, damit es den Bruder krank melde. — Frau B. fährt mit ihrem 13-jährigen Söhnchen auf der Eisenbahn und löst für ihren kleinen Begleiter ein Kinderbillet. Dem Beamten gibt sie auf Befragen an, der Junge werde im nächsten Monat 12 Jahre alt, wiewohl er im verfloßenen Monate bereits 13 Jahre alt geworden. Der Junge hört, daß die Mutter lügt; aber — es ist Geld gestraft worden. — Der nahezu 6-jährige Karl hat mit Hilfe des Vaters einen Buchstaben auf der Tafel fertig gebracht. Ein Freund des Vaters kommt herein und es wird ihm das Geschriebene mit den Worten gezeigt: „Sehen Sie doch einmal, was der Junge schon schon schreiben kann. Ist das nicht herrlich?“ Der Freund verwundert sich sehr über die saubere und korrekte Leistung. „Das hast Du doch alles selbst gemacht, nicht wahr?“ sagt der Vater zum Söhnchen. „Ja,“ gibt dieses zur Antwort, wiewohl nahezu das gerade Gegenteil wahr ist. —

Das sind, christliche Eltern, einige Beispiele unter tausenden, durch die Kinder von ihren eigenen Eltern zum Lügen angeleitet werden. Und betrachte, christlicher Vater, christliche Mutter, folgenden Fall: Der 6-jährige Oskar hat genascht. Der Vater weiß es bestimmt, fragt aber trotzdem den Jungen: „Hast Du Zucker im Schrank geholt?“ und der kleine Sünder, eingeschüchtert durch den strengen Blick des Vaters, antwortet: „Nein!“ Wäre es in diesem Falle nicht besser gewesen, der Vater hätte von vornherein dem Kinde zu erkennen gegeben, daß er von dem Geschehenen wisse? Kann man dem Kinde den Weg zur Lüge durch kluges, besonnenes Verhalten abschneiden, so soll man es nicht unterlassen. Dann möchte ich euch, christliche Eltern, eindringlich daran mahnen, nicht jede Lüge mit gleichem Maßstabe zu beurteilen. Es kommt nämlich sehr viel darauf an, aus welchem Grunde das Kind gelogen hat. War etwa Hebereugung, oder Furcht vor Strafe die Ursache, so wäre es völlig verfehlt, man gleich unbarbarisch auf den kleinen Lügner loszuschlagen. Man mache ihn vielmehr auf das Häßliche der Lüge in den Augen Gottes aufmerksam, entziehe ihm auch wohl zeitweilig das Vertrauen, damit er die Wahrheit des Spruches an sich erfahre: „Einem Lügner glaubt man nicht, wenn er auch die Wahrheit spricht.“

Anders liegt freilich die Sache, wenn das Kind hartnäckig auf der Lüge beharrt, mit Ueberlegung lügt, oder gar Lügen erfindet, um beispielsweise einem Gezielen eine Bestrafung zu erwirken. Hier liegt wirkliche Bosheit des Herzens vor, hier liegt klar zu Tage, daß das Kind bis zu einem gewissen Grade schon verdorben ist. Darum greife man in solchen Fällen mit der „Schärfe des Schwertes“ ein. „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es.“ Im weiteren merkt euch: „Misshandelt dem Kinde nicht, so lange ihr keine sicheren Beweise seiner lügenhaften Bestimmung in Händen habt; traut ihm aber auch nicht zu viel. Beides ist sehr bedenklich und hat schon häufig schlimme Folgen gezeitigt. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß eine gute religiöse Erziehung das beste Gegenmittel gegen Lüge und Hebereugung — denn auch der Heuchler ist ein Lügner — ist. Auch will ich hier nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß auch das Nichthalten von Versprechungen wie die Nichtausführung von ausgesprochenen Drohungen eine Unwahrheit in sich schließt. Mögen das alle Eltern bedenken!

Christliche Eltern! Suchet mit allem Eifer, mit Klugheit und Besonnenheit das Gefühl der Wahrheitsliebe in euren Kindern zu wecken und zu erhalten. Seid selber wahr in euren Worten und Handlungen, in eurem ganzen Leben und duldet nie eine Lüge bei euren Kleinen, mag sie auch äußerlich ein recht unschuldiges Gesicht zeigen. Bedenket, daß jede Lüge ein Faustschlag ist in das allerheiligste Angesicht des wahrhaften Gottes, daß die Unwahrheit die Erziehung sehr

erschwert — das Herz des unschuldigen Kindes liegt gleich einem offenen Buche vor euch und der Zugang zu demselben ist sehr erleichtert — erwägt auch, daß ohne Aufrichtigkeit ein gesellschaftlicher Verkehr unter den Menschen nicht denkbar ist. Fraget euch selbst: Was müßte geschehen, wenn die Menschen im gegenseitigen Verkehr nur mit Lüge und Verstellung operieren würden? Nicht wahr, das gäbe recht traurige Zustände. Möchten vorstehende Rahnungen in allen christlichen Häusern auf recht fruchtbaren Boden fallen!

7. Brief.

„Nur der mäßige Mensch ist ein glücklicher Mensch, weil er vieles entbehren kann, was andere für notwendig halten.“

Zwei Uebel sind es besonders, welche unsere Zeit charakterisieren: Verfall der Religiosität und immer mehr und mehr zunehmende Genuß- und Vergnügungssucht. Schon auf den ersten Blick läßt sich erkennen, daß diese Erscheinungen in innigstem Zusammenhange stehen. Denn je weniger sich der Mensch in seinem Tun und Lassen von den Grundsätzen der Religion leiten läßt, um so mehr wird er seinen Leidenschaften, den Begierden seiner vererbten menschlichen Natur folgen; hat er gar den Glauben an ein Jenseits über Bord geworfen, so wird er nach nichts anderem sehnlücher trachten, als sich das irdische Dasein so angenehm und behaglich wie nur möglich zu gestalten. „Macht euch das Leben hübsch und schön, kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehen!“ lautet ja ein bekannter gottloser „Grundsatz“.

Es ist darum selbstverständlich, daß die häusliche Erziehung es als eine höchst wichtige Aufgabe erachten muß, im Kinde schon von frühesten Jugend an den Geist der Einfachheit und Mäßigkeit zu pflegen, damit es auf diese Weise in den Stand gesetzt werde, in späteren Jahren den Lockungen des Vergnügungswesels um so wirksamer widerstehen zu können. Aber wie sehr wird leider in dieser Hinsicht von vielen christlichen Eltern gefehlt! Wie viele von törichtem und verderblicher Affenliebe erfüllte schwache Mütter gibt es, die ihre Kinder verhätscheln und verzärteln in Speise und Trank, in Kleidung und Lebensweise. Da muß die 6jährige Elfe von allem, was auf die Tafel kommt, das erste und beste haben; da wird dem Kinde immerfort zugeredet zu essen, bis es seinen kleinen Magen sozusagen vollgestopft hat. Wie leicht könnte ja das süße Kindchen zu wenig bekommen und dadurch an der Gesundheit Schaden leiden! Auch an Raschwerk und Ledererei ist kein Mangel, Mütterchen besorgt's schon. So wird das Kind an Genüsse gewöhnt, die es bisher nicht gekannt hat. Die Kost, welche das Kind erhält, soll einfach und nahrhaft sein; wer sein Kind mit Lederem füttert, es an üppigen Mahlzeiten teilnehmen läßt (wie dies in den vornehmen Häusern vielfach zu geschehen pflegt), der zieht in ihm die Genußsucht groß. Wie wird in solchen Familien der Sinn für ernste Arbeit, für Geist und Körper erquickende Tätigkeit gepflegt? „O du lieber Himmel!“ ruft wohl die entriestete Dame des Hauses aus, „arbeiten soll mein Kind? Nein, dafür ist es zu fein und zu zart, es könnte sich ja auch die hübschen Kleidchen verderben. Zum Arbeiten sind andere Leute da; wir sind so situiert, daß sich unsere Kinder in ihrem späteren Leben nicht angustrenen brauchen.“

Da ist Nachbar K. doch anderer und besserer Ansicht. Sein Grundsatz lautet: Meine Kinder sollen am Tage entweder arbeiten oder spielen, beides in vernünftiger Abwechslung, und was die Kost anlangt, so erhalten sie zu bestimmten Stunden einfache, aber kräftige Nahrung; zu anderer Zeit wird in der Regel nichts verabreicht, damit sie mit einem recht hungrigen Magen an den Tisch treten.

Am weiteren möchte ich euch christliche Eltern darauf aufmerksam machen, daß es sehr verkehrt und bedenklich ist, Kinder mitzunehmen in Restaurationen, Vergnügungssalons, Theater, auf Wälle usw. Den Grund werdet ihr leicht einsehen. Geht auch euren Kleinen kein zu weiches Lager, schickt sie abends früh zu Bett und laßt sie morgens früh aufstehen. Duldet keine Langschläfer unter ihnen und laßt sie so weit als möglich sich selbst bedienen. Macht es nicht wie in dem vornehmen Bischen Hause dort drüben, wo dem 6jährigen Hugo jeden Morgen um 10 Uhr ein Täschchen mit Schokolade und Milch und ein frischer Semmel ans Bettchen gebracht wird, worauf sich das verwöhnte Pfisterkuchenjöhndchen aus den schwellenden Kissen erhebt. Mit dem Wunsche, vorstehende Rahnungen möchten in allen christlichen Häusern befolgt werden, schließe ich diesen Brief.

* Der neue Einheits-Katechismus in Italien

der zunächst in der Kirchenprovinz Rom eingeführt wird, ist für die ganze katholische Welt sehr interessant. Im wesentlichen ist es zwar, wie das päpstliche Schreiben an den Kardinalvikar von Rom erklärt, ein Katechismus, der von den Bischöfen Piemonts, Liguriens, der Lombardei, Emilien und Toskanas bereits eingeführt wurde, aber auch nur im wesentlichen; denn es sind viele Aenderungen gemacht worden. Die zahlreichen Bilder von dort sind alle weggelassen. Druck und Papier der vatikanischen Druckerei sind unvergleichlich besser; auch der formellen Verbesserungen sind sehr viele.

Der Katechismus hat eine dreifache Ausgabe: „Anfangsgründe“, deren Inhalt für die Kinder zunächst bestimmt, die noch nicht lesen können; Catechismo breve (kleiner Katechismus) für die weiteren Jahre bis zur ersten heiligen Kommunion; Catechismo maggiore (großerer Katechismus) mit Kirchenjahr und Kirchengeschichte, welcher der biblischen Geschichte vorausgeht. Dieser eigentliche Katechismus ist, so wird der „Ausg. Postiga“ geschrieben, in mehrfacher Beziehung von großem Interesse; die täglichen Gebete sind ganz kurz und sehr leicht gefaßt. Das Morgengebet z. B. hat nur 4 Zeilen, wozu noch das „Vater unser“, das „Ave Maria“ der „Glaube an Gott“, „Glaube, Hoffnung und Liebe“, „Salve Regina“ und „Engel Gottes . . .“ zu beten sind. Das Abendgebet hat nur 4 Zeilen und ist zudem bis auf ganz wenige Worte gleichlautend mit dem Morgengebet. Zum Abendgebet sind noch zu beten: Vater unser, Ave Maria, Ehre sei dem Vater, Heus und Leid, Jesus, Maria, Joseph, Euch schenke ich mein Herz und meine Seele usw.

Recht interessant sind S. 282 die „Andachtsübungen“, die der Christ jeden Tag machen soll. Da heißt z. B. eine Frage: „Welche fromme Übungen soll der Christ jeden Tag vollbringen?“ Der Christ soll womöglich jeden Tag 1) der heiligen Messe mit Andacht beiwohnen, 2) eine, wenn auch ganz kurze Besuchung des Allerheiligsten machen, 3) den dritten Teil des heiligen Rosenkranzes rezitieren.“

Diese Tat Pius' X. wird ohne Zweifel von Einfluß auf die ganze katholische Welt sein. Es steht zu erwarten, daß nach dem Vorbild Italiens in nicht zu ferner Zeit alle Länder derselben Sprache ihren Einheitskatechismus bekommen, wenn auch natürlich unter Wahrung der begründeten Eigentümlichkeiten der betreffenden Völker. Eine deutsche Uebersetzung des Katechismus Pius' X. wäre offenbar allgemeyn für uns zum leichteren Gebrauche von Interesse, wenn auch sicherlich niemand behaupten kann, daß eine solche wörtliche Uebersetzung schon der gewünschte deutsche Einheitskatechismus wäre. Denn ein Einheitskatechismus für die ganze katholische Welt wird nicht gelingen, aber Einheitskatechismen für die einzelnen Sprachländer sind ein Ideal.

gm. Darwinismus und Zweckmässigkeit in der Natur.

Das hat dem Darwinismus seiner Zeit eine so große Gefolgshaft gewonnen, daß er mit der kühnen Behauptung auftrat, die Zweckmässigkeit (Teleologie) in der Natur, welche wie mit Riesensingern auf einen Gottschöpfer hinstoßt, ohne Gott erklären zu können.

Ja diese Teleologie, welche, wo sie nur einmal eingestanden wird, das Denken des Menschen mit unentrinnbarer Folgerichtigkeit vor den Thron Gottes hinführt! Wie unbequem ist sie und doch bleibt nichts anderes übrig, als entweder sie anerkennen oder den Zufall zum Weltenschöpfer machen und damit auf eine vernünftige Weltklärung überhaupt verzichten. Kein anderer als Du Bois-Reymond, der Verteidiger des Materialismus selbst hat dies anerkannt, als er in seiner Rede „Darwin versus Galvani“ das schwerwiegende Wort aussprach: „Wer nicht schlechthin alles Geschehene in die Hand des episturischen Zufalls legt, wer der Teleologie auch nur den kleinsten Finger reicht, langt folgerichtig bei der natürlichen Teleologie an, um so unvermeidlicher, je klarer und schärfer er denkt und je unabhängiger er urteilt.“

Vor diesem Ende sollte Darwins Theorie der natürlichen Zuchtwahl bewahren. Daher der Jubel! Aber der Jubel war verfrüht, sehr verfrüht. Und daß er verfrüht war, daß aller und jeder Grund des Jubelirens für die Gegner der Teleolo-

gie in reines Nichts aufgelöst wurde, das war das Endergebnis eben derselben Forschungen, welche den Bed gehabt hatten, die darwinistische allmächtige Selektionstheorie in der Natur aufzuzeigen, aber statt dessen eine solche unendliche Fülle von Tatsachen, welche für die Teleologie ein unanfechtbares Zeugnis ablegten, zutage förderten, daß ein weiteres Bognen eben einfach unwissenschaftlich wurde!

Selten hat es wohl eine bitterere Satyre in der Geschichte der Wissenschaften gegeben! Noch zwar hatte Du Bois-Reymond die darwinistische Zuchtwahlhypothese als „eine eben über Wasser haltende Planke“ bezeichnet; noch hatte er in seiner Rede über die sieben Welträtsel geglaubt, diese Auffassung verteidigen zu können mit den Worten: „Daß ich die Selektionstheorie einer Planke verglich, an der ein Schiffbrüchiger Rettung sucht, erweckte im jenseitigen Lager solche Genugthuung, daß man vor Vergnügen beim Weitererzählen aus der Planke einen Strohhalm machte. Zwischen Planke und Strohhalm aber ist ein großer Unterschied. Der auf einen Strohhalm angewiesene versinkt, eine ordentliche Planke rettet schon manches Menschenleben“ (Reden und Aufsätze I, S. 352).

Aber all' die schönen Worte haben nicht verhindern können, daß die Planke sich eben doch nicht als tragfähig erwies, sondern mit allen, die an sie sich geklammert, in die Tiefe sank. Denn was man einst als allmächtig gepriesen hatte, um die Spinnr der Teleologie in den Abgrund zu stürzen, die darwinistische Selektionstheorie, ist selbst von der Wissenschaft in den Abgrund gestürzt worden, aus dem es eine Rettung nicht mehr gibt.

Von Tag zu Tag mehrt sich die Zahl jener Naturforscher, welche dem Darwinismus den Scheidebrief schreiben. Treffend zeichnet die Situation für das Gebiet der Botanik Hofrat Dr. Wiesner, Professor für Pflanzenphysiologie an der Universität Wien, in seinem auf dem internationalen Kongreß für Kunst und Wissenschaft zu St. Louis am 22. September 1904 gehaltenen Vortrag über „die Entwicklung der Pflanzenphysiologie unter dem Einfluß anderer Wissenschaften“, wo es mit Bezug auf Schleidens, des berühmten Botanikers, Verteidigung des Darwinismus heißt:

„Seine Bekämpfung der Teleologie ging stets von einer einseitigen Schulphilosophie aus, aber seine Argumente gewannen in der von ihm vorgebrachten streitbaren Art den meisten Botanikern seiner Zeit gegenüber . . . eine wahre Gestalt. Es wurden durch ihn die meisten Botaniker seiner Zeit eingeschüchtert, daß sich kaum jemand traute, von Zwecken der Organe, von zweckmäßigen Einrichtungen im Organismus und dergleichen zu sprechen, was eine wahre Verödung der Morphologie zur Folge hatte, da der Zusammenhang mit der Physiologie geradezu verbinde wurde. Aber auch hier hat Schleiden durch seinen Hyperkritizismus weit über das Ziel hinausgeschossen. Denn gerade die große wissenschaftliche Bedeutung, welche Darwin durch die Neubelebung der Deszendenzlehre hervorrief, hat notwendigerweise die Teleologie wieder in ihre Rechte eingesetzt. Und diese durch einen ungeheuren Tatsachenschatz neubelobte Teleologie half wesentlich mit bei dem großartigen Aufstieg der biologischen Wissenschaften.“ — „Was in der teleologischen Auffassung an Transzendentelem und Transzendentelem liegt, überlassen wir den Spezialforschern auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie . . . Im Geiste unserer beschreibenden Methode lassen wir uns nicht abhalten von den Zweckmäßigkeiten der Organisationen, von Zwecken und Zielen im ganzen Bereiche des Lebenden dort zu sprechen, wo sie sich uns darbieten, wie etwa bei verständnisvoller Betrachtung einer Maschine. Dabei verzichten wir auf wirkliches Erklären, auf die Vokstellung letzter Ursachen des Seins und Geschehens“ (mitgeteilt in der von M. von Wettstein redig. österr. botan. Zeitschrift Nr. 4, April 1905, S. 143—144).

Wie haben die Zeiten sich doch geändert! Wer ebendort gewagt, an der Wahrheit des Darwinismus zu zweifeln, der ward von dessen Verehrern in Acht und Bann getan und Hädel diagnostizierte alsbald auf Alterschwäche und Nachlaß der Geisteskräfte und heute müssen dieselben Leute mit samt ihrer marxistisch-revolutionären Hypothesenfabrikation dienen als Illustration zu dem Wortes des Mephistopheles:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft . . .“

* Bücherverbreitung durch Verlosung.

Der Verein für Massenverbreitung guter Volksliteratur in Berlin, an dessen Spitze die Herren Freiherr v. Gramm, braunschweigischer Bundesratsgesandter, und Dr. Georg Reiche, Bürgermeister von Berlin, stehen, beabsichtigt eine

große Bücherverlosung. Dieser Verein will nach dem ausgegebenen Plane den schlechten Kolportageroman durch den guten Kolportageroman verdrängen. Die Geldmittel, welche dazu erforderlich sind, will der Verein durch eine große Bücherverlosung aufbringen und will, da es sich mittelbar und unmittelbar um die Verbreitung guter Bücher handelt, den Vertrieb der Lüge ausschließlich den Buchhandel gegen Gewährung eines entsprechenden Rabatts bewirken. Es sollen in drei aufeinander folgenden Jahren je 500 000 Lose zu 1 Mark ausgegeben werden. Die sämtlichen deutschen Bundesstaaten haben bereits diese Verlosung genehmigt.

Es werden alle Gewinne nur aus Büchern bestehen. Das große Los in jeder Ziehung wird aus Büchern im Werte von 3000 Mark bestehen, die der Gewinner sich ganz nach freier Wahl zusammenstellen kann. Die nächste Gruppe der Gewinne werden Hausbibliotheken sein im Werte von über 200 Mark und zwar eine Klassiker, die andere Bücher allgemeiner-wissenschaftlicher Art enthaltend; eine dritte, aber kleinere Hausbibliothek guter neuerer Belletristik kommt hinzu. Dann folgen Prachtbibeln, even elische sowohl wie katholische; ihnen schließen sich Atlanten, Welt- und Literaturgeschichten im Werte von 10 M., 20 M. und anderen Abteilungen bis herunter zu kleineren Büchern an. Veramschte Bücher sind ausgeschlossen, es werden nur gute Bücher geboten.

Es besteht insbesondere die Erwartung, daß z. B. Großindustrielle Lose tausenweise anzukaufen wünschen, um ihre Angestellten damit zu beschenken.

Die erste Ziehung soll im Frühjahr 1906 stattfinden. Die Aushändigung der Gewinne wird durch die betreffenden Buchhandlungen geschehen, wobei der Gewinner die Postkosten zu tragen hat. Prospekte über das Unternehmen stellt der Verein in jeder Anzahl zur Verfügung, wie er auch für ausgiebigstes Bekanntwerden durch die Presse sorgen wird.

In großen Zügen ist folgende rechnerische Veranlagung aufgestellt: Gesamteinnahme in drei Jahren 1 500 000 M., davon für Gewinne 600 000 M., Stempelabgabe 250 000 M., Unkosten 50 000 M., Rabatt für den Buchhandel 300 000 M., Ueberschuß für den Verein 300 000 M.

Somit steht Deutschland vor einem gewaltigen Bücherregen. Wir wollen hoffen, daß der Verein in der Auswahl der Bücher alle Schriften ablehnt, welche einen religiös verlegenden Inhalt aufweisen oder gar unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete à la Haecce dem traffen Unglauben hulldigen. Ueber den beschrittenen Weg, so gute Bücher in die Häuser zu bringen, ließe sich vieles einwenden. Zunächst entfallen auf eine Einnahme von 1 500 000 M. nur 600 000 M. auf Gewinne, 600 000 M. werden durch die Unkosten verbraucht, sodann möchte, was am meisten auffällt, der Verein die Hälfte des Betrages für die ausgelegten Gewinne, die hübsche Summe von 300 000 M. für sich einheimfen. Ob das noch gemeinnützig ist?

Allerlei.

— Die rauhe Winterzeit naht. Der Mensch kann sich durch Kleidung, durch Zuflucht in wärmere Lokale hiergegen schützen. Ganz anders dagegen die Zugtiere, diese trennen, nützlichen, allen Lannern des Menschen widerstandslos unterworfenen Tiere! Jedem Wetter sollen sie trocken können, wie wenn sie aus Eisen und Stahl, anstatt aus Fleisch und Blut beständen! Weil sie es nicht mit Worten klagen können, wenn Frost, die nasse Kälte, der eifige Wind sie durchschuert, so meinen gedankenlose Menschen, daß das nicht zu berücksichtigen sei. Darum sieht man so oft solche stumme Dulder eine halbe bis mehrere Stunden ungeschützt am Fuhrwerk stehen, indes der ohnehin warm bekleidete Fuhrmann sich in Wirtschaften gütelt. Mit einem bißchen mehr Liebe wäre den Tieren leicht zu tun. Es genügt ja, nur folgendes zu beachten: Die Tiere darf ungebührlich lange im Freien stillstehen zu lassen; während eines solchen Aufenthaltes ihnen eine große, warme Decke überzuwerfen. Den ermüdeten Zughunden zum Niederlegen das Geschirr zu lockern und eine trockene Matte zu unterbreiten, ihnen auch bei Kälte eine trockene Decke überzuwerfen. Allen Zugtieren aber nach getaner Arbeit einen gut geschützten Stall mit frischer trockener Streu sowie genügendes, gutes, nicht verdorbenes Futter zu bieten.

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt.

Verantwortlicher Redakteur: S. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 46.

Düsseldorf, den 12. November.

1905.

Inhalt: Evangelium zum zweiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Nachklänge zum Allerheiligensfeste II. — Die häusliche Erziehung (8. Brief). — Fürsorge für die Taubstummen. — Die Statistik im Dienste gegen den Alkohol. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum zweiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXII, 15—21.
„In jener Zeit gingen die Pharisäer hin und hielten Rat, wie sie Jesus in einer Rede fangen könnten. Und sie schickten ihre Schüler mit den Herodianern zu ihm und sagten: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und den Weg Gottes nach der Wahrheit lehrest, und dich um Niemanden bekümmerst; denn du siehst nicht auf die Person der Menschen, sage uns nun, was meinst wohl du: Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht? Da aber Jesus ihre Schalkheit kannte, sprach er: Ihr Heuchler, was verjaget ihr mich? Zeiget mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Denar hin. Da sprach Jesus zu ihnen: Wessen ist dieses Bild und Ueberschrift? Sie antworteten ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

Nachklänge zum Allerheiligensfeste.

- II.

Unsere Erzdiözese Köln begeht heute, lieber Leser, die Gedächtnisfeier der Einweihung aller ihrer Kirchen und Kapellen. Durchgehends weisen unsere Tempelbauten die Kreuzesform auf: ein stetes Erinnerungszeichen an unsere Erldung durch das Kreuz, an die Versöhnung zwischen Himmel und Erde. Auch die zu den Wolken des Himmels anstrebenden Türme bezwecken zunächst nicht etwa, dem fremden Wanderer als Wegweiser zu dienen, oder dem Schalle der zum Gottesdienste rufenden Glocken eine möglichst ausgedehnte Tragweite zu sichern, — sondern sie wollen auf unsere wahre Heimat hinweisen und immer wieder daran erinnern.

Wie der herrliche Hymnus zur Vesper des heutigen Festes („Coelostis urbs Jerusalem“) gleich im Eingange andeutet, soll jedes Gotteshaus ein, wenn auch schwaches Abbild jenes „himmlischen Jerusalem“ sein, von dessen Seligkeit, lieber Leser, wir uns bereits in unserer letzten Betrachtung unterhalten haben.

Ohne etwas zu leiden, — sagten wir — ohne etwas zu bedürfen, genießt dort oben die Seele jene Ruhe und jenen Frieden, den auf Erden bisher Niemand gefunden hat, und den hier nie Einer finden wird: Tränen, Schmerzen, Angst, Unruhe, Beschwerden, Widerwärtigkeiten — alles das ist von jenem Orte des Friedens verbannt. Wenn wir dort Einlaß finden, so wird das Andenken an all das Ungemach des irdischen Lebens uns in ähnlicher Weise beglücken, wie Jemanden, der aus einem Schiffbruche Rettung gefunden oder eine schmerzliche Krankheit glücklich überstanden hat. Und diese Glückseligkeit ist unzerstörbar; es ist die ewige Ruhe, die wir den leidenden Seelen am Reinigungsorte täglich mit unserer hl. Kirche erleben.

Wenn aber schon der Ausschluß eines jeden Nebels den Himmel so wünschenswert macht, daß es keine Beschwerde geben kann, die man nicht freudig ver-

achten sollte, um dorthin zu gelangen, — so haben wir, lieber Leser, von den eigentlichen Gütern der himmlischen Herrlichkeit bisher nicht einmal geredet! Denken wir uns mit dem hl. Johannes eine „Stadt“, in der man nichts sieht, als Gold und kostbares Gestein; wo man also in Ueberfluß findet, was die Welt wegen seiner Seltenheit und Kostbarkeit hochschätzt. Häufen wir in Gedanken einmal alle Reichtümer, alle möglichen Freuden und Ergötzlichkeiten auf, und wir werden auch nicht entfernt eine richtige Vorstellung haben von dem, was das himmlische Jerusalem seinen glückseligen Bewohnern bietet.

Dort ruht auf den Flügeln der Cherubim und Seraphim der Thron des Allerhöchsten. Tausende von Engeln umgeben Ihn in Ehrfurcht und Anbetung; Millionen von Heiligen beugen ihre Kniee und preisen mit himmlischem Gesange Seine Barmherzigkeit und Güte. Und welchen Glanz strahlt das leuchtende Antlitz des Allmächtigen aus! Da strömen aus über die Seligen alle Gaben Seiner Gnade und Barmherzigkeit, wie sie eben nur Gott spenden kann: unser verweslicher Leib wird (bereinst) unverweslich, wird unsterblich sein, erhaben über alle Schmerzen und Bedürfnisse, die ihn jemals plagten. Unser beschränkter Geist, mit all' seinen tyrannischen Leidenschaften, wird auch nicht mehr derselbe sein: die Unwissenheit wird verschwinden, die quälenden Begierden entfliehen.

Was muß es sein lieber Leser, Gott Selbst von Angesicht zu Angesicht zu schauen? Also Ihn zu schauen nicht unter einem Wolkenschleier, nicht im Bilde sondern von Angesicht zu Angesicht, und zwar mit all' Seiner Weisheit, Macht, Heiligkeit, kurz, mit all' Seinen unendlichen Vollkommenheiten! — Hier auf Erden haben wir nur eine mittelbare Erkenntnis von Gott: Alles, was unsere Vernunft über Gottes Eigenschaften erkennt und was unser Glaube darüber lehrt, das tritt dem Auge unseres Geistes nicht entgegen, wie ein sichtbarer Gegenstand dem leiblichen Auge sich darstellt, sondern wir sehen Ihn nur (mittelbar) in den Geschöpfen — d. h. wir erkennen, wie groß, wie schön, wie herrlich alles Geschaffene eingerichtet ist, und wir schließen daraus, wie der Schöpfer Selbst noch unendlich größer, schöner, herrlicher sein muß. Im himmlischen Jerusalem aber wird es anders sein; da wird der Herr unsern Verstand erleuchten mit dem wunderbaren Lichte Seiner Glorie, und wir werden, wie der hl. Apostel Johannes in seinem ersten Sendschreiben sagt, „Ihn sehen, wie Er ist“, oder wie der Heiland Selbst gesagt hat: „Gott anschauen“ (Matth. 5, 8). Wir werden also Seine unendliche Macht und Majestät, Seine unaussprechliche Schönheit und Herrlichkeit, Seine Weisheit und Güte so genau sehen und erkennen, wie wir jetzt Tag für Tag die herrliche Sonne sehen und die abendliche Pracht des im Sternenglanz funkelnden Firmamentes. Wir werden einen klaren Einblick erhalten in die Geheimnisse unsere

Glaubens, denen wir während der irdischen Pilgersahrt demüthig und gehorsam unsern Verstand unterwerfen; werden Einblick erhalten in die Wunder der Schöpfung, der Erlösung, der Weltregierung. Um es kurz zu sagen: Ein armes Mütterchen, das nicht lesen und schreiben gelernt hat und darum im Gotteshause immer wieder zum Rosenkranze greifen muß, wird — in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen — in einem Augenblick vieltausendmal mehr Wissenschaft besitzen, als ein stolzer Gelehrter, dessen Namen zwar in der Welt glänzt, aber nicht im Buche des Lebens verzeichnet war.

Mit dieser klaren Erkenntnis Gottes ist aber noch eine andere Wirkung der Anschauung verbunden, nämlich die vollkommene Aehnlichkeit mit Gott. Wenn hier auf Erden ein armer Tagelöhner einen in prächtiger Karosse vorbeifahrenden Millionär anschaut, so bleibt er doch arm wie zuvor; und wenn ein mißgestalteter, häßlicher Mensch einen sehr schön gestalteten Menschen ansieht, so bleibt er häßlich, — aber nicht so, lieber Leser, das Los der Seligen! In dem Augenblicke, wo wir Gott anschauen dürfen, werden wir (wie derselbe hl. Johannes ausdrücklich sagt) Ihm ähnlich sein, weil wir Ihn sehen, wie Er ist! (1. Joh. 3, 2.) Hierüber demächst mehr. S.

Die häusliche Erziehung.

8. Brief.

„Trau', jchau', wem“.

Ein gar ernstes und wahres Wort, das nicht bloß im gewöhnlichen Leben gilt, sondern auch bei der Erziehung der Kinder eine wichtige Rolle spielt! „Trau', jchau', wem“ rufe ich euch allen, christliche Eltern, zu, die ihr bisher vielleicht noch wenig darauf geachtet habt, mit wem eure Kinder Umgang pflegen. „Höfe Gesellschaften verderben gute Sitten“ sagt ein bekanntes Sprichwort. Wie häufig bewahrheitet sich dieser Spruch im Menschenleben! Wer vermöchte sie zu zählen, die Millionen von unglücklichen, verkommenen, gottlosen Menschen, die das, was sie sind, geworden durch Umgang mit glaubens- und sittenlosen Menschen! Wie sehr habt ihr darum, christliche Eltern, darauf zu achten, mit wem eure Kinder verkehren, nicht bloß in den sogenannten Megejahren, sondern auch in jeder Periode ihres Lebens, da das junge Herz noch besonders weich und empfänglich für äußere Eindrücke ist! Kinder müssen mit ihresgleichen verkehren; möget ihr euch, christliche Eltern, noch so sehr mit ihnen beschäftigen, den Umgang mit ihresgleichen könnt ihr ihnen nimmer ersetzen. Seid jedoch vorsichtig in der Wahl der Spielkameraden eurer Kinder, auf das euch in späteren Jahren schmerzliche, traurige Erfahrungen erspart bleiben.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht verfehlen, euch, christliche Eltern, vor einem besondern schlimmen Feinde eurer Klein- und zu warnen, einem Feinde, den ihr so selten als solchen erkennt, obgleich er kürzere oder längere Zeit mit euch unter einem Dache wohnt. Ich meine die schlechten Jugendschriften, die alljährlich in unzähligen Exemplaren hinauswandern in die Städte und Dörfer und in die entlegensten Winkel, und unsägliches Unheil in den Köpfen und Herzen unserer lieben Jugend anrichten. Täuschet euch nicht: Der Feind, der in diesen erbärmlichen Nachwerken geldgieriger Bücherschreiber lauert, ist gefährlicher, als ihr in eurer Sorglosigkeit ahnen möget. Wer vermöchte sie zu zählen, die tausend und abertausend unschuldigen Seelen, die auf diese Weise alljährlich hingemordet werden, unglücklich gemacht werden für Zeit und Ewigkeit! Das jedoch das Traurigste an der ganzen Sache ist, ist der Umstand, daß in zahlreichen Fällen es gar die Eltern selbst sind, welche das gefährliche Büchergift ins Haus schaffen. Da naht z. B. Weihnachten. Der 10jährige Gustav soll ein hübsches Buch zum Geschenk haben. Der Vater geht nun in irgend einen Buchladen und kauft das erste beste Buch, das ihm gerade unter die Finger kommt oder das ihm der betreffende Händler besonders empfiehlt. Hat das Buch einen recht bunten Umschlag und ist dazu der Preis recht billig, wie das ja bei literarischen Schundwaren in der Regel der Fall ist, so ist der Kauf bald abgeschlossen. Am hochheiligen Weihnachtstage fällt der bedauernswerte Junge über das schöne Buch her und schlürft in dollen Jügen das Gift, das es birgt, in seine unschuldige Seele hinein, ohne daß der Vater eine Ahnung von dem Unheil hat, das er in seiner Gedankenlosigkeit und seinem Leichtsinne angerichtet. Wenn doch alle christ-

lichen Eltern in dieser Hinsicht vorsichtiger sein wollten und nöthigenfalls erfahrene und sachkundige Personen (etwa Geistliche und Lehrer) vorher um Rat fragen würden!

Auch bezüglich der in der Kinderwelt so beliebten sogenannten „Näuber- und Indianergeschichten“ ist, wenn diese auch nicht direkt Glauben und Sitte verletzen, große Vorsicht nötig. Man kann von ihnen wohl mit Recht sagen: Die besten davon taugen nichts für unsere Kinder. Für die Jugend ist eben das Beste gerade gut genug. Datum laute in allen christlichen Häusern die Parole: Nur gute literarische Sachen für die Kleinen! Und wahrlich ist an solchen auf unserm Büchermarkt kein Mangel. Ich erwähne hier als besonders geeignet für Kinder die Zeitschriften „Kindergarten“ (vierteljährlich 35 Pfg.), „Der Schutengel“ (halbjährlich 40 Pfg.), „Jugendhort“ (vierteljährlich 35 Pfg.), „Das gute Kind“ (Beilage zu der Zeitschrift „Die katholische Familie“, „Der Kinderfreund“ (vierteljährlich 25 Pfg.), „Spheeranten“ (jährlich 3,60 Mark), „Edelsteine“ (vierteljährlich 30 Pfg.). Im Uebrigen verweise ich die Eltern bei Bedarf an unsere gut katholischen Buchhandlungen. Hoffentlich werden vorstehende Mahnungen nicht ungehört verhallen.

Fürsorge für die Taubstummen.

(Rede des Dominikanerpaters Regidius Ballerand, gehalten auf dem Charitastage zu Berlin.)

Hochgeehrte Versammlung! Als derzeitiger Seelsorger der Taubstummen Berlins, habe ich die Ehre, vor dieser verehrten Versammlung eine Sache zu vertreten, die zum ersten Male in besonderer Weise das Interesse des Charitastages beansprucht. Ich rede für Tausende, denen der Gebrauch der Sprache ganz oder teilweise verjagt ist und erbitte mir Ihr gütiges Gehör für jene, durch deren Ohr nie ein menschliches Wort dringen kann.

Wirtschaftlicher, geistiger und moralischer Not abzuhelfen, soweit Verhältnisse und Fähigkeiten gestatten, ist das Werk, zu dem ich Sie, verehrte Anwesende, einladen möchte. Gehört aber diese Frage auf den Charitastag? Gewiß; sie ist zwar unter den hier zu behandelnden Fragen nicht die bedeutendste. Aber wenn die christliche Caritas alles umfaßt, was leidend und hilfbedürftig ist, wenn der innere Grund aller charitativen Bestrebungen die Liebe zu Jesus Christus, und die Aufgabe des Caritasverbandes Hebung und Organisation, so ist das sicher hier bei den Taubstummen der Fall. Hier ist Hilfsbedürftigkeit, hier ist das Beispiel des Erlösers, hier harret ein wichtiges Werk der Caritas, das Werk der Hebung und Organisation.

Der Bedingungen entbehren zu müssen, die zur Abwehr materieller Not, zur Erreichung einer menschenwürdigen Lebensführung vorhanden sein müssen, ist hart und allein schon Grund für die Caritas, helfend einzugreifen. Denn bei der weitans größeren Anzahl der Taubstummen fehlen diese oder nicht nur sehr schwer und ohne Hilfe anderer sehr schwer zu erreichen. Es sind nur wenige Taubstumme von dem großen Reichtum und der noch größeren Liebe umgeben, mit denen z. B. der edle Herzog von Nordfolke seinem taubstummen Sohne das nicht abzuwendende Unglück erleichtern kann. Hier kommt zur materiellen Not der Mangel der Sprache, und daß dies eine Armut ist, schwerer zu tragen als Armut an äußern Gütern, dafür sind uns die Taubstummen aus fürstlichen Häusern Beweis. Denn aller äußere Glanz kann nicht ersetzen, was dem armen aber vollsinnigen Menschen gegeben ist.

Der, welcher die sichtbar gewordene unendliche Caritas ist, der das Elend aller Menschen und Zeiten am tiefsten fühlt, und allem umfaßt, er ist auch den Taubstummen ein Erlöser geworden. Die barmherzige Lat von der Heilung des Taubstummen, die uns bei Marius, Kapitel 7, erzählt wird, hat nicht symbolische Bedeutung allein. In dem einen sehen Tausende seiner Leidensgenossen vor dem Heilande und wenn auch nur dem einen Gehör und Sprache geschenkt wurde, das erlösende Ephyphetha hat die Liebe des Heilandes allen gesagt. Das Beispiel des Erlösers ist ein weiterer Grund für die Caritas, die nichts anderes sein soll, als ein Teil der in der Kirche fortlebenden, erlösenden Kraft Jesu Christi, sich auch der unglücklichen Taubstummen mit besonderer Fürsorge anzunehmen.

Das hat auch der Caritasverband getan, er hat die Sorge für sie in sein Programm aufgenommen. Auf dem Charitastage zu Augsburg hat Herr Stadtpfarrer Niedermair ein erfreuliches Bild des charitativen Wirkens auf dem Gebiete der Taubstummenpflege entworfen in seinem Vortrage über Regens Wagner und seine Anstalten für Taubstumme und Prentinen. Daß der Charitastag dem Antrag mehrerer Berliner Freunde dieser Sache entgegengekommen ist, und die Taubstummen zum ersten Male zum Gegenstande besonderer Sorge

in seinen Besprechungen und Verhandlungen gemacht hat, hilft einem wirklichen und dringenden Bedürfnisse ab.

Wir ermangeln bei uns Katholiken gerade auf diesem Gebiete zumal in der Fürsorge für erwachsene Taubstumme nahezu ganz der Organisation. Und doch verlangen die Erfahrungen der Großstadt, sollen ernste Gefahren von unseren unglücklichen Glaubensgenossen abgewandt werden, dringend nach einer solchen. Es wird jedenfalls nicht die unbedeutendste Tat des Charitastages sein, wenn wir gerade in dem Jahre, wo zwei Kongresse zugunsten der Taubstummen in Paris und Hamburg stattfinden werden, auch unsere Aufmerksamkeit diesem Teile der charitativen Tätigkeit schenken.

Wir sind auch schon durch die Geschichte der Taubstummenfürsorge darauf hingewiesen. Es ist hier weder Ort noch Zeit, dieses über die trostlose Stellung zu sagen, welche die Taubstummen in der Geschichte des Altertums zu der übrigen Menschheit einnahmen — wie diese Unglücklichen auch in der christlichen Zeit, wenn auch mit dem Auge des Mitleids betrachtet, doch in den wichtigsten und höchsten Dingen hilflos gelassen werden mußten, weil der Mangel des zum Unterrichte unentbehrlich geübten Gehörinns sie von der Menschheit isolierte und die natürlichen und übernatürlichen Anlagen der Seele im beständigen Schummer hielt — wie es Jahrhunderte gedauert hat, bis die erfinderische Liebe den armen Taubstummen die größte Wohlthat erwies: sie vor der Menschheit zu Menschen zu machen, d. h. zu beweisen, daß auch Taubstumme bildungsfähig seien. Und dieser Wohlthäter und damit des Unterrichtes und der Taubstummen-Vater selber ist ein katholischer Priester gewesen, der 1684 verstorbene spanische Benediktinermönch Pedro de Ponce aus San Salvador. Wieder vergingen 200 Jahre, bis über vereinzelte mehr oder minder bedeutende Versuche der Zwischenzeit hinaus der Taubstummenunterricht zur systematischen Behandlung und zum größeren Umfange kam. Kurz vor der Zeit, als der edle Samuel Heinicke in Leipzig die erste Taubstummenanstalt in Deutschland begründete, ging schon durch Frankreich der Ruhm des Namens Abbé de l'Épée, der sein ganzes Leben, sein Vermögen, seine apostolische Liebe diesen Wesen der Natur opferte. 20 Jahre, ehe man in Frankreich die sogenannte Menschenrechte verkündigte, um sie gleich darauf in Tausenden von Menschen mit Füßen zu treten und im Blute zu ersticken, hat ein einfacher Priester, ein wahrer Freund des Volkes, in stiller, friedlicher Arbeit durch Gründung der ersten Taubstummenanstalt Tausenden von Unglücklichen die Menschenrechte wiedergegeben.

Genie und Menschlichkeit haben einst den Abbé de l'Épée für den größten Mann seiner Zeit erklärt. Man mag den Ausspruch übertrieben finden; sicher ist, daß er und Samuel Heinicke für immer zu den größten Wohlthätern der Menschheit gehören werden. Die beiden ersten Taubstummenanstalten in Paris und Leipzig sind die fruchtbaren Mutterhäuser geworden, aus denen und nach welchen sich die Taubstummenfürsorge in geschlossenen Instituten schon Ende des vorigen Jahrhunderts und dann in steter Steigerung nach Zahl und Umfang in diesem Jahrhundert entwickelten. Die Gründungen der Anstalten zu Wien 1779, Prag 1786, Berlin 1788, Karlsruhe und Merseburg 1783, München 1798 und andere zeigen, wie groß und dringend das Bedürfnis nach Hilfe für diese Art des Elendes gewesen und wie dankbar freudig die Erfindung begrüßt wurde.

In Frankreich war es abermals ein Priester, der Abbé Sicard der de l'Épée's Werk fortsetzte und vervollkommnete.

Seitdem ist — wenigstens in Deutschland — die Taubstummenfürsorge nicht in hervorragendem Maße Anteil derjenigen geblieben, an welcher die Vorsehung sie so unverkennbar im Anfange gewiesen hatte. Das große weite Netz der Anstalten, mit dem menschliches Mitleid und opferwillige Nächstenliebe das Elend der Taubstummen zu fassen suchten, verbannt meist der Anregung des Staates, der Provinz oder Stadt seine Entstehung. Das ist in vieler Hinsicht zu begrüßen und allzeit des tiefsten Dankes wert. Aber es wäre wünschenswert gewesen, daß der katholische Klerus sich des Erbes mit größerer Teilnahme angenommen hätte, das ihm katholische Priester einst übergeben haben. Denn auf der prinzipiell entweder akatholischen oder doch interkonfessionellen Erziehungs-Basis konnte den katholischen Taubstummen nicht jene Rücksicht auf ihre religiöse Ausbildung zu Teil werden, welche ihnen die infolge überwiegend katholische Bevölkerung tatsächlich katholischen Anstalten geben oder prinzipiell konfessionellen Institute hätten geben können.

Dieser Mangel an konfessioneller kathol. Taubstummenfürsorge ist kein Vorwurf, der einem einzelnen Stande oder der katholischen Kirche gemacht werden könnte. Er war nur eine Folge der allgemeinen Erstarrung

kathol. Lebens, das um die Wende des letzten und in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts so bedeutend geschwächt war. Als es wieder erwachte und ein Frühlings- und Auferstehungschaos durch die katholische Welt zumal in Deutschland dahinzog, da wuchsen auch die Werke der Caritas, wuchs auch — allerdings in bescheidener Weise — ein besonderer Zweig derselben: die Fürsorge für die katholischen Taubstummen.

Vorher wir ihre Resultate nennen und ihre weitere Aufgaben uns vergegenwärtigen, sei in aller Kürze der Taubstummenfürsorge der Gegenwart überhaupt gedacht. Sie hat besonders in den letzten vier Decennien dieses Jahrhunderts einen außerordentlichen Aufschwung genommen.

Verehrte Versammlung! Wenn den kaum 10 Anstalten der Welt am Ende des vorigen 474 am Ende dieses Jahrhunderts gegenüberstehen mit einer Schülerzahl von 22 483, wenn von dieser Summe allein auf Deutschland zur Zeit 97 Taubstummeninstitute mit 6278 Kindern fallen, so ist das ein Beweis, welche Teilnahme die unglücklichen Vierfüßigen bei ihren vollstimmigen Brüdern gefunden haben. Gewiß gelten die Erfolge hauptsächlich der methodischen Ausbildung des geistig-sprachlichen Unterrichts der Taubstummen. Einer der größten ist der Sieg der deutschen Unterrichtsweise, die im Gegensatz zur französischen Methode der Gebärden, Fingersprache und Schrift, ihr Ziel im selbstständigen Gebrauch der Lautsprache sieht, d. h. dem Taubstummen die Fertigkeit zu verleihen sucht, daß gesprochene Wort anderer vom Munde abzuhören und selbst durch die Lautsprache seine Gedanken kundgeben zu lernen. Es wäre eine Menge hochverdienter Namen zu nennen, welche auf der Basis der Ammon-Heinicke-Anfänge den Unterricht der Taubstummen zu einem staunenswerten Fortschritt gebracht haben. Erlauben Sie mir, daß ich den Dank, den wir diesen edlen Freunden der Taubstummen schieben, an die Adresse eines Mannes richte, der die grundlegende Geschichte des Taubstummen-Bildungswesens geschrieben und im Verein mit erbschiedenen Fachgenossen das Handbuch der Taubstummenbildung herausgegeben hat: es ist der hochverdiente derzeitige Leiter der königlichen Taubstummen- und Taubstummenlehrer-Bildungsanstalt zu Berlin, Herr Schulrat Eduard Walther.

Aber der Aufschwung der Taubstummenfrage in der Gegenwart liegt nicht auf diesem Gebiete des Unterrichtes allein.

Auch die Fürsorge für die aus den Anstalten entlassenen Röglinge zur Erlernung eines Handwerkes und Erreichung eines Lebensberufes ist in steter Steigerung begriffen. Vielfach erhalten die Angehörigen einer Anstalt noch in derselben Anweisung zur Erlernung der wenigen den Taubstummen zugänglichen Handwerke. Mit Rücksicht auf die durch ihre Armut und Gebrechen bedingte Schwierigkeit, einen Lehrmeister zu finden, ist durch königliche Kabinettsordre vom 16. Juni 1817 denjenigen Künstlern und Handwerkern, die einen Taubstummen als Lehrling annehmen und ausbilden, eine Prämie von 150 R. in Aussicht gestellt. Es bestehen fast in jeder größeren Stadt, wie aus dem Bericht des im 20. Jahrgang erscheinenden, von Schend in Berlin redigierten „Taubstummenfreund“ zu ersehen ist, Taubstummenvereine zum Teil mit Arbeitsnachweis; man hat Fonds gegründet zur Unterstützung armer, erwerbsunfähiger und hilflosbedürftiger Taubstummen, und eben ergeht ein Aufruf aus der Provinz Pommern, zur Errichtung eines neuen Taubstummenasyls, das zu den bereits bestehenden 12 deutschen Taubstummenheimen eine weitere Abhilfe wirtschaftlicher Not hinzufügen soll. Das in unserer Zeit sich immer mehr geltend machende Bedürfnis nach Konzentration und Organisation versammelt in diesem Jahre zum fünften Male die deutschen Freunde der Taubstummenfrage zum deutschen Taubstummenkongress in Hamburg, und Schüler und Schüßlinge zum internationalen Taubstummenkongress in Paris. Überall regt sich ein erfreulicher Wettstreit, um im Gedankenaustausch, im lebendigen Verkehr mit den Taubstummen, ihren Lehrern und Freunden das Erworbene zu erhalten und aus den Erfahrungen der Vergangenheit und den Fortschritten der Gegenwart auf geistigem und sozialem Gebiete zu lernen, die Welt der Taubstummen zu heben und allseitiger zu machen. Nicht würde mehr als berechtigt ist unvollständig und ungerichtet sein, wollte ich hier nicht einer Tatsache gedenken, die unserer ganzen Aufmerksamkeit und Nachachtung würdig ist; ich meine die Teilnahme der protestantischen Geistlichkeit an der religiösen Ausbildung und Versorgung der Taubstummen.

In einer Denkschrift des evangelischen Oberkirchenrats an die preussische General-Synode vom Jahre 1891 (veröffentlicht im 5. Jahrgang der von Schulrat Walther herausgegebenen „Blätter für Taubstummenbildung“) wird konstatiert, daß im

Anbetracht des weiten Umfanges, den die Erziehung bildungs-fähiger taubstummer Kinder in für sie eingerichteten Anstalten gewonnen, der Seelsorge völlig neue Aufgaben erwachsen sind.

Dieser Aufgabe, sowie der Sorge für die erwachsenen Taubstummen sucht man insbesondere seit dem Jahre 1880 gerecht zu werden. Wenn auch noch Vieles zu tun bleibe, so sei doch als sichtbarer Erfolg der Bemühungen festzustellen:

1. Das Interesse der Geistlichen für die Taubstummen.
2. Die Mitwirkung derselben zur Unterbringung taubstummer Kinder in Anstalten und das vermehrte Vertrauen der Landbevölkerung zu dieser Art der Erziehung und Versorgung der Taubstummen.
3. Die Kirchenfeste zur Sammlung der erwachsenen Taubstummen und Erneuerung im religiösen Leben.
4. Anfänge und Versuche zur Gewinnung und Ausbildung geeigneter Geistlicher im Taubstummen-Unterricht.

Der Minister der geistlichen usw. Angelegenheiten hat Geistlichen aus verschiedenen Provinzen Mittel und Gelegenheit zu einem mehrwöchentlichen Informationskursus bei der Königl. Taubstummenanstalt in Berlin dargeboten. (Schluß folgt.)

Die Statistik im Dienste gegen den Alkohol.

Nicht nur als Schützer und Förderer der Kunst und Wissenschaft haben die deutschen Kleinstaaten und deren Fürstenhöfe sich verdient gemacht, auch in Gesetzgebung und Verwaltung haben sie manche Theorie und manchen Rat der Wissenden zuerst versuchsweise zur Geltung gebracht. So haben z. B. Braunschweig und Sachsen-Meiningen die Schulparlamente so gefördert, daß sie fast allgemein geworden sind, so hat Sachsen-Meiningen vor sämtlichen deutschen Staaten Schulärzte für alle Schulen angestellt, und so ist auch bezüglich der Anti-alkoholbewegung in manchen kleinen Staaten weit mehr als in den großen und wirklich Praktisches geschehen, und auch darin ist Sachsen-Meiningen, namentlich die Schulbehörde, mit Mustern vorangegangen. Jetzt hat das kleine Land wieder etwas geleistet, was eben nur ein kleines Land so leicht leisten kann; es hat von seinem statistischen Amte eine Arbeit über das Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe und den Kleinhandel mit Spirituosen zusammenstellen lassen, die von großem Interesse ist und mannigfache Belehrung zu gewähren vermag.

Zunächst ist die historische Entwicklung des Schankwesens, der Konzessionen und der Bedürfnisfrage dargestellt, und wir sehen, daß schon 1837 von der Regierung dieses Landes verordnet wurde, daß „nur die vom Bedürfnis geforderte Zahl Schänken vorhanden sein soll“. Realrechte für Schank- und Gastwirtschaften bestanden schon, und die Bürger, die Bier brauten, hatten das Recht, in gewisser Reihenfolge nacheinander zeitweilig ihr Gebräu zu verzapfen. Ein Gesetz von 1862 bestimmte, daß Schankwirtschaftskonzessionen nur persönlich verliehen werden sollen, und zwar zunächst nur vom Minister des Innern. Das Jahr 1869 brachte dann diejenigen Änderungen, welche die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund — die dann Reichsgesetz wurde — enthielt, und so ist auch die Bedürfnisfrage nach der Gewerbeordnung geregelt. Die Konzessionierung kam in den Magistratsstädten den Magistraten zu, außerhalb den Kreisbehörden (Landräten), Realrechte wurden nicht mehr verliehen, die Rekursinstanz bei Verjagung oder Entziehung der Konzession wurde das Gewerbeamt (das aber nicht mit den reichsgesetzlichen Gewerbeämtern verwechselt werden darf), das aus dem Kreisvorstand und zwei Beisitzern besteht und in jedem Fall noch besonders den betreffenden Ortsvorsteher oder Bürgermeister zu hören hat. Höhere Instanzen sind eventuell das Ministerium, Abteilung des Innern, und das Oberverwaltungsgericht.

Weitere Mitteilungen betreffen Verordnungen über die persönliche Sicherheit der Wirtschaftsbefugter im Fall der Feuergefahr usw., geben auch das wieder, was bezüglich der Größe der Räume, der Lage in der Nähe von Kirchen und Schulen verordnet worden ist. Es folgt dann eine Statistik der Wirtschaftsbetriebe, die Auskunft gibt über die größeren Gemeinden und Kreise, und zwar über Bevölkerungszahl, Zahl der Gastwirtschaften, Zahl der Schänken im allgemeinen und speziell für Bier, Wein, Brantwein je allein, Zahl der Konditoreien usw., Schnapskleinhandlungen sowie über die Gesamtzahlen solcher Betriebe. Es ist ermittelt, wie viele Wirte im Eigentum sitzen, wie viele in Pacht, wie viele

Betriebsinhaber nur vom Schankgewerbe sich ernähren und wie viele daneben noch ein anderes Gewerbe betreiben. Auch die Zahl der Bierdruckapparate mit oder ohne Kohlensäure ist festgestellt, da man im allgemeinen Bier vom Faß ohne Druckapparate verzapft. Schließlich ist die Zahl der Gemeinden mit oder ohne Gast- und Schankwirtschaften in den einzelnen Kreisen und Bezirken angeführt.

Bei einem Vergleich mit anderen Staaten ist zu beachten, daß man in Sachsen-Meiningen eine jede Getränkeverabreichung unter Konzession stellt; also auch Konditoreien, Cafés und alkoholfreie Wirtschaften, bei denen besonders bemerkt ist, daß die alkoholfreien Getränke in der Regel doch etwas Alkohol enthielten. Im ganzen waren 1904 im Herzogtum bei 250 731 Einwohnern 1996 Wirtschaftsbetriebe vorhanden, wovon 866 gleich 43,39 Prozent auf Städte und zwei große Landgemeinden entfallen, die 98 067 Einwohner zählen, während 1130 auf die Landgemeinden mit 152 664 Einwohnern kommen, was 56,61 Prozent ergibt.

Im Jahre 1878 waren nur 1400 Wirtschaften vorhanden. Was die Verhältniszahlen anlangt, so ergab sich 1878 in den Städten auf 590 Einwohner eine Gastwirtschaft und auf 161 eine Schankwirtschaft, auf dem Lande auf 365 Einwohner eine Gastwirtschaft und auf 237 eine Schankwirtschaft. Im Jahre 1904 aber kamen in Städten auf 530 Einwohner eine Gastwirtschaft und auf 226 eine Schankwirtschaft, auf dem Lande auf 276 Einwohner eine Gastwirtschaft und auf 387 Einwohner eine Schankwirtschaft. Es haben sich im Herzogtum Sachsen-Meiningen also die Wirtschaften nicht so vermehrt wie die Bevölkerung, während uns in anderen Staaten vielfach (namentlich wo nicht die Bedürfnisfrage gestellt wird) umgekehrte Zahlenverhältnisse entgegentreten. Es spricht dieses Ergebnis für eine gute Handhabung der Bedürfnisfrage. Beim Brantweinkleinhandel finden wir auch keine schlechteren Zahlenverhältnisse, hier entfiel 1904 eine Verkaufsstelle auf 583 Einwohner, während 1878 auf 370 eine solche kam. Wesentlich verschieden stellen sich Stadt und Land, 1878 zählte man in der Stadt 241, auf dem Lande 474 Einwohner auf eine Verkaufsstelle, 1904 397 in der Stadt und 834 auf dem Lande auf einen Schnapsverkäufer.

Wir vermögen hier nicht allen Einzelheiten, die statistisch bearbeitet worden sind, zu folgen, erkennen aber in der Arbeit ein Vorbild für größere Gebiete zu ähnlichen Statistiken; sie werden nicht nur der Gesetzgebung und Verwaltung wichtige Aufklärungen geben, sondern auch der Tätigkeit der sich mit der Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke oder des Alkoholgenusses überhaupt befassenden Vereine usw. zur Unterlage dienen können. Oberhin gesehen, erscheint manches schlechter, als es in Wirklichkeit ist, manches besser, als es ist; nur eine statistische Ermittlung gibt wahre Bilder. Die Zahl der Wirtschaften kann klein, aber trotzdem der Alkoholverbrauch groß sein, und es gefällt sich dann zu den sonstigen Schäden eine ungeredete Begünstigung der alten Wirtschaften. Deshalb ist auch der weitere Inhalt der gedachten Schrift über das Personal der Wirte, über Polizeistunde, über Tanzbelustigungen, Sonntagsruhe von großem Wert, vor allem aber die Zahlen über den Verbrauch von Alkohol an typischen Orten. In der Stadt Salungen z. B. kamen 1871 8,06 Liter Brantwein auf den Kopf der Bevölkerung, während 1903 10,89 Liter auf den Kopf der Einwohnerzahl eingeführt wurden; 1875 waren es aber 14,58 Liter, 1886 16,68 Liter gewesen. (Der Reichsdurchschnitt beträgt jetzt etwa 13 Liter.) Es ist zu bedauern, daß nicht eine eingehendere Statistik des gesamten Bierverbrauchs der Schrift einverleibt wurde; nur der Flaschenbierhandel ist etwas eingehender behandelt, im übrigen aber nur summarisch gesagt, wie der Gesamtverbrauch im Reich sich auf den Kopf darstellt.

Was die Folgen des Trunkes anlangt, so sind die Selbstmorde, die Geisteskrankheiten, die Unfälle, die Vermögensverluste, Konkurse, die nächtlichen (bestraften) Ruhestörungen usw., die Kosten der Armenpflege, der Kindererziehung, die Entmündigungen und noch mehreres statistisch erfaßt oder kurz besprochen. Die Schrift will dazu beitragen, daß der Mißbrauch alkoholischer Getränke besser als bisher erkannt wird, aber sie wird auch dazu anregen, für andere Gebiete solche Zusammenstellungen zu veranlassen, vielleicht in mancher Hinsicht vollkommener noch, als es hier geschehen ist, und so im Sinne der Mäßigkeitsbewegung und Erkennung der Alkoholgefahren wirken.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 47.

Düsseldorf, den 19. November.

1905.

Inhalt: Evangelium zum dreißigsten Sonntag nach Pfingsten. — Nachklänge zum Allerheiligensfeste III. — Die häusliche Erziehung (9. Brief). — Fürsorge für die Taubstummen (Schluß). — Gedankenbahn. — Literarisches. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum dreißigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus IX, 18—26.
„In jener Zeit, da Jesus zu den Juden redete, stieg, da trat ein Vorsteher (der Synagoge) herzu, betete ihn an und sprach: Herr, meine Tochter ist jetzt gestorben; aber komm' und lege deine Hand auf sie, so wird sie leben. Und Jesus stand auf, und folgte ihm jammert seinen Jüngern. Und siehe, ein Weib, das zwölf Jahre am Blutflusse litt, trat von rückwärts hinzu, und berührte den Saum seines Kleides; denn sie sprach bei sich selbst: Wenn ich nur sein Kleid berühre, so werde ich gesund. Jesus aber wandte sich um, sah sie und sprach: Tochter, sei getrost! dein Glaube hat dir geholfen. Und das Weib ward gesund von derselben Stunde an. Und als Jesus in des Vorstehers Haus kam, und die Hüftspieler und das lärmende Volk sah, sprach er: Weichet, denn das Mädchen ist nicht tot, sondern es schläft. Da verlachten sie ihn. Nachdem aber das Volk hinausgeschickt war, ging er hinein, und nahm es bei der Hand. Und das Mädchen stand auf. Und der Ruf davon ging aus in derselben ganzen Gegend.“

Nachklänge zum Allerheiligensfeste.

III.

Du hörst oder liest das heutige Evangelium, lieber Leser, und denkst: Wie einfach ist das Alles! Ja, nichts von dem Brumke und der Schaustellung, womit die Kinder Adams aufzutreten pflegen, wenn etwas Außergewöhnliches von ihnen ins Werk gesetzt werden soll. Vielmehr gewahren wir hier, wie auch sonst immer in den Evangelien, das prunklose Wirken Jenes, der die himmlische Herrlichkeit verlassen hatte und, in unsere armelige menschliche Natur gehüllt, demütig umherging, „um zu suchen und selig zu machen, was verloren war“ (Luk. 10). Und doch! wie würdig, wie erhaben ist hier Alles: „Mägdelein, stehe auf!“ Da seht Ihn, „dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden“ (Matth. 28), „dessen Stimme auch einst hören werden alle Toten, die in den Gräbern sind: und es werden hervorgehen, die Gutes getan haben, zur Auferstehung des (ewigen, seligen) Lebens.“ (Joh. 6).

Demnächst wird eine passende Gelegenheit sich finden, über die einstige Auferstehung der Toten zu reden, — für heute, lieber Leser, nehmen wir die unterbrochene Betrachtung über die, von uns erhoffte, himmlische Glückseligkeit wieder auf. Wir erwähnten leghin ein bedeutungsvolles Wort des hl. Johannes: „Wenn wir einst Gott anschauen werden“ (sagt er), werden wir Ihm ähnlich sein, weil wir Ihn sehen werden, wie Er ist (1. Joh. 3). Ja, noch mehr! Denn der hl. Paulus

schreibt an die Gemeinde von Korinth also: „Wenn wir mit entfleischtem Angesichte die Herrlichkeit des Herrn anschauen werden, so werden wir von Klarheit zu Klarheit in dasselbe (geschaut) Bild umgestaltet werden“ (2. Kor. 3).

In diesem Leben braucht es bekanntlich große Kunst, um ein Porträt zu malen, das seinem Vorbilde sprechend ähnlich ist; und wenn ihm auch die Gesichtszüge durchaus gleichen, so bleibt das Porträt doch immer ohne Bewegung, ohne Leben. Blicke Du, lieber Leser, in einen Spiegel, so ist zwar dein vollkommenstes Ebenbild in einem Augenblicke gestaltet; selbst das Leben und die Bewegung fehlt nicht, — aber die Erscheinung hat keine Wirklichkeit; denn Du darfst nur von dem Spiegel zurücktreten, und das Bild ist nicht mehr da.

Unendlich anders aber verhält sich die Sache mit der Anschauung Gottes. Schon hier auf Erden hat der Christ die Aufgabe, sich in ein Bild Gottes umzugestalten; denn der hl. Paulus lehrt in seinem Römerbriefe: „Wir sind vorherbestimmt und auserwählt, dem Bilde Seines Sohnes ähnlich zu werden“ (Röm. 8). Diese Aufgabe hat der Christ während seiner irdischen Pilgerfahrt zu lösen durch die Nachfolge Jesu. Aber wie schwer ist das, und wie unvollkommen ist da unsere Arbeit! Allein, lieber Leser, wenn wir als Lohn für unser christliches Streben einst in das Reich der Seligen aufgenommen werden, so wird unser Gott die Ähnlichkeit dieses Bildes mit Ihm in einem Augenblicke vollenden: „Sobald wir Ihn sehen, wie Er ist, werden wir Ihm ähnlich sein und in Sein Bild verwandelt und umgestaltet werden!“ Seinen Glanz, Seine Herrlichkeit und Schönheit wird unsere menschliche Natur annehmen, ähnlich, wie das Eisen, das in den Feuerofen gehalten wird, die Natur des Feuers annimmt, — es behält zwar seine Eisen-Natur, nimmt aber die Natur des Feuers hinzu, es wird selbst Feuer.

Und diese Umgestaltung unserer Seele wird nicht etwa nur scheinbar, sondern wirklich, wird nicht vorübergehend, sondern bleibend, ewig sein. „Zwar wird (sagt der hl. Bernhard) die menschliche Wesenheit in mir bleiben, aber sie wird eine andere Form und Gestalt erhalten, eine andere Kraft, eine andere Glorie und Herrlichkeit, wenn ich erscheinen werde vor dem Angesichte meines Gottes.“ Bei dieser Umgestaltung, bei diesem Ähnlichwerden mit unserm göttigen Schöpfer werden wir entzückt mit dem Völkerapostel ausrufen: „Ich liebe, aber nicht mehr ich, sondern mein Gott lebt in mir!“ In einer ganz besonderen Weise wird Gott in meiner Seele, in meinem Verstande, in meinem Willen sein; und aus dieser Vereinigung wird eine unendliche Freude und Seligkeit in meine Seele überströmen: „Er wird der Gott unseres

Herzens und unser Anteil in Ewigkeit sein" (Psaln 72). Da erst werden wir die Worte „mein Gott und mein Alles“ in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen verstehen: der Glaube hat sich in Schauen verwandelt, unsere Hoffnung hat sich erfüllt, — die Liebe allein bleibt! „O Liebe, (ruft der große hl. Augustinus aus) du bist das süßeste Gefühl des menschlichen Herzens, und jedes andere Gut ohne dich ist nur Elend und Ueberdruß! Und doch bist du auf Erden nichts Anderes, als eine Sehnsucht, die niemals befriedigt wird! O süße Pein! wir freuen uns deiner und leiden zugleich; wann, o wann wird es geschehen, daß diese Sehnsucht gestillt, daß sie zur Wirklichkeit, zum Genuße wird? Nur wenn wir zu Deiner Anschauung gelangen, o Herr, (fährt er fort) werden wir Dich lieben aus ganzem Herzen, so daß das ganze Herz nicht hinreicht für die Größe unserer Liebe; und werden uns so freuen aus ganzem Herzen, daß das ganze Herz nicht hinreicht für die Größe unserer Freude.“

Das Anschauen Gottes, Seine Erkenntnis und die damit verbundene Umgestaltung unserer Seele wird uns zugleich mit dankbarer, heiliger, glühender, ewiger Liebe erfüllen: wir werden von der Liebe des allgütigen Gottes und Seiner unendlichen Schönheit so ergriffen werden, daß wir einen Teil unserer Freiheit verlieren und in einer süßen Notwendigkeit sein werden, Gott allein und über Alles zu lieben. — Hören wir hierüber denselben hl. Kirchenlehrer Augustinus: „Die Liebe (sagt er), die Liebe allein wird die Lust sein, worin die Seele des Glücklichen atmet, der die Anschauung Gottes genießt; von der Liebe wird sie denken, von der Liebe wird sie reden, nur der Liebe wird sie leben; oder besser gesagt, sie wird weder denken, noch reden, noch leben wie wir (auf Erden), sondern sie wird einzig nur lieben und wieder (von Gott) geliebt werden; und gerade durch diese Liebe gelangt sie zum vollendeten Besitze der Seligkeit; durch sie wird sie aller Güter des Himmels teilhaftig. Der Herr spricht zu ihr? Du bist Mein — und Ich bin ewig Dein! Begehre, was Du willst, und Ich will dir Alles geben; Ich setze Dich über alle Meine Güter! Komm, o geliebte Braut, geh ein in die Freude Deines Herrn; Alles, was Mein ist, sei auch dein; herrsche und regiere mit Mir; genieße soviel Du zu fassen vermogst, von der nämlichen Himmelsfreude, worin Meine eigene Glückseligkeit besteht. — Ich Selber bin dein überaus großer Lohn!“ (1. Mos. 15, 1)

So der hl. Augustinus. Also Gott vollkommen erkennen, in Gott vollkommen umgestaltet werden, Gott vollkommen lieben und Ihn vollkommen besitzen: darin besteht — so armselig auch unsere obige Erklärung ausgefallen ist — die beseligende Anschauung Gottes im Himmel. Das ist jene Seligkeit, jene unermessliche, ewige Glorie, von der geschrieben steht im Buch der Bücher, daß kein Auge es gesehen und kein Ohr es gehört und keines Menschen Herz begriffen hat, was der Herr denen bereitet hat, die Seine Anknüpfung lieben“ (2. Tim. 4, 8).

Die häusliche Erziehung.

9. Brief.

„Eintracht ist Macht“.

Zu den vorausgegangenen Briefen glaube ich, christliche Eltern, die wichtigsten Punkte auf dem Gebiete der häuslichen Erziehung, wenn auch in kurzer, doch genügend ausführlicher Weise dargelegt zu haben. Doch möchte ich die Reihe meiner Briefe nicht eher schließen, bevor ich euch noch ein letztes und

wichtiges Wort zur Beherzigung zugerufen habe. Und dieses eine Wort heißt: „Eintracht ist Macht!“

Ihr kennt wohl alle das bekannte Sprichwort: Eintracht baut das Haus, die Zwietracht reißt es nieder! Das gilt auch auf dem Gebiete der Jugendverehlung. Das Gebäude der Kindererziehung muß zusammenstürzen, wenn die Arbeiter an diesem hochwichtigen und zugleich schwierigen Werke, die Eltern, nicht in treuer Eintracht zusammenwirken. Und leider sind solche Fälle keine Seltenheit. Ich will hier nur einige wenige Beispiele anführen. Da ist eine brave Mutter redlich bemüht, ihre Kinder zu ordentlichen Menschen und guten Christen zu erziehen, aber der Vater ist ein Religionspötker, ein Trunkenbold, ein überlicher Ehegatte. Wer wäre so beschränkt zu glauben, die aufopfernden Bemühungen der guten Frau würden die gewünschten Früchte zeitigen? Ein anderes Beispiel: Da ist eine von purer Affenliebe für ihr Kind erfüllte Mutter, die es nicht übers Herz bringt, ihrem Viehling wehe zu tun. Soeben hat der Vater das Kind wegen einer größeren Unart empfindlich gezüchtigt. Nun läuft der kleine Uebelthäter zur Mutter, ihr sein Leid zu klagen. Und die unverständige Gattin bemitleidet das Kind, streichelt ihm die Wange, drückt ihm zur Entschädigung für den erlittenen Schmerz einen recht herzlichen Kuß auf die kleinen Lippen und gibt ihm zur Befänstigung gar wohl noch ein Stück Zucker oder Korte. Und wie oft kommt es vor, daß die Mutter dem Vater, der gerade sein Kind strafen will, die Knie zu entreißen sucht oder ihm in Gegenwart des Kindes Vorhaltungen über zu große Strenge macht. Wie kann in solchen Familien eine gute Erziehung gedeihen? Merkt es euch, christliche Eltern: Ein Ehegatte darf für das gestrafte oder zu strafende Kind in dessen Gegenwart niemals Partei ergreifen; die Eltern müssen vielmehr vor dem Kinde stets einer Meinung sein.

Zum zweiten möchte ich euch, christliche Eltern, recht warm ans Herz legen, die zum Zwecke einer gedeihlichen Jugendverehlung unbedingt notwendige Eintracht zwischen Schule und Haus doch ja nicht zu stören. Suchet unter allen Umständen das Ansehen der Schule und des Lehrers zu erhalten. Glaubet ihr Grund zu einer Beschwerde über den Lehrer eurer Kinder zu haben, so möget ihr euch mit dem unter vier Augen auseinandersetzen; um des Wohlwollens eurer Kinder willen jedoch bitte und beschwöre ich euch, doch niemals in Gegenwart der Kleinen über den Lehrer — wie man zu sagen pflegt — loszuziehen. Bedenket, daß das Amt eines Lehrers ein recht beschwerliches ist, daß er ebenso ein Mensch ist wie jeder andere und daß er das Beste eurer Kinder will und erstrebt. Laßt euch durch die nur allzu häufig gemachte Erfahrung belehren, daß gerade die Eltern, die nichts lieber tun, als über Schule und Lehrer schimpfen und raunieren, in der Regel in späteren Jahren nur Verdruß, Schande und Schmach an ihren erwachsenen Kindern erleben. Oder ist es nicht so?

Ich schließe meine Briefe. Möchten sie ein kleines Scherflein dazu beitragen, daß in allen Familien eine vernünftige und wahrhaft christliche Erziehungsmethode bei der Heranbildung und Veredlung des jungen Nachwuchses zur Anwendung gelangt. Dies wünscht und hofft aus voller Seele

Der Verfasser.

Fürsorge für die Taubstummen.

(Rede des Dominikanerpaters Regidius Wallerand, gehalten auf dem Charitastage zu Berlin.)

(Schluß.)

Verehrte Anwesende! Es genügt, diese Tatsachen anzuführen, um mit dem weiten Blick und der selbstlosen Liebe der katholischen Caritas diesen Eifer anzuerkennen.

Welches sind nun unsere Arbeiten und deren Resultate und was obliegt uns zu tun? Das sei der letzte und wichtigste Punkt, den ich der Aufmerksamkeit des Charitastages und des katholischen Deutschlands empfehle. Es darf zunächst nicht vergessen werden, daß der Erfolg des allgemeinen Aufschwungs der Taubstummenfürsorge zu nicht unbedeutendem Teil auch der Opferwilligkeit katholischer Mitbürger zuschreiben ist, wie ja auch von den über 6000 Jünglingen der Anstalten Deutschlands nahezu ein Drittel der katholischen Konfession angehört. Es soll auch mit großem Danke und voller Anerkennung des Wirkens der an simultanen Instituten angestellten katholischen Lehrer gedacht werden.

Daß aber die katholische Caritas auch auf diesem Gebiete sich reich entfaltet hat, davon gibt die in Nr. 6 des 1899 Jahrganges

der „Charitas“ veröffentlichte Zusammenstellung der katholischen Anstalten für Taubstummen einen hocherfreulichen Beweis. Darnach ist Süddeutschland am besten versehen. Die Diözesen Augsburg, Bamberg, Eichstätt, München-Freising, Regensburg, Rottenburg, Speier und Würzburg besitzen je eine oder mehrere Taubstummenanstalten mit rein katholischem Charakter. In den Reichsländern nimmt die katholische Anstalt zu Hohenheim in Ober-Elßaß, an welcher der für die Taubstummen auch literarisch tätige Religionslehrer Alfons Gapp so segensreich wirkt und die Privatanstalt des Prälaten Msgr. Jacoutot in Nupprechtsau-Strasbourg katholische Taubstumme beiderlei Geschlechtes auf. Ebenso hat Metz eine eigene katholische Anstalt. Unter den diesseits des Main gelegenen Diözesen nimmt Köln mit 5 die erste Stelle ein, ihm folgt Münster mit 2 Anstalten, darunter das St. Hermann-Josephshaus in Dattrop für minderbefähigte katholische Kinder.

Es ist anzunehmen, daß die aus den genannten katholischen Anstalten entlassenen und erwachsenen Gehörlosen mit den Anstalten und unter sich in Vereinen in Verbindung bleiben. So haben sich — um ein Beispiel anzuführen — die in der Taubstummenanstalt zu Würzburg gebildeten Taubstummen in Weiskirchen zu einem Vereine zusammengeschlossen, um in monatlichen Zusammenkünften sich fortzubilden. Der hochverdiente Direktor der Würzburger Anstalt, Otto Wolff, steht durch diesen Verein mit seinen ehemaligen Zöglingen in steter Verbindung zur Fortbildung, Rat und Hilfe. Im Lande Bayern ist es auch gewesen, wo der edle Geistliche Rat Wagner zuerst die für die erwachsenen besonders die alten und arbeitsunfähigen Taubstummen so unerläßlich notwendigen Anstalten gründete. Dillingen in Schwaben, Zell in Mittelfranken, Hohenwart in Oberbayern und Michelsfeld in der Oberpfalz sind mit ihren nahezu 400 Pflöglingen wahre Perlen der Charitas. Unter der Leitung Bambergiger Schwestern wird in Schwab-Münch weiblichen erwachsenen Taubstummen Fortbildung und Versorgung gegeben und am 16. August des vorigen Jahres ist zu Hohenheim in Ober-Elßaß ein ähnliches Werk gegründet worden. Es ist dem H. Florentius geweiht, der als geeigneter Patron der Taubstummen betrachtet werden kann, da er die taubstumme Tochter des Königs Dagobert durch ein Wunder geheilt hat.

Wenn ich noch hinzügte, daß wir so glücklich sind, auch eine katholische Zeitschrift für Taubstumme zu besitzen, die bereits im 5. Jahrgang im Verlag der Paulinus-Druckerei in Trier erscheint und von den Taubstummenlehrern Guldenz in Trier und Königen in Aachen redigiert wird, so werde ich wohl annehmen, daß vollständig unsere Arbeiten und Resultate in der Taubstummenfürsorge genannt haben.

Gewiß! Das sind hocherfreuliche Resultate. Sie geben Zeugnis davon, daß in den katholischen Gegenden unseres Vaterlandes auch katholische Taubstummenfürsorge nicht vernachlässigt wird! Und doch, wie Vieles bleibt noch zu tun!

So trostreich es in Süd- und Westdeutschland steht, so traurig steht es in Nord- und Ostdeutschland. Die Antwort, die wir uns auf die wichtigsten Fragen bezüglich der Taubstummenpflege geben müssen, wird Ihnen, verehrte Anwesende, das zeigen.

Was ist in Norddeutschland und zumal im Osten an rein katholischen Anstalten vorhanden? Weinabe nichts! Die Stadt Posen allein hat eine solche. Was geschieht hier besonders für die katholischen taubstummen Jungfrauen, die einen Lebenslauf wählen und sich außerhalb der Anstalten fortbilden wollen, von katholischer Seite? Nichts!

Was hat man getan, um katholische Taubstummenvereine in den einzelnen Städten zu gründen? Weinabe nichts! Mit Ausnahme von Berlin und Posen bestehen keine katholischen Taubstummenvereine und wie es scheint, nicht einmal in Westfalen und in der Rheinprovinz. Gibt es ein katholisches Taubstummenheim im Norden und Osten Deutschlands? Nein!

Sind Versuche gemacht, Geistlichen, die besondere Ausbildung für die Seelsorge der erwachsenen Taubstummen zu ermöglichen und zu erleichtern? Nach den eingezogenen Erkundigungen nur in Berlin und Posen.

Was ist bis jetzt geschehen zur Organisation dieses Zweiges der katholischen Charitas? Nichts!

Verehrte Anwesende! Wir können uns einem tief durchbohrenden Gefühl nicht entziehen, mit welchem uns diese Antworten erfüllen. Hier ruft es laut und gebieterisch nach Hilfe, und wir dürfen das Vertrauen haben, daß der Ruf nicht unerhört bleibt. Aus den gestellten Fragen und ihren trostlosen Antworten ergeben sich die Aufgaben, die wir, wenn sie auch von uns nicht ganz gelöst werden können, doch sicherlich in Angriff nehmen müssen. Im Herbst dieses Jahres wird auf dem Taubstummen-Kongreß zu Hamburg zum ersten Male die Bildung einer katholischen Sektion beabsichtigt, welche den Bedürfnissen der katholischen Taubstummen Rechnung tragen soll. Daß

unser Charitasstag sich mit der Taubstummenfrage eingehender beschäftigt, wird den berufenen Vertretern der katholischen Taubstummen Orientierung und ihrem Auftreten mehr Autorität verleihen.

Gestatten Sie mir nun einige kurze Andeutungen zu geben, über die noch zu lösenden Aufgaben. Das erste und dringendste Bedürfnis ist die Errichtung mehrerer rein katholischer Anstalten im Norden und besonders im Osten Deutschlands. In den Provinzen, wo die Errichtung einer rein katholischen Anstalt wegen der geringen Anzahl der katholischen taubstummen Kinder nicht möglich ist, muß auch für die wenigen Zöglinge auf die Anstellung katholischer Lehrer gedrungen werden. Das gilt für die Anstalten Halberstadt wo 7, Schleswig wo 5, Hildesheim wo 13 und Frankfurt am Main wo 10, Dresden wo 5 und Hamburg wo 5 katholische Kinder sind und bisher kein katholischer Lehrer wirkte.

Wir üben gewiß religiöse Toleranz und dringen darauf, daß sie von unsern Glaubensgenossen geübt werde. Wahre Toleranz besteht aber doch nur da, wo die Pflichten und Rechte der einzelnen Konfessionen geachtet werden. Nun gibt es aber keine wahre Religiosität ohne Konfession, und die katholische Kirche hat nicht das Recht allein, sondern die heilige Pflicht, ihre Glieder nach Kräften in der katholischen Religion zu erziehen. Es ist schon dankbar anerkannt, daß auch an simultanen Anstalten (mit Ausnahme der oben genannten 8 Instituten) den katholischen Taubstummen nach Möglichkeit Rechnung getragen wird. Da aber Vieles nicht möglich ist, da insbesondere die bloße Erlernung der religiösen Wahrheiten ohne praktisches katholisches Leben nicht genügt und für Taubstumme um so weniger genügt, als die religiöse Erziehung in den Anstalten in vielen Fällen die einzige ihnen zugängliche ist, so sind konfessionelle Anstalten vernunftgemäße Forderung jeder Konfession. Es könnten namentlich in den östlichen Provinzen mit den in simultanen Instituten untergebrachten katholischen Zöglingen in jeder derselben sehr wohl eine katholische Anstalt errichtet werden.

Die zweite zu lösende Aufgabe besteht in der Errichtung einer regelmäßigen Seelsorge der erwachsenen Taubstummen. Das Allerwichtigste ist gewiß geschehen und geschieht noch, d. h. es wird jeder Priester mit dem zum Empfang der heiligen Sakramente kommenden Taubstummen zur Not fertig werden. Wenn man jedoch bedenkt, daß in größeren Städten immer eine Anzahl von Gehörlosen sich finden, die der Anhörung des göttlichen Wortes und vieler anderen religiösen Anregungen beraubt werden, so ist es mehr als erwünscht, daß Taubstummen-Seelsorger sich dieser Armen in besonderer Weise annehmen.

Das ist gleichbedeutend mit der Forderung nach besonderer Ausbildung hierzu befähigter katholischer Geistlicher im Taubstummenunterricht. Gewiß wird auf Anregung der bischöflichen Behörden auch den katholischen Priestern gewährt werden, was, wie bemerkt, den protestantischen Geistlichen gern bewilligt worden ist: Mittel und Gelegenheit zu einer mehrwöchigen Unterrichtskursus an Taubstummenanstalten.

Es sollte drittens Fürsorge getroffen werden, den in Dörfern und kleineren Städten zerstreut wohnenden Taubstummen wenigstens zwei Mal jährlich den Besuch eines Taubstummengottesdienstes in der nächstliegenden größeren Stadt und den Empfang der heiligen Sakramente zu ermöglichen. Auch hierfür wird staatliche Unterstützung erreichbar sein.

Pauperes evangelizantur! Die größte Armut ist die Armut an der Wahrheit und Gnade. Ihr zu Hilfe zu kommen, galten die bisherigen Forderungen. Das ist jedoch nicht genug. Das Christentum hat der Welt nicht nur Wahrheit und Gnade, sondern auch Kultur und Wohlfahrt gebracht.

Darum muß auch für die Taubstummen in wirtschaftlicher Hinsicht Fürsorge getroffen werden.

Einer der ersten Forderungen auf diesem Gebiete geht dahin, Institute, namentlich für das weibliche Geschlecht, zu gründen, durch welche die aus den Anstalten Entlassenen Gelegenheit finden, sich für einen Lebensberuf in den ihnen zugänglichen Handwerken auszubilden. Die Anstalten in Süddeutschland, namentlich das St. Florentius-Werk, sind dazu Vorbild.

Meine zweite Bitte richtet sich besonders an die katholischen Geistlichen und an die katholischen Taubstummen in den Städten und betrifft die Gründung katholischer Taubstummenvereine womöglich mit Wohlfahrts-Einrichtungen, wie Arbeitsnachweis und Unterstützung hilfsbedürftiger Mitglieder.

„Artaend's — sagt Walther — ist das Vereinswesen so ausgebildet, wie unter den Taubstummen. Es erklärt sich daraus, daß der Gehörlose wie kein anderer den Umgang derer sucht, die mit ihm das gleiche Schicksal teilen und mit denen es in einer ihm geläufigen und bequemen Sprache nach Herzens-

lust plaudern kann". Es ist ganz natürlich, daß der katholische Taubstumme beim Mangel an katholischen Vereinen sich den allgemeinen Vereinen anschließen wird, zumal er dort oft einigen wirtschaftlichen Vorteil findet. Vernunft und Erfahrung lehren, daß dies vielfach auf Kosten seines katholischen Glaubens geschieht.

Enge damit verbunden muß das Bestreben sein, allmählich in den größeren Städten ein katholisches Taubstummenheim d. h. ein dem katholischen Verein zugehöriges Haus zu erwerben, welches der Sammelpunkt der ansässigen Taubstummen bildet und wo zugereiste oder stellenlose Taubstummen Unterkunft und Verpflegung finden.

Gestatten Sie mir nun, hochverehrte Anwesende, bevor ich schließe, Ihre Aufmerksamkeit auf die Sache der katholischen Taubstummen Berlins zu wenden. Wenn, was ich gesagt, mehr oder weniger für alle Städte gilt, so gilt es selbstredend in hervorragendem Maße für Berlin.

Lange, bevor ein Charitastag der Not der Taubstummen seine Teilnahme schenken konnte, haben edle und hochherzige Männer sie zu ihrer Sorge gemacht. Es ist ein unvergängliches Verdienst der evangelischen Taubstummenlehrer Arendt und Budau, den verstorbenen Prälaten Dr. Zahnel für die Sache der Taubstummen warm interessiert zu haben. Von ihm wie von seinem Nachfolger, dem hochw. Herrn Propst Reuber, ist denn auch die Seelsorge der ca. 400 erwachsenen Taubstummen Berlins eingerichtet und geschützt worden. Wir haben nunmehr zweimal im Monat Predigt und Segensandacht, wir haben seit 1892 einen katholischen Taubstummenverein und konnten auch infolge der gütigen Bewilligung einer Kirchenkollekte den bedürftigen Taubstummen mancherlei Fürsorge zuwenden. Aber alles Gesehene sind nur Anfänge. Sie begreifen, verehrte Anwesende, daß, wenn irgendwo so hier in der Großstadt, die möglichst baldige Errichtung eines katholischen Taubstummenheims eine geradezu schreiende Forderung ist. Berlin, das für die Vollstündigen so viele Gefahren für Glauben und Sitte bietet, hat deren für die Taubstummen erst recht große und viele. Von allen Gauen Deutschlands strömen die Menschen hierher und unter ihnen sind nicht wenige Taubstumme. Daß ganze katholische Deutschland muß auch an dem Bau des Berliner katholischen Taubstummenheims und der Kapelle Interesse haben.

Verehrte Anwesende! Vor dem Heilande stand einst hilflos ein Taubstummer. Der Erlöser erbarmte sich seiner und sprach das trostreiche: Ephphetha! Oeffne Dich! Ich habe die Ehre, auf dieser Versammlung beide zu vertreten: den Erlöser und die Taubstummen. Im Namen der letzteren siehe ich hilflos vor Ihnen. Hunderte, ja Tausende von katholischen Taubstummen Deutschlands halten ihre Hände mit mir empor und in ihrer so rührenden Gebärdensprache und mit flehentlich bittenden Augen wollen sie sagen: Helfen Sie uns! Sie, denen Gott die kostbaren, vielleicht manchmal mißbrauchten Gaben des Gehörs und der Sprache gegeben, helfen Sie uns, die wir beides entbehren. Und im Namen dessen, der den Taubstummen Erlöser geworden, rufe ich Ihnen zu: „Ephphetha! Oeffne Dich!

„Oeffne Dich, katholisches Verständnis, für die Sache einer Menschenklasse, die die Macht des Geistes umfangen halten wollte!

Oeffne Dich, katholisches Herz, für die, deren Gemüt oft so vereinsamt bleibt!

Oeffne Dich, katholische Hand, um die Not zu lindern, die die Armut der Sinne und der Mangel an äußern Gütern geschaffen!

Oeffne Dich, katholische Charitas! Umspanne mit denselben erwärmenden Armen auch dieses Elend, mit denen Du schon so vieles umfaßt und geheilt hast!

Bettelbriefe werden nicht verschickt. Wer etwas Näheres über die Taubstummen zu wissen wünscht, der mache einen Vermerk auf dem Postanweisungsschnitt, und spätestens im nächsten Jahre erfolgt eine illustrierte Broschüre gratis und franco.

Das Heim nebst der Kapelle wird der Ehre des heiligen Geistes geweiht werden.

Auch die geringste milde Gabe nimmt dankend entgegen der Taubstummenseelsorger P. Regidius Walterand (Dominikaner), Berlin NW. 21, Turmstraße 44.

Gedankenpähne.

von Chateaubriand.

Uebersetzt von Jakob Sch. in Düsseldorf.

Das Unglück des Menschen besteht nicht allein in der Schwäche seiner Vernunft, in der Mangelhaftigkeit seines Verstandes und den Wirrsalen seines Herzens, es sieht sich noch auf einem gewissen lächerlichen Boden menschlichen Schaffens. Die Revolutionen decken überhaupt die Unzulänglichkeit unserer Natur auf: Betrachtet man sie als Gesamterscheinung, so sind sie gewaltig, bringt man in's Einzelne ein, so findet man soviel Ungereimtheit und Niedrigkeit, so viele Menschen von Ruf, die nichts bedeuteten, so viele Sachen, die dem Genie zugeschrieben werden, in Wirklichkeit aber das Werk des Zufalls sind, daß man in gleicher Weise erstaunt ist über die Größe der Folgerichtigkeit wie über die Kleinheit der Ursachen.

Es gibt empörende Ungerechtigkeiten politischer Art, die nicht mehr ungestraft begangen werden können, weil die Kultur der Völker fortgeschritten ist. Würde man aber nicht glauben, daß diese Völker ihren Regierungen ohne Erfolg sagen können: „Ein solches Verbrechen, ein solches Unglück ist durch euren Fehler über uns gekommen.“ Sogar die Grundlagen der Gewalt werden durch diese Vorwürfe erschüttert; die Gewalt aber, der die Achtung der Nationen zu fehlen beginnt, ist in Gefahr.

In einem Volke, das seine erste Unschuld noch hütet, macht das von Fremden eingeschleppte Vaster schnellere Fortschritte als in einer Gesellschaft, die schon verseucht ist; gerade so wie ein gesunder Mensch in verpesteter Luft stirbt, wo ein Mensch, der daran gewöhnt ist, leben kann.

Quält Ihr Euch, die Tugend bei einem Volke, das sie verloren hat, wieder in Ehren zu bringen; es wird Euch nicht gelingen. Es gibt ein Prinzip der Zerstörung in Allem. Zu welchem Zwecke Gott das so angeordnet hat? Das ist sein Geheimnis.

Dem wahrhaft Heiligen und dem hochangelegten Menschen ist die Religion eine strenge Mahnerin, die ihn in der Demut unterweist und die ihm den Weg zur wahren Tugend zeigt; dem leidenschaftlichen und gewöhnlichen Menschen dienen ihre Lehren nur, um den menschlichen Stolz noch zu nähren und ihm einen Anstrich von Tugend zu geben. „Ich bin allen meinen Freunden und Feinden vor: wer aber kann sagen, daß es mir an Demut fehlt? Bin ich nicht auf die Knie gesunken?“

Man verfährt sich mit einem Feinde, der wegen der Eigenschaften seines Gemütes und Geistes unter uns steht; aber niemals vergeißt man demjenigen, der uns an Geist und Genie überragt.

Mit der Tugend tändeln, ohne sie wirklich lieben zu können, heißt die beiden schönen Händchen einer jungen Frau in alterungsgezungelte Hände pressen.

Sobald ein Gedanke von Wahrheit und Wert in unserer Vernunft auftaucht, wirft er ein Licht, das uns eine Menge anderer Dinge sehen läßt, die uns vorher unbekannt waren.

Zwei Freunde, die an einem schweren Leide tragen, sind manchmal ganze Stunden beisammen, ohne zu sprechen. Welche Unterredung kann den Wert des Gedanken austausches in der stummen Sprache des Unglücks aufheben?

Es sind geheime Mittelchen nötig, um die Schönheit des Körpers wieder zu heben; aber es bedarf deren keine, um die Schönheit des Geistes in Mitle zu halten.

Eine Leidenschaft, die sich zur Herrscherin aufgeworfen hat, löscht alle anderen in unserer Seele aus, gerade so wie die Sonne die Sterne im Glanz ihrer Strahlen verschwinden läßt.

Der Tod ist nach der Ansicht der Wilden eine große, wunderschöne Frau, der nur das Herz fehlt.

Literarisches.

Die Wahrheit. Herausgeber Dr. Franz Franz, Professor in München. Erscheint jeden Monat. Jährlicher Abonnementspreis 4 M. Verlag Jos. Bernkhan in München.

Inhalt des Novemberheftes: Rohling, Dr. Aug., Can., Univ.-Prof.: Zum Zinsverbot. — Rohrmoser, Franz: Die D. v. Bodenschwingh'schen Anstalten. — Renz, Dr. V. Alara: Die Christenböller vor dem Richterstuhl eines Moslem. — Erzberger, M., M. d. R.: Reichstag und Kolonien. — Hoermann, F.: „Naive Kunst“ und modernes Leben. — Bücherschau.

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt.
Verantwortlicher Redakteur: D. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 48.

Düsseldorf, den 26. November.

1905.

Inhalt: Evangelium zum vierundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Nachklänge zum Allerheiligenteste IV. — Die Werke der leiblichen Barmherzigkeit in sozialdemokratischer Betrachtung. — Verrechnet.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum vierundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXIV, 15—35. In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn ihr den Gräuel der Verwüstung, welcher von dem Propheten Daniel vorhergesagt worden, am heiligen Orte stehen sehet; — wer das liest, der verstehe es wohl! Dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge; und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, um etwas aus seinem Hause zu holen; und wer auf dem Felde ist, kehre nicht zurück, um seinen Rock zu holen. Und wehe den Schwangeren und Säugenden in jenen Tagen. Bittet aber, daß einere Plucht nicht im Winter oder am Sabbathe geschehe. Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, dergleichen von Anfang der Welt bis jetzt nicht gewesen ist, noch fernhin sein wird. Und wenn dieselben Tage nicht abgekürzt würden, so würde kein Mensch gerettet werden; aber um der Auserwählten willen werden jene Tage abgekürzt werden. Wenn alsdann Jemand zu euch sagt: Siehe hier ist Christus, oder dort! so glaubet es nicht. Denn es werden falsche Christen und falsche Propheten aufstehen, und sie werden große Zeichen und Wunder tun, so daß auch die Auserwählten (wenn es möglich wäre) in Irrtum geführt würden. Siehe, ich habe es euch vorhergesagt; Wenn sie euch also sagen: Siehe, er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus; siehe er ist in den Kammern, so glaubet es nicht. Denn gleichwie der Blitz vom Aufgange ausgeht und bis zum Untergange leuchtet; ebenso wird es auch mit der Ankunft des Menschensohnes sein. Wo immer ein Aas ist, versammeln sich auch die Adler. Sogleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden, und der Mond seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Und dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, und dann werden alle Geschlechter der Erde wehklagen, und sie werden den Menschensohn kommen sehen in den Wolken des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel mit derposaune senden, mit großem Schalle; und sie werden seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum andern zusammenbringen. Vom Feigenbaume aber lernet dieses Gleichnis: Wenn sein Zweig schon zart wird und die Blätter hervorgewachsen sind, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. So auch wenn ihr dies Alles sehet, so wisset, daß es vor der Tür ist. Wahrlich, sag ich euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies Alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Nachklänge zum Allerheiligenteste.

IV.

Das Evangelium des heutigen letzten Sonntags des Kirchenjahres redet eine sehr ernste Sprache. Nicht nur die schrecknerregenden Zeichen, die der Verwüstung Jerusalems und des jüdischen Tempels vorausgehen würden, kündigt der Herr da an, sondern auch die noch fürchterlicheren Zeichen, die den großen „Tag des Herrn“ (Psalm 117, 24) gewissermaßen einleiten werden.

Wohl dem Gerechten an jenem Gerichtstage! Bei seinem Lebensende war seine Seele allein vor Jesus, dem der Vater alles Gericht übertragen, erschienen, um den selbigen Urteilspruch entgegen zu nehmen, der ihr die himmlische Herrlichkeit eröffnete, — während der entseelte Leib auf dieser Erde zurückblieb, als eine Beute des Todes und der Verwüstung. Am Ende der Zeiten aber, lieber Leser, vom Tage des Weltgerichtes an wird der Triumph des Gerechten vollständig sein: Angesichts der unübersehbaren Versammlung des ganzen Menschengeschlechtes im Tale Josaphat werden seine Seele und sein verkürter Leib den verheißenen Lohn empfangen. Welche Veränderung! Der arme Lazarus, der vordem verachtet und hungernd vor des Reichen Tür lag und vergeblich die Brotsamen verlangte, die von dem reich besetzten Tische fielen; er erfreut sich nun eines unsagbaren Glückes und einer seligen Freude, die nicht vorübergeht, wie seine irdischen Leiden vorübergingen, sondern von ewiger Dauer sein wird. — vorausgesetzt, daß er während seiner irdischen Pilgerfahrt einem guten Baum vergleichbar war, der gute Früchte aufzuweisen hatte, als der Herr kam.

Der beredte hl. Kirchenlehrer Johannes Chrysostomus († 407) rief einst auf der Kanzel von Konstantinopel aus: „Kom möchte ich sehen in seinem Glanze und den heiligen Paulus, wie er gepredigt, und Jesus, wie Er auf Erden gewandelt!“ — Mehr als dieser Heilige sich wünschte, wird uns, lieber Leser, zuteil werden, wenn wir einst Zutritt erhalten zur ewigen Herrlichkeit. Da werden wir das „himmlische Rom“ in seiner ganzen Pracht und den hl. Paulus, samt der ganzen Schar der Engel und Heiligen, und Jesus sehen, — nicht bloß wie Er vordem auf Erden gewandelt, sondern in Seiner strahlenden Herrlichkeit, auf dem himmlischen Thron!

Nach der Anschauung Gottes, die das Wesen der ewigen Seligkeit ausmacht, wird uns im Himmel nichts so glücklich und selig machen, als der Anblick der himmlischen Schönheit und Glorie unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus. Die hl. Schrift sagt, daß Jesus, in dem die Gottheit und Menschheit in Einer Person wunderbar vereinigt war, „der Schönste sei von allen Menschenkindern“ (Psalm 44, 3). Der jüdische Philosoph Philo, der zur Zeit Christi lebte, hat uns eine Beschreibung seiner äußeren Gestalt aufgezeichnet. Zuverlässiger aber können wir auf die Schönheit und hinreichende Liebenswürdigkeit des „Menschensohnes“ schließen, wenn wir den Eindruck in Anschlag bringen, den Seine Gestalt, Seine Worte, Seine barmherzige Liebe auf Alle gemacht hat, die das Glück hatten, Ihn auf Erden zu sehen.

Da steht Er am See Genesareth. Das Brüderpaar Petrus und Andreas ist fleißig bei der Arbeit,

die das tägliche Brot schafft. Ein Wort Jesu: „*Folgt Mir nach!*“ — und diese Männer werfen ihre Fischergeräte hin und folgen Ihm, ohne zu fragen und zu sorgen um ihre Zukunft! Da sind noch zwei Brüder, Johannes und Jakobus auf dem See tätig, zugleich mit ihrem Vater Zebedäus: Jesus spricht ein Wort, — und sie verlassen ihren alten Vater und ihr Gewerbe und folgen Ihm, wohin Er sie führen will! Der Zollbeamte Matthäus läßt auf ein Wort Jesu seine Zollbank und deren ganze Einnahme im Stich, — Jakobus, ein anderer reicher Steuereintreiber, gibt sofort die Hälfte seines Vermögens an die Armen, weil Jesus nur in seinem Hause eingekehrt ist! Ein Blick aus Seinem strahlenden Auge war mächtig genug, um einen gefallenen Petrus weinen zu machen, — das Herz der Sünderin Magdalena mit reiner Liebe zu entzünden. Seine Jünger konnten sich gar nicht trennen von ihrem geliebten Meister. Als Er sie einst fragte: „*Wollt auch ihr weggehen?*“ — antwortete Simon Petrus im Namen Aller: „*Herr, zu wem sollen wir gehen? Du allein hast Worte des ewigen Lebens!*“ (Joh. 6.) Doch was rede ich, lieber Leser, von Seinen Jüngern? Die ganze Welt lief Ihn nach, wie selbst die Pharisäer einräumen mußten (Joh. 12, 19). Das Volk umgab Ihn, wo Er sich zeigte; wohin immer Er ging, folgte es Ihm in Schaaren; auf die Berge, in die Wüste, an das Ufer des Sees; es verließ Haus und Arbeit, verzog auch Essen und Trinken; es konnte sich nicht von Ihm trennen. Selbst die Heiden kamen herbei und riefen: „*Wir wollen Jesum sehen!*“ (Joh. 12, 21). Nichts konnte Seiner Liebe widerstehen: Die Belehrung der Ehebrecherin, die Auferweckung des Jünglings zu Naim und des Lazarus, die so oft wiederholte Vergebung der Sünden, die Wunder Seiner Erbarmung über alle Leidende und Unglückliche, die Ihm nahten, jedes Wort, jeder Schritt, jede Handbewegung war der Ausdruck seiner göttlichen Liebenswürdigkeit. Und wer aus uns, lieber Leser, kann heute, nach neunzehnhundert Jahren, nur das Bild des Gekreuzigten anschauen, ohne daß sein Herz zur Liebe entzündet werde und zu dem sehnächtigen Verlangen, Ihn einst von Angesicht zu Angesicht zu schauen, „*der uns geliebt hat bis zum Tode, ja bis zum Tode des Kreuzes?*“ (Phil. 2, 8.)

Welche Seligkeit also wird uns einst der Anblick der himmlischen Glorie und Herrlichkeit unseres göttlichen Erlösers gewähren! Auf dem Berge Tabor enthüllte Er für einige Augenblicke Seine Herrlichkeit vor seinen drei Lieblingsaposteln: Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, Sein Gewand ward weiß wie der Schnee, Moses und Elias erschienen, und der himmlische Vater ließ die Stimme Seiner göttlichen Liebe vernehmen, — da konnten die Apostel zwar den Anblick Seiner Herrlichkeit nicht ertragen, so daß sie ihr Angesicht verbergen mußten, und doch fühlten sie sich so selig und glücklich, daß Petrus ausrief: „*Herr hier ist gut sein, hier laß uns drei Hütten bauen!*“ (Matth. 17, 4.) — Und nach der Auferstehung Jesu: wie goh seine Erscheinung jedesmal Staunen, aber auch Himmelsfrieden in die Herzen derer, die Ihn sahen! Als der zweifelnde Thomas seinen Finger in die Wundmale der Hände und seine Hand in die Seitenwunde Jesu legte, da vermochte er, aufs tiefste bewegt, nur das Wort zu stammeln: „*Mein Herr und mein Gott!*“

Welch' eine Seligkeit wird es sein, lieber Leser, die Wundmale unseres Erlösers einst strahlen zu sehen im himmlischen Glanz? Welch' ein Jubel, wenn wir Ihn sehen dürfen, wie vor Ihm alle Knieen sich beugen, die im Himmel auf der Erde und unter der Erde sind! Welch' eine Seligkeit, wenn wir das Uebermaß der Liebe erkennen, die der unendliche Gott für uns eingesetzt hat; erkennen, wie teuer Er uns erkaufte, wie Er Sein Herz uns geschenkt und jene himmlische Wohnung der ewigen Liebe uns bereitet hat! Welch'

eine Seligkeit, so von Jesus geliebt zu werden und Ihn wiederlieben zu dürfen!

S.

KS Die Werke der leiblichen Barmherzigkeit in sozialdemokratischer Betrachtung.

Zu allen Zeiten hat die christliche Wohlthätigkeit auch dem erbittertesten Gegner des Christentums Anerkennung abgenötigt. Nur dort, wo man sich durch den Haß auf die Pfade der Verleumdung und Beschimpfung hat führen lassen, wie das bei der sozialdemokratischen Schriftstellerei der Fall geworden, begreift man selbst die christliche Caritas.

Vor nicht langer Zeit erschien eine Broschüre „*Religion ist Privatsache*“ (Erläuterungen zu Punkt 6 des Erfurter Programms, Berlin 1905), in welcher ihr Verfasser, Hr. Stampfer, seine grenzenlose Ignoranz in Fragen der Religion, Philosophie, Ethik, Geschichte und allen übrigen Wissensgebieten der Welt offenbart, soweit diese ihre Zeit darauf verwenden will, solche sozialdemokratische Broschüren zu lesen. In dieser Broschüre heißt es zum Erweis der Rückständigkeit der katholischen Moral wörtlich über die sieben Werke der leiblichen Barmherzigkeit:

„*Seltzam sind die sieben Werke der „leiblichen“ Barmherzigkeit, die die katholische Kirche gebietet und die Kinder in der Schule lehrt. Sie lauten nämlich: 1. Die Hungrigen speisen. 2. Die Durstenden tränken. 3. Die Nackten bekleiden. 4. Die Fremden beherbergen. 5. Die Gefangenen erlösen. 6. Die Kranken besuchen. 7. Die Toten begraben. Das war sehr deutlich und bestimmt für die mittelalterliche Zeit, für die es galt, die noch keine öffentlichen Wasserleitungen und Brunnen, wenig Gasthöfe und Herbergen und kein geordnetes Begräbniswesen kannte. In unseren modernen Verhältnissen sind diese Sätze — sofern sie nicht ganz den Sinn verloren haben, — sehr dehnbar und ausdeutungsfähig geworden. Im übrigen wird ja für die Unterlassung dieser gebotenen Werke Verzeihung gegeben durch den Beichtvater, dessen Handlungsweise wieder durch moraltheologische Theorien bedingt ist“ (S. 22).*

Zunächst sei einmal diesem großartigen Feind des Christentums verraten, daß diese Werke der leiblichen Barmherzigkeit nicht erst aus dem Mittelalter stammen, sondern von dem göttlichen Stifter des Christentums selbst. Vielleicht hat Herr Stampfer noch nicht aus seinen Schulkenntnissen verstanden, daß es ein Evangelium nach Matthäus gibt. Nun dort Kapitel 25, 35, wird er den Ursprung dieser „für das Mittelalter bestimmten Sittenlehre“ finden. Wenn also jemand das Prädikat „*seltzam*“ verdient, so die Geschichtskennntnis des sozialdemokratischen Broschürenschreibers.

Und „*seltzam*“ findet er diese Werke der leiblichen Barmherzigkeit. Ja „*seltzam*“ hat sie auch die damalige Welt gefunden: „*seltzam*“ erschien jener Welt eine solche Lehre, noch seltsamer, daß es wirklich Menschen gab, Männer und Frauen, die in unergleichlichem Idealismus und unerreichter Opferfähigkeit diese sieben Sätze als Lebensprogramm annahmen und durchführten. „*Seltzam*“ war es jener Welt, daß die Kreise des Reichstums freiwillig hinterstiegen in die Armut, um der notleidenden Menschheit zu helfen; „*seltzam*“ fand man es, als dieser neue Geist die großartigste Erfindung machte, welche die Welt gesehen, die Erfindung der Krankenhäuser und Hospitäler, daß die Reichen ihre Paläste zu Hospitälern einrichteten und sie als Villa languentium (Villa der Kranken) in den Dienst der Humanität stellten, wie das jene römische Patrizierin Fabiola getan hat, die, aus dem Heldengeschlecht der Scipionen stammend, damit den Ruhm ihrer großen Ahnen übertroffen hat. Weil die Welt schon damals diese „*seltzamen*“ Dinge durch die Christen vollführt sah, darum hat das Christentum die Welt erobert.

Dieser Geist der praktischen Durchführung dieser sieben Werke der leiblichen Barmherzigkeit war kein Strohhalm, nein, des Feuer, das am Pfingstfest als dem Fest des hl. Geistes der Liebe vom Himmel fiel, das kann wie erlöschen und ist nie erloschen, es flammt hoch auf gerade in dem so arg mikhandelten Mittelalter. Es ist ein Protestant, dem diese Erscheinung die Worte abnötigt:

„*Wo finde ich Farben, um jene glühende Liebe und jenen brennenden Eifer und jenen sich selbst verzehrenden, ja sich selbst entmenschenden Drang zu schildern, womit eine Reihe wahrhafter Helben und Helbinnen der Entfagung in die Fußstapfen eines Hieronymus, Chrysostomus Augustinus traten. Mitten aus der Gemütsucht und dem Parteihader heraus . . . flammen Herzen*

auf in Liebe zu den Brüdern um Gotteswillen, wie sie ewig die Glorie der katholischen Kirche sein werden. Von Gregor dem Großen . . . bis zur letzten barmherzigen Schwester, welche heute der herzlose Radikalismus noch duldet . . . zieht sich eine oft bewunderungswürdige, immer merkwürdige Perlschnur katholischer Selbstaufopferung" (Wetz, Armut und Christentum, Stuttgart 1849, S. 20 ff.).

Vielleicht hat Herr Stampfer mal die Wartburg besucht. Dort in der Elisabethgalerie findet er sieben Medaillons, von dem unbergelichen Meister Schwind gemalt, darstellend die sieben Werke der leiblichen Barmherzigkeit, und die Heilige, die dort inmitten der Repräsentanten des menschlichen Elends in jeder Gestalt des behren Helferamtes walten, ist eine Fürstin, die eben als ihres Lebens Nichtsnur die Werke der leiblichen Barmherzigkeit gewährt.

Wir danken dem sozialdemokratischen Bolleter, daß er — freilich ohne es zu wollen! — der christlichen Caritas und ihrem Erfindungsgeist ein glänzendes Lob spendet. Er tut das in den Worten, diese sieben Sätze seien in unseren modernen Verhältnissen „sehr dehnbar und ausdehnungsfähig“ geworden. Wir nehmen diese Worte auf, aber in einem ganz anderen Sinne. Ja gewiß, die christliche Caritas hat diese sieben Worte „ausgedehnt“ und „ausgedeutet“ entsprechend den modernen Verhältnissen.

Diese sieben Werke der leiblichen Barmherzigkeit von dem Erfindungsgeist der christlichen Barmherzigkeit ins Moderne überführt, sind gerade in der Gegenwart von der größten und aktuellsten Bedeutung. Sehen wir nun mal näher zu!

Die Hungrigen speisen: Ist das noch notwendig? In der sozialdemokratischen Presse wird stets mit Entrüstung gepölkelt, wenn irgendwo zwischen „Halbe und Heerweg“ eine Leiche gefunden, bei der dann als Todesursache konstatiert wird, die „Abwesenheit der nötigen Nahrungsmittel“, wie ehemals die Londoner Coroner das Wort Hungersnot faßlichmäßig zu umschreiben pflegten. Auch das Wort „Hungertypus“ hat für die Kulturwelt des 19. Jahrhunderts keinen besonders rühmlichen Klang und heute spricht man so viel von Unterernährung! Die christliche Caritas hat also wohl Recht, wenn sie mit der Parole „Die Hungrigen speisen“ nicht bloß Singensvereine organisiert, welche in die Hütten der hungernden Armut Brot bringen, sondern eine Sozialpolitik fordert und betreibt, welche das Gespenst des Hungers von den Arbeiterfamilien fernhält.

„Die Durstenden tränken“ scheint dem naiven Sozialdemokraten im Zeitalter der öffentlichen Wasserleitungen und Brunnen höchst überflüssig. Aber ach, auch im Zeitalter der öffentlichen Wasserleitungen und Brunnen gibt es noch zahlreiche Kranke, die im Fieberdurst nach kühlendem Trank ledigen! Der Erfindungsgeist der christlichen Barmherzigkeit hat das Wort die „Durstenden tränken“ zugunsten dieser Durstenden ausgedeutet. Und noch ein anderes: Es gibt heute „Durstende“ genug, welche aus lauter „Durst“ Sklaven des Alkohols und damit zum Ruin ihrer Familie geworden sind. Unter der Parole „Die Durstenden tränken“ ruft heute die christliche Caritas zur Abstinenz und sucht durch Bekämpfung der Alkohollaberei eine Unheilsquelle der Menschheit zu verstopfen — dahin hat christliche Caritas das Wort die „Durstenden tränken“ „ausgedehnt“ und „umgedeutet“.

„Die Nekten bekleiden“ ist auch heute leider noch nicht überflüssig. Freilich davon hat der sozialdemokratische Schwäher keine Ahnung, wie viele arme Kinder die christliche Caritas zu Weihnachten und Ostern und zum Fest der ersten hl. Kommunion „kleidet“.

„Die Fremden beherbergen.“ Darüber schüttelt Herr Stampfer besonders sein hohles Deuterköpfchen. Er meint, das passe nur in eine Zeit mit wenig Gasthöfen und Herbergen. Aber logiert man denn in den heutigen Gasthöfen und Herbergen, seien es auch nur Kaschemmen und elende Schlafstellen, umsonst? Doch diese Andeutung auf jene, welche eben um das Schlafgeld „sechten“, nur nebenbei; daran wollen wir vielmehr den guten Mann erinnern, daß die christliche Caritas mit dem Worte „Fremde beherbergen“ der Wohnungsfrage und des modernen Wohnungsenselendes sich angenommen und den Trogloditen (Höhlenbewohnern) unserer modernen Zivilisation zu Hilfe kommt.

„Die Gefangenen erlösen“ könnte dem hochmodernen Sozialisten im Zeitalter des modernen Rechtslebens ebenfalls überflüssig erscheinen. Aber die christliche Caritas hat dies dahin „ausgedehnt“ und „ausgedeutet“, daß sie die Fürsorge für die entlassenen Strafgefangenen mit dieser Etikette geschmückt, um diese „Gefangenen zu erlösen“ von dem Fluch des Ausgestoßen-

werdens aus der Gesellschaft und von den schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, ein neues Leben anzufangen. Auch die Bekämpfung der Sklaverei in den Kolonien, die ganze Antisklavereibewegung, deren Banner ein Papst, Leo XIII., entfaltet, tritt auf mit dem Wort des Herrn: „Ich war im Kerker und ihr kamet zu mir.“

„Die Kranken besuchen“ hat sich christliche Caritas niemals verdrießen lassen und Gott sei Dank auch heute nicht, trotz aller „Krankentassen“. Denn nicht bloß darauf kommt es an, daß man dem Kranken die Arznei auf den Tisch stellt, sondern daß eine weiche, helfende Hand ihm sein Lager richtet, die Wunden wäscht und die Arznei darreicht!

„Die Toten begraben“ — das besorgt heute das „geordnete Begräbniswesen“. — Ganz recht! Auch einen Beitrag zur Vinderung der ersten Not leistet die „Sterbekasse“: — aber ist's damit getan? Ist es überflüssig, trotz des geordneten Begräbniswesens, wenn die christliche Caritas helfend im Sterbezimmer erscheint und für Witwe und Waisen sorgt?

Gewiß, in unseren modernen Verhältnissen sind diese Werke der leiblichen Barmherzigkeit sehr „dehnbar und ausdehnungsfähig“. — Sie diesen modernen Verhältnissen entsprechend „gedehnt“ und „ausgedeutet“ zu haben, ist ein unangreifbarer Ruhmestitel der christlichen Barmherzigkeit.

Warum hat die Sozialdemokratie nicht ihrerseits diese sieben Werke in ihr Erfurter Programm aufgenommen, wenn es ihr um mehr zu tun ist, als ein bloßes Maulheldentum, aber nimmer um wirkliche Vinderung der Not?

Daß die Sozialdemokratie diese christliche Barmherzigkeit „seltsam“ findet, zeigt offensichtlich, wie diesen Leuten über der gewissenlosen Hebe jegliches Gefühl für weltliche Hülfen abhanden gekommen ist. Freilich, haben ist ungemein leichter als helfen; schimpfen über Christentum und Caritas billig wie Brombeeren, aber helfend die Hand anlegen, das ist etwas ganz anderes. Seltsam, sehr seltsam ist eine solche Anfeindung der christlichen Caritas im Munde derjenigen, welche sonst mit großen Worten als Volkswohlthäter und Menschheitsbeglückter sich anpreisen. Seltsam, sehr seltsam!

= Verrechnet.

Novellette von E. M.

Der Bankier Goldstein sah in seinem Privat-Kabinett. Es war noch früh am Morgen. Aber trotzdem schien er schon in mühsamer Stimmung zu sein, und zwar so, daß die ihm überbrachte Morgenpost noch uneröffnet auf seinem kostbaren Sekretär lag.

Es mußte schon etwas besonderes sein, das ihn Börsen- und Kursberichte vergessen ließ.

Er hatte eine Tochter — eine sehr schöne Tochter, einziges Kind. Es war sein Augapfel. Aber gerade dieser Augapfel schmerzte ihn jetzt, so daß er unbedingt eine Operation an ihm vornehmen mußte.

Seine Tochter hatte nämlich eine Gewohnheit. Jedes Jahr ging sie einmal nach Monte-Carlo. Und dort auf dem grünen Tuche ließ sie jedesmal so ungefähr hunderttausend Mark zurück.

Wenn der Verlust des Geldes auch dem Bankier weiter nichts ausmachte — aber es schmerzte ihn doch.

Und dem Verlust wollte er jetzt vorbeugen. Seine Tochter Edith hatte wieder ihr Reiseprogramm aufgestellt, darum mußte gehandelt werden und zwar schnell. Und dann war ihm seine Tochter auch etwas stark emanzipiert. Geiraten wollte sie erst, wenn sie alt war — erst „ihre Jugend genießen.“ Als ob sie dann noch jemand wollte, trotz ihrer Millionen. Aber alle Bewerber hatte sie noch ausgeschlagen.

Und gerade jetzt hatte sich der Sohn eines seiner besten Geschäftsfreunde als Freier angemeldet.

Was sollte er machen. Vor allen wollte er die bedrohten Hunderttausend retten.

Er stellte dem Bureaudiener.

„Rufen Sie mir Herrn Dorper, den jungen Buchhalter.“
Leise entfernte sich der Diener und kurz darauf stand der Berufene vor ihm.

„Hier, Herr Dorper, nehmen Sie Platz. Da, rauchen Sie sich eine Zigarre und dann hören Sie: „Kennen Sie meine Tochter?“

Dem Buchhalter war die Art und Weise des Empfangs schon aufgefallen — jetzt konnte er doch nicht umhin seinen Chef von der Seite anzublinkeln.

„Ja,“ sagte er dann, „das heißt, ich sah sie einigemal.“

„Gut, gut. Sie werden aber wahrscheinlich nicht von ihr erkannt?“

„Nein!“

„Desto besser. Also passen Sie auf. — Aber so rauchen Sie doch, — so —. Also, Sie werden morgen früh mit

dem D-Zug nach Monte-Carlo fahren. Meine Tochter fährt mit demselben Zug. Sie lassen sich aber möglichst nicht von ihr sehen. In dem Hotel, wo meine Tochter absteigt, steigen Sie auch ab. Jetzt kommt aber das Wichtigste Ihrer Mission. Sie werden in das Kasino gehen und spielen, an demselben Tisch, wo meine Tochter spielt. — aber, hören Sie — sehen immer auf die entgegenstehende Farbe wo meine Tochter hinsetzt, — haben Sie mich verstanden?"

"Ja."
"Dann gut. Hier sind fünfzigtausend Mark. Für heute sind Sie frei. Ordnen, regeln Sie alles. Viel Vergnügen, Herr Dorper."

"Danke." Mechanisch strich er das Geld ein und ging hinaus. Der Bankier rieb sich vergnügt die Hände. "So, dem wäre vorgebeugt. Was meine Tochter verliert, gewinnt mir Herr Dorper wieder. Dann kostet mich die Sache nichts." Und vergnügt nahm er die Bestüre der Kurberichte vor.

Der junge Buchhalter fand sich vortrefflich in die ihm übertragene Rolle. Er war in dem Hotel de Paris, dem schicklichsten Hotel von Monte-Carlo, abgestiegen.

Es war am ersten Morgen seines, oder besser, ihres Dorsteins. Das Kasino, die Spielsäle waren noch geschlossen. Dorper schlenderte gemächlich nach dem Frühstück zum Meere hinab. Ihm, als dem Binnenländer, imponierte das am meisten. Dann nahm er sich ein Boot und ruderte etwas hinaus. Die See war ganz glatt. Voll Bewunderung ruhte sein Auge auf dem herrlichen Fleckchen Erde, auf der wundervollen Bucht, hinter der das Kasino seine schlanken Türme in die azurine Luft streckte. So versunken war er in den Anblick, daß er das Näherkommen eines kleinen Bootes nicht achtete.

"Achtung, mein Herr!" Der Ruf kam aber zu spät, wenigstens um den leichten Zusammenstoß zu vermeiden.

"ardon, daß mein Boot Ihnen im Wege war, gnädiges Fräulein," erwiderte Dorper, seinen Strohhut lässend. Er hatte Edith, die Tochter seines Chefs erkannt. Diese erkannte in dem Sprecher sofort den Landsmann.

"Auch wohl noch nicht lange hier, Herr...?" fragte sie, ihr Boot mit einem leichten Schlag längs seines legend. "Nein, seit gestern. Komme von München, Eugen Dorper," stellte er sich vor.

"Ach, lassen Sie doch den Namen zurück, Herr; es ist doch besser man sieht sich, vergnügt sich, geht auseinander, ohne daß man sich kennt. Finden Sie nicht?"

"Nun, darüber kann man verschiedener Meinung sein, gnädiges Fräulein."

"Ich habe meine Meinung, was Sie darüber denken, ist mir gleich. Uebrigens erinnert Ihre Sprache an den Norddeutschen."

"Bin ich auch. War nur die letzte Zeit in München. Papa Goldstein mochte die Kollage verantworten."

Die schöne Edith blickte eine Zeitlang in das blaue Wasser, das so klar, so rein war.

"Wahrhaftig," rief sie dann plötzlich, "Ich bin doch ein albernes Ding. Ich habe mich gerade über den Gedanken erlappt, wie ich so stundenlang ins Meer schauen könnte und träumen... Aber kommen Sie, Herr; um zwölf Uhr werden die Spielsäle geöffnet. Sie spielen doch auch?"

"Will's mal versuchen."
Mit kräftigem Ruderschlag trieben sie die Boote wieder an Land. Dorper schickte etwas vor um nicht verraten zu müssen, daß er in demselben Hotel wohnte.

Noch etwas vor zwölf Uhr war er am Kasino. Pünktlich fand sich auch Edith ein. In dem Sturm auf die grünen Tische wurde er fast von ihr getrennt. Dann sah er sie aber an einem der Tische sitzen und getreu der Anweisung nahm auch er dort Platz. Ein flüchtiges Reigen ihres Hauptes bedeutete das Wiedersehen. Aber dann war ihre Aufmerksamkeit nur auf das Spiel gerichtet. Sie setzte und Dorper setzte gegen. Ununterbrochen bis nachts zwölf, wo die Spielsäle geschlossen wurden.

Dorper schwindelte es. Solch eine Kraftleistung hatte er noch nicht vollbracht. Er sah nur zwei Farben vor sich, das Grün der Tische und das schimmernde Gold des Goldes. Aber der Erfolg war für ihn außerordentlich. Das System hatte Chancen.

Draußen traf er wieder mit Edith zusammen.

"Nun," rief sie lachend, "Sie haben wohl Glück gehabt?"

"Oh," entgegnete er leichtsin, "so etwas. Und Sie, gnädiges Fräulein?"

"Ach. Aber das habe ich eigentlich immer. Uebrigens, wo wohnen Sie?"

"Nun mußte er bekennen. "Hotel de Paris."

"Dort wohne ich auch. Wenn's Ihnen recht ist, plaudern wir noch etwas zusammen."

"Mit dem größten Vergnügen, gnädiges Fräulein."

"Phrase oder Wahrheit, Herr?"

"Wahrheit."

"Nun, dann kommen Sie. Wissen Sie, mein Herr, Ihre Art liebe ich. Am Spieltisch habe ich Sie bewundert. Das hat mir bis jetzt noch keiner nachgemacht, zwölf Stunden anhaltend zu spielen."

Dorper hätte am liebsten eine Berwünschung getrunnt. So aber dankte er für das Kompliment.

Im Hotel liegen sich beide den Kaffee auf die Veranda bringen. Edith nahm ein feines, zierliches Schildplatt-Stuhl und zündete sich eine Zigarette an. Dorper folgte ihrem Beispiel.

"Auf Ehre, Herr, Sie gefallen mir. Solche Ruhe am Spieltisch habe ich selten gefunden. Und solche Ausdauer. Ich glaube, Sie würden einen prächtigen Ehemann abgeben." Dorper konnte doch ein leichtes Verlegenheitsstöhnen nicht unterdrücken.

"Sie überschätzen mich, gnädiges Fräulein. Uebrigens hat mir Ihre Nähe Glück gebracht und ließ mich so lange ausharren."

"Jetzt schmeicheln Sie, Herr. So wie Sie am Spieltisch sahen, gestehen Sie mir besser. Ich hasse die Männer, die vom Goldfieber befallen werden. So wie Sie es behandelten, gefällt mir. Es ist ja doch alles Schindäre." Und nachlässig blies sie den Rauch ihrer Zigarette in die laue Luft.

"Uebrigens," fuhr sie fort, "wird mir das ganze Spiel zuwider. Ich sagte ja diesen Morgen schon, ich würde sentimental. Am liebsten möchte ich heiraten. Wahrhaftig, mein Herr. Und zwar am liebsten Sie. Heute Morgen waren Sie mir im Wege, da draußen auf dem Meere, dann die ganze Zeit im Spielsaal, dann wenigstens immer. Wenn Sie nun vorhin aufrichtig waren, daß ich Ihnen Glück gebracht — hier, nehmen Sie Ihr Glück."

Sie reichte ihm ihre Hand hin. Zögernd nahm sie Dorper. Es war ihm wie ein Traum, aber ein schöner.

Ihre derbe, etwas unweibliche Aufrichtigkeit gefiel ihm. Und er hatte sie so getäuscht. Fast feierlich sagte er:

"Mein gnädiges Fräulein, erst hören Sie mein Bekenntnis und wenn Sie dann noch wollen — wohlan ich wags."

"Nun, mit dem Wagen ist's gut, mein Herr. Aber ich höre."

Rückhaltlos erzählte Dorper alles. Edith hörte aufmerksam zu. Dann lachte sie hell auf.

"Nun, mein gnädiges Fräulein, wie fällt Ihr Urteil aus?" frug Dorper gespannt.

"In der Beobachtung am Spieltisch habe ich mich allerdings getäuscht, aber Sie gefallen mir trotzdem, und wenn Sie es wagen wollen — ich auch."

Sie reichte ihm ihre Hand hin, die er mit festem, warmen Druck umspannte. Dann trennte man sich.

Der Bankier Goldstein saß an seinem Schreibtisch und las den Brief seines jungen Buchhalters.

"Sehr geehrter Herr Chef! Die Erfüllung meiner Pflicht hat eine außerordentliche Anstrengung verursacht, da Ihre Fräulein Tochter sabelhaft ausdauernd ist. Gespielt haben wir nur einmal, von mittags zwölf bis nachts zwölf. Sie geben zu, daß das eine Leistung ist. Doch kann ich Ihnen zu meiner Freude mitteilen, daß der Erfolg auch dementsprechend war. Ich habe ungefähr hunderttausend Mark gewonnen und gedenke mich nun selbständig zu machen. Von den mitgegebenen fünfzigtausend Mark sende ich Ihnen mit folgender Post nach Abzug der Spesen und sonstiger Auslagen siebenundvierzigtausend Mark wieder zu. Im Vertrauen auf ihre Güte und das mir bisher bewiesene Wohlwollen bitte ich gehorsamst, um meine Entlassung. — Gleichzeitig wage ich als Selbständiger eine zweite Bitte an Sie. Ich habe Ihre Tochter Edith näher kennen und lieben gelernt und bitte ganz ehrerbietig um die Hand derselben. In einem folgenden Schreiben wird Ihnen Edith unsere Verlobung mitteilen. Als Verlobter Ihrer Tochter wäre ich auch nicht abgeneigt, als Teilhaber in ihrem geschätzten Bankhause einzutreten, und würde ich außer meiner eigenen Kraft, die Sie hoffentlich kennen und schätzen gelernt haben, hunderttausend Mark als Einlage bringen. Mit aller Hochachtung Ihrem geschätzten Schreiben entgegengehend, zeichne Ergebenst Eugen Dorper."

"Unerschämter", brante der Bankier zuerst auf. Doch als sich der erste Sturm gelegt, als er mal ruhig urteilte, was sollte er machen. Er schrieb: Ja.

Und schon der nächste Zug brachte das junge Paar in die Heimat zurück.

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt.

Verantwortlicher Redakteur: D. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 49.

Düsseldorf, den 3. Dezember.

1905.

Inhalt: Evangelium zum ersten Sonntag im Advent. — Die Auferstehung von den Toten. — Gerächt!
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum ersten

Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XXI, 25—33.

„In der Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Es werden Zeichen an der Sonne, an dem Monde und den Sternen sein, und auf Erden große Angst unter den Völkern wegen des ungestümen Rauschens des Meeres und der Fluten. Und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Erwartung der Dinge, die über den Erdbreis kommen werden; denn die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Dann werden sie den Menschensohn in der Wolke kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit. Wenn nun dieses anfängt zu geschehen, dann schauet auf und erhebet euere Häupter; denn es naht euere Erlösung. Und er sagte ihnen ein Gleichnis: Betrachtet den Feigenbaum und alle Bäume. Wenn sie jetzt Frucht bringen, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Ebenso erkennet auch, wenn ihr dies geschehen sehet, daß das Reich Gottes nahe ist. Wahrlich, sag ich euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Die Auferstehung von den Toten.

In ihrem nimmer rastenden Laufe hat die Zeit wieder einen großen, weiten Schritt gemacht. Ein Jahr der Gnade und Erbarmung unseres Herrn ist vorübergezogen vor unsern Augen und nun hinabgesunken in das unendliche Meer der Ewigkeit. Wiederum ergeht der Gnadenruf Gottes an die Welt und damit gleich der heutige Tag, der die heilige Schwelle eines neuen Zeitabschnittes, eines neuen Kirchenjahres, bildet, nicht ohne Frucht und Segen für unsere unsterbliche Seele bleibe, führt uns die Kirche Jesu, lieber Leser, die große Wahrheit des letzten Gerichtes vor Augen und mahnt, von dem flüchtigen Strome der Zeit und dieses irdischen Lebens hinüberzuschauen in das unwandelbare Leben der Ewigkeit.

So klingen die fruchtbar ernennte Worte des heutigen Evangeliums an unser Ohr, lieber Leser, wie die Botschaft der Ewigkeit, bei deren Schalle dereinst „die Wogen erbrausen und die Kräfte des Himmels erschüttert werden“, — bei deren Schalle die Toten auferstehen werden, um das Urteil des „Menschensohnes“ zu hören für immer und ewig.

Im Apostolischen Glaubensbekenntnisse sagen und bekennen wir mit der Kirche Gottes: „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches“. Wie tröstlich ist diese Glaubenslehre, lieber Leser, namentlich dann für uns, wenn wir tieftaunig am offenen Grabe eines unserer lieben Angehörigen stehen! Der Tod verliert seine ärassten Schrecken bei dem Gedanken an die einstige Auferstehung. Es liegt aber auch in uns ein, ich weiß nicht welsch ungeduldiges Verlangen nach vollständiger

Unsterblichkeit und ein neuerer französischer Schriftsteller hat sehr richtig bemerkt: „Jeglicher Volksglaube, alle Religionen der Welt und fast alle Philosophen haben angenommen, daß in der Strafe oder in der Belohnung die Seele nicht für immer von dem ihr eigentümlichen Organismus (dem Leibe) getrennt sein wird.“ *)

Woher kommt das, lieber Leser? Von einem natürlichen Triebe oder von einer göttlichen Verheißung? Wir antworten: von beiden zugleich! — Schon der alte Tertullian, **, ein Kirchenschriftsteller des zweiten Jahrhunderts, hat gesagt: „Bevor Gott uns ein Versprechen machte, gab er uns die Natur zur Lehrerin, daß sie uns über das Geheimnis unserer Auferstehung unterrichtete; Er zeigte uns Seine Werke, bevor Er uns Seine heiligen Schriften zu lesen gab, Er ließ die Kräfte der Welt sprechen, bevor Er uns Seine Stimme hören ließ.“

Die uns umgebende Natur gibt uns in der Tat gleichsam ein Vorbild jenes geheimnisvollen Ereignisses, das am Ende der Tage unsere Glorie und unsere Glückseligkeit vollenden soll. Die Bäume unseres Gartens stehen jetzt entlaubt, wie tot da, — um im kommenden Frühling in herrlichem Blätter- und Blütenschmucke wieder „Auferstehung“ zu halten. Wie würde der staunen, der dieses Wunder der Natur vorher nie geschaut hätte. Der fleißige Landmann streut alljährlich die Samenkörner in die Erde; sie müssen sterben und verwesen, um bald darauf in anderer Gestalt wieder aufzuleben und gleichsam „Auferstehung“ zu halten. Und die Raupe, dieser kriechende Wurm, muß sterben, um durchsichtige oder farbenprächtige Flügel zu erhalten und ein leichtschwingender Bewohner der Lüfte zu werden. „Das sind aber — sagt Tertullian — ebensoviele Bilder, die mich lehren, daß das, was verschwindet, zu seinem ursprünglichen Zustande zurückkehren kann; daß das, was zu leben aufhört, wieder anfangen kann, zu leben; daß Alles nur zu enden scheint, um von neuem zu sein. Warum (fährt er fort) sollte es für meinen sterblichen Leib nicht auch eine Erneuerung geben, wie es für die Natur eine Erneuerung gibt? Warum sollte ich das menschliche Fleisch, nachdem es wie das Saatkorn in die Erde gesät ist, wo es sich zerlegt, nicht auch gleich dem Saatkorn wieder aufleben sehen?“ — Und warum sollten wir nicht mit dem großen Dichter des Mittelalters sprechen: „Mein Leib, diese irdische Raupe, ist bestimmt, den engelgleichen Schmetterling hervorzubringen, der davon fliegt, wehrlos, zur ewigen Gerechtigkeit?“ ***)

Wir wissen ja, lieber Leser, daß unser Leib keineswegs ein Grab, ein Gefängnis, eine Kette ist, welche die

*) G. Martin, das künftige Leben nach dem Glauben und der Vernunft, VII, § 17.

**) „Ueber die Auferstehung des Fleisches“, Kap. 12. —

***) Dante, Purg. X.

Seele an die Erde gefesselt hält; auch nicht ein Gasthaus, wo sie nur vorübergehend sich aufhält; noch endlich ein einfaches Werkzeug aus Fleisch und Knochen, dessen die Seele sich bedient, um sich zu offenbaren, — sondern ein Teil von unserm Selbst, mit dem die Seele nur ein einziges Wesen bildet, um ein einziges Leben zu leben. „Es ist natürlich,“ sagt darum der Hl. Thomas, „daß die Seele mit dem Leibe vereint ist, da sie ihrem Wesen nach die Form des Körpers ist; und diese Verbindung von Leib und Seele ist so enge, so innig, daß sie nicht zerrissen werden kann, ohne daß unsere ganze Natur vor Schrecken erbebe.“ — Und weiter sagt der große Kirchenlehrer: „Unsere Seele ist ohne Zweifel herrlich und schön, wenn Gott sie einst im Himmel mit Seiner Glorie umkleidet hat; allein da sie wesentlich ein Teil der menschlichen Natur ist, so ist sie in gewissem Sinne unvollständig, solange sie vom Körper getrennt ist; es bleibt ihr darum ein Verlangen, das befriedigt sein will.“

In diesem Punkte spricht aber auch unser Bewußtsein gerade so, wie unsere Vernunft. Wir haben die Ueberzeugung, daß wir ein einziges Wesen in unserer aus Seele und Leib zusammengesetzten Natur sind; es ist derselbe Mensch, der lebt, der fühlt, der sich bewegt, der denkt, der will. Und weil unsere Seele mit unserm Körper vereint handelt, kann sie seines Dienstes nicht entbehren und sich seinem Einflusse nicht entziehen; ihre natürliche Vollkommenheit hängt von ihrer Vereinigung mit dem Körper ab. Hieraus entspringt aber eine Gemeinsamkeit der Verdienste, die Gott bei der ewigen Belohnung, — andererseits eine Gemeinlichkeit der Schuld, die Er bei der ewigen Strafe in Rechnung bringen muß.

O elender Leib! Nur zu oft habe ich mich über deine Schwere und deine Begierlichkeit zu beklagen. Allein wenn ich mich auch deiner bediente, um mein Leben in den Augen Gottes und der Mitmenschen mit Sündenschuld zu belasten, so habe ich mich doch auch deiner bedient, um mich wieder zu Gnaden zu bringen; habe mich deiner Kniee bedient, um mich niederzuwerfen vor der unendlichen Majestät, die ich beleidigt hatte; deiner Ohren, um die Worte der Barmherzigkeit zu hören, die mir die Hoffnung wiedergaben; deines Mundes, um die Klage und den Dank meines Glendes zu besingen; aller deiner Organe endlich, um die Kenntnisse und die Tugenden, die guten Werke zu erringen, die mich meinem Schöpfer nahe brachten und mich Seiner würdig werden ließen. Und ich sollte dir für immer und ewig Lebewohl sagen müssen?

So spricht die Natur, lieber Leser, während volle Gewißheit bezüglich der körperlichen Auferstehung uns wird durch die göttliche Offenbarung. Was sie lehrt, soll uns demnächst beschäftigen.

S.

Gerächt!

Erzählung von S. A.

I.

Es war eine dunkle, stürmische Nacht; kein Sternlein war am Firmamente zu erblicken. Hier und da erhellte ein greller Blitstrahl, der vom krachenden Donner gefolgt wurde, die unheimliche Finsternis. Die vom Sturmwinde gepeitschten Wogen brachen sich tosend an den steilen Felsenwänden der norwegischen Küste.

In dem flackernden Scheine, den die Laterne des Leuchtturmes um sich warf, sah man ein großes Mastschiff vergeblich mit den Wellen kämpfen, um den Hafen zu erreichen. Wenn es sich schon fast am Ziele befand, kam wieder eine der türkischen Wogen und schleuderte es wie einen Spielball weit zurück; ihr folgte in der Regel eine zweite und dritte, beide noch ärger und gefährlicher als die erste.

Leichenblau stand der Kapitän auf der Kommandobrücke; das Sprachrohr zitterte in seiner Hand, während er den Matrosen seine Befehle erteilte.

„Wenn wir nur nicht auf einem der Risse geschleudert werden“, meinte er zum Steuermann gewandt.

Da näherte sich ihm ein junger Matrose und sprach:

„Der Kapitän, hier kenne ich die See so, wie ich unser Schiff kenne; schon als Knabe habe ich verschiedene Sunde hier durchkreuzt und ich könnte das Schiff ungeschädigt in den Hafen führen, wenn Herr Kapitän mich als Lootsen gebrauchen wollten!“

Prüfend ruhten die Blicke des Angeredeten auf dem jungen, kräftigen Matrosen, der schon oft Proben seines Mutes und seiner Tüchtigkeit bestanden hatte; dann sprach er: „Nun denn, Alf Arnewäl, in Deiner Hand liegt unser Leben, bedenke dieses wohl!“ und reichte ihm das Sprachrohr oder den Anker, wie die norwegischen Seefleute es auch nennen.

Der Sturm heulte so stark, daß die Mannschaft kaum die Kommandorufe verstehen konnte; Woge auf Woge rollte über das Deck, aber durch gewandtes Manörieren brachte Alf doch die „Seemöve“ dem Hafen näher. Endlich nach zweistündiger, angestrengter Arbeit konnte der Anker ausgeworfen werden; das Schiff befand sich wohlbehalten im Hafen. Der Kapitän dankte gerührt dem mutigen Matrosen und gab ihm 50 Specietaler als Belohnung.

Die ganze Mannschaft umringte ihn, doch er entzog sich schnell ihren Glückwünschen und eilte in seine Kajüte. Dort sank er auf die Kniee und verrichtete ein inniges Dankgebet. Es war wohl das erste Mal nach Jahren, daß er wieder betete. Das harte Leben auf der See schien alle weicheren Reime in ihm erstickt zu haben.

Nach und nach legte sich der Sturm, das Gewölk verteilte sich und die aufgehende Sonne übergieß wieder mit ihrem Golde die zwar noch bewegten, aber nicht mehr drohenden Wogen des Meeres. Ihre Strahlen drangen auch zu Alf Lager und weckten ihn von einem kurzen, aber wohlthuenden Schlafe.

Er erhob sich, tauschte seine Arbeitskleider mit besseren um, nahm ein Päckchen aus seinem Koffer heraus und begab sich ans Land. Seine Blicke eilten zu der kleinen, roten Fischerhütte am nächsten Felsenabhang hin und sein Herz schlug höher bei dem Gedanken, daß die kleine Hütte dort mehr für ihn berge, als der reichste Palast der Welt, nämlich seine lieben Eltern!

Armer Alf, du ahnst nicht, welche herbe Enttäuschung deiner harret!

Schnell hatte er sein Ziel erreicht; er pochte an dem Fenster; die Türe öffnete sich und ein älterer, freundlicher Mann kam heraus.

„Wer bist Du, Fremder, und was willst Du?“ fragte er leutselig.

„Ich bin Alf Arnewäl und will meinen Vater besuchen,“ lautete die Antwort.

„Den wirst Du nicht mehr hier, sondern auf dem Friedhofe finden! Und Deine Mutter samt den übrigen Verwandten ruhen auch schon dort! Doch komme zu uns herein und erquicke Dich, denn Du bist gewiß hungrig und müde.“

Wie zermalmt hörte der junge Seemann die Kunde an. Ein Zittern durchfuhr die kräftige Gestalt; tonlos erwiderte er: „Dank für Eure Güte; ich gehe zum Kirchhofe, um wenigstens die Gräber meiner Lieben zu sehen.“

Warte ein wenig, ich will Dir folgen, denn allein würdest Du schwerlich die Gräber finden können,“ rief der Fischer ihm zu und verschwand im Hause, um Hut und Stock zu holen.

Unterwegs sprach er zu Alf: „Ich will Deinen Schmerz gewiß nicht vergrößern, aber das eine muß ich Dir doch sagen, Du magst Deinen Vater wohl um Verzeihung bitten, denn Dein heimliches Entfliehen aus dem elterlichen Hause hat nicht wenig zu seinem frühen Tode beigetragen. Wie war er nicht besorgt um Deinetwillen! Noch einige Augenblicke vor seinem Verschwinden fragte er nach Dir!...“

Am Grabe des Vaters warf Alf sich über den kleinen, ungespessenen Hügel, umklammerte ihn krampfhaft und weinte bitterlich. Dort beklagte er seinen Leichtsin, dort bat er um Vergebung, dort gelobte er, ein anderer zu werden. Er vergaß vollständig sich selbst; nicht einmal die sengende Mittagssonne war imstande, ihn von dem Hügel wegzubringen, der all das umschloß, was ihm auf Erden teuer war. Erst das Abendläuten weckte ihn zum Bewußtsein und erinnerte ihn daran, daß er die Hundewache, welche darin bestand, daß einer der Matrosen beim Schiffe wachte, damit die Ladung nicht bestohlen würde, zu übernehmen hatte.

Ganz in Gedanken versunken verließ er den Kirchhof und schlug den Weg zum Hafen ein; der Weg führte ihn wieder an dem kleinen Fischerhäuschen vorbei, das ihm jetzt schöner und geräumiger vorkam, wie ein Palast. Doch war es jetzt nicht mehr sein Heim.

An der Türe stand wieder der freundliche Fischer und bat ihn, doch einzutreten und sich zu erquicken. Willenlos folgte

Als der Einladung; es war ihm lieb, nochmals den Ort zu sehen, wo einst sein lieber Vater gefessen und ihm von der wilden, stürmischen See erzählt hatte.

Er ließ sich auf der Bank nieder, wo einst sein liebes Mütterlein am Spinnrad gefessen und mit weicher, melodischer Stimme die Lieder gesungen von dem Lande hoch oben im Norden gegen den ewigen Schnee; dessen Berggipfel zum Himmel ragen und zu dessen Füßen die Meereswoge spielt.

„Jnga, bring Brot, Milch und Käse herein,“ rief der Fischer seiner Tochter zu, „wir haben heute Abend einen Gast.“

Als dankte; er konnte vor Sorge nicht essen, aber er sagte seinem Wirte, daß es für ihn ein Trost sei, die heimatische Hütte nochmals zu sehen. Der Fischer hingegen versicherte Alf in echt norwegischer, gastfreundlicher Weise, daß er stets bei ihm willkommen sei und daß er ihm schon gerne ein Dachstübchen einräumen wolle, solange er sich dort im Orte aufhielte.

Alf war eine leidenschaftliche Natur; seine Gefühle waren stürmisch, aber nicht nachhaltig. Nach einigen Wochen hatte er seinen Schmerz verwunden und war wieder der lebenslustige nach Abenteuer jagende Jüngling. Das Grab seiner Eltern jedoch behielt für ihn stets dieselbe Anziehung; so kam es denn, daß, als die „Seemöwe“ die Ankerlichtete und in die See hinausstach, Alf mit Zustimmung seines Kapitäns diesmal trotz aller Begeisterung für die See doch daheim blieb.

In dem stillen, einsamen Fischerhütchen ging es jetzt jeden Sonntag Nachmittag lebhaft zu; alle lebenslustigen Geister der Umgegend sammelten sich um den munteren, ja etwas leichtsinnigen Matrosen. Dann wurde getrunken, gespielt und getanzt, aber mit Maß, denn Ole Petersen, so hieß der Fischer, duldete keine Unordnung, und für Alf war es jetzt eine Notwendigkeit geworden, dieses Mannes Freundschaft zu bewahren. Er fühlte sich zu ihm hingezogen und ehrte ihn, wie seinen Vater, und Ole behandelte ihn, wie seinen Sohn. Was ihn aber vor allem in Schranken hielt, war Ingas stilles, bescheidenes Wesen; es übte eine große Macht auf ihn aus.

Die bescheidene, arbeitsame Jungfrau hatte sein Herz gewonnen, und als das Frühjahr die ersten Blauweilchen an dem Felsenabhänge hinter dem roten Hütchen mit den weißen Fenstergerämsen streute, nannte Alf Arnewäl Inga sein eigen.

Einige Tage nach der Hochzeit besuchte das junge Paar das Grab des Vaters, welches jetzt wohlgepflegt war und fast einem kleinen Blumenbeete gleich. Inga pflanzte noch einige blühende Blauweilchen ein, welche sie im Lopye am Fenster gepflegt hatte. Alf sah ihr mit gefalteten Händen zu, und als sie ihre Arbeit beendet, kniete er hin, beugte sich tief zum Hügel nieder und flüster: „Ach, hätte ich dich noch einmal gesehen!“ Dann brach er in leidenschaftliches Schluchzen aus.

Auf dem Heimwege fragte seine junge Frau: „Wie kam es doch Alf, daß Du deine Eltern verließest?“

„Die See hat's mir angetan,“ sagte er kurz und nach einer Weile setzte er fort: „O Inga, wenn Du wüßtest, wie herrlich es ist auf der wilden, türckischen See, und welchen Hauber sie auf einen ausübt, besonders wenn man einige Jahre im Nordlande zugebracht hat! O, wenn man da bei schönem, ruhigen Wetter auf die Fischfahrt geht und dann nach ein paar Tagen, wenn man sich zwischen Rissen und Klippen befindet, ein orkanartiger Sturm losbricht und die Wogen turmhoch peitscht, um sie dann mit donnerndem Getöse wieder nieder zu werfen, dann ist es echt, so wie ich es liebe!..“

„Ich war vielleicht fünf Jahre alt, als mich der Vater zum ersten Male mitnahm. Beim ruhigsten Wetter reisten wir ab, aber gegen Abend färbten sich die Wolken eigentümlich gelb, um bald in ganz bleierne Farben überzugehen. Des Vaters Blick wurde finster, seine Stirne umwölkte sich; er zog mit raschen Griffen die Segel ein. „Das gibt noch einen Regentanz,“ meinte er, und als nicht weit von uns ein „Selsböring“ (Boot mit sechs Paar Rudern) auftauchte, wurde er leichenblau und sagte: „Jil's der Draug“, so gnade uns Gott! Bete dein Vaterunser, Kleiner.“

Es muß aber doch kein „Draug“ gewesen sein, denn bevor noch die ersten herben Windstöße kamen, hatten wir schon die nächste Insel erreicht und unser Boot ans Land gezogen.

Es war eine schreckliche und doch so schöne Nacht, in welcher ich dieses wilde Element in seiner ganzen Furchtbarkeit kennen lernte und mich für dasselbe völlig begeisterte. O, dieses Deulen des Sturmes!... Dieses ungestüme Toben der Wogen!“

*) Im nördlichen Norwegen, dem sogenannten Norlande, glaubt man an eine Art Zwischenbeing zwischen Menschen und Teufel, die man „Draug“ nennt; erblickt man einen solchen auf der See, so ist man des Todes.

„Was geschah mit dem anderen Boote?“ wagte Inga schüchtern zu fragen.

Das andere Boot kämpfte sich tapfer durch. Eben im Wirbeltanze des Sturmes zeigt es sich, ob es zu etwas taugt, und unser Nordländer schien wirklich sein Boot prägen zu wollen. Es war großartig zu sehen, wie es mit seinem spizen Kiel Woge auf Woge durchschnitt und leicht wie eine Möwe dahin flog.“

Unter diesem Gespräche waren die beiden an ihre trauten Häuschen angelangt. Unter der Haustüre stand Ingas Mutter und empfing sie mit den Worten: „Wie lange ihr doch geblieben seid; kommt schnell, sonst wird Euch das Abendbrot kalt!“

Ingas Gedanken weilten ganz bei dem, was sie eben von ihrem Manne gehört; die See ist auch ihre Gefährtin gewesen von den ersten Jahren der Kindheit an; auch sie hatte manchen Sturm mitangesehen, aber was war das im Vergleiche mit den märchenhaften Kräftausbrüchen des nördlichen Eismeeress!

Nach dem Abendessen wurde die Gartenlaube aufgesucht; von dort aus genoss man eine herrliche Aussicht sowohl auf die See, als auch auf die sich majestätisch emporhebenden Felsen.

Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne übergossen die schneebedeckten Gipfel der Berge mit purpurner Glut. Dem alten Fischer entfiel das Reg, welches er am ausdeffern war; mit gefalteten Händen schaute er dem herrlichen Panorama zu. Alf hingegen meinte, daß das Abendglücken auf den Berggipfeln des westlichen Norwegens zwar schön sei, aber doch wenig Eindruck auf den mache, der die Zauberpracht gesehen, welche die letzten Strahlen der für mehrere Monate scheidenden Sonne dort oben im nördlichsten Teile des Landes erzeugen. „Es war in der Regel am 18. November, daß die Sonne Abschied von uns nahm; doch bevor sie schied, entfaltete sie noch die größtmögliche Pracht. Der Himmel strahlte dann in goldgelb, rot, violett, grün und ging über ins blasseste Blau. Die Wolken erschienen gleich den herrlichsten Regenbogen und die Berge waren mit mit Rosenblättern bestreut. Aber alle diese Pracht erfüllte einen mit Wehmut. Und wenn sie dann immer tiefer und tiefer hinter den Bergen sinkt, die liebe Sonne, dann eilt alles ans Fenster, um ihr den letzten Scheidegrüß zuzuwinken!...“

Wie schon oben erwähnt, besaß Alf Arnewäl einen unbeständigen Charakter; als der erste Reiz seiner Liebe verausacht war, bereute er es, sich an Weib und Heim gesesselt zu haben und mehr denn je zog es ihn wieder zu den früheren lärmenden Vergnügungen hin. Die Abendstunden wurden nicht im trauten Familienkreise, sondern in der Schifferstube verlebt.

Inga litt sichtlich unter der plötzlichen Sinnesänderung ihres Mannes, aber sie machte ihm keine Vorwürfe, da sie doch von vornherein einsehen mußte, daß diese nicht fruchten würden. So verging der Winter und das Frühjahr zog ins Land, aber mit ihm kam für Alf die Nachricht, daß die „Seemöwe“ nach Mexiko absegeln sollte. Mit Freuden stellte er sich seinem Kapitan wieder zu Diensten; das ihm eigene Fernweh und die Sucht nach abenteuerlichen Erlebnissen hatten sich seiner vollständig bemächtigt. Gegenüber den Seinigen machte er keinen Hehl daraus, daß ihm die Abreise keinen Kummer verursachte. Er nahm auf so leichte Weise Abschied, als gelte es die Reise von einigen Tagen.

Ganz anders ging es den Zurückbleibenden; sie begleiteten ihn zum Schiffe und blieben so lange am Strande stehen, bis die „Seemöwe“ hinter den zahlreichen Inseln verschwand. Lange Ahnungen wälzten sich wie ein Alp auf Ingas Herz, sie fühlte, daß ihr noch Schmerz und Kummer bevorstände. Jetzt fühlte sie zum ersten Male, daß es vorbei sei mit der sorglosen Jugend und sie kam sich um Jahre älter vor.

Nur allzu bald zeigte es, daß ihre Ahnungen sie nicht getäuscht; ihr Vater, an dem sie mit ganzer Seele hing, begann zu kränkeln, bald konnte er sein Lager nicht mehr verlassen. Der herbeigerufene Arzt erklärte, es sei eine Lungenkrankheit, die wegen des vorgerückten Alters keine Hoffnung an ein Auskommen mehr gebe.

Der Kranke selbst, welcher sich der ersten Lage seines Zustandes wohl bewußt war, nährte keine derartigen Wünsche mehr. Er hatte stets ehlich seine Pflichten erfüllt, folgebesseren hatte der Gedanke an den Tod nichts Schreckliches für ihn; im Gegenteil, er sehnte sich nach der himmlischen Heimat. Weder die Beschwerden, welche durch die zunehmende Altersnot verursacht wurden, noch die langen, schlaflosen Nächte, waren im Stande, ihm einen Laut der Klage auszupressen. Mit dem Anbruche des Sommers fühlte er einige Erleich-

terung; die Stunden, welche er im Lehnstuhl am Fenster zubringen konnte, gehörten zu den besten. Inga glück einer barmherzigen Schwester in ihrer aufopfernden, kindlichen Liebe und Sorgfalt. Jeden Augenblick, den sie sich absparen konnte, brachte sie an seine Seite zu.

Eines Tages sah sie wieder auf dem Schemel zu seinen Füßen und las ihm vor, von dem göttlichen Heilande, wie er einstens umhergegangen ist, Gutes wirkend.

„Er wird auch bald zu mir kommen und wird mich zu sich holen“, sagte der Kranke, während ein seltsames Lächeln die leidenden Züge verflüchtete. Von diesem Tage an nahm wirklich seine Schwäche zu und als im Herbst die Blätter fielen, sank auch Ole Petersen ins Grab.

Ingas Schmerz über den Verlust des geliebten Vaters war groß; aber bald trat doch ein Ereignis ein, welches ihre Gedanken ganz in Anspruch nahm und ihrem traurigen Nachgrübeln ein Ende machte. Gott schenkte ihr ein Söhnlein, welches in der hl. Taufe den Namen Harry erhielt.

Eines Tages, als die glückliche Mutter ihren Liebling eben in den Schlummer gawiegt und sich dann an den Spinnrad gesetzt hatte, um das gesponnene Garn abzuhäspeln, näherte sich ein Seemann dem Fischerhäuschen am Strande. Er ging an das kleine, blankgeputzte Fenster und schaute hinaus.

Welche Ueberraschung! — Er erblickte sein Kind in der Wiegel — Er schaut und schaut und kann sich nicht satt sehen an dem Anblicke des kleinen, friedlich schlummernden Geschöpfchens. Endlich tritt er ein, aber der Anblick seines Kindes hat ihn vollständig umgewandelt.

Wenn seine Kameraden sich fortan mit Spiel und Tanz vergnügten, so sah Alf im Lehnstuhl mit Alkin-Harry auf dem Schoße, und während die kleinen Händchen an seinem braunen Barte zupften, sang er seelenvergnügt:

„Nord, syd, ost og vest, hjemme er det bedst!“
„Nord, Süd, Ost und West; Daheim ist's am besten!“

II.

Dichter Rebel lag über die See gebreitet und hüllte alles in ein fast undurchdringliches Grau. Alles Leben auf der See schien wie ausgestorben. Nur ein einziger Mann versuchte durch mühsame Ruderschläge sein Schifflein vorwärts zu bringen. Sein Blick spähte nach irgend einem Gegenstande, der ihm hätte sagen können, wie weit entfernt er sich noch von der kleinen Fischerhütte am Rande der Bräcie befände. Große Schweißtropfen rollten von seiner Stirne, während der herabfallende Nebel das wirre Haupt- und Barthaar benehete. Abspannung gepaart mit einer gewissen Mangelhaftigkeit prägten sich auf seinen Zügen ab. Er war Alf Arnewöl, der ohne Schlaf und fast ohne Nahrung zu genießen, zwei Tage lang ununterbrochen gearbeitet hat, um seine kostbare Last — etwas Storn, zwei Maß Kartoffeln, einige Brote und etwa Brennholz — von einer Ansiedlerhütte im Urwalde heimwärts zu befördern.

Auch er wollte, gleich so vielen seiner Landsleute, sein Glück in der neuen Welt versuchen. Anfangs ging es auch ganz gut; er erwarb sich ein Stück Land in der Nähe von Newporl und baute darauf seine Hütte in Gleichheit mit jener im herrlichen Hardangerfjorde. Aber bald zogen sich die Wolken über dem Haupte der nichts Böses ahnenden Ansiedler zusammen; der amerikanische Freiheitskrieg brach los und brachte Not und Elend mit sich. Die Engländer haben eben Newporl zum Centrum ihrer kriegerischen Operationen gewählt; die Zufuhr jeglicher Lebensmittel war abgeschnitten, infolgedessen waren die Entbehrungen, welche man sowohl in der Stadt selbst, als auch in deren Umgebung litt, fast ungläublich. Auch für Alf schlugen schwere Stunden der Prüfung. Der kleine Vorrat an Korn und Mehl würde bald erschöpft, und er sah Weiß und Kind darben. Darin konnte er sich freilich schlecht finden; sein Entschluß war schnell gefaßt. Er kannte einen treuen Freund, der einige hundert Meilen von dort entfernt sich im Urwalde angesiedelt hatte; dort wollte er Hilfe suchen. Am abende besaß er ein kleines offenes Fahrzeug und mutig ging es ans Werk, trotz der feindlichen Arceaschiffe, die gleich gährenden Angeheuern die Fahrwasser anfüllten.

Glücklich erreichte er sein Ziel; sein Freund empfing ihn aufs herzlichste und versah ihn mit dem, was er bei seinen farglichen Verhältnissen selbst entbehren konnte, und nun sehen wir ihn wohlbehalten auf der Heimreise, sein Schifflein mit Lebensmitteln gefüllt. Lange würde es nicht ausreichen, aber vorläufig waren seine Lieben doch vor Not geschützt.

Endlich begann die aufgehende Sonne die Nebelschleier zu zertheilen; in einer nicht allzuweiten Entfernung erblickte Alf die noch unklaren Umrisse seiner Hütte. Alle Gemüthung war vergessen, noch eine kleine Weile und er befand sich am Ziele. Schon malte er sich im Stillen die Freude seines Weibes

aus, welches gewiß von tausend Angsten während seiner Abwesenheit geplagt gewesen ist; schon glaubte er die Arme seines lieben, blondlockigen Harry sich um seinen Hals schlingen zu fühlen, und auf seinen Lippen schwebte ein „Gott sei Dank“; aber es erstarb, um einem Rufe des Hornes und Entsetzens Platz zu machen. Ein Seitenblick ließ ihn eine Corbette erblicken, die ihm mit gebauschten Segeln nachschifte. Das Blut stockte in seinen Adern, der Atem wollte ihm versagen.

Was sollte er tun? Doch nur einen Moment dauerte seine Bestürzung; der Seemann und noch mehr der Nordländer der allen möglichen Gefahren ins Auge geschaut, ist ungefähr allen, auch den schwierigsten Situationen, gewachsen.

Alf stemmte die Füße gegen den Boden des Bootes, so daß die Planken krachten und ruderte mit solcher Anstrengung, daß ihm das Blut unter den Nägeln hervor sprühte. Er suchte mit Fleiß die Stellen auf, wo der Wasserstand niedrig war und die Corbette ihm nicht folgen konnte. Aber seine Verfolger waren auch nicht müßig. Unter Kriegesgesang wurde ein Boot herabgelassen und zwölf Matrosen jagten dem verzweifelten Flüchtlinge nach. Schon glaubten sie, ihn erreicht zu haben, als er sich, mit der Rechten auf sein Ruder stützend, ans Land sprang.

Wie ein gehetztes Wild setzte er seine Flucht fort durch das hohe Gras der Bräcie, während Büchsenkugeln ihm folgten. Plötzlich sank er nieder; eine Kugel hatte ihr Ziel nicht verfehlt; er war am rechten Schenkel verwundet. Aber der Gedanke an Weib und Kind trieb ihn auf; auf allen Vieren durch das hohe Gras kriechend, versuchte er, ein Versteck zu erreichen.

Doch bald sah er sich von seinen Verfolgern umringt, die Hände wurden ihm auf den Rücken gebunden und der „amerikanische Spion“, für den sie ihn hielten, wurde zum Boot hinunter getragen. Siegesfanfaren wurden gegeben und von der Corbette beantwortet. Alf war englischer Kriegsgefangener! Er wurde, von zwei Matrosen gestützt, vor dem Befehlshabenden geführt.

Trotz des Schmerzes, den die Wunde ihm verursachte, sank Alf auf die Knie vor dem Offizier und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade und Erbarmen, nicht für sich, sondern für Weib und Kind, die sonst Hungers sterben müßten.

Statt der Erhörung wurde ihm nur Spott zuteil, als aber sein wiederholtes Flehen mit einem schallenden Hohngelächter beantwortet wurde, erhob er sich mit einer Würde, die man bei einem Fischer nicht erwartet hatte.

Die Anstrengungen der letzten Tage waren zu groß; nachdem er einige Schritte auf dem Deck getan, um zur nächsten Bank zu gelangen, sank er ohnmächtig zu Boden.

Vorläufig wurde er der Pflege eines Stabsarztes übergeben und nachdem er in etwa hergestellt war, wurde er vor das Kriegsgericht geführt und zu Gefängnisstrafe verurtheilt.

Endlich, nach siebenjährigen Kämpfen wurden die Bemühungen des edlen Washington mit Erfolg gekrönt; Amerika sah sich vom Joche der Engländer befreit. Mit den übrigen Gefangenen, die wieder ihre Freiheit erlangten, wurde auch Alf Arnewöl in den Besitz dieses kostbaren Gutes gesetzt.

Als junger kräftiger Mann hat er das Gefängnis betreten und als eine Greis verließ er nach kaum fünfjährigem Aufenthalt dasselbe. Die Sehnsucht nach seinen Lieben, gepaart mit den Entbehrungen der Haft haben seinen stolzen Nacken gebeugt und seine braunen Locken gebleicht. Der Trost, welcher ihn von jenem Augenblicke erfüllte, wo man seiner Not gespottet, hat einen frohen, lebenslustigen Mann in einen finsternen Sonderling umgewandelt, der fortan nur auf Rache sann.

Alf Arnewöl merkte nicht, daß man ihm schon aus dem Wege ging, als er der kleinen Hütte zuwille. Diese sah ziemlich vernachlässigt aus und dort fand er nur Fremde!

Wie vom Blitze getroffen blieb er an der Schwelle stehen. „Wo ist mein Weib und mein Kind?“ rief er bestürzt aus.

„Du bist doch nicht Alf Arnewöl?“ lautete die Gegenfrage.

„Ja, eben der bin ich!“

„Nun“, sagte der jetzige Besitzer des Hauses, „Deine Frau und dein Kind sind Hungers gestorben und die Kommune hat ihnen ein Plätzchen auf dem Armenfriedhofe gemütht!“

Noch finsterner wurde Alfs Blick und zwischen den zusammengepreßten Lippen kam es hervor: „Ihr sollt gerächt werden!“

(Schluß folgt.)

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 50.

Düsseldorf, den 10. Dezember.

1905.

Inhalt: Evangelium zum zweiten Sonntag im Advent. — Die Auferstehung von den Toten II. — Erste allgemeine öster-reichische Missionsversammlung. — Segen die katholische Kirche. — Gerächt (Schluß). — Allerlei.
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum zweiten Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XI, 2—10.

In jener Zeit, als Johannes die Werke Christi im Gefängnisse hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern und ließ ihm sagen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und verkündigt dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habet. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden gereinigt, die Tauben hören, die Toten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert. Als aber diese hinweggingen, fing Jesus an, zu dem Volke von Johannes zu reden: Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und hergetrieben wird? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen, mit weichlichen Kleidern angetan? Siehe, die da weichliche Kleider tragen, sind in den Häusern der Könige. Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Propheten? Ja, ich sage euch, er ist noch mehr als ein Prophet. Denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.

Die Auferstehung von den Toten.

II.

Im heutigen Evangelium wird uns berichtet, wie der große hl. Vorläufer des Erlösers feierlich und öffentlich seine Jünger von Jesus Selbst belehren läßt, um sie im Glauben zu stärken, — und wie der Heiland hinwieder auch über Johannes, als den letzten der Propheten, über seine Tugend und Würde Zeugnis ablegt und so seinem Vorläuferamte gleichsam das Siegel der Vollendung aufdrückt. Die Voraussagung (Prophezie) ist feierlich abgeschlossen: an ihre Stelle tritt das Wort des Vorausverkündeten Selbst, — bei dessen Wiederkunft dereinst die Toten auferstehen werden, um ihr endgültiges Urteil zu vernehmen.

Für die Auferstehung der Toten haben wir jüngst, lieber Leser, nur die Natur reden lassen. Allein so überzeugend sie immerhin sprach, so konnte sie uns eine völlige Gewißheit bezüglich der körperlichen Auferstehung doch nicht geben. Das hat auch der scharfsinnige Tertullian, den wir seithin mehrfach gehört, schon hervorgehoben, indem er sagt: „Die Natur ward uns zur Lehrerin gegeben, nicht um uns (vollends) zu überzeugen, sondern um uns durch ihre Lehren dahin zu bringen, daß wir leichter an Gottes Verheißung glauben.“

Es gibt also eine göttliche Verheißung bezüglich unserer einstigen Auferstehung, und die von uns erwähnten Erscheinungen in der uns umgebenden Natur

sind nur die „Vorläufer“ dieser Verheißung. Schon in der Zeit der alten Patriarchen hatte der fromme Dulder Job, wie die hl. Schrift berichtet, diese überlieferte Verheißung so lebendig vor Augen, daß sie ihm besonderen Trost gab in seinen namenlosen körperlichen Leiden. Zudem er auf seinen, mit ekelhaften Geschwüren ganz bedeckten Körper zeigt, spricht der fromme Dulder von der einstigen Auferstehung mit den herrlichen Worten: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß ich am jüngsten Tage aus dem Staube wieder auferstehen werde; dann werde ich von neuem von meiner Haut umgeben sein, und ich werde meinen göttlichen Erlöser in meinem Fleische schauen. Ich selbst werde Ihn sehen, und nicht ein Anderer; ich selbst werde Ihn mit eigenen Augen schauen. Diese meine Hoffnung ruht sicher in meinem Buße“ (Job 19, 23—27). Und als im 2. Jahrhundert vor der Ankunft des Erlösers der gottlose Tyrann Antiochus die sog. Maccabäischen Brüder wegen ihrer Glaubensstrenge unter ausgefuchten Qualen hinrichten ließ, da schloßten diese Helden gerade aus der Verheißung einer einstigen Auferstehung eine übermenschliche Kraft, die sie die Qualen verachten ließ: „Durchloser Tyrann (sagen sie) nimmst uns zwar das gegenwärtige Leben; aber der König der Welt wird uns, die wir für Sein Gesetz sterben, bei der Auferstehung zum ewigen Leben erwecken. . . . Es ist besser, von den Menschen dem Tode überliefert zu werden und dabei die Hoffnung zu haben, von Gott wieder zum Leben auferweckt zu werden; du (König) aber wirst nicht auferstehen zum (ewigen) Leben“ (2. Mach. 7). Und wie das ganze jüdische Volk zur Zeit Jesu von der göttlichen Verheißung der einstigen Auferstehung durchdrungen war, beweist ein Wort Marthas, der Schwester des Lazarus, den der Herr bekanntlich kurz vor Seiner eigenen glorreichen Auferstehung wieder zum Leben erweckte. Auf das Wort Jesu: „Dein Bruder wird wieder auferstehen“ — antwortet nämlich Martha: „Ich weiß, daß er auferstehen wird am jüngsten Tage“ (Joh. 11, 24).

Hören wir nun aber auch, lieber Leser, den Sohn Gottes selber: „Es kommt die Stunde, da alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden: und es werden hervorgehen, die Gutes getan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses getan, zur Auferstehung des (verdammenden) Gerichtes“ . . . „Das ist der Wille des Vaters, der Mich gesandt hat, daß Ich nichts verliere von Allem, was Er Mir gegeben hat, sondern daß Ich es auferwecke am jüngsten Tage“ (Joh. 5 u. 6).

Und der Botschafter Paulus bedient sich dieser Verheißung seines göttlichen Lehrmeisters und dessen

eigener glorreicher Auferstehung, um die in ihren irdischen Vergnügungen verstrickten Heiden zu beschämen und den gläubigen Christen ihren Weg und das letzte Ziel ihrer Hoffnungen zu zeigen. So sagt er zu dem römischen Landpfleger Felix, als er vor dessen Tribunal geladen worden: „Das aber bekenne ich dir, daß ich die Hoffnung habe, die auch sie (die Juden) hegen, daß es einst eine Auferstehung der Toten, der Gerechten wie der Ungerechten, geben werde“ (Apost. Gesch. 24). Und im ersten Sendschreiben an die Gemeinde von Korinth lehrt der Apostel: „Siehe, ich sage euch ein Geheimnis: wir werden zwar alle auferstehen, aber wir werden nicht alle verwandelt werden. Möglich, in einem Augenblick, auf den Schall der Posaune (wird es geschehen); denn erschallen wird die Posaune, und die Toten werden unverweslich auferstehen, und wir werden verwandelt werden. Denn dieses Verwesliche (unseres Leibes) muß sich bekleiden mit der Unverweslichkeit, und dieses Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit. Wenn aber dieses Sterbliche angezogen haben wird die Unsterblichkeit, dann wird erfüllt werden das Wort: Verschlungen ist der Tod im Siege (1. Kor. 15.), Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?“ (1. Kor. 15.) Und zum Schluß noch die herrliche Stelle aus dem ersten Briefe des Apostels an die Thessalonicher: „Brüder, ich will euch nicht in Ungewißheit lassen über die Entschlafenen, auf daß ihr nicht trauert so, wie die Andern (die Heiden), die keine Hoffnung auf ein Jenseits haben; denn da wir glauben, daß Jesus gestorben und wieder auferstanden ist, also wird Gott auch die, welche in Jesus entschlafen sind, mit Ihm (zum Leben) herzuführen“ (1. Thess. 4, 12).

Alles dieses, lieber Leser, und was die hl. Väter und Lehrer über dieses große Geheimnis der einstigen Auferstehung geschrieben haben, faßt die Kirche Gottes in den wenigen Worten zusammen: „Alle Menschen werden in ihrem eigenen Leibe auferstehen.“ *) — So kurz und knapp diese Erklärung ist, so präzis ist sie auch. Betrachten wir sie in ihrer Bedeutung etwas genauer, — wenn auch für heute nur mehr einige kurze Andeutungen möglich sind.

Vergessen wir zunächst nicht, lieber Leser, daß nicht etwa der Mensch, sondern der allmächtige Gott den menschlichen Leib bei der Auferstehung wieder aufleben läßt! Oder ist die göttliche Allmacht etwa geschwächt, die wir bei der Schöpfung des Weltalls bewundern? Und wenn diese Allmacht das Nichts überwinden konnte, um uns das Leben zu geben — wird sie dann nicht auch den Tod überwinden können, um uns das Leben wiederzugeben? „Uns geschaffen zu haben (sagt Tertullian), heißt mehr, als uns wiedererschaffen!“ — Was liegt da an der Zerstreung der Ueberbleibsel unseres Körpers durch die Welt und an dem Uebergange derselben in andere Körper? Die Auferstehung der Toten ist ja nicht etwa eine „Ueberraschung“ für Ihn, der sie ausführen will und diesen Willensentschluß unzweideutig kundgegeben hat! Nachdem der allmächtige Gott die einstige Auferstehung der Toten beschlossen hat, wird Seine Vorsehung, die Alles lenkt und leitet, hierzu auch die Elemente bewahren.

S.

*) IV. Lat. Concil. (12. allgem.) v. 3. 1215.

I. Allgemeine österreichische Missions-Versammlung.

Am Anslusse an den fünften allgemeinen österreichischen Katholikentag, über den das „Düsseld. Tagebl.“ wiederholt berichtet hat, fand im Missionshause St. Gabriel bei Mödling nächst Wien eine öffentliche Missionsversammlung statt, — die erste einer hoffentlich langen und segensreichen Reihe — die wegen ihres überraschenden glänzenden Verlaufes,

nicht nur den Bewohnern des Hauses, sondern auch den auswärtigen Teilnehmern gewiß lange in lebendigem Andenken bleiben wird.

Gegen 2½ Uhr nachmittags begann die kirchliche Feier. Als dann begaben sich die Versammelten in die große, reich geschmückte Aula des Missionshauses, wo sie vom Musik-Chor der Mönche mit einem Festmarsch von Biel begrüßt wurden.

Bald nach dem musikalischen Vortrag erhob sich der hochw. P. Wegener, Rektor von St. Gabriel zu einer Begrüßungsrede, worin er der Versammlung innigen Dank aussprach für den ehrenvollen Besuch, für das hierdurch bekundete warme Missionsinteresse. Sodann wies der Redner auf den Zweck der Versammlung hin. Er führte dabei etwa folgende Gedanken aus: Einer der Größten im Reiche der Wissenschaft, Alexander v. Humboldt hat einst gesagt: „Wenn wir doch nur wüßten, warum wir auf dieser Welt sind; das aber bleibt dem Denker zweifelhaft!“ Da haben wir die vollständige Banterotti-Erklärung der modernen ungläubigen Wissenschaft. Die glaubenslosen Gelehrten wollen sich in ihrem Wissensstolze nicht belehren lassen, weder von den Menschen noch von Gott selbst. Aber sie sind nicht die Einzigen, die der Belehrung bedürfen, noch viele andere warten auf unser christliches Mitleid. Jene 800 Millionen Heiden, die auch klagend seufzen: „Wenn wir doch nur wüßten, warum wir auf dieser Welt sind!“ Sie sind guten Willens, sie möchten sich gern belehren lassen. Ihnen das Licht des Glaubens zu bringen, das ist die eigentliche Aufgabe des Missionswerkes. Auch das katholische Oesterreich ist nicht an letzter Stelle berufen, an der Erfüllung dieser hohen Aufgabe mitzuarbeiten, wenn gleich es selbst von inneren Feinden hart bedrängt wird. Oesterreich hat schwere Tage gesehen als diese, schwerere Zeiten waren es, als Ferdinand II., der in jeder Hinsicht große Habsburger, in der eigenen Hofburg nicht mehr sicher war vor den Protestanten, als die Fluten des Islams sich heran wälzten an die Mauern Wiens, wahrlich schwere Tage! Aber das katholische Oesterreich hat sie überstanden, weil es sein Interesse nicht abwandte von der Sache Gottes, weil es mit der einen Hand das Schwert führend mit der anderen das Reich Gottes baute, weil es gerade um diese Zeit viele seiner edelsten Söhne dem Werke der Heidenbelehrung weihte! Ein Kenner auf diesem Gebiete sagt, daß der größte Teil Nordamerikas und Ozeaniens durch Spanier und Deutsche, besonders Oesterreicher belehrt worden sei. Da sieh Oesterreich, deine große Vergangenheit, da sieh aber auch deine Aufgabe für die Gegenwart! Gott wird deine Sache zu der Seinigen machen, wenn du die Seinigen zu der deinigen machst. In die ersten Reihen auf dem Felde der Missionen gehöbst du katholisches Oesterreich! Dahin gehöbst du als katholische Großmacht, dahin gehöbst du wegen deiner glorreichen Vergangenheit! Nun zeige deine Kraft und dann darfst du hoffen auf die Erfüllung dessen, was dir gesagt worden: „Austria eris ultima orbis.“ Das wolle Gott!

Festredner war P. Köhler C. SS. R. Die herrliche Rede möge in einem kürzeren Auszuge hier folgen: „Am 25. Januar 1848 forderte der sterbende Jos. v. Görres seine Verwandten auf, zu beten für die Völker, die nicht mehr sind“ d. h. die nicht mehr an Christus glauben. Das war das Missionsinteresses eines großen Mannes, den Napoleon einst die 5. Großmacht Europas nannte. Wenn wir nirgends dieses Interesse verwirklicht finden, hier in dieser Versammlung tritt es zu Tage. Die Worte zweier großen Männer sind es, die den Missionsgedanken treffend zum Ausdruck bringen. Es ist das Wort des großen Bischofs Haller von Salzburg: „Ginein mit dem praktischen Christentum“ und jenes andere Wort des großen Wiener Männer-Apostels, des hochverdienten P. Abel S. J.: „Heraus mit dem praktischen Christentum.“ Ganz Oesterreich höre es: „Ginein mit dem praktischen Christentum“ rufen deine hl. Apostel: Severin, Christus und Methodius. Sie haben das Christentum in deine weiten Gauen getragen; deine Kinder sind Christen geworden; auch für sie gilt das Wort Tertullians: „Fiunt christiani, non nascuntur!“ Das Band eines Glaubens hielt alle umschlungen, trotz verschiedener Nationen und Sprachen. Ein Habsburger Kaiser konnte bei seiner Krönung statt des Szepters das Kreuz in die Hand nehmen, da ja alle seine Völker an den Gekreuzigten glaubten. Aber es genügt keineswegs das Christentum zu pflanzen, es muß auch gepflegt werden, gepflegt von Eltern und Lehrern, und Seelsorgern, auf daß es wachse und blühe; auf daß es den Höhepunkt des Lebens erreiche, wo wir vom Ueberflusse jenen mittheilen, die noch im Tode sind. Ja, das katholische Oesterreich ist verpflichtet am hl. Missionswerke mitzuarbeiten, umsonst hat es den hl. Glauben empfangen, umsonst soll es denselben auch anderen schenken. So ist das christliche Leben Vorbereitung des Missionswerkes und umgekehrt der Missionseifer Bürge für die Erhaltung des Christentums im eigenen Lande. Oesterreich hat schon viel für das Missionswerk durch

Missionsvereine und Sodalkäten und opferte große Summen zum Besten der Heidenbekehrung in allen Weltteilen. Doch ich kann anders nicht verständig sein, ich muß Trauerklänge in die Festesfreude mischen. Auch wir Oesterreicher können mit der größten deutschen Dichterin sprechen: „Wir stehen auf unterhöhltem Grunde.“ Oder ist es nicht ein unterhöhlter Boden, auf dem Ruße wiederhallen freier Ehe, freier Schule und zwar nicht von einem, sondern von ganzen Lehrerverbänden? Ist das nicht ein unterhöhlter Boden auf dem Oesterreichs Völker in bitterem Saße einander verfolgen, vergessend das Wort des großen Völkerapostels: „In Christus ist nicht Römer noch Grieche, noch Barbar.“ Einst war es anders, da sich Deutsche, Slawe und Romane liebten, damals stand Thron und Altar unerschüttert. Und heute? Haherfüllt gegen das Christentum taumeln, Oesterreich, deine Völker auf unterhöhltem Grunde! Wie mächtig warst du katholisches Oesterreich, als du noch die katholische Kirche schüttest. Aber heute? — Die englische Regierung unterstützte den Orden der Trappisten in Süd-Afrika auf alle Weise; die Regierung des katholischen Oesterreich glaubte eine Sammlung zu Gunsten desselben Ordens in Bosnien verbieten zu müssen und wies die Anfrage bezüglich Gründung eines Missionshauses einfach ab, mit der bezeichnenden Begründung: „Was werden wohl die Griechen und Schismatiker dazu sagen?“ Ist es da vernünftig zu sagen, daß demnächst bezüglich des Fortbestehens des Christentums in Oesterreich Juden, Freimaurer und Sozialdemokraten das entscheidende Wort zu sprechen haben, ihre diesbezügliche Wünsche von der Regierung vorerst zu vernehmen sind? Und die Früchte eines solchen Vorgehens. Ein hervorragender Schriftsteller, der Protestant Wenzel sagt es klipp und klar: „Seitdem Oesterreich seinen Beruf, die katholische Kirche zu verbreiten, vergessen hat, ging es zurück.“ Stehen wir nicht auf unterhöhltem Grunde? Wir würden erschrecken, wenn wir sähen, wie weit der Boden schon unterhöhlte ist! Aber sollen wir angesichts dieser Tatsachen den Mut sinken lassen, feig die Hände in den Schoß legen? Nein! Fort mit dem Stillstand! Auch von uns gelte das Wort des Apostels, „Charitas urget me.“ Ein jeder stehe fest in seinem Berufe, jeder sei auf seinem Posten!

Dann muß der Sieg unseren Fahnen folgen. Wir müssen uns waffnen durch eine gute katholische Presse, wir müssen durch die verschiedensten Vereine unsere Scharen organisieren, wir müssen ein Herz haben für den Arbeit-Jesu-Verein, für Jünglings- und Jungfrauen-Kongregationen, dann werden wir nicht unterliegen. Wir müssen es nach dem großen Sohne Oesterreichs Jos. v. Führich, der seine erhabene Kunst in den Dienst des Christentums stellte, sie als ein Apostolat betrachten, dann wird Oesterreich die erste katholische Großmacht sein! Langanhaltender Beifall folgte den begeisterten Worten.

Als dann ergriff der hochw. Herr P. Köstlers S. V. D. das Wort zu einer kurzen Ansprache: „Ein gewaltiges Wort hat in diesen Tagen der V. allgemeine Katholikentag gesprochen, ein Wort, das aus vielen tausend Herzen in heiligen Gelöbnissen wiedertönt. Ein katholisches Wort war es, und darum hatte es apostolischen Klang! Apostolat im eigenen Lande, Apostolat über die Grenzen von Land und Meer hinaus! Auch lebt der Glaube des hl. Bonifatius in diesem Lande, seines Geistes Kraft erhebt in diesen Tagen die Männerherzen zu neuem Mut und Heldensinn. — Mit Bonifatius steht im Bruderbunde St. Franz Xaver! Innee und äußere Missionen gehören zusammen! Der hl. Franz Xaver ging in schwerer Zeit ins ferne Indien; aber sein Apostolat leuchtete wärmend herüber ins alternde Europa. Und St. Bonifatius trug nicht nur den katholischen Glauben, sondern auch apostolischen Heldensinn in unsere Gauen! Wehe also, wer den Bruderbund, Bonifatius und Xaverius, innere und äußere Missionen lodert, seine Engherzigkeit! Wir dürfen nicht jene 800 Millionen armer Heiden vergessen, wenn wir als treue Katholiken zusammentreten, um über unsere Aufgaben zu beraten; das Werk der Heidenmissionen gehört notwendig auf das Programm eines Katholikentages und ist es nicht immer und überall gewesen, so soll die gegenwärtige Versammlung beweisen, daß es künftig im katholischen Oesterreich so sein wird. Mit wahrhaft apostolischen Gesinnungen wollen wir alle herantreten aus dem Feistsaale ins Leben, in den heiligen Kampf, in die praktische Arbeit einer eifrigen Missionspropaganda. Wir wollen uns zeigen als rechte Söhne unserer Mutter, der hl. Kirche, die der ferneren Insulaner auf dem öden Weltmeere, der verlassenen Völker Afrikas und Asiens ebenso liebevoll gedenkt, als der Völker Europas. Die Parole liegt in jenem prophetischen Worte Jesu: „Rufet es unter den Völkern, bereitet den heil. Krieg, wendet auf die Stürzen, sie sollen herankommen und hinaufsteigen, alle die männlichen Krieger der Missionare, ge-

hört und ermutigt von der opfernden Hand und dem liebenden Herzen des katholischen Oesterreichs!

Zum Schluß erteilte Kardinal Staatskanzler den apostolischen Segen. Möchte diese 1. allgemeine österreichische Missions-Versammlung der Anfang einer neuen Ära sein in der Geschichte des katholischen, für die Ausbreitung des Glaubens tätigen Oesterreich!

ca. Gegen die katholische Kirche.

Eine Lügenkassette. Der sozialdemokratische „Volkswille“ in Graz schrieb am 2. August d. J.: 1. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Das Gericht zu Nantes hat den säkularisierten Priester Dugast, der einen Polizeikommissar geprügelt und eine Volksmenge gegen ihn aufgebracht hat, zu einer Woche Gefängnis verurteilt.“ — Dugast ist Apostat und hat sich der Sozialdemokratie angeschlossen. 2. „Ein Bruder im Kloster San Pasquale in Neapel warf, wie die „Tribuna“ vom 20. v. M. meldet, eine siebenjährige Bettlerin die Treppe hinunter. Die Greisin trug eine Verletzung am Stirnbein davon.“ Eine Untersuchung hat festgestellt, daß die Frau durch eigene Unvorsichtigkeit zu Fall gekommen ist. 3. „Du sollst nicht töten. Ein Merikaler Fanatiker namens Francisque Cartaux hat in Paris unter ein gegen die Trennung von Kirche und Staat gerichtetes Plakat — wie er angab, zum Schutze vor Verunstaltung — eine Bombe gelegt, durch die eine Frau erheblich verletzt wurde. Der rabiate Pfaffenfreund wurde zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Ein Anarchist wäre sicher nicht so billig weggenommen.“ — Cartaux ist kein Merikaler Fanatiker. Von seiner Merikalen Gesinnung hat man nie etwas gehört. 4. Du sollst nicht falsches Zeugnis ablegen. Das Strafgericht von Turin hat den Priester Pietro Lavatelli wegen Meineides zu zehn Monaten Kerker, 2000 Lire Strafe und einem Jahre Ehrverlust verurteilt. Lavatelli ist ein Mann von 75 Jahren. Aus dem Zeugnisverhör ging hervor, daß er ein gefährlicher Wüchser und ein großer Don Juan vor dem Herrn war.“ Dazu schreibt das zuständige Erzbischöfliche Ordinariat Turin der C. A.: „Ein Priester Lavatelli ist der erzbischöflichen Kurie vollständig unbekannt, in der Diözese gab es nie einen Priester dieses Namens, und es ist ferner auch nicht bekannt, daß das Turiner Strafgericht einen Priester Lavatelli oder einen anderen Priester unter den angeführten Umständen verurteilt habe. Also 4 Lügen auf einmal! Eine prächtige Illustration zu dem sozialdemokratischen Programm: „Religion ist Privatangelegenheit!“

Das Wunder der Fensterscheiben. Unter diesem Titel verbreitete die „Korrespondenz für Kunst und Wissen“ (Berlin N. W. 7) folgende wunderliche Geschichte: Der Bruder Stefano, ein „Laienpriester“ (1) der das Landhaus des verstorbenen Kardinals Antonelli zu Velletri nahe bei Palermo bewohnt, malte auf die Fensterscheiben seiner Wohnung große Kreuze, die sich auf geheimnisvolle Weise in drei Gesichter der Jungfrau Maria verwandelten. Es wurden nun Prozessionen und Wallfahrten veranstaltet, wobei der fromme Gottesmann sein glänzendes Geschäft machte, bis ihn die Polizei wegen Betrugs einsperrie. Bei der Verhaftung kam es zu den üblichen Schlägereien und Körperverletzungen, wofür natürlich unser „Laienpriester“ die Verantwortung trifft. (Bgl. „Schl. Bl.“, Nr. 549, „Allpreuß. Bl.“, Ebing Nr. 186, „Augensches Wtbl.“, Jnf. Aug. Nr. 186, „Mastoder Anzeiger“, Nr. 188, „Ramm. Gen.-Anz.“ u. a. Bl.) Die „Apologe-tische Rundschau“ (Koblenz) teilt dazu folgendes Schreiben des zuständigen Erzbischöflichen Ordinariates Palermo mit: „Der Schwindler heißt Ettore Indarti aus Cavi; er ist weder Priester noch Ordensbruder, sondern Laie. Er wurde auf Veranlassung der kirchlichen Behörden verhaftet.“

Gerächt!

III.

(Schluß.)

Majestätisch lag die See da in ihrer Ruhe; die scheidende Sonne erasch ihr Gold auf die sich kaum kräuselnden Wellen. Ein Luftschiß verließ eben den Hafen von Newyork. „Wenn wir so schönes Wetter behalten, sind wir in wenigen Tagen in Pernambuco“, meinte ein junger Offizier, zu seiner Frau gewandt. Doch kaum waren die Worte ausgesprochen, als sich plötzlich seine Stirne umwölkte.

„Guten, schau doch mal dort hin; diese Wolke will mir nicht gefallen.“

Die Angeredete folgte der bezeichneten Richtung, glaubte aber nicht in der kleinen, grauen Wolke ein Anzeichen des Sturmes erblicken zu müssen.

Schnell wuchs die kleine Wolke zu einem schwarzen Berge heran und die ersten herben Windstöße erfaßten die Segel noch, bevor der englische Lord Zeit gefunden, dieselben einzureißen. Der Sturm wuchs zum Orkan; turmhoch hoben sich

die Wogen und schienen mit dem kleinen Schiffelein ihr neckisches Spiel treiben zu wollen.

Im Leuchtturme am Ausgange des Hafens saß der Wächter. Der gebeugte Nacken, die dichten weißen Locken, gaben ihm ein ehrwürdiges Aussehen, aber seine durchfurchten Züge brühten Groll aus. Mit jedem Windstoß schien das unheimliche Feuer, welches in seinen Augen glühte, neue Nahrung zu bekommen. Seine Hände ballten sich, während er vor sich hinsprach: „O möchte ich doch den Tag erleben, wo ich ihm widerbergelten könnte, was er mir angelan!“ Es war Alf Arnewil. Da drang ein Schuß an sein Ohr und weckte ihn aus seinen düstern Grübeleien.

„Ein Schiff in Not!“ Mit diesen Worten sprang er die Treppe hinunter und stürzte zu seiner kleinen Landungsbrücke. Mit vor Eile zitternden Händen löste er sein Boot, als ein zweiter Schuß ihm die Richtung angab, wohin er rudern sollte.

Mit übermenschlicher Anstrengung arbeitete er sich durch die empörten Wellen. Nach ungefähr halbstündigen Kampfe mit dem wilden, tosenden Elemente hat er eine sinkende Nacht erreicht. Die Insassen haben sich auf eine kleine Felseninsel gerettet, waren aber jeden Augenblick in Gefahr, von der nächsten Welle weggeführt zu werden.

Alf brachte sie sorgfältig in seinem Boote unter; es war ein Offizier, seine Frau und ein Knabe von 4 Jahren.

Jetzt ergriff er wieder die Ruder und vorwärts ging, dem Kurve zu. Schon erblühten sie das Licht und auch die Umrisse des Leuchtturmes, als er Offizier seine Hand auf Alfs Schultern legte und sprach: „Du sollst diese edle Tat nicht bereuen; ich werde es Dir reichlich lohnen!“

Alf blickte auf und ließ die Ruder fahren; die Wellen bemächtigten sich wieder des Fahrzeuges.

„O, rette uns doch, braver Mann! Rette meine Frau und mein Kind!“ flehte der Lord. „Ja wohl!“ sagte Alf mit Ruhe. Seine Hand ist wieder am Ruder, aber diesmal geht es sechsbwärts.

„Warum führst Du uns wieder in die tiefe See hinaus?“ fragte der Lord mit vor Angst bebender Stimme.

„Ich will Dich dorthin führen, wo vor sechs Jahren eine Storbette gehalten und wo ein armer Anstiedler vor einem Feindling auf den Knien gelegen und um Erbarmen für Weib und Kind gefleht! Du Glender, kennst Du mich nun! Kennst Du Alf Arnewil, dessen Tränen Du mit Spott gezahlt? Die Stunde der so heiß ersehnten Vergeltung ist angebrochen! Durch Deine Schuld starb mein armes Weib und mein geliebtes Kind, und jetzt sollst Du die Meinigen mit den Wellen kämpfen sehen, ohne ihnen helfen zu können.“

Der vornehme Lord sank jetzt vor dem armen Fischer auf die Knie und flehte: „Ich habe schwer an Dir gesündigt, räche Dich an mir, aber schone meine arme Frau und mein einziges Kind!“

Sohnlachen war die einzige Antwort, die er auf seine Bitte erbielt, und welche ihn jetzt schmerzlich an seine Schuld erinnerte.

Alf erhob das Ruder, um damit die vor Angst zitternde Frau über Bord zu schießen, da sprang der kleine Knabe dazwischen, umflämmerte das Blatt des Ruders und rief mit fast vor Tränen ersticker Stimme: „Nicht Mama weh tun, lieber Mann, nicht Mama weh tun! Mein-Garry bittet so schön darum!“

„Mein-Garry bittet so schön darum!“ wiederholte Alf und ließ das Ruder sinken.

Während dessen hatte sich der Sturm langsam gelegt, ob schon die Wogen noch stark gingen. Der Morgen begann zu grauen und im Halbdunkel sah man einen Greis zu den Füßen des Turmwächters knien. Die Angst der letzten Nacht hatte das schwarze Haar des kaum im Mannesalter stehenden Offiziers sämmerweis gefärbt. Alf Arnewil war gerührt.

Wieder die Ruder ergreifend, ging es schnell dem Strande zu, während sein Blick zärtlich auf dem Kinde ruhte.

Alf führte die vornehmen Gäste zum kleinen Fischerhäuschen am Strande, das einst sein eigen gewesen und wo er jetzt als Mietmann ein kleines Dachstübchen bewohnte. Er bewirtete sie mit Milch und Brot, welche nach überstandener Angst besser mundeten, als die vorzüglichsten Delikatessen.

Er setzte sich zu ihnen und nahm den kleinen Garry auf den Schoß, während er seine blonden Locken streichelte, rollte Tränen auf Tränen über die gefurchten Wangen.

„O, lieber, kleiner Garry, wie Du mich an mein kleines Söhnchen erinnerst! Dir allein haben die anderen ihre Rettung zu verdanken! Als ich Dich sagen hörte: „Mein-Garry bittet so schön darum“, stand das Bild meines Kindes, das auch Garry hieß, vor mir und mein Herz wurde erweicht. Eine milde Stimme flüsterte mir zu: „Lasse es gut sein, Du bist zur Genüge gerächt! Schone jetzt um Deines Kindes willen!“ und ich gab Gehör!“

Beim Abschied, welcher ganz freundschaftlich von sich ging,

hat Alf um das Tüchlein, womit Garry seine Tränen nach überstandener Angst getrocknet und Mein-Garry reichlich es ihm lächelnd.

Noch denselben Herbst stieß ein Passagierschiff auf einen Felsenriff und war dem Versinken nahe. Auch Alf Arnewil war bei der Rettungsarbeit tätig. Kaum hatte er die letzten der Schiffbrüchigen ins Rettungsboot herabgelassen, als auch das Boot in die Tiefe sank und Alf mit sich zog.

Nach einigen Tagen fanden Fischer die Leiche eines unbekanntes Mannes. Bei näherer Untersuchung fanden sie ein in Wachsstück eingenähtes Päckchen in seiner Brusttasche. Darin war ein für Alf Arnewil ausgestelltes Patent als Wächter des Leuchtturmes im Hafen von Newboort und ein Patistüchlein, in dessen einer Ecke der Name: „Garry O'Reil“ mit Seide gestickt war.

Allerlei.

Ein segensreiches Unternehmen ist von Seiten der Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen angelegt worden. Wir brachten schon den diesbezüglichen Artikel der Vereinszeitung in diesem Blatte (vom 20. Oktober), aber angesichts der großen Not unserer Missionare und mit Rücksicht auf die gute Sache, die nur durch möglichste Verbreitung der betreffenden Lotterie einen gewünschten Erfolg erhoffen läßt, sehen wir uns veranlaßt, heute noch einmal auf diesen Aufruf zurück zu kommen. Anschließend an die Worte des Heilandes: „Wer eine Seele rettet, gewinnt die eigene“, lautet der Vorwand der Missionsvereinigung alle, nicht alle Mitglieder des Vereins, sondern alle Mitmenschen ein, zur Mitgliedschaft und Unterstützung einer Heidenkinderlotterie. Jedes Los kostet 50 Pfg.; auf 20 Lose kommt ein Treffer, d. h. der Glückliche, dem der Gewinn zufällt, empfängt nicht Gold oder Silber, aber er wird die Freude haben, eine durch das Taufwasser zum Kinde Gottes gewordene, in Unschuld erglänzende Seele der hl. Dreifaltigkeit als sein Patentkind vorzustellen und als sein Gewinnst aufopfern zu dürfen. Der Pate erhält ferner das Recht, dem Kinde den Taufnamen zu geben, ihn zu bestimmen, sein Name soll in das Taufbuch eingetragen werden. Der Pate oder die Patin genießen das Glück des Gebetes des Kindes, gelten gleichsam als Vater oder Mutter des Kleinen, das tagtäglich seine schuldlosen Hände zum Throne Gottes emporstreckt und für jene betet, die ihm die Aufnahme ins Christentum ermöglichten. Aber auch jene, auf deren Los vielleicht kein Treffer fällt, gewinnen und gewinnen sehr viel. Himmelslächeln und Gotteslob, da sie mitgeholfen haben, daß ein gutes Werk zu Stande kam, haben sie vor Gott das gleiche Verdienst. Also auf, ihr lieben Freunde zur Ausbreitung des katholischen Glaubens, denkt an den Opferkinn unserer Missionare, die sich in den Heidenländern verbluten. An ihrem Opferkinn soll sich der unsere entzünden. Ihr, Lieben Eltern, um eurer Kinder willen, nehmt ein, zwei oder mehr Kinder-Lose. Gottes Segen wird dann doppelt auf euch und euren Kindern sein. Oder hat euch der liebe Gott das Elternglück vielleicht nie geschenkt, dann greift, wenn ihr könnt, etwas tiefer in eure Börse, nehmt ein paar Lose mehr und suchet euch so vor Gott ein Kind zu sichern, das ihr zum Christenkinde macht und das euch einst im Himmel als Vater und Mutter begrüßen wird. Ihr aber, o Jungfrauen und ihr unschuldigen Kinder, helfet fleißig mit, dem lieben Heilande Kinderseelen zuzuführen. Fordert eure Eltern, eure Brüder auf, um des göttlichen Kindes willen ein Kinder-Los zu nehmen. — opfert 50 Pfg., die sonst vielleicht zu einem Vergnügen ausgegeben würden, bittet, das gute Werk durch Abnahme eines Loses zu unterstützen, seid fleißigen Bienen gleich, die überallhin den Segen eines solchen Werkes tragen, greift selbst in eure Sparbüchse und entnehmt ihr 50 Pfg. für ein Los — für ein Brüderchen oder Schwägerchen, das später täglich für euch beten wird. Allen, allen, die hier helfen, wird es die schönste Weihnachtsfreude sein, auch den armen Heidentindern ein Weihnachtsfest bereitet zu haben. Die Ziehung soll am Feste der unschuldigen Kinder erfolgen. Lose versendet die Redaktion der „Stimmen aus den Missionen“, Zrl. G. Schynse in Dreis bei Salmrohr a. d. R., ferner Zrl. Ottilie Feld in Aachen, Mariahilfsstraße 22. (Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß die Missionsvereinigung unmodern gewordene seidene Kleider, schwarz oder farbig, Brautkleider, Schawls, besonbers Crepe de Chine-Schawls, — wie sie von früher her unbenutzt noch in den Schubfächern und Kasten liegen, — stets demüthig annimmt, zur Anfertigung von Paramenten für den Gottesdienst in den Missionen.)

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 51.

Düsseldorf, den 17. Dezember.

1905.

Inhalt: Evangelium zum dritten Sonntag im Advent. — Die Auferstehung von den Toten III. — Zur Entwicklungsgeschichte des Charitas im katholischen Deutschland. — Die Winterkälte. — Für lange Abende.
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum dritten

Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Johannes I. 19-28.

„In der Zeit sandten die Juden von Jerusalem Priester und Leviten an Johannes, daß sie ihn fragen sollten: Wer bist du? Und er bekannte und leugnete es nicht, und bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elias? Und er sprach: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet? Und er antwortete: Nein. Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? Damit wir denen, die uns gesandt haben, Antwort geben. Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Jsaías gesagt. Die Abgesandten aber waren Pharisäer. Und sie fragten ihn und sprachen zu ihm: Warum taufest du aber, wenn du nicht Christus, noch Elias, noch der Prophet bist? Johannes antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber in eurer Mitte steht der, den ihr nicht kennt. Dieser ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist, und dessen Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin. — Dies ist zu Bethania geschehen, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte.“ —

Die Auferstehung von den Toten.

III.

Der Hohe Rat der Juden schickt eine amtliche Gesandtschaft an den Vorläufer des Messias ab, um ihn zu fragen, „was das ganze Volk sich (damals) im Herzen überlegte: ob er nicht selber der Messias sei“ (Luk. 3, 15). Und Johannes „bekannt und leugnete nicht“; er legt vielmehr ein herrliches Zeugnis ab für den, „der schon in ihrer (der Juden) Mitte stand, ohne daß sie ihn kannten“. — Auch wir, lieber Leser, sollen uns heute mit den Worten des Evangeliums die Frage vorlegen: „Wer bist du?“ Bist du ein Christ, der wirklich im Sinne der Kirche die bisherige Adventszeit ausgenützt hat? Und wie steht es überhaupt mit dir, — kannst du der großen zweiten Ankunft getrost entgegensehen, wann der Herr kommt, um zu richten die Lebendigen und die Toten?

Und nun nehmen wir, lieber Leser, unsere Betrachtungen über die vereinstige Auferstehung wieder auf, über deren Wirklichkeit nicht nur die uns umgebende Natur jeden nachdenkenden Menschen belehrt, sondern auch die göttliche Offenbarung des Alten wie des Neuen Testaments und nicht an letzter Stelle unser göttlicher Erlöser Selbst Sich klar und deutlich ausgesprochen hat.

Nun könnte aber Jemand einwenden, die Kirche lasse doch beim Beginne der Fastenzeit Jedem aus uns etwas Nähe auf das Haupt streuen und dabei das ernste, mahnende Wort sagen: „Gedenke, o Mensch, daß du Staub

bist und zum Staube zurückkehren wirst!“ — Gewiß, so spricht die Kirche, lieber Leser, aber sie will damit nur zur Buße mahnen: sie will, daß wir in der hl. Fastenzeit viel mehr, als gewöhnlich, für unsere Seele besorgt sein sollen, — und weniger für den Leib, weil dessen Herkunft (aus dem Erdenstaub) schon anzeigen, wie tief er unter der, nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen Seele stehe. Unser Leib ist Staub, das ist wahr; aber der große allmächtige Schöpfer des Himmels und der Erde hat im Anfange, wie die hl. Schrift berichtet, Sich gewissermaßen zur Erde niedergebengt, um von ihr den Urstoff zu nehmen zu dem Meisterwerke, das Er bilden wollte. Er bildete den menschlichen Leib nach dem Plane, den Er in Seinen ewigen Ratschlüssen gefaßt, und nach den Linien, die Er im Voraus mit unendlicher Sorgfalt gezogen hatte. Der Schöpfer machte daraus den königlichen Mittelpunkt Seiner Wunder und der herrlichen Werke, die Seine Freigebigkeit durch das Weltall zerstreut hatte: für seine Augen die Sonne, den Mond, die Millionen von Gestirnen am Firmament, die harmonischen Gegensätze von Licht und Schatten, die unzählbaren Formen, — die lebendigen, frischen Farben, die mit unendlicher Mannigfaltigkeit den Mantel des Weltalls schmücken, die Bewegungen und Veränderungen der in den Weltraum gefaßten Körper; dann für seine Ohren alle jene Stimmen, die donnernd, singend, murrend, seufzend die bewegliche Leiter der Töne durchlaufen, — eine heilige Musik, ein bewundernswürdiger Gesang, der das menschliche Ohr erquickt, bevor er zum Himmel emporsteigt, um das Lob des gütigen Schöpfers zu singen; für den Geruch alle Wohlgerüche der lieblichen Blumenvelt; für den Dienst des menschlichen Leibes das Gras des Feldes, das Holz der Wälder, die Blumen und Früchte, die Tiere der Ebene und des Gebirges wie der Wüste, die Vögel des Meeres, die im Schooße der Erde ruhenden Reichthümer, endlich die Elemente und die stammenswerten Kräfte der ganzen Welt! Alle Werke des gütigen Schöpfers hat der menschliche Leib als feiv. Erbe antreten dürfen: er allein steht aufrecht inmitten aller dieser Werke, er herrscht, er regiert, schön, majestätisch, wie ein König!

Aber was macht denn eigentlich seine Schönheit, seine Größe, seine Majestät aus? Es ist die Seele, die in ihm wohnt, dieser „Hauch Gottes“. Allein wir dürfen darum doch nicht glauben, lieber Leser, daß die Seele in unserem Leibe wohne, etwa wie ein Schwert in der zugehörigen Scheide. Nein, die Verbindung des Geistes mit dem Leibe in der menschlichen Natur ist eine viel innigere. Die Seele belebt den Leib; der Leib aber leiht der Seele seine Organe, um zu sehen, zu hören, zu schmecken, zu fühlen, zu genießen, zu denken, zu lieben und sich mitzuteilen. Der Leib ist eine gelehrige Harfe, deren Saiten, wenn sie von dem „Hauche des Schöpfers“, der uns zu Menschen macht, angeblasen werden, seufzen

und fingen, um Gedanken, Urteile, Vermutungskünste, Leidenschaften, Wünsche, Willensentschlüsse und Ratschläge auszudrücken. Oberflächlich betrachtet, scheint der Leib nur ein Werkzeug eine Dienstmagd zu sein, aber — wie der alte Tertullian sagt — „tiefer betrachtet, zeigt er sich, wie er ist, als ein Mitarbeiter.“

So drücken also die Lehrer unserer hl. Kirche ihre Bewunderung für den menschlichen Leib aus, indem sie ihn über jeden, andern geschaffenen Stoff erheben und ihn der Tätigkeit des Geistes zugesellen. Allein das ist noch nicht Alles! Unsere Seele kann, auf sich allein angewiesen, die Ehrenbezeugung unserer ganzen menschlichen Natur dem Schöpfer nicht darbringen. Wenn unsere Seele ihrem Gott die Gefühle der Ehrfurcht, des Lobpreises, der Liebe ausdrücken will, dann beugt sie den Leib nieder, sie wirft ihn auf die Kniee, sie verlangt von ihm Klagen, Seufzer und Lieder; ja, sie bedient sich der Glieder des Leibes, um das sakramentale Wasser der Taufe auszugießen, das die Seelen wieder heiligt; um das hl. Öl und den hl. Christam anzuwenden, die erfrischen und stärken; um den Herrn wohlgefälligen Weibrauch zum Himmel steigen zu lassen; um das Wort Gottes zu verkündigen; um im Sakramente der Buße das Wort himmlischer Verzeihung auszusprechen, — endlich, um beim erhabenen Opfer des Neuen Bundes dem himmlischen Vater das makellose Gotteslamm darzubringen, das hinwegnimmt die Sünden der Welt! Sie selbst, — diese Seele — die ja wieder sichtbar ist noch berührt werden kann, empfängt die heiligmachende Gnade und das unauslöschliche Merkmal, das ihr für die Ewigkeit aufgedrückt wird (bei der hl. Taufe), nur durch eine göttliche Kraft, deren Kanal der Leib ist; darum sagt der alte Tertullian mit Recht: Unser Leib sei die Are unseres ewigen Heiles *)

Darum auch weist dieser alte Schriftsteller schon die Anklage der Irrlehrer seiner Zeit (2. Jahrh.) zurück, als ob die Kirche den menschlichen Leib verachte, — wohl bekämpfe sie die zu großen Ansprüche des menschlichen Leibes und nenne ihn „empörten Staub“; andererseits aber bewundere die Kirche in ihm das Wunderwerk des Schöpfers und den Tempel des Heil. Geistes! Wer aber hieran glaubt, lieber Leser, der hat wahrlich auch das Recht zu hoffen, daß Gott unsern menschlichen Körper nicht behandeln wird, wie andere Körper, deren Ueberbleibsel für immer in dem Wirbel der Elemente zerstreut bleiben: er darf vielmehr sicher sein, daß der Herr Seine Verheißung erfüllen wird: „Ich werde eure Gräber öffnen und euch aus den Särgen hervorholen“ (Ezechiel 37.)

*) „Ueber die Auferstehung.“ Kap. 8.

Zur Entwicklungsgeschichte der Caritas im katholischen Deutschland.

Einen äußerst lehrreichen Einblick in die Entstehung und Entwicklung der modernen katholischen Caritasorganisation, speziell des Caritasverbandes für das kath. Deutschland, gewährt ein Nachruf, den das Regensburger „Soziale Kultur“ (Verlag des Volksvereins, M. Gladbach) dem leider allzufrüh verstorbenen Direktor Max Brandts widmet. Den fruchtbarsten, innigsten Anstoß für seine sozial-charitativen Gedanken fand er, so heißt es da nach einem kurzen Ueberblick über seinen äußeren Werdegang, in „Arbeiterwohl“, dem er 1888 als Mitglied, seit 1890 als Vorstandsmitglied angehörte. Hier gewannen dieselben fruchtbarsten Widerhall, klarere Durchdringung, praktische Gestaltung. In gegenseitigem Leben und Empfangen wurden die Herzen warm, in erster Geistesarbeit wurden Gedanken und Pläne zur Reife gebracht und dann hinaufgetragen ins Leben. Im einzelnen wird dann in Bezug auf die Förderung und den Ausbau der Caritas ausgeführt:

Auf Grund gelegentlicher Besprechungen trat zuerst am 7. Okt. 1880 in M. Gladbach, angerufen durch Herrn Landesrat Brandts, berufen durch den Vorsitzenden des „Arbeiterwohl“, Herrn Franz Brandts, eine Konferenz zum Gedan-

ken-Austausch über die brennendsten Fragen der Armenpflege und Caritas zusammen. Der ersten Konferenz wohnten bei die Herren: Rechtsanwält Jul. Badem (Köln), Franz Brandts (M. Gladbach), Landesrat Brandts (Düsseldorf), Amtsgerichtsrat Fritzen (Dülken), Generalsekretär Hipe (M. Gladbach), Dr. Hefey (Krefeld), Math. Wiej: (Werden a. d. Ruhr); entschuldigt waren Herr Louis Weibel (Aachen), Bürgermeister Wenders (Neuß) und Landesrat a. D. Fritzen (Düsseldorf). Herr Landesrat Fritzen wurde zum Vorsitzenden gewählt und es wurde beschaffen, folgende Herren zu kooperieren: G. Hoffmüller (Düren), Landrichter Reichenberger (Köln), Amtsrichter Schmitz (Erfelenz), Pfarrer Schumacher (Köln), Dechant Neu (Dorn), G. Oster (Aachen), Landrichter Spahn (Dorn). Am 8. April 1890 fand die zweite Konferenz in Düsseldorf statt. Als Resultat der anregenden Beratungen ergab sich der Beschluß, zunächst eine eingehende Statistik über die in der Erzdiözese Köln bestehenden kath. Wohltätigkeits-Anstalten und Vereine ins Werk zu setzen und den Herrn Erzbischof in einer Eingabe um gütige Mitwirkung zu ersuchen. Zugleich sollten die Grundlinien einer Organisation der Caritasbestrebungen — Diözesan-Komitee mit dem Herrn Erzbischof resp. dessen Kommissar an der Spitze — in einer Denkschrift dargelegt werden. Erst durch den Herrn Kardinal Fischer (1904) ist ein solcher Diözesan-Ausschuß und ein Diözesan-Komitee aus Geistlichen und Laien zur Organisation der Werke christlicher Liebe und sozialer Fürsorge ins Leben gerufen worden.

Die Generalversammlung des Verbandes „Arbeiterwohl“ im Bocholt 1891 gab die erste willkommene Gelegenheit, diese Gedanken in die weitere Öffentlichkeit zu tragen. Herr Landesrat Brandts übernahm diese Aufgabe und löste sie vortrefflich in seinem bedeutungsvollen Vortrage: „Die besonderen Aufgaben der kath. Liebesaktivität in der heutigen Zeit.“ Hier wurde das Stichwort geprägt: Mehr Organisation, mehr Publikation! Die Rede wirkte wie eine Erleuchtung. Die Idee wurde im lebendigen Wort — vor allem durch die „Praktisch-sozialen Kurse“ in M. Gladbach (1893), Bamberg, Meise (1894), Schwab. Gmünd (1896), wo der erste Charitativtag abgehalten wurde, Freiburg i. B., Straßburg usw. — wie in zahlreichen Artikeln durch ganz Deutschland getragen.

„Mehr Publikation!“ — Diese Idee wurde entsprechend der inzwischen am 14. August 1890 überreichten Denkschrift zuerst in der Erzdiözese Köln verwirklicht. Herr Landesrat Brandts hatte unter Mitwirkung von Freunden die ca. 16 Fragebogen — für jedes charitative Gebiet besonders — entworfen. In der Freude und im ersten Eifer waren die mannigfaltigsten und eingehendsten Fragen gestellt — alle in sich durchaus berechtigt und lehrreich, namentlich auch zur Selbstkritik für die Vereine sehr anregend — aber, so schildert die „Soziale Kultur“ die weitere Entwicklung, welche eine Reihe als dieser Vollen von Fragebogen zur Bearbeitung kommen sollte. Diese gewaltige Arbeit hat Herr Dr. Brandts ganz allein übernommen! Und wie hat er sie geleistet! Zunächst als Einzel-Abhandlungen in „Arbeiterwohl“ (1893—1895) veröffentlicht, gestalteten sich die trockenen Zahlen zu einem höchst anregenden, praktischen Handbuch erst: „Die katholischen Wohltätigkeits-Anstalten und Vereine sowie das katholisch-soziale Vereinswesen, insbesondere in der Erzdiözese Köln.“ (Köln, J. P. Bachem, 1895.) Alle sozial- und charitativen Anstalten und Vereine wurden zunächst in ihrer Entstehung, deren Zweck, Organisation, Erfahrungen, notwendige Reformen usw. in gedrängter, ansprechender Darstellung gewürdigt.

Unter dem 1. März 1896 wendete sich der Vorstand des Verbandes „Arbeiterwohl“ dann weiterhin in einer Denkschrift an die deutschen Bischöfe, in welcher er unter Ueberwindung des Brandts'schen Buches und im Angebot seiner Mithilfe ähnliche Erhebungen in den übrigen Diözesen anregte. Alle Antworten waren voller Anerkennung für das ausgezeichnete Buch und fast ausnahmslos wurden Erhebungen, wenn auch in beschränktem Umfange, in Aussicht gestellt. Inzwischen sind auch in einer Reihe von Diözesen ähnliche Veröffentlichungen erfolgt resp. im Erscheinen begriffen, z. B. Straßburg, Emsland, Limburg, Breslau, Berlin, Hildesheim, Paderborn, Trier, ferner in Bayern, Oesterreich (vergl. „Soziale Kultur“ 1905 Seite 188 ff.). Für alle diese ist die Brandts'sche Schrift Anregung und Vorbild geworden, wenn auch keine derselben an Verständlichkeit gleichkommt.

Die „Publikation“ und die immer wiederkehrenden Anregungen, welche durch Herrn Brandts persönlich, durch den Verband „Arbeiterwohl“ und den Volksverein für das kath. Deutschland“ hinausgetragen wurden, haben denn auch zur Erfüllung einer zweiten Forderung des Bocholter Pro-

genannt geführt: Zentrale Zusammenfassung der Caritas-Bestrebungen in dem Caritas-Verband für das kath. Deutschland (1892) und Vertretung desselben in einer besonderen Zeitschrift „Caritas“ (1895). Herr Geistlicher Rat Dr. Berthmann in Freiburg a. B. erwarb sich das große Verdienst, den kühnen Versuch zu wagen und unter Einsetzung seiner ganzen Person das Werk durchzuführen; aber der, welcher ihm als treuer Eckstein stets zur Seite gestanden und ihn persönlich und schriftstellerisch unterstützt hat, war Landesrat Brandis.

Wir geben diesen Ausschnitt aus der „Sozialen Kultur“ wieder, weil wir ihn als einen wichtigen Beitrag zu den bisher wohl weniger bekannt gewordenen Anfängen der Entwicklung der katholischen Caritas im letzten unentbehrlich hochschätzlichen. Das obige Beispiel zeigt, welchen Einfluß das Beispiel eines einzigen hochherzigen Mannes auf eine Bewegung gewinnen kann, wenn er sich mit voller idealer Begeisterung und opferbereiter Kraft ihr hingibt.

Oeffentliche Weihnachtsbescherungen.

Von Albertine Albrecht, Düsseldorf.

(Nachdruck verboten.)

Es ist im allgemeinen tief im Wesen der werktätigen Nächstenliebe begründet, daß sich ihr Schalten und Walten in stiller Verborgenheit vollzieht, daß sie die Kunde von dem, was sie den Armen an Milde und Barmherzigkeit erweist, nicht an die bekannte „große Glocke“ hängt. Barmherzige Liebe gibt, ohne daß die rechte Hand weiß, was die linke tut, und wenn sie wirklich ganz wahr und echt ist, verlangt sie keinerlei Dank und Anerkennung. Sie trägt ihren Lohn in sich selbst. Es entspricht auch durchaus der Grundidee christlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit, das Gute um des Guten willen, des Gottgewollten, zu tun und auf die Anerkennung anerkennenden Lobes zu verzichten.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die, denen die in verborgener Stille wirkende Caritas in leiblicher oder geistiger Not die rettende Hand reicht, nun auch aller Pflicht der Dankbarkeit los und ledig wären! Das gerade nicht! Aber der Dank sollte nicht in schönen Worten und Versprechungen bestehen, sondern in der Tat, d. h. in einem Leben, dessen Richtlinien Treue und Glaube sind.

In großen und kleinen Vereinen, in Kränzchen und Kaffeegesellschaften hebt einige Wochen vor Weihnachten allenthalben ein zähriges Arbeiten an. Man sammelt Geld, wo man's nur bekommt, und ist's keine klingende Münze, so sind's andere brauchbare Gegenstände, Lebensmittel, Kleidungsstücke, Spielsachen usw. Die Vorräte wachsen, der Sammelleiß der Vereinsmitglieder wird zur spontanen Begeisterung, und mit herzlichster Freude sieht man dem Tag entgegen, an dem man abends eine Reihe armer Kinder durch alle die schönen Sachen glücklich machen will. Man malt sich schon im voraus das frohe Geseh der Kleinen, ihren Weihnachtsjubel aus, wenn sie dies oder jenes auf ihrem Plage finden und wenn das Leuchten ihrer Augen dann mit dem Glanz der Kerzen des Weihnachtsbaumes wetteifern! Ja, voll Stolz und Glück denkt man an diesen Weihnachtsabend des Armen!

Endlich ist er da! Mitten in dem großen, hellbeleuchteten Saale strahlt ein märchenhaft schöner, hoher Christbaum. Lange Tische sind weiß gedeckt. Darauf stehen Schüsseln mit Weihnachtskuchen und für jedes Kind eine Tasse. Die feingekleideten Vorstandsdamen mit den niedlichen weißen Ländelschürzchen werden sogleich die dampfende Schokolade einschenken. Im Hintergrunde des Saales harren die Vorstandsherren und die geladenen Gäste mit feierlicher Miene der kleinen, armen Schar, die sich heute am Tische des Reichtums satt essen und vom Ueberfluß der anderen beschenken lassen soll.

Ah, man muß es schon einmal mit angesehen und miterlebt haben, wie eine solche öffentliche Bescherung armer Kinder verläuft!

Die Türen des Saales fliegen auf, und die kleinen Leute treten ein, — die einen siegesgewiß, geräuschvoll, mit begehrlichen Blicken auf die ausgebreiteten Herrlichkeiten schauend, — die anderen schüchtern, verschämt, die Delle des Saales und die Blicke der Damen und Herren tun ihnen weh bis in die Seele hinein. Hier kleine Rowdies, die ihren Platz schon selbst finden, dort junge Flegel, denen die ganze Sache wie ein großer Uff vorkommt, und darunter wieder viele, die am liebsten vor Scham in die Erde versänken, weil sie öffentlich ihre Armut dokumentieren müssen und nur gekommen sind, weil die bitterste Not sie getrieben.

Es wird gesungen, deklamiert, und der Hauptveranstalter des Festes hält eine schwungvolle, hochtönende Rede an die

Kinder, in der er ihnen die Pflicht des Dankes gegen die Spender all der schönen Sachen sehr warm, aber auch sehr deutlich ans Herz legt. Dieser Dank der Kinder gipfelt „öffentlich“ in einem entsprechenden Dankgedicht. Damit ist dann die Feier beendet. Die Kinder packen ihr Bündel und gehen heim. Und so wären wir zur Beleuchtung der Rehrseite des Bildes einer öffentlichen Weihnachtsbescherung gekommen.

Es muß hier vorausgeschickt werden, daß es einem vollkommen fern liegen darf, die gute, edle Absicht der Festveranstalter auch nur im mindesten anzuzweifeln oder ihr eifriges Bemühen, armen Kindern zu Weihnachten eine Freude zu machen, ihre jungen Herzen mit dem hellen Glanz milder, barmherziger Liebe zu erwärmen, auch nur entfernt zu unterschätzen. Im Gegenteil, Absicht und Wille sind als durchaus lobenswert anzuerkennen, aber die Form ist doch nicht die richtige. Ja, es ist kaum zu verstehen, wie man in den beteiligten Kreisen noch so weit von den einfachsten Begriffen des Tates entfernt sein kann, daß einem eine öffentliche Weihnachtsbescherung armer Kinder nicht gewissermaßen als ein Hohn auf die christliche Liebe und Barmherzigkeit erscheint.

Niemand hat ein Recht, das Ehrgefühl eines anderen Menschen, am wenigsten das eines Kindes armer Leute, zu kränken oder ganz zu ersticken. Und beides ist bei einer öffentlichen Weihnachtsbescherung nicht zu vermeiden. Oder leidet das Ehrgefühl des armen Anton nicht, wenn er unter so und sovielen seiner besser bemittelten Kameraden als der Bedürftige angesehen wird, der Almosen nötig hat und annimmt, dessen Eltern ihm keine Schuhe, keine warme Jacke zu kaufen können? Wie weh muß es einem empfindsamen Kinde tun, wenn ihn das Bescherungsfest öffentlich als arm dokumentiert. Es ist aber auch gar nicht zu verwundern, wenn bei anderen Kindern, die eine derartige Feier schon öfter mitgemacht, das Ehrgefühl allmählich erlischt, so daß sie, vielleicht noch angeregt durch die Reden habgieriger Eltern, es vielmehr als ein Recht ansehen, Geschenke zu erhalten. Aus diesen Kindern entstehen leicht jene unzufriedenen Rührer, denen die Verhöhnung der ärmeren Bevölkerungsklassen zuzuschreiben ist, von anderem ganz abgesehen! Erhalten sie etwas geschenkt, so ist's ihnen nie schön, nie gut genug, erhalten sie nichts, so wissen sie sich vor Neid und Mißgunst nicht zu lassen.

Vom erzieherischen Standpunkt aus betrachtet ist die öffentliche Weihnachtsbescherung zu verwerfen. Das haben alle einsichtsvollen Leute, die sich mit der Sache befaßt haben oft genug behauptet.

Die Christbescherung gehört ins Haus, in die Familie, aber nicht in einen öffentlichen Saal. Man wird gewiß Mittel und Wege finden, um die Familien, die wirklich arm sind, — und das sind meist die Bescheidenen, die sich nicht begehrlich vordrängen, — zu ermitteln, denen die ihnen zugehenden Gaben heimlich ins Haus gebracht werden. Die Mutter, der Vater nehmen die Sachen zunächst in Empfang, und sie sind es auch, die an dem ersehnten Weihnachtsabend ihren Kleinen das von mildtätiger Hand gespendete Bäumchen schmücken, ihnen die Weihnachtsgaben darunter legen und sich im stillen, trauten Familienkreise an dem seligen Entzücken der Kinderherzen erquicken. Das wird den Familieninn, den engen Zusammenschluß zwischen den einzelnen Familiengliedern ganz anders fördern, als wenn nur eines der Kinder von fremder Hand beschenkt wurde und aus dem prächtigen Festsaal zurückkehrt in die arme Stube der Eltern, wo die Geschwister still und bekümmert darüber nachdenken, warum das Christkindchen ihnen nichts bringen will. Wie arm und freudlos wird es da auch in dem bescheidenen Stübchen der armen Beamten-Witwe aussehen, die ihren Kindern nichts kaufen kann, deren Stand und Ansehen es ihr aber auch verbietet, ihre Kinder mit in die Reihe der öffentlich Besicherten zu stellen. Und wie hell und reich würde es in diesem kleinen Heim werden, wenn eine edle Hand „ungenannt und unbekannt“ ihr heimlich die Weihnachtsgaben zukommen ließe, die, an anderer Stelle abgegeben, vielleicht gar bald zum Pfandhaus oder zum Althändler wandern.

Möchten doch alle, die es angeht, mithelfen, den Armen die Weihnachtsfreude zu bereiten, die ihnen voll barmherziger Liebe ein Heimatrecht am eigenen Herd gibt und ihnen ein Bäumchen anzündet, dessen hellste Lichter heißen:

Dankbare Liebe und Familienglück.

o Für lange Abende.

Von Dr. Dolf.

Ja, sie werden wieder lang, die Abende, und der Stunden, in denen man nicht weiß, was anfangen, werden wieder mehr. Denn Lernen, Lesen und sich amüsieren, das kann man ja doch

nicht immer und immer, und zu erzählen hat man sich ja doch auch nicht so viel. Da bleibt einem wenig anderes mehr übrig, als nach den Blättern zu greifen und sich darüber herumzumahen über die Spiele und Rätsel, deren manch eines so recht zum Kopfzerbrechen ist, da man nicht locker davon läßt, ehe man die Lösung hat. Auch wir wollen daher im weiteren eine kleine Auswahl, und zwar mathematischer Spielereien geben, die aber nicht zum Kopfzerbrechen sind, da man zu ihnen nur die ersten Elemente der Arithmetik zu kennen braucht.

1. Erraten gedachter Zahlen. a) Man lasse jemand eine Zahl sich denken und diese erstens um 2 vermehren und die Summe mit 3 multiplizieren, zweitens um 4 vermehren und die Summe mit 5 multiplizieren, drittens um 6 vermehren und die Summe mit 7 multiplizieren. Von der Summe der erhaltenen drei Resultate lasse man noch 8 abziehen und die Differenz durch 15 dividieren. Dann lasse man sich das durch diese Division erhaltene Resultat sagen. Vermindert man es um 4, so erhält man die gedachte Zahl. War z. B. 9 die gedachte Zahl, so erhält man durch die angegebenen Rechnungen nacheinander die Zahlen 11, 33—13, 65—15, 105 bis 203, 195, 13, 9.

b) Man bitte jemand, von der Zahl, die sein Alter in Jahren ausdrückt, die Quersumme (Summe der Ziffern) anzugeben. Darauf ersuche man ihn, die betreffende Zahl umgekehrt, d. h. die Zehner zu Einern und die Einer zu Zehnern zu machen, und dann den Unterschied zwischen der ursprünglichen und der umgekehrten Zahl zu sagen. Um aus den beiden so erhaltenen Angaben das Alter zu bestimmen, dividiere man die zu zweit angegebene Zeit durch 9, was immer ohne Rest möglich ist. Den erhaltenen Quotienten hat man dann zur Quersumme zu subtrahieren. Die Hälfte der in beiden Fällen erhaltenen Resultate stellen die Ziffern der Zahl dar, die das Alter angiebt. Erfährt man z. B. 7 als Quersumme und 9 als Differenz, so hat man 9 durch 9 zu dividieren u. die erhaltene Zahl 1 zu 7 zu addieren u. von 7 zu subtrahieren. So erhält man 8 und 6, deren Hälfte 4 und 3 sind. Die Entscheidung, ob das Alter 34 oder 43 Jahre beträgt, wird, wenn nicht auf andere Weise, dadurch herbeigeführt, daß man sich sagen läßt, ob die ursprüngliche oder die durch Umkehrung der Ziffern entstandene Zahl die größere war.

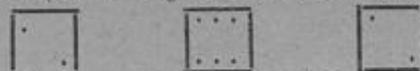
2. Vorauswissen erhaltener Resultate. a) Man lasse eine gedachte Zahl verdreifachen, zu dem Dreifachen, zwei addieren, die Summe mit vier multiplizieren, zum Produkt 4 addieren, die Summe durch 12 dividieren und vom Quotienten die gedachte Zahl subtrahieren. Dann weiß man, daß der, welcher sich die Zahl gedacht hat, als Rest 1 erhalten haben muß, gleichviel, welche Zahl er sich gedacht hat. War 9 die gedachte Zahl, so ergab sich: 27, 29, 116, 120, 10, 1.

b) Die gedachte Zahl werde um 5 vermehrt, die Summe mit 18 multipliziert, vom Produkte das dreifache der gedachten Zahl subtrahiert, die Differenz durch 15 dividiert und vom Quotienten die gedachte Zahl subtrahiert, so ergibt sich immer 6, welche Zahl auch immer gedacht war. War z. B. 13 gedacht, so ergab sich nacheinander: 18, 324, 285, 19, 6.

3) Reuenerkunst. Man lasse jemand eine ganz beliebige vielziffrige Zahl hinschreiben. Man ersuche ihn dann, eine Zahl darunter zu schreiben, die aus genau denselben Ziffern sich zusammensetzt, aber in ganz beliebiger anderer Ordnung. Dann lasse man die kleinere der beiden Zahlen von der größeren subtrahieren und in der erhaltenen Differenz eine beliebige Ziffer, die nicht Null ist, austreichen. Die durch dieses Austreichen entstandene vielziffrige Zahl lasse man nochmals aufschreiben und sich zeigen. Dann lasse man aus dieser Zahl bestimmen, welche Zahl ausgestrichen wurde, ohne eine Ahnung davon zu haben, welche Zahl anfänglich aufgeschrieben war. Man hat nämlich von der Zahl die einem gezeigt wird, die Quersumme zu nehmen und von dem nächst höheren Reuenerprodukt abzuziehen. Dann erhält man stets die ausgestrichene Ziffer. Es ist z. B. anfänglich 4736892006 aufgeschrieben. Darunter werde dann 2004589673 geschrieben. Die Differenz beider Zahlen ergibt: 2731302333. Ich werde dann, wollen wir annehmen, die Ziffer 1 austreichen. Dann wird einem also die Zahl 273302333 gezeigt, deren Quersumme 26 ist. Also ist $27(3 \times 9) - 26 = 1$ die ausgestrichene Ziffer.

4) Würfelkunst. Um zu raten, welche Zahlen jemand mit drei Würfeln geworfen hat, lasse man die drei Würfel nebeneinandersehen. Dahinter lasse man noch drei Würfel sehen, die in derselben Reihenfolge denselben Wurf darstellen. Darauf lasse man die drei angelegten Würfel umkehren, so daß nun 6 Würfel nebeneinander stehen. Dieselben stellen eine sechsziffrige Zahl dar. Diese sechsziffrige Zahl lasse man erst durch 37 und den erhaltenen Quotienten noch durch 3 dividieren. Die Divisionen müssen immer aufgehen. Was nach der Division durch 3 herauskommt, ist eine vierziffrige Zahl, die man sich sagen läßt. Von ihr subtra-

hiere man 7, den Rest dividiere man durch 9. Dadurch erhält man eine dreiziffrige Zahl, deren drei Ziffern den zu ratenden Wurf darstellen. Angenommen es habe jemand



gewürfelt. Nachdem er dann drei Würfel, die denselben Wurf darstellen, dahintergelegt, und dieselben umgekehrt hat, hat er das folgende Bild vor sich:



Diese 6 Würfel stellen die Zahl 263514 dar. Diese, durch 37 dividiert, ergibt 7122, diese Zahl, durch 3 geteilt, giebt 2374. Diese Zahl 2374 wird nun dem, der den Wurf erraten soll, mitgeteilt. Man hat 7 abzuziehen und durch 9 zu dividieren. So erhält man erst 2367 und 263. Also sind die Augen 2, 6 und 3 geworfen worden.

5. Erraten der Augensumme verdeckter liegender Karten. Man bitte jemand, er möchte sich aus einem Spiele von 32 Karten drei beliebige auswählen, dieselben verdeckt als unterste Karten von drei zu bildenden Häufchen hinlegen, dann von dem Werte jeder dieser Karten weiterzählen bis 11 und für jede beim Weiterzählen ausgesprochene Zahl eine Karte hinzulegen. Darauf lasse man sich die übrig gebliebenen Karten geben und kann aus der Anzahl derselben entnehmen, wie groß die Wertsumme der zu Anfang ausgewählten drei untersten Karten der entstandenen drei Häufchen ist. Man hat nämlich in diesem Falle 4 zu der Anzahl der empfangenen übrig gebliebenen Karten zu addieren. Dann erhält man die Wertsumme. Es möge ein K^z den Wert 11, ein K^n den Wert 4, eine Dame den Wert 3, ein Bube den Wert 2, eine Zehn, Neun, Acht, Sieben beziehungsweise die Werte 10, 9, 8, 7 haben. Angenommen nun, jemand habe K^n , K^z und K^b als unterste Karte ausgewählt. Dann hat er beim ersten Häufchen den K^n mit 4 zu bezeichnen, dann weiterzählen von 5 bis 11, also 7 Karten hinzuzulegen. Ebenso hat er auf die Acht noch drei Karten zu legen, um auf die Grenze 11 zu kommen. Bei dem K^b aber hat er keine Karte hinzulegen, weil dasselbe schon 11 gilt. Demnach hat er im ersten Häufchen 8 Karten, im zweiten 4, im dritten eine Karte. Er hat also abzuliefern 32 weniger $8+4+1$ oder 19 Karten. $19+4$ giebt 23. Also muß die Wertsumme 23 sein. In der Tat ist $4+8+11=23$.

6. Das Problem der 15 Christen und der 15 Türken. Auf einem Schiffe befanden sich einst 15 Christen und 15 Türken. Als ein gewaltiger Sturm sich erhoben hatte, und das Schiff schon dem Untergange geweiht schien, erklärte der Kapitän, daß, wenn 15 von den 30 auf dem Schiffe befindlichen Personen über Bord geworfen würden, das Schiff und das Leben der übrigen 15 Personen gerettet werden könnte. Diesem Rate wollte man Folge leisten. Man kam überein, diejenigen 15, die sich für die übrigen opfern wollten, auf folgende Weise zu bestimmen. Alle 30 Personen sollten sich in eine Reihe stellen, dann sollte wiederholt von 1 bis 9 gezählt werden und immer der über Bord geworfen werden, auf den die Zahl 9 fiel. Dabei sollte der erste als auf den letzten folgend angesehen werden und nach jedesmaliger Ausscheidung des 9ten sollte bei der in der Reihe zunächst folgenden Person das Zählen von 1 bis 9 von neuem beginnen. Welche Plätze mußten die 15 Christen einnehmen, um zu erreichen, daß sie selbst sämtlich verschont blieben und gerade die 15 Türken ins Meer zu werfen waren? Die Lösung kann man durch Probieren leicht finden, wenn man sich 30 Striche macht, dann in der von 1—9 zählt, jeden Strich, auf den die Zahl neun trifft, irgendwie kennzeichnet und beim Weiterzählen nicht ver-~~zählt~~, die so gekennzeichneten Striche zu überspringen. Auf solche Weise findet man die folgende Lösung des Problems:



Dies heißt, daß aufeinander folgen müssen: vier Christen, 5 Türken, 3 Ch., 1 T., 3 Ch., 1 T., 1 Ch., 2 T., 2 Ch., 3 T., 1 Ch., 2 T., 2 Ch., 1 T. Ein mathematischer Werkers für diese Lösung lautet:

„Gott schlug den Mann in Amalek,
Den Israel bezwang!“

Nächst man nur auf die Vokale dieses Verses, so hat man die Reihenfolge o, u, e, a, i, a, a, e, e, i, a, e, e, a, wo man für a als den ersten Vokal des Alphabets 1, für e 2, für i 3, für o 4, für u 5 zu setzen hat, um zu erkennen, wieviel Christen und wieviel Türken immer abwechseln müssen.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 52.

Düsseldorf, den 25. Dezember.

1905.

Inhalt: Evangelium der ersten und zweiten Messe des hochhl. Weihnachtsfestes. — Das Kind in der Krippe. Wiedervergeltung. — Hanschens Weihnachten. — Segen die kath. Kirche.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium der ersten und zweiten Messe des hochhl. Weihnachtsfestes.

Evangelium nach dem heiligen Lukas II. 1—14. Es geschah aber in denselben Tagen, daß vom Kaiser Augustus ein Befehl ausging, das ganze Land zu beschreiben. Dies war die erste Beschreibung, und geschah durch Cyrinus, den Statthalter von Syrien. Und alle gingen hin, sich anzugeben, ein Jeder in seine Stadt. Und es ging auch Joseph von Galiläa, von der Stadt Nazareth, nach Judäa in die Stadt Davids, welche Bethlehem heißt, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war, um mit Maria, seinem verlobten Weibe, sich dortselbst anzugeben. Es begab sich aber, als sie daselbst waren, kam die Zeit daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren erstgeborenen Sohn, wickelte ihn in Bindeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz mehr für sie war. Und es waren Hirten in derselben Gegend, die hüteten und Nachtwache hielten bei ihren Herden. Und siehe, ein Engel des Herrn stand vor ihnen und die Herrlichkeit Gottes umleuchtete sie und fürchteten sich sehr. Der Engel aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; denn siehe, ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, Christus der Herr ist. Und dies soll euch zum Zeichen sein; Ihr werdet ein Kind finden, in Bindeln eingewickelt und in einer Krippe liegend. Und sogleich war bei dem Engel eine Menge himmlischer Herschnaren, welche Gott lobten und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!

Evangelium nach dem heiligen Lukas II. 15—20. Und es sprachen die Hirten zu einander: Lasset uns bis nach Bethlehem gehen und das sehen, was zu uns gesprochen worden ist und was der Herr uns angezeigt hat. Und sie kamen eilends, und fanden Maria und Joseph und das Kind, das in der Krippe lag. Als sie es aber sahen, fanden sie wahr, was von diesem Kinde zu ihnen gesagt worden war. Und Alle, die es hörten, verwunderten sich über die Dinge, welche die Hirten ihnen erzählt hatten. Maria aber behielt alle diese Worte und überlegte sie in ihrem Herzen. Und die Hirten kehrten zurück und priesen und lobten Gott über Alles, was sie gehört und gesehen hatten, so wie ihnen gesagt worden war.

Das Kind in der Krippe.

Nicht mit Unrecht hat man das katholische Kirchenjahr mit einem großen herrlichen Dom verglichen. Der Advent ist dann, lieber Leser, als die Vorhalle anzusehen: das sog. Paradies, das sich so oft an unsern alten Kathedraalkirchen findet. Da ist nämlich in Steinbildern das erste Menschenpaar, Adam und Eva, dargestellt und ihr verhängnisvoller Fall, — dann folgen die Bilder der alttestamentlichen Propheten, die bedeutungsvoll auf das geheimnisvolle Halbdunkel des Chores, wo die Erlösung (im hl. Messopfer) stets

erneuert wird, und wo der Erlöser Selbst unter der Gülle des Sakramentes auf dem Altar thronet.

Welche Verdemüthigung, lieber Leser, welche Dürre! Und nicht nur in unsern herrlichen Kathedralen hat der Gott der himmlischen Herrlichkeit Seine Wohnstätte aufgeschlagen, sondern auch in den bescheidensten, armeligsten Kirchen, die nur zu sehr an den Stall von Bethlehem erinnern, der ihm einst Obdach gewährte, als Er in diese Welt kam.

Wie geheimnisvoll ist das, was der kurze, knappe Bericht der hl. Schrift uns mitteilt über den Eintritt unseres göttlichen Erlösers in diese Welt! Fürwahr, die Erde war selten Zeuge einer Szene, wie Maria und Joseph sie darstellten in Bethlehem, nach ihrer beschwerlichen Reise über das Gebirge: Es gab dort keinen Platz für diese heiligsten Personen, die es auf Erden gab, — es gab keinen Platz für Jhn, der verborgen im Schooße Maria's ruhtel. Die Stadt Davids war besetzt mit anderen Dingen, die nach dem Urtheile der Welt sehr viel wichtiger waren. Die kaiserlichen Beamten Roms, die mit der „Beschreibung“ (dem Census) beschäftigt waren, spielten hier die große Rolle. Natürlich sprachen reiche Ankömmlinge das Beste an, was die etwa vorhandenen Gasthäuser des Städtchens zu bieten vermochten; und die meisten Privathäuser waren jedenfalls mit Verwandten und solchen Ankömmlingen belegt, mit denen die Familien in Gastfreundschaft standen. Für diese unbekanntes Familie von Nazareth, für diesen armen Zimmermann, für die jugendliche Mutter, für das verborgene „ewige Wort“ gab's hier keinen Platz! Vielleicht bemühten Joseph und Maria sich auch nicht einmal besonders darum, — jedenfalls nicht mit jener bekannten höflichen Zudringlichkeit, die in solchen Fällen am ersten zum Ziele zu kommen pflegt.

Aber, lieber Leser, nichts kann den inneren Frieden derer stören, die sich auf Gott stützen. Wenn daher auch eine sanfte Traurigkeit über den treuen Joseph kam, als er von Haus zu Haus abgewiesen wurde, weil er an Maria dachte und an das Kind, so lächelte er ohne Zweifel voll Heiligen Friedens, wenn er der gebenedeiten Gefährtin ins Angesicht schaute: Sie beide kannten ja Jhn, den sie sehnlichst erwarteten, schon so gut und waren mit Seinen geheimnisvollen Wegen schon so vertraut, daß es für sie gar nicht so auffallend war, als sich keine Unterkunft für sie fand. So verlassen sie denn die Stadt voll Sanftmut und Geduld und Liebe; aber sie lassen einen geheimnisvollen Segen zurück, den die Frauen von Bethlehem vielleicht für eine schwere Strafe hielten, — als sie nämlich die Mütter von Martyrern und geodest wurden durch das vergossene Blut ihrer „unschuldigen Kindlein“.

Ihren Heiland erwartet die Welt seit viertausend Jahren. Die Patriarchen, die Propheten und alle die Gerechten des Alten Bundes haben mit ihren Seufzern und

Sebet nach Ihm gerufen. Endlich steigt Er herab und zwar — in eine elende Krippe! Gleich bei Seinem Eintritt in diese Welt ist Er also schon das Opfer-Iamm, das unsere Sünden hinwegnimmt! Wenn Er, lieber Leser, von Seiner harten Lagerstätte die kleinen Hände zum Himmel erhebt, so geschieht es, um die Gerechtigkeit des himmlischen Vaters zu besänftigen; vergießt Er Tränen, so geschieht es, um die Flecken unserer Seelen abzuwaschen; jeder Seiner Seufzer ruft die göttlichen Erbarmungen herab auf die Menschenkinder, deren Bruder Er geworden ist. Unser Herz, lieber Leser, mühte darum ganz verdorrt sein, wenn es das Kind von Bethlehem nicht lieben wollte!

Wir haben jüngst den alten scharfsinnigen Tertulian (2. Jahrh.) wiederholt reden lassen, und er soll auch heute zu Worte kommen: „Die Krippe (sagt er) scheint in Hinsicht auf meinen Gott allerdings Seiner Größe und Hoheit unwürdig, — aber was mir Seiner unwürdig erscheint, ist für mich notwendig: was zu Seiner Erniedrigung gereicht, ist das Heilmittel meiner sündhaften Eitelkeit; was von Seiner Verdemütigung zeugt, ist das Sakrament meines Heils und meiner Seligkeit!“

Was am ärgsten eine Seele ins Verderben stürzt und sie zur Sklaverei der Sünde macht, das ist die Anhänglichkeit an ihren Leib, — jenes verzärtelte Leben, das man zur Gewohnheit werden läßt; jene immerwährende Nachsicht gegen die Gelüste des Fleisches; jene Aufmerksamkeit, ihm stets zu schmeicheln und ihm nichts zu verlagern, ja, ihm mehr zu gestatten, als es verlangt; jener Ueberfluß in der Kleidung, im Schmucke, in der Bequemlichkeit; jene äußerste Sorgfalt, allem vorzubeugen und zu entfliehen, was irgendwie mit Unannehmlichkeit oder Abtötung verbunden ist. Das ist's, lieber Leser, was in uns die Herrschaft der Fleischelust unterhält zum Schaden unserer unsterblichen Seele. Wer aus uns könnte da vor die Krippe hintreten, ohne zu erröten? Es ist ja wohl wahr, daß man alle jene Schwachheiten und Armseligkeiten zu rechtfertigen sucht, — denn, was sucht ein irriges Gewissen nicht zu entschuldigen? — allein es fragt sich doch, ob ich bei allem dem ein wahrer Jünger dessen sein kann, dessen unschuldiges Fleisch dem unsrigen ein Vorbild sein soll!

„Nein, (ruft der hl. Bernhard) dem Christus selbst kam, um uns das Gegenheil zu lehren; Er, die Weisheit Gottes, erscheint auf Erden, um unsere Trümmern zu zerstören. Eben deshalb entschleierte Sich diese Weisheit, die im Schooße Gottes verborgen war, und wurde uns sichtbar. Weil wir fleischlich sind und nur Fleischliches begreifen, so will diese göttliche Weisheit Sich unserer Schwäche anbeugen: Sie nimmt einen Leib an, wird Fleisch und, bekleidet mit diesem unserm Fleische, predigt Sie laut, daß dieses angenehme und bequeme Leben der sichere Weg zum Verderben ist, — daß dagegen in der Buße allein das Heil gefunden wird. Seht da, meine Brüder, was die menschgewordene Weisheit uns heute sagt; seht da, was der Stall, die Krippe, die Windeln, alle Leiden des göttlichen Kindes uns verkünden!“

S.

Wiedervergeltung.

Eine Weihnachtsgeschichte von S. N.

Es war am hl. Weihnachtsabend; feierliches Glockengeläute kündigte das frohe Fest an. Es schien, als ob mit den weichen Schneeflocken, die dicht vom Himmel herabfielen und die Erde in einen weißen Schleier hüllten, Tausende von Engeln herabschwebten, um Frieden zu bringen denen, die eines guten Willens sind.

Und Friede und Glück walteten sich auf den Gesichtern so vieler, die im Kreis um den geschmückten Tannenbaum gingen, das erhebende: „Ihre sei Gott in der Höhe, Friede den Menschen auf Erden.“ singend.

Nun ein kleines, etwa 12jähriges Mädchen schien ausgeschlafen zu sein von all dem Jubel und Glück. Mit einem schweren Hauften Zeitungen beladen, schleppte sie sich von

Haus zu Haus. Es wurde ihr mühsamer Schwarz vor den Augen, wenn sie die hohen Treppen auf und ab stieg, aber mutig überwand sie ihre eigene Schwäche beim Gedanken an die kranke Mutter daheim. Endlich hatte sie noch ungefähr 50 Nummern zurück und ihr sanftes Tagewerk war vollendet. Mitleidige Leute haben ihr diesen Abend manchen Groschen gespendet und ihr Herz schlug fast hörbar bei dem Gedanken, daß sie ihrem leidenden Mütterchen endlich eine Erleichterung zu verschaffen im Stande war.

An der Ecke der St...straße blieb sie einige Augenblicke an den Laternenpfahl angelehnt stehen, um etwas zu rasten. „Guten Abend, Mariachen,“ sagte plötzlich eine bekannte Stimme, „nein, wie schlecht Du aussiehst! Komm, setze Dich hier auf meinen Werkzeugkasten und gib mir den Rest Deiner Zeitungen; ich werde sie für Dich besorgen.“

Es war Hans N., ein Knabe aus Mariachens Nachbarschaft, der jetzt aus der Werkstatt des Kunstschreiners, bei dem er in Lehre war, nach Hause eilte.

Stamm hatte Mariachen sich niedergesetzt, da fühlte sie den Rest ihrer Kräfte schwinden. Sie fiel in eine Art Ohnmacht, während welcher sie jedoch reichlich für ihre treue Kindesliebe belohnt wurde. Das Christkindlein würdigte dieses frommen Kind seines Besuchs.

Mariachen sah einen wunderschönen, lodigen Knaben im glänzenden Gewande und von Engelscharen begleitet, auf sich zukommen. In der Linken hielt er ein Kreuz, in der Rechten einen kostbaren Ring; diesen steckte er Mariachen an den Finger mit den Worten: „Ich erwähle Dich zum Werkzeuge meiner Barmherzigkeit!“

Als sie wieder zu sich kam, befand sie sich in einem warmen Zimmer auf einem weichen Sopha gebettet, während eine ältere Matrone sich freundlich über sie beugte. Nachdem ein Griff nach der Tasche ihr die Gewißheit gegeben, daß sie ihre mühsam erworbenen Groschen nicht verloren hatte, sank sie in einen tiefen, wohlthuenden Schlaf.

Am 4. Weihnachtsmorgen sah man in aller Frühe Frau Viertel zuellen; beide trugen einen großen Korb. Die weni-Gebheimrat v. d. B. mit einem armen Kinde dem Arbeiter-gehalte, welchen sie begegneten, entblößten das Haupt vor der ehrwürdigen Matrone, die sich durch ihre, im Stillen ausgeübte Wohlthätigkeit, die Herzen aller erworben hat.

Endlich erwachten sie ein kleines Häuschen in der Vorstadt, Mariachen führte die Dirne eine dunkle, enge Treppe hinauf, bis sie vor einem Dachstübchen anlangten.

Mariachen öffnete die Thür und die wohlthätige Matrone erblickte auf dem ärmlichen Lager eine Kranke, welche der Tod schon seinem Stempel aufgedrückt hatte. Es war Mariachens Mutter. Gott hat ihr jetzt den Engel der Barmherzigkeit gesendet, die ihr die letzten Tage ihres irdischen Daseins erleichtern sollte.

Als aber die Kranke erfuhr, daß ihre Wohlthäterin sich ihres Kindes annehmen wollte, war ihr die letzte schwere Sorge vom Herzen genommen und sie erwartete ruhig und gelassen den Tag ihrer Auflösung.

Mehrere Jahre waren seit jenem Abende verfloßen; es war wieder Weihnachtsabend. In dem schönen, großen Hause an der Ecke der St...straße herrschte munteres Leben. In einem geräumigen Saale im Erdgeschosse stand ein hoher, schön geschmückter Christbaum und um ihn tanzten eine muntere Kindereschar. Mit den Kleinen sang und jubelte Mariachen, die Adoptivtochter der Frau Geheimrat, während diese selbst sich im anstößenden Zimmer, dessen Plüschkürze zu dem hellerleuchteten Saale weit geöffnet waren, mit den Kleinen der Vöglinge beschäftigte.

Mariachen ist das Werkzeug gewesen, dessen sich die göttliche Vorsehung bediente, um der verwittweten Dame, die sich ganz den Werken der Barmherzigkeit hingab, behilflich zu sein in der Ausführung eines Planes.

Der „Kulturkampf“ hatte die Ordenspersonen von den Schulen und Erziehungsanstalten entfernt, die Jugend wuchs heran, ohne die gediegene christliche Erziehung und Pflege. Unter diesem Uebel litten am meisten jene, denen die wachende Liebe einer Mutter fehlte.

Die Frau Geheimrat trug sich schon lange mit dem Plane, ein Waisenhaus zu eröffnen, aber wer sollte ihr dazu hülfreiche Hand bieten? Wer würde Mut dazu haben, sich im Verein mit ihr einem so beschwerlichen und oft undankbaren Werke zu weihen?

Am selben Abend, da, wo Mariachen ohnmächtig vor ihrem Hause zusammengesunken, triete Frau Geheimrat in unruhigem Gebete vor dem Krippchen, das sie eben in ihrem Wohnzimmer errichtet hatte. Sie flehte um Licht in dieser Sache, da sank sie in einen leisen Schlummer und sah ein Traumbild, welches ihr einen Wink für die Zukunft gab. Sie erblickte den göttlichen Kinderfreund unter einem schattigen

Balmenbaume sitzend, von einer großen Schaar dieser kleinen Dieblinge umgeben, aber bald kam eine Bande musizierender Pigeoner und suchte durch Spiel und Tanz die Kleinen wegzuloden. Viele folgten den schmeichelnden Tönen und entfernten sich vom lieben Heilande; er sah ihnen betrübt nach, dann fiel sein Blick auf die Weterin und stehend sagte er: „Nähste Du diese Kinder zu mir zurück!“

Sie erwiderte: „Ach, Herr, wie gerne, aber wer wird mir dabei helfen?“

„Ich will Dir heute jene senden, die Dir helfen soll,“ lautete die milde Antwort.

Charles Säuten an der Pforte wedte sie aus diesem Traum; sie eilte zur Türe, um zu sehen, wer denn so ungestümen Einlaß begehrte. Als sie geöffnet hatte, stand vor ihr ein Wjähriger Knabe, der verlegen seine Pelzmütze zwischen den Händen drehte.

„Gnädige Frau, dort liegt ein krankes Mädchen aus meiner Nachbarschaft; wollen Sie ihm nicht helfen?“ kam es bittend von seinen Lippen.

Als Frau Geheimrat die Ohnmächtige mit Hilfe des herbeigeeilten Dienstmädchens ins Haus trug, kam ihr der Gedanke, daß dieses die Geküßte sei, welche ihr von der göttlichen Vorsehung besorgt werden sollte. Nachdem Marietchen ihre Waisentochter geworden, wurde nichts gespart, um ihr die beste Ausbildung zu verschaffen, damit sie später ein gutes und taugliches Werkzeug im Dienste der Armen werden konnte.

Sobald Marietchen sich im Besitze ihres Lehramtendipltoms befand, wurde ein Waisenhans eröffnet, welches ertotenlosen und bedürftigsten Kindern ein Heim bieten sollte. Nur wenige Monate waren seit der Eröffnung vergangen und es erfreuten sich schon 40 Kinder der liebevollsten Obhut und Pflege. Marietchen leitete die Schule, während die ehrwürdige Matrone sich mit der Erziehung der Kleinsten befaßte.

Man sehen wie sie beide, wie sie sich an der Freude ihrer Zöglinge beim Weihnachtsbaume ergötzen.

Wie nun die Kinder am besten saßen, hörte man ein feines Klingeln, die Türe öffnete sich und zwei lödige Knaben, als Engel gekleidet, traten in den Saal ein. Der eine Engel führte ein weißes Lämmlein am Bügel, welches einen bekränzten Wagen mit Weihnachtsgaben für die Kinder zog.

Wortloses Staunen erfaßte die kleine Schaar, aber bald wurde dieses von lauten Jubelrufen abgelöst. Ein lebendes Lämmlein, das ganz artig sein „Lä—ä—ä“ kagen konnte! Und dann der Wagen mit den zierlichen Mädchen! Als sie dann der Reihe nach zum Wagen kommen durften, um aus Engelsband ihre Weihnachtsgabe mit einem kleinen Briefchen vom Christkindelein in Empfang zu nehmen, war den Freude kein Ende.

Frau Geheimrat und Marietchen kamen aus der Weihnachtsmesse. In der Haustüre begegnete ihnen Dr. Witte, ein von Frau v. d. P. gerne gesehener Freund, da er ihr oft die Schlafstühle verschämter Armut entbedte und es ihr so ermöglichte, dort Hilfe zu verschaffen.

„O Frau Geheimrat, ich bin froh, daß sie endlich kommen; ich sehe diesmal stark in der Klamme und noch außer Ament niemand, der mir helfen könnte. Beim Kunstschreiner N. ist diesen Abend Feuer ausgebrochen. Einer der Gehilfen, Hans N., ist stark zu Schaden gekommen, als er zwei Kinder, die sich im obersten Stockwerk befanden, zu Hilfe eilte. Er wurde nach Hause getragen und ich habe in Eile ein Notverband angelegt. Aber wer soll nun der alten Mutter helfen, den Kranken zu pflegen?“

„Mutter, ich gehe!“ rief Marietchen eifrig. „Hans N. hat mir damals geholfen, als ich vor Anstrengung fast zusammenfiel; er war es, der Sie zu Hilfe rief, als ich dort ohnmächtig wurde und so ist es meine Pflicht, sich jetzt seiner anzunehmen!“

Frau Geheimrat ließ es sich jedoch nicht nehmen, das erste Mal Marietchen dorthin zu begleiten. In aller Eile wurde ein Nothzuredt gepackt mit Verbandstoff und Stärkung für den Verletzten.

Die eifrigsten Pflegerinnen fanden ihn in wilden Fieberfantasien und Frau Geheimrat merkte sofort, daß sein Zustand gefährlich war.

Fortan wachten Marietchen und ihre Pflegermutter wechselweise bei ihm, während des Tages sein altes Mütterchen ihm alle Sorgfalt angedeihen ließ. Dank dieser liebevollen Pflege kamte er, als das Frühjahr seinen Einzug ins Land hielt, auf einige Stunden sein Lager verlassen.

Trotz des langen Weges und der vielen Arbeit im Waisenhaus kam Marietchen doch täglich, um sich nach ihrem Patient zu erkundigen.

Ihr Besuch wirkte jedesmal wie ein Sonnenstrahl sowohl auf den bedenklichen als auch auf seine Mutter; sie verstand so gut, ihm die rechten Gedanken, die während den Wirkungslosigkeit sich seiner so lebhaften und strebsamen Natur bemächtigen wollten, zu verschneiden.

Als sie nun an einem schönen Waimorgen mit einem schweren Korbe beladen sich dem Hänschen in der Talstraße näherte, überraschte sie ihr Pflegling dadurch, daß er, sich auf einen Stuhl stützend, ihr entgegenkam.

„Es ist wohl zum letzten Male, daß Sie sich um meine willen dieser Mühe unterziehen, gutes Fräulein; aber wie soll ich Ihnen die große Dankeschuld abtragen? Ohne Ihre liebevolle Aufopferung . . .“

Marietchen unterbrach ihn schnell: „Sprechen Sie nicht von Dankeschuld, denn ich sehe bei Ihnen tiefer in Dankeschuld, wie Sie bei mir, und ich bin glücklich, daß sich mir endlich Gelegenheit geboten hat, Ihnen wiederzugeben, was Sie an mir getan.“

„Ich Ihnen?“ frag Hans erstaunt, „ich habe Sie wohl nicht eher in meinem Leben gesehen, bis das Unglück sie als einen Engel der Barmherzigkeit an mein Schmerzenslager führte.“ „Hans, erinnerst Du Dich des kleinen Zeitungsmädchens, dessen Du Dich angenommen hast. Ohne Deine Dagewandlung wäre ich wohl schwerlich in die glückliche Lage gekommen, anderen helfen zu können.“

„Bist Du es wirklich, Marietchen?“ kam es über die Lippen des Erstaunten, jungen Mannes. „Ich glaube Dich längstens im Grabe und ahnte nicht, daß der kleine Liebedienst, den ich Dir an jenem Abende erwiesen, eine so weiche Wiederbegegnung finden sollte.“

Hänschens Weihnachten.

Von Reinh. Derge.

Es war bitter kalt, der Ostwind blies schneidend durch die langen und breiten Straßen der Großstadt, der hohe Schnee knirschte unter den Füßen der Passanten. Alle Fenster der hohen schönen Häuser waren festlich erleuchtet, an manchen flammte es auf wie Kerzenglanz — Weihnachten!

Die Welt feierte die Geburt des Heilandes — im Palast wie in der Hütte helle Augen und fröhliche Gesichter und helle Kinderstimmen. Die Eltern stehen dabei und freuen sich des Glückes ihrer Kinder, der eigenen Jugend gedenkend. Es ist die Zeit wo auch in der Großstadt der Strom des Lebens nach und nach ebbt und sich leert. Eben noch ergossen sich die Menschen wie ein Haufen Ameisen aus den harte ein wenig früher geschlossenen Arbeitsstuben und Werkstätten und die hell erleuchteten Läden der großen Geschäfte um nach zu guterleht ein Geschenk, irgend eine Kleinigkeit zu kaufen, denn auch der Aermste will ja heute seinen Lieben eine kleine Freude machen! Nun aber sind sie fast alle daheim, und die Bescherung kann vor sich gehen.

Selbst jene Kleinen Gequälten, die im eisigen Winde auf den Straßen stehen oder lauern müssen um jene kleinen Schäschen oder Hampelmänner — 'n Dreier das Schäschen, 'n Sechser der Hampelmann! — zu verkaufen, sind heimwärts gewandelt. Denn heute ist das Geschäft gut gegangen; mitleidige Seelen haben den Aermsten den richtigen Tanti abgelauft und diese können ruhig nach Hause gehen, ohne fürchten zu müssen, zu Hause Prügel zu bekommen.

Der einem großen, hellerleuchteten Hause hielt eine Droschke, deren Kutscher den weißlackierten Zylinder tief in die Stirn gedrückt und den Kragen des dicken blauen Mantels hoch geschlagen hatte. Aus der Droschke stieg zunächst ein in einen schweren kostbaren Pelz gekleideter Herr und half einer nicht minder kostbar gekleideten Dame aus dem Wagen.

„Ach, sieh mal, Alfred,“ rief die Dame erstaunt, „was dort wohl liegen mag?“ Und sie deutete auf einen dunklen Gegenstand, der an der Mauer lag.

Während der Kutscher davonfuhr, trat der Herr auf den Gegenstand zu, beugte sich nieder und fuhr betroffen zurück.

„Wahrhaftig — ein Kind — ein Junge!“

Im Nu war die Dame an seiner Seite.

„Oh,“ rief sie ganz entsetzt, „und ganz erstarrt ist er, die eifigen Fingerringe halten noch den wertlosen Tand den er nicht hat verkaufen können.“

„Sicher hat er sich gefürchtet, nach Hause zu kommen, wo ihn wohl der Vater unbarmherzig prügelt, wenn er nicht alles losgeworden ist und deshalb einige Groschen weniger nach Hause bringt. Nun, was meinst Du, Bertha, dem Kerlchen kann geholfen werden.“

„Aber gewiß, Alfred,“ rief die junge Frau ganz begeistert

das — „Nur gehet hinauf und sagen dem Mädchen, es soll hinautgehen und den Jungen holen.“

„Wäre es nicht einfacher, Schah, wir nähmen ihn gleich mit? Er kann noch nicht lange eingeschlafen sein, denn er atmet noch. Wenn wir ihn auch nur ein paar Minuten hier liegen lassen, so kann er möglicher Weise erfrieren!“

„Nun — wenn Du denkst, so nimm ihn mit hinauf — er soll sein Weihnachten haben!“

Ohne Bestimmen nahm der Herr den Knaben auf den Arm, das Kind erwachte nicht aus dem festen Schlafe der Jugend, sein Kopf fiel auf die Schulter seines Trägers — und auch als man oben angekommen war, erwachte der Knabe nicht. In der Wohnung legte der Herr den Kleinen auf ein Ruhebett nieder.

„Welch entzückendes Kind — wie ein kleiner Engel!“ rief die Dame, man ohne Scheu auf den Kleinen zutretend und ihm über die blonden Locken streichelnd.

Der Kleine war eiskalt, man öffnete ihm sein Röschchen und rieb ihm die Brust — er wurde unruhig und erwachte mit einem Wehruf.

„Vater — Vater — hau mich nicht — es ging nicht — niemand wollte kaufen.“

„Beruhige Dich, mein Kind — niemand wird Dir etwas tun,“ sagte der Herr tröstend.

„Oh — oh — aber — aber wo bin ich denn?“

„Wo Dich niemand schlägt mein Pube,“ sagte die Dame liebevoll, „wir werden Dich nachher baden und Dir neue Kleider anziehen, dann bleibst Du heute Abend bei uns und morgen werden wir Dich zu Deinem Vater bringen. Wir haben Dich auf der Straße gefunden — ohne uns wärst Du erfroren.“

„Wenn man erfriert, bleibt man denn tot?“

„Ja, mein Kind.“

„Oh — dann hätten Sie mich doch erfrieren lassen sollen.“

„Aber um Gotteswillen, Dubi, warum denn?“

„Weil man denn im Himmel ist und keinen Hunger hat — und keine Haut friert.“

„Um Gotteswillen, Kerlchen,“ rief nun auch der Herr, „Du hast Hunger — und willst in den Himmel? Und Schläge bekommst Du —?“

„Viele jeden Tag! Oh, lieber Gott, und wenn Vater weiß, daß ich die Sachen nicht habe verkaufen können, dann schlägt er mich wieder blutig.“

„Wieder? Ja, hat er denn schon einmal —“

„Immer — das Hemd klebt mir an dem Leibe.“

„Nun, so fürchte Dich nicht mehr, mein Junge. Ich kaufe Dir die Sachen ab und gebe Dir noch Geld dazu — dann schilt und schlägt Vater nicht.“

Man rief das Mädchen herbei und trug ihn auf, das Kind ins Badezimmer zu führen und ihm dort ein Bad herzurichten.

„Was meinst Du, Verta,“ fragte nun der Herr, „sollte man nicht ein gutes Werk tun und den armen Schelm aus den Klauen seines Rabenvaters befreien? Wir sind reich und haben keine Kinder!“

„Oh, Alfred — wie dankbar bin ich Dir, daß Du mir diesen Vorschlag machst — ich habe auch daran gedacht, habe aber nicht gewagt —“

„Gewagt — aber Kind, bin ich denn ein Barbar? Wir können ihn ja auch erst probeweise in Pflege nehmen, und wenn er nicht gut tut, nun, dann gibt man ihn in eine Anstalt, da ist er dann immer noch tausendmal besser aufgehoben als in den Höhlen des Elends und des Lasters.“

Er wurde unterbrochen, denn das Mädchen trat ganz bestürzt in die Stube:

„Gnädiger Herr — gnädige Frau, kommen Sie bloß mal mit raus und sehen Sie sich den Jungen an — der ist ganz rot und braun und blau . . .“

Man fand es wirklich so. Der Kleine Kerl war über und über mit Striemen und Beulen bedeckt und das bestärkte die Wohlthäter in ihrem Entschluß. Sofort ging der Herr noch einmal aus, besorgte ein lechtes winziges Tannenbäumchen, kaufte einen Knabenanzug, Lichter, Rüsse, Pfefferkuchen und einige Spielsachen; nun wurde Gänchen ein Weihnachten hergerichtet, wie er es vorher nie gehabt, nachher aber noch gar oft haben sollte.

Am nächsten Morgen nahm der Herr den Kleinen Hans an der Hand und führte ihn nach der Wohnung der Eltern. Der Mann, durch den Schnaps verbummelt, wollte sich auf den Jungen stürzen und ihn prügeln, wurde aber von Gänchens Wohlthäter energisch daran verhindert und durch ein hingeworfenes Behnmarkstück gefügiger gemacht.

Die Verhandlung war kurz. Für 300 Mark verkaufte der Mann buchstäblich sein Kind an den Fremden, sprach dann mit rothem Lachen davon, daß man sich einen guten Tag machen

könnte und nannte seine Frau eine Gans, weil sie Herzbrecherin wainte.

Gänschen jubelte, daß er von Papa fort kam und wainte, daß er die Mutter verlassen sollte. Diese aber erhielt die Erlaubnis, den Jungen des öfteren wöchentlich sehen zu dürfen. Obgleich Gänschen an diesem Weihnachten erst sechs Jahre alt war — nie im Leben hat er jenes Christfest vergessen.

ca. Gegen die katholische Kirche.

Ueber „katholische Taktlosigkeit“ klagte kürzlich die „Tägliche Rundschau“ (20. November), indem sie meldet, die evangelischen Geistlichen in Messendorf, die beide den dortigen katholischen Arzt zu seiner letzten Ruhe begleiteten, seien von den katholischen Pfarrern ignoriert worden. Dazu wird der „Apologetischen Rundschau“ geschrieben: Im Jahre 1893 starb dem dort stationierten Königl. Ober-Zollkontrolleur Grand ein Kind, das auf dortigem evangelischen Kirchhofe beerdigt werden sollte. Allein alle Bitten des trauernden Vaters, um Genehmigung, daß der katholische, in Friedeberg wohnende Pfarrer die Beerdigung halten dürfe, waren vergeblich, das Betreten des Kirchhofes und die Einsegnung der Leiche ward demselben nicht gestattet; am Kirchturme mußte der die Leiche begleitende Geistliche umkehren. Ward dem Pfarrer in Friedeberg die Beerdigung des allseitig beliebten, bei Erfüllung seines Berufes verstorbenen Dr. Kirsch auf dortigem Kirchhofe gestattet, so geschah die wohl deshalb, weil man bei deren Verweigerung allgemeinen Unwillen voraussehen mußte. Als 1899 der katholische Assessor, Premierlieutenant Nobrich, Mitbesitzer der Herrschaft Messersdorf und demnach Wätpatron dortiger Kirche starb, wurden dem katholischen Pfarrer in Friedeberg wegen der Beerdigung daselbst gleichfalls Schwierigkeiten bereitet, und sahen die Auserwählten sich deshalb veranlaßt, nachträglich einen eigenen Begräbnisplatz anzufaufen, auf dem schließlich der Entschlafene seine letzte Ruhestätte fand. Ein ähnlicher Fall von Rücksichtslosigkeit trug sich vor einigen Jahren in Algebhardsdorf, Kreis Lauban zu. Als dort ein treuer, katholischer Diener des Majoratsbesizers von Nechtrig starb, der mit Gefahr seines eigenen Lebens seinem Herrn das Leben gerettet, ward ihm in Dankbarkeit die Zusage gemacht, er dürfe stets seinem katholischen Glauben gemäß leben und würde nach seinem Tode vom katholischen Geistlichen in Friedeberg beerdigt werden. Allein, als er starb, war dem Pfarrer in Friedeberg nicht gestattet, den evangelischen Kirchhof in Gehhardsdorf betreten und das Begräbnis abzuhalten zu dürfen. Anders ist das Verhalten des katholischen Pfarrers in Friedeberg, der den Herren Pastoren auf allen 5 zur Pfarrei gehörenden katholischen Kirchhöfen Abhaltung von Begräbnissen gestattet. Wo herrscht nun Intoleranz, auf katholischer oder evangelischer Seite?

„Der Bluff im Vatikan.“ Unter dieser Spitzmarke schrieben kürzlich mehrere Blätter (z. B. Berliner Volkszeitung) vom 9. November Nr. 527): Einer sehr faulen Geschichte will man nach einer Meldung aus Rom im Vatikan auf der Spur sein. Bei dem großen Turnfeste, über das wir bereits berichtet haben, erlitt der Römische Turnbund „Giovane Roma“ („Junges Rom“) die Palme. Der Sieg dieses kerikalen Vereins, der im übrigen schwarzen Lager viel böses Blut gemacht hat, scheint sich nun aus einem Verfahren zu erklären, das nur mit „Bluff“ — um kein anderes Wort zu gebrauchen — bezeichnet werden kann. Die Giovane Roma nahm vorübergehend — das heißt lediglich für die Dauer des Turnfestes — die besten Turner, — Radfahrer und Bergsteiger der . . . liberalen Vereine auf, die als solche nicht am Feste hätten teilnehmen können. Dank den liberalen Turnern (die nach dem Feste alsbald wieder aussprangen) errang dann die Giovane Roma den ersten Preis. Der Präsident der „Giovane Roma“ teilt mit: Unser Klub hat im Radfahr- und Fußsport den 1. Preis erhalten, nicht so in der Gymnastik. Aber die „liberalen“ Turner sind daran ganz unschuldig, denn 1. war die Turnerriege der „Giovane Roma“, die am Feste teilnahm und den ersten Preis bekam, zusammengesetzt durchgehends aus alten Mitgliedern. 2. Der Sieg war zu verdanken den beiden ältesten Mitgliedern Nobili und Salonci, beide überzeugungstreue Katholiken. 3. Die zuletzt Aufgenommenen durften kraft eines Klubbeschlusses an der Preisbewerbung gar nicht teilnehmen. So war z. B. ein neues Mitglied, namens Romucelli, der anerkannt beste Schnellläufer, vom Wettkampf ausgeschlossen, weil er erst einen Monat Mitglied war.

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt.

Verantwortlicher Redakteur: H. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 55.

Düsseldorf, den 31. Dezember.

1905.

Inhalt: Evangelium zum Sonntag nach Weihnachten. — Neujahrsgedanken. — Drei Weihnachtsabende. — Friede auf Erden. — Allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum Sonntag nach Weihnachten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas II, 33 — 40.

In jener Zeit wunderten sich Joseph und Maria, die Mutter Jesu, über die Dinge, welche von ihm gesagt wurden. Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel, und als ein Zeichen, dem man widersprechen wird, und ein Schwert wird deine eigene Seele durchdringen, damit die Gedanken vieler Herzen offenbar werden. Es war auch eine Prophetin Anna, eine Tochter Phanneels, aus dem Stamme Aser: Diese war vorgerückt zu hohen Jahren, hatte nach ihrer Jungfräulichkeit sieben Jahre mit ihrem Manne gelebt und war nun eine Witwe von vier und achtzig Jahren. Sie kam immer vom Tempel und diente Gott mit Fasten und Veten Tag und Nacht. Diese kam in derselben Stunde hinzu, und pries den Herrn, und redete von ihm zu Allen, welche auf die Erlösung Israels warteten. Und da sie Alles nach dem Befehle des Herrn vollendet hatten, lehrten sie nach Galiläa in ihre Vaterstadt Nazareth zurück. Das Kind aber wuchs, ward stark, war voll Weisheit, und die Gnade Gottes war in ihm.

Neujahrsgedanken.

„Die flüchtigen Jahre ziehen vorüber, und ich wandle einen Weg, den ich nicht noch einmal machen werde“ (Job. 16). Wie wahr ist dieses Wort der hl. Schrift, lieber Leser, und wie mächtig ergreift es uns bei einigem Nachdenken! Wie lange wird es dauern, und jeder aus uns wird berufen werden zum Gerichte des Herrn, und jeder Geist wird eingehen in das Haus seiner Ewigkeit! Es kommt ein Neujahrstag, an dem die Glocken ihre Stunden schlagen, wie heute, und der Zeiger an der Uhr langsam fortschlägt, wie heute, — aber unsere Zeit, die uns von der Vorsehung zubemessen war, wird zu Ende gelaufen sein: unser Leib wird in der Erde liegen und verwesen und unsere Seele wird bereits gestanden haben vor dem Richterstuhle Gottes! Und wer aus uns hat den Freibrief in der Hand, daß er am nächsten Neujahrstage noch unter den Lebenden wandelt? Wer aus uns weiß, was für ein Gesicht schon die nächste Zukunft für ihn bereitet hält?

Sürwahr, dem „Weltkind“, dessen Denken und Streben nur hinausgeht auf Besitz und Genuß und Hoffahrt, müssen solche ernste Gedanken, wie sie sich beim Jahreswechsel unwillkürlich aufdrängen, viel eher Furcht und bange Sorge bringen, als Freude und Hoffnung, worauf die heute gewechselten „Glückwünsche“ gestimmt sind.

Ja, lieber Leser, nur der kann die wahre, unerschütterliche Hoffnung auf Glückseligkeit in sich tragen, dem es ernst ist mit seinem Streben nach dem höheren, übernatürlichen Ziele, das der menschengewordene Sohn Gottes uns wieder eröffnet hat.

Darum ließ Er auch bei Seiner Geburt vom himmlischen Belanghor die herrliche Verheißung verkündigen: „Friede den Menschen, die guten Willens sind!“

Daß die Gestaltung der Dinge um uns her sehr ernst und drohend ist, wird niemand leugnen können, der die Zeichen der Zeit einigermaßen versteht: Er fühlt in der Schwüle der Luft, in dem fernem Rollen des Donners, in dem hohlen Dröhnen des Bodens unter seinen Füßen, daß unter der scheinbaren Ruhe, die uns umgibt, feindliche Elemente gären, deren plötzlicher Ausbruch Alles in Frage stellen, alle Güter, worauf der Mensch Wert legt, vernichten kann. Oder muß ich deutlicher reden, lieber Leser, um dich zu überzeugen, daß um uns herum von dem „Frieden auf Erden“, den die Engel bei der Geburt unseres Erlösers verkündigten, wenig zu merken ist? In dem fernem Ostasien ist ein unerhört blutiger Krieg eben erst zu Ende gegangen, da bricht in dem russischen Riesreiche eine blutige Revolution aus, die Trümmer auf Trümmer und Elend über Elend häuft. Zwischen anderen großen Mächten Europas aber herrscht eine hochgradige Eifersucht und feindliche Gesinnung, die nur auf eine günstige Gelegenheit zum Angriff lauert. Im Innern leiden die meisten Staaten und Völker an zerrüttender Zwietracht und Parteifehden.

Da läßt es sich wohl begreifen, — wenn auch nicht entsandigen — daß mancher in seinem Glauben wankend wird und meint: Hat das Christentum in zweitausend Jahren den verheißenen Frieden noch nicht zu verwirklichen vermocht, dann ist der Zweifel an dem himmlischen Ursprunge der christlichen Religion und damit zugleich an der Gottheit ihres Stifters wohl nicht unberechtigt. Indessen, lieber Leser, diese „Augen“ Gräbler übersehen ganz, daß einst in Bethlehem jener Gottesfriede nur denen verheißener ward, „die guten Willens sind“ — und daran fehlt es in der heutigen Welt allzusehr! Dazu kommt aber, daß zunächst nicht der äußere Friede gemeint war, sondern der innere: Der Friede des Herzens, den jeder Mensch, auch bei dem größten Unfrieden draußen, haben kann und haben wird, wenn er „guten Willens“ ist.

Guten Willens sollen sein die mit irdischen Gütern Gesegneten! Bedenket, daß der Hunger, den Ihr nur als seltene Würze eurer üppigen Mahle kennt, der nagende Todestwurm in den Eingeweiden von Tausenden Eurer Brüder ist, und daß der Ueberfluß, den Ihr in Pracht und Heppigkeit vergeudet, Hunderten von Nothleidenden ein Lobial in ihrer bedauernswerten Lage sein könnte! Wisset, daß der einzig wahre Beruf der Reichen ist, Gottes Haushälter zu sein auf dieser Erde und zu spenden die Gaben Seiner Hand, — daß gerade die Freude dieses Wohlthuns allein ein seltenes, unschätzbares Glück ist, um das Ihr viel mehr zu beneiden seid, als um den Besitz all' Eurer Schätze! Verfühet also den grellen Gegensatz zwischen Reichtum und Armut, wi-

sehen Leppigkeit und Not, der wie ein drohender Abgrund in die Gegenwart gähnt; versöhnt diesen Gegenstand, in dem Ihr die christliche Liebe über eure Schätze walten und sie beleben laßt!

Guten Willens müssen aber auch die Armen feil beneiden nicht diejenigen, die über Euch stehen, und laßt Euch nicht blenden von dem Schein ihres Glückes! Es ist nur zu oft nichts, als leerer Schein. Wisset, daß auch ein golddurchwirktes Gewand das Herz des Menschen nicht zu schützen vermag vor den Pfeilen des Unglücks, und daß unter dem seidnen Gewande sehr oft ein ärgerer Wurm nagt, als der die seidnen Fäden dieses Gewandes gesponnen! Glaubt es doch, daß auf den Bergeshöhen Stürme und Ungewitter und eine Kälte vorherrschen, die das Leben „da oben“ schwer und unerquicklich machen, — wovon Ihr „in der tiefen Ebene“ des Lebens nichts ahnet!

Aber gerade den Armen muß ich zum Schluß noch ein Trostwort sagen; denn taub ist das Ohr, wenn der Hunger in den Eingeweiden schreit. Gott Selbst hat Euch getröstet durch das bis dahin unerhörte Wort: Selig die Armen, selig die Hungernden, selig die Weinenden und Klagenden, — sie werden gespeist, gekleidet, getröstet werden in Gottes Reich! — Bewirkt also nicht diese herrliche Segensverheißung durch Ungeduld und Murren über eure jetzige Notlage! Er, der Herr des Himmels und der Erde, war ja Selbst arm und gering und hatte nichts, wohin Er Sein Haupt hinlegte! Ehret also eure Armut, wie der Sohn Gottes sie geehrt hat, und wie jeder christlich gesinnte Mensch sie ehrt!

Und zum Schluß ein Wort an alle Leser ohne Ausnahme: Sorgen wir recht für unser eigenes ewiges Heil; denn dadurch sorgen wir zugleich mit für das wahre Heil unserer nächsten Umgebung. Wer wahrhaft im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe lebt, dessen Leben ist eine einbringliche Predigt nicht nur für die nächsten Angehörigen seines Hauses, sondern für seine ganze Umgebung, für Alle, mit denen er verkehrt. Angetan aber mit der heiligen Geisteskräftung, die unser göttlicher Erlöser in Seiner erbarmenden Liebe uns geschenkt, dürfen wir vertrauensvoll heute die Schwelle des neuen Jahres beschreiten.

S.

Drei Weihnachtsabende.

Entnommen den Monatsheften von Montligeon.

I.

Weihnachtsabend 1852.

Es war ein kalter, mondloser Abend, große Geschäftigkeit herrschte in der Seine-Stadt. Alles war von Vorbereitung für das große Fest in Anspruch genommen. Es war ein Hasten und ein Rennen; auf den Gesichtern der Vorbeiehenden konnte man lesen, daß all ihr Denken sich auf das eine schöne, beklügende Wort: „Weihnacht“ richtete.

Nach und nach wurde es stiller in den Straßen, die Lichter in den großen Schaufenstern wurden allmählich ausgelöscht. In einer Straßenecke des besseren Stadtviertels stand ein ungefähr 10jähriger Knabe, der Ruß an Gesicht und den dürftigen Kleidern verriet sein Handwerk u. seine gerissenen Schuhe wanden von Armut und Dürftigkeit. Mit durchdringender Stimme rief er: „Kaminfeger, Kaminfeger!“ und dazwischen kam es leise mit geister Innerlichkeit: „O, lieber Jesus, gib mir heute Abend noch einen Schornstein zu fegen.“

Nicht als ob es in den letzten Tagen an Arbeit gefehlt hätte, denn seine ruffige Kleidung zeugte vom Gegenteile, er mußte andere Gründe haben. Träne auf Träne wollte über die schwarze, eiskalte Wange und wo sie ihre Furchen gezogen, ließ sie ein blaßes, aber doch frisches Gesichtchen erblühen.

Kamfsam ging der Knabe die Straße hinab und kamte an einem freien Plaze vor einer Kirche an. Am Eingange erblickte er eine Sänfte der hl. Jungfrau mit dem Jesuskinde auf den Armen. Der Schein einer Laterne fiel gerade auf das Antlitz des göttlichen Kindes und der hl. Jungfrau.

Der Kleine blieb oberbietetig stehen, zog mit vor Frost zitternden Händen sein Mähdchen ab und bat mit rührender Einfachheit: „O heilige Jungfrau, sag es doch dem lieben Jesuskinde, es möge mir noch einen Schornstein heute Abend geben; liebe Mutter Gottes, ich weiß, daß Du mich erhören wirst!“

Getrübt war mit der inneren Ueberzeugung, daß er Erhörung gefunden, setzte er seine Wanderung fort, seinen Ruf: „Schornsteinfeger!“ wiederholend.

Er hatte vielleicht 50 Schritte gemacht, als auf sein Rußen ein Fenster eines der oberen Stockwerke geöffnet wurde und eine Stimme ihn zurief: „Holla, hier ist ein Kamin zu fegen.“

Wie ein Sighörndchen sprang der Kleine die Treppen hinauf und hinein ging es in den Kamin und von da in den langen Schornstein.

Nach einer Weile kam ein Kleines mit Ruß versäimertes Gesicht aus dem Schornstein, dann ein Paar Arme und so hand der Kleine, schwarze Mann neben dem Schornstein im frischgefallenen Sänfte; seine Arbeit war gelan und gut gelan. Er sah zum Himmel empor mit einem Blide voll des Dankes. O, wie die Sterne so klar schienen! Und über seinem Haupte gewahrte er einen großen, bellglänzenden Stern. „O“, rief er voll Entzücken aus, „das ist derselbe Stern, den ich so oft daheim gesehen habe.“

Indes ist der Diener des Hauses zum Speicher gegangen und hat dort ein Dachfenster geöffnet, um den Kleinen Schornsteinfeger herunterkommen zu lassen.

Schornsteinfeger, Schornsteinfeger, komm!“

Aber der Gernse läßt nichts von sich hören. Er ruft nochmals:

Schornsteinfeger, wo bist Du? komm doch!“

Seine Antwort.

Wenn Du jetzt nicht kommst, so gehe ich! ich lasse das Fenster angelehnt, dann kannst Du den Weg selbst finden, oder wieder durch den Schornstein herunter rutschen, und kommst Du nicht, um so besser, so bekomme ich den Schornstein umsonst gefegt. Ohne sich weiter um den Anaben zu kümmern, stieg er die Treppe wieder hinunter. Der Kleine hingegen kletterte mit größter Leichtigkeit von Dach zu Dach, bis er dorthin kam, wo die Straße abbog und die Häuser ein Dreieck bildeten. Dort unter dem Walde von Schornsteinen wollte er sich einen aussuchen, wo er auf das Christkindchen warten wollte. Aber welchen sollte er wählen?

Er ging zu dem nächsten Schornstein und kühlte; der war ganz kalt. „Hier kommt das Christkindchen nicht“, sagte er vor sich hin, „denn der kalte Schornstein führt wohl zu einem armen Dachstübchen, wo Not und Elend wohnen.“

Er ging zum zweiten Schornstein; der war warm. „Hier kommt es auch nicht, denn hier riecht es nach Braten und Gebäck, und dort, wo man so wohl lebt, kommt es auch nicht hin“, meinte der Kleine.

Er kletterte zum dritten Schornstein; der war auch noch warm, es roch nach frisch gebranntem Holz. „Das ist der richtige“, sagte er freudestrahlend, „hier wird das Christkindchen sicher seinen Einzug halten und ich will hier darauf warten. Schöne Schuhe, die ich unter dem Kamin stellen könnte, habe ich nicht, aber ich will hier selbst warten, bis es kommt, und es um eine Gabe bitten. Ich will ihm sagen, daß es mir eine andere Beschäftigung gibt, denn dieses Leben halte ich nicht länger aus! Ich will gerne mich den ganzen Tag abmühen, will gerne hart arbeiten, wenn man nur ein wenig Liebe gibt, aber dieses Leben unter stetem Schelten und Schlagen halte ich nicht länger aus! Ja, wenn das Christkindchen kommt, so werde ich es so innändig bitten um eine Mutter und um etwas Liebe. — Aber wo soll ich auf das liebe Christkind warten? — Lege ich mich hier in den Schnee neben dem Schornstein, so findet das liebe Christkind mich nicht und es ist auch all zu kalt, zudem könnte ich einschlafen und herunter fallen. Nein, das geht nicht! Ich setze mich in den Schornstein und stütze den Rücken gegen die eine Wand und die Knie gegen die andere, so kann das Christkind nicht vorbei gehen, ohne daß ich es merke.“

Gesagt, getan; der Kleine kroch in den Schornstein, stemmte den Rücken gegen die eine Wand und die Knie gegen die andere, so wollte er in frommer Einfalt auf den lieben Gast warten. Aber bald überfiel ihn der Schlaf und . . . rutsch . . . da lag er mitten in einem Zimmer.

Im Zimmer sah der Hausherr mit seiner Frau und seinem 8jährigen Söhnlein. Schreden erfaßte alle drei, als sie den dumpfen Fall vernahmen und die schwarze Gestalt am Boden gewahrten. Der kleine Markus rief voll Angst: „Ich will lieb sein! Ich will lieb sein! O, es ist nicht das Christkindlein, es ist der Teufel, es ist der Teufel!“

Der arme „Teufel“ blieb starr vor Schreden am Boden liegen, ohne sich zu rühren. Der Hausherr, welcher sich zuerst von seinem Schreden erholt hatte, ging auf den armen schwarzen Mann zu, faßte ihn beim Arm und sagte barsch: „Was ist das? Stehe auf und sage, wie Du hierher kommst!“

„O tut mir nichts, tut mir nichts!“ bat der Arme, „ich will sofort weggehen, aber schlaget mich nicht!“

„Ich will Dich nicht schlagen, aber sage, wie bist Du doch hierhin gerollt?“

„O, ich habe mich nur in den Schornstein gefegt, um dort

zu warten, bis das Christlein käme, denn schöne Schuhe habe ich nicht, um sie unter den Kamin setzen zu können, so wollte ich auf das Christkindchen warten und es um eine Mutter und um etwas Liebe bitten!"

Als die Frau dieses hörte, war sie zu Tränen gerührt; sie dachte an ihre beiden Söhnchen, die, als sie ungesähr in dem Alter des kleinen schwarzen Knaben standen, durch eine schleichende Krankheit ihr entzissen wurden, und Markus, das einzige am Leben gebliebene Kind, war auch schon vom selben Uebel angegriffen und allem Anscheine nach feierte er sein letztes Weihnachtsfest hier auf Erden. — Sie näherte sich ihrem Manne und flüsterte ihm zu: "Wie, wenn wir den Knaben bei uns behielten, vielleicht würde Gott uns unser einziges Kind dann behalten lassen?"

"Meine Liebe, ich habe auch schon daran gedacht," gab ihr Mann zurück, "doch laßt uns zuerst hören, wer er ist."

Zu dem Knaben hingewandt, sagte er zwar noch mit ernstlicher, aber doch zugleich milder Stimme: "Wie heißt Du? und wo kommst Du her?"

"Ich heiße Karl und bin ein Savoyarde. Mein Vater ist schon vor langer Zeit gestorben und meine Mutter ist auch schon tot. Kaum hatte sich das Grab über der Leiche meiner Mutter geschlossen, so wurde ich einem Schornsteinfegermeister übergeben. Er nahm mich mit nach Paris, weg von meinen lieben, schönen Alpen, weg von allem, was ich liebe. Er ist sehr streng, ich bekomme nur Prügel und Scheltworte, aber nie etwas Liebe. Ich kann dieses Leben nicht mehr fortsetzen und deshalb habe ich mich dort oben in den Schornstein gesetzt und wollte auf das Christkindlein warten, aber ich schlief ein und fiel durch den Schornstein und den offenen Kamin hier herein. Seid nicht böse auf mich, schlaget mich nicht, ich will gleich wieder weggehen!" kam es zuletzt bittend hervor.

"Wie wäre es, wenn wir Dich bei uns behielten?" sagte jetzt der Herr. "Wolltest Du dann recht artig sein und lernen Lesen und Schreiben?"

"O, ob ich das wollte!" rief er vor Freude weinend aus, "o ich wollte so lieb sein, so lieb sein; Ihr könnt mit mir machen, was Ihr wollt, wenn Ihr mich nur nicht schlaget und scheltet und mir ein wenig Liebe gebet!"

"Nun denn," sagte der Herr, der seine Bewegung kaum mehr bemerkt hatte, "so bist Du unser. Markus, sieh hier Deinen neuen Bruder!"

Markus, der den Schilderungen des kleinen gefürchteten "Teufels", wie er ihn erst nannte, mit Tränen zugehört hatte, sprang und jubelte jetzt vor Freude.

"O, mein Bruder, mein lieber kleiner Weihnachtsbruder!" rief er aus. "Du bist das größte Geschenk, welches das Christkindlein mir bringen konnte; nun braucht es mir nichts in die Schuhe am Kamin zu legen!"

"Doch," sagte der Vater, "das liebe Christkind wird euch beiden etwas in die Schuhe legen, aber wir müssen wohl Deinen kleinen Weihnachtsbruder waschen."

Karl wurde nun in ein anderes Zimmer geführt und gebadet und bekam die Kleider eines der verstorbenen Kinder an, aber nicht nur die Kleider, welche ihm ausgezeichnet passten, sondern den Namen des Verstorbenen sollte er tragen; von nun an sollte er Johann heißen. Und wie prächtig er in den reinen Kleidern ausah!

Nun begab man sich wieder ins Wohnzimmer, betete gemeinsam das Abendgebet, auch ein frommes Lied wurde gesungen. Johann sprach alles nach, so gut er konnte und so weit es seine von Dankestränen erstickte Stimme gestattete. Darauf sah man, wie es in Frankreich Brauch ist, die sogenannte Weihnachtsuppe. Da schlug es 12 Uhr! Mein, nun kam das liebe Christkind und füllte die Schuhe am Kamin!

Die beiden Knaben eilten zum Kamin und fanden jeder seine Schuhe mit Bonbons und Wackwerk gefüllt. Aber jeder fand auch ein Geschenk in seinem Schuh, das für ihn besonders passte. Markus, der nur davon träumte, daß er einstens ein berühmter Offizier werden sollte, zog ein Ehrenkreuz aus seinem Schuh hervor, Johann dagegen ein schönes, kleines Kreuzifix.

O, wie die Gesichter strahlten! Markus heftete sein Ehrenkreuz an die Brust und rief: "Das habe ich mir gewünscht! Ja, bin ich einmal groß, so werde ich Offizier und werde Schlachten gewinnen und Ehrenzeichen tragen!"

Johann drückte still sein Kreuz an sein Herz, während ein seltsames Bächeln die blassen Lippen umspielte; er war zu bewegt, um viel sagen zu können.

"Nun, Johann," sagte seine neue Mutter, indem sie ihn in ihre Arme schloß, "wie bist Du denn mit Deiner Gabe zufrieden?"

"O, so ein Kreuz habe ich mir immer gewünscht, denn wenn ich groß bin, so werde ich Priester."

Kinderwünsche, Kindheitsträume, wer legt euch Gewicht bei, und doch zeichnet ihr so klar die Gesinnungen eurer Träger und wie oft werdet ihr nicht zur Wirklichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Friede auf Erden!

Weihnachtsbild aus der Fremde.

Von Friedrich Sied.

Oberst Frey sah hinter einem Berg von Morgenzeitungen beschönigt, wie sie nur in solchem Riesenumfang Newyork kennt. Da öffneten sich die Portieren seines Bierzimmers.

"Denke, Onkel Oberst! — —"

"Yes, I thing."

"Denke Dir, aufs tiefste hat er mich heute morgen wieder beleidigt!"

"Dich beleidigt und aufs tiefste gar? Wer denn, my dear?"

"Wer denn anders als Dein deutscher Professor, dieser — dieser Grobian! O, ich zittere vor Wut — ich ihn, Deinen deutschen Professor! — Mäcken möchte ich mich an ihm, fürchterlich rächen!"

Wie ein wilder Gebirgsbach über Felsen stürzt, so stürmisch floß der Redestrom aus dem Munde der freien Amerikanerin. Miß Alice, die stolze, schöne Nichte des Oberst, ballte ihre zarten Händchen wie der beste Boxer und in ihrem Auge glänzte dabei sogar eine Träne. So empört war sie.

"Zum wie vielen Mal hat er Dich jetzt beleidigt?"

"Täglich, täglich kränkt er mich mit seiner deutschen Grobheit, und was mich am tiefsten dabei kränkt, das ist — das ist seine Ruhe dabei, als wenn seine Grobheiten gar keine Beleidigungen wären."

"Und doch gehst Du ihm nicht aus dem Wege, sondern tu den Weg."

"Aber ich hasse ihn, Onkel Oberst, ihn — ihn, Deinen deutschen Professor!"

"Weide ihn, my dear, er kreuzt Deinen Weg nicht."

"Das werde ich, aber — kann ich? — —"

"Weiß ich nicht."

"Er begegnet mir im Hause — —"

"Aber redet Dich nicht an."

"Das ist ja schon eine Beleidigung. Wir begegnen und mich nicht anreden ist ja schon eine Grobheit."

"Er ist ein Deutscher."

"Und ich bin Amerikanerin. Ich bin freie Amerikanerin und weiche ihm nicht aus."

Well, und er geht als Deutscher gradaus. Dann ist ein Zusammenstoß unausbleiblich."

"Ich bin eine Dame und kann Höflichkeit von ihm verlangen —"

"Lady yes und — Millionärin — — und er ist ein deutscher Mann und großer Künstler. Was Du Grobheit nennst, empfinde ich als Grobheit. Das ist deutsche Art."

"Aber Du bist doch auch ein Deutscher, Onkel Oberst — —"

"Deutsch-Amerikaner. Well ich brauchte Amerika als Deutscher mit 10 Taler Vermögen; der Professor Karl Förster braucht Amerika nicht, darum bleibt er deutsch und ich mußte Deutsch-Amerikaner werden. Dies der Unterschied. Wäre es anders, so wäre er nicht Karl Förster, eine deutsche Größe, die grade geht und nicht vor dem Gößen "Dollar" zu kriechen braucht."

"Ruf er denn als deutsche Größe grob sein?"

"Grob sein."

"Höre mich an, Onkel Oberst, und dann Urteile, ob Grobheit deutsche Grobheit ist."

"Yes."

"Ich rühmte als Amerikanerin, natürlich unsere amerikanische Musik und redete selbstverständlich auch von unserer Virtuosität auf der Geige, da fiel er mir ins Wort mit der größten Beleidigung und Grobheit — — denke! — —"

"I thing."

"Auf der Melanetrommel!" sagte er noch und ging — —"

"Nun sage mir, Onkel Oberst, ist das Grobheit oder Grobheit?"

"Wahrheit. — Yes, my dear, und Wahrheit ist die Mutter der Grobheit. Ein echter Deutscher, my darling, der Gott fürchtet und sonst nichts auf der Welt, ein Künstler par excellence, dessen Geige die Wästenlöwen fromm machen würde, Wh, my darling."

"Löwen — möglich — — Ich hasse ihn — — den Grobian, Deinen deutschen Professor." Stolz warf die Millionärin den Kopf zurück.

Sie mußte ihre Schritte hemmen, — mußte! Aus dem Musiksaal klang Karl Försters Geige. Miß Alice kämpfte mächtig

mit sich — Ihre Füße wollten vorwärts streben auf ihres Wil- lens Geheiß, — aber 's Herz wollt halt nicht mit. Sie schritt vorwärts stotternd, dann stand sie wieder still und — horchte — horchte — mit stotterndem Atem auf die Wunderklänge der bezaubernden Geige. Sie kämpfte so mit sich, daß wieder die Tränen in ihre Augen traten — — Erst als der letzte Ton, so wonnig weich, verhallte — schlüpfte sie leise davon.

Im großen Saal des deutschen Klubhauses fand eine Vorfeier des hl. Weihnachtsfestes statt mit Bescherung armer deutscher Kinder. Alles, was sich zur vornehmen Welt des deutschen Klubs in Newyork zählte, nahm Teil an dem Feste. Der Saal war in einen bezaubernden Tannenwald umgewandelt, der dem natürlichen Walde in nichts nachstand. Selbst das geheimnisvolle Rauschen im Gezweige, wie es besonders um die Weihnachtszeit so bezaubernd schön, so märchenhaft durch die dunklen Tannen zieht, fehlte nicht. Man wandelte auf Tannennadeln und halben Blättern durch die hochgewölbten Hallen in sanfter Abenddämmerung, welche die Menschenseele so ahnungs- voll stimmte, so sehnsuchtsvoll — — Vom blauen Himmels- gewölbe herab blinkten Sterne durch das düstere Getann, helle, blinkende, winkende Sterne.

Vor dem großen Saalraum stieg der Tannenwald an zwi- schen mächtigen Felsblöcken bis er sich auf der Bühne zu einem Hochwald erhob von unabsehbarer Höhe und Tiefe. Während im Saale leichter flimmernder Reif in dem Gezweige lag, war der Hochwald mit seiner düstren Felsenjenerie dicht beschneit, worüber wunderbares Sternengeflimmer lag.

Einsam zwischen Felsen und Fichtenstämmen stand schneebe- deckt ein Strahlen, aus dessen Fenstern ein röthliches Licht sich über die Bergwelt ergoß.

Wie auf der Flucht, vor Aufregung hoch gerötet, suchte Miß Alice die Einsamkeit des winterlichen weihnachtlichen Waldes. Ueberall er — er, der Grobian! Herr Professor da! Alle Welt feiert ihn. Vor ihm, dem deutschen Professor, beugt sich der Stolz ganz Amerikas, vor ihm und seiner Musik — alle die stolzen jungen Damen mit den vergoldeten Namen um- schwärmen ihn wie die Moten das Licht, ihn — ihn, den Gro- brian! Nur sie, Miß Alice, — sie nicht, sie haßt ihn ja, sie allein aus Herzensgrunde — —

O, diese Waldesstille, wie labend, dieser Friede, wie er- quidend! Wie schön die Welt hier, wo er — nicht war!

Sie zog sich zurück in die Einsamkeit einer dichten Tannen- gruppe. An ihr flutete die Menge auf und ab vorüber.

Aber auch hier ließ sie der verhaßte Professor nicht in Ruhe — der Professor im Munde der amerikanischen Schönen.

Immer wieder mußte sie seinen Namen hören — Zu viel! Wäre sie doch zu Hause geblieben! Aber sie hatte ja mitleiden- müssen Onkel Oberst wegen. Nun war sie hier — eine Verlassene —, die Einzige, die da haßte, ihn — ihn den alle liebten und verehrten, den deutschen Grobian. — —

Die großen Flügelthüren öffneten sich und herein strömten die Kinder aus den Nebenräumen, wo sie ihre Bescherung er- halten hatten, die Kleinen mit den glücklichen Gesichtern — — Stille — Tempelstille — — —

Ueber dem Hochgebirge ging ein Stern auf, so hell — so hell und mit ihm begann in dem Hochgebirge, in dem ganzen Getann ein Leuchten, ein Flimmern, ein Glitzern in den Schnee- und Reifkristallen, daß das Lächerliche Gestirn am blauen Himmelsgewölbe erblasen mußte.

Anbetungsvolle Stille — — Märchenfestigkeit — — Wie krachten die Gesichter der Kinder, wie glückselig hier in dieser märchenhaften Lebensfreude! — — —

Summ — — summ — — — summ — — —

Was war das? — Ein sanftes wunderbares Summen ging durch die Wipfel der Tannen wie aus endloser Fern: kommend, — wie ein melodischer, verhauchender Engelgesang. — —

Man horchte, horchte um sich — in sich hinein — — Wie unter der Macht eines Zaubers, des schönsten Zaubers — so kam man sich vor.

Dann ging das geheimnisvolle Summen über in ein leises Glockenläuten aus der kleinen Hochgebirgskirche.

Als ob das zauberhafte Summen und nun das feierliche leise Geläute sie mit unwiderstehlicher Gewalt hinauf zog — höher — immer höher bis zu dem kleinen friedenumwobenden Kreise, sie — sie, die einzige Hassende, Miß Alice.

Nun stand sie dort oben in ihrem weißen Kleide mit auf- gelöstem Goldhaar ganz allein, — — wie bezaubert und horchte — horchte seelisch erhoben, den himmlischen Tönen einer Orgel in der kleinen Kirche des Hochgebirges. Wellkern vergaß sie alles um sich im Zauber der Tonnächte.

Die Orgel verstummte — —

Miß Alice blühte wie geistesabweisend in das kleine Gottes- haus hinein.

An der Orgel saß Karl Förster — — der verhaßte — der deutsche Grobian — — — der nicht ahnte, daß es eine hassende Seele gab. — — —

Nun war er da, der hl. Abend, mit all' seiner Freude, mit all' seinem Frieden. — — —

Im Hause des Obersten Frenz herrschte die rechte Weihnachts- stimmung. Lautlos bewegte sich das vielgestaltige Leben.

Der Oberst selbst hatte am Nachmittage große Uniform an- gelegt und wie er, erschien sein ganzes Personal im Frier- kleide.

Sechs Uhr abends.

Vor dem Musiksaal hatte sich die Dienerschaft lautlos auf- gestellt, erwartungsvoll.

Nun öffneten sich die Flügelthüren. Das elektrische Licht war abgestellt worden. Nur Kerzenschein umleuchtete weihnachts- friedlich den großen Christbaum in seiner strahlenden Pracht. Der Oberst führte die Seinen und jeder fand unter seinen Na- men eine reiche Weihnachtsbescherung.

Und als sie ehrfurchtsvoll schweigend dem alten Herrn die Hand gedrückt in Dankbarkeit, wie hell, wie hell leuchtete da die Freude auf allen Gesichtern, wie weihnachtsheilig!

Nun folgte die Familienfeier.

Wieder öffneten sich die Türen zu dem hohen Festraum voller Tannenduft und Kerzenschein, voller strahlender Pracht, um- schwiegen von segendem Weihnachtsfrieden, wie daheim — im lieben deutschen Vaterlande.

Der Oberst führte seinen jungen Freund, den deutschen Pro- fessor Karl Förster ein in seines Hauses Heiligtum.

Karl Förster fühlte sich übermäßig von dem Weihnachtsgeist der Weihnacht in der Fremde. Er umfaßte mit einem Mide das liebeleiche Weihnachtsbild, dann war es, als wenn heilige Schauern aus Erinnerungstiefen durch seine Seele gingen und Verklärung legte sich über sein edles Gesicht.

Wie er so dastand, in Anbetung vor der heiligen Macht der Weihnacht versunken, traf ihn Alicens Blick, die im weißen Spitzenkleide hinter dem Christbaum stand, den schönen Kopf mit dem Goldhaar engelstreu leicht in Demut gesenkt.

„Fröhliche Weihnacht!“ tauschten Oberst und Professor aus.

„Fröhliche Weihnacht, Miß Alice!“

„Fröhliche Weihnacht!“ hauchte sie leise, kaum vernehmbar, ohne das gesenkte Haupt zu erheben.

Wie herzengrußend ruhte Karls Försters Blick auf ihrem en- gelschönen Antlitz! Wie fest hielt er ihre Hand in der feingel- ten Da — ein weiches Blick aus ihrem Auge, der beseligt wie Gebet in die Höhe stieg, und langsam sank ihr Haupt an seine Schulter — — —

„Friede auf Erden!“ sprach Onkel Oberst feierlich.

Allerlei.

— Ein Wort für den rauchenden Chemann — aus Amerika. „Heirate nur einen Mann, der raucht!“ Diese Mahnung richtete eine Dame anlässlich eines Vortrages im Newyorker Frauenklub an ihre Zuhörerinnen. Die Rednerin führte aus: „Auf keinen Fall heiraten Sie einen Mann, der nicht raucht! Nach meinen reichen Erfahrungen sind alle Männer, die nicht rauchen, ungeduldig und streitsüchtig und besitzen keinen Gu- mor. Besonders nach dem Diner, wo der Mann doch seine besten Seiten zeigen soll, ist der Nichtraucher unausstehlich. Er geht rastlos im Zimmer auf und ab, weil ihm etwas fehlt, und sucht irgend eine Veranlassung, um ränzen zu kö- nen. Der Raucher dagegen zündet sich nach Tisch mit großem Behagen seine Zigarre an und befindet sich dann in einem Zustand der glücklichsten Zufriedenheit. Ich bin überzeugt, daß die Vorzehung bestimmt hat, der Mann soll rauchen und daß sie eigens den Tabak geschaffen hat. Mit einem Manne also, der der Vorzehung in diesem Punkte nicht gehorcht, ist etwas nicht in Ordnung. Darum rate ich Ihnen, meine Da- men, im Interesse Ihres Glückes und Ihrer Zukunft, jeden Heiratsantrag eines Nichtrauchers auszuschlagen!“ Die armen Nichtraucher, die stets glaubten, in den Augen der Frauenwelt eine Tugend mehr zu besitzen! Jetzt haben sie's!

— Ein altes Sprüchwort. Landrat: „Nun, meine lie- ben Leute, jetzt war es ja soweit, worauf Ihr Euch schon so lange gefreut; wir wollen sehen, was Ihr profitiert! Wi- d'wäret Ihr los; aber Ihr wisset auch, was ein altes Sprüch- wort sagt: „Es kommt selten etwas Besseres nach.“ — Ein altes Bäuerlein: „Ja, Herr Landrat, das werden die Leute dort auch sagen, wohin Sie jetzt kommen!“

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagshaus, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt, Verantwortlicher Redakteur: H. G. G. G., Düsseldorf.



Weihnachtsbeilage

zum **Düsseldorfer Tageblatt.**

Heilige Nacht auf Engelschwingen
Nahst du leise dich der Welt,
Und die Glocken hör' ich klingen,
Und die Fenster sind erhellt.

Mit der Fülle süßer Lieder,
Mit dem Glanz um Tal und Höl'n:
Heilige Nacht, so kehrt du wieder,
Wie die Welt dich einst geseh'n.

Redaktion: H. Stohle. Druck und Verlag: Düsseldorfer Tageblatt, beide in Düsseldorf.

Pikkolo Weihnachten.

Von A. Berkall.

Nachdruck nicht gestattet.

Erwartungsvolle Stille der heiligen Nacht ruhte auf der winterlichen Erde.

In den Straßen und Gassen der Großstadt war das gewohnte nächtliche Treiben fast ganz verstummt; die Restaurationslokale lagen verödet, und selbst das sonst um diese Stunde so belebte Gasthaus „Zum goldenen Fag“ barg nur einen einzigen Gast.

Ein Mann im mittleren Lebensalter. Einsam saß er in einer Ecke des mattenleuchteten Saales, den Kopf in die Hand gestützt, den Blick starr auf den Tisch gerichtet, auf dem ein volles Glas unberührt stand.

Der laute Schlag der Uhr, welcher den Beginn der dritten Stunde nach Mitternacht kündete, weckte ihn aus seinem stillen Dürren.

Außer ihm war im Saale nur der kleine Pikkolo, ein hübscher aufgeweckter Junge, der schon länger das Interesse des fremden Herrn geweckt hatte. Es schien ihm als ob dieser schwache Junge die Hauptarbeit zu tun habe; mit Vorliebe wurde von den Gästen „Pikkolo“ gerufen, der flink hin- und herlief, mit schweren Tabletten beladen, immer freundlich, bereitwillig und bescheiden, ganz verschieden von andern kleinen Kellnern, die schon gern selbstbewußt, Trinkgeld heischend, auftraten.

Doch hatte der Gast beobachtet, wie bei all seiner Bescheidenheit sein Auge immer freudig und dankbar aufleuchtete, so oft ihm ein Trinkgeld wurde.

Neh! da die Gäste heimgegangen, saß Pikkolo, mit dem Schläse kämpfend, vor dem Büfett, und tiefer und tiefer sank der von reichem Blondhaar umwallte Kopf.

Der Anblick des offenbar übermüdeten Knaben erregte das Mitleid des Fremden.

„Ich will mein Zimmer auffuchen,“ dachte er, „damit der arme Schelm zur Ruhe kommt.“

Ein Seufzer entrang sich seiner Brust: „Einsam und freudlos am frohen Feste! Ob der Schlaf sich wohl auf meine müden Augen herniederlassen wird?“

Er klopfte an sein Glas und rief: „Pikkolo!“

Erschreckt sprang der Gerufene auf und eilte herbei.

„Wir wollen schlafen gehen; nicht wahr, mein Junge? Du bist ja auch müde und wirst gewiß nach dem Bette verlangen. Uebrigens, wie kommt es, daß Du hier allein bedienst? Wo sind denn die Kellner?“

„Sie haben Familie, Herr, und wünschen, den Weihnachtsabend mit diesen zu verleben.“

„Da ruht also das ganze Geschäft auf Deinen jungen Schultern?“

„O, es ist heute nicht schwer; am Weihnachtsabend gehen die Gäste früher heim.“

„Verlangt Dich denn nicht auch ebenso nach Haus zur Versicherung?“

„Ich habe keine Familie, meine Eltern sind tot und Geschwister habe ich nicht.“

„Da sind wir ja beide in gleicher Lage. Auch ich stehe allein in der Welt, wir können uns also einander trösten. Doch jetzt will ich gehen, damit Du zur Ruhe kommst.“

„Bitte, mein Herr, Sie können ruhig bleiben, ich werde doch nicht schlafen gehen.“

„So, was hast Du denn noch vor?“

„Ich werde in die Christmette gehen.“

„Wie, hat ein Pikkolo auch dafür Sinn? Das ist mir neu. Ei was, Junge, gehe zu Bett, Du bist müde und schläfrig, ich habe Dich beobachtet.“

„Ja, müde bin ich wohl, aber ich habe noch niemals die Mette verkümmert, so lange ich mich erinnere, und möchte es auch heute nicht. Später kann ich nicht zur Kirche gehen, und es ist doch meine Pflicht, die heilige Messe zu hören.“

Erkannt und betroffen schaute der Herr auf den zarten Knaben. Der einfache, offen gegebene Hinweis auf die Pflicht griff ihm ans Herz, sein Gewissen regte sich; Erinnerungen an seine Jugendzeit, an jene glücklichen Tage stiegen in ihm auf, wo auch er, unschuldig und frommgläubig wie dieser Knabe, in der heiligen Nacht zur Kirche eilte und beseligt der weisevollen Handlung beiwohnte. Schwer hatte ihn später das Leben betroffen; der Stab aber, den der Himmel dem schwachen Erdenpilger in der heiligen Religion darreicht, war ihm entfallen: seit Jahren hatte er die Schwelle einer Kirche nicht mehr überschritten.

Sinnend folgten seine Blicke dem geschäftig hin- und hergehenden, rasch aufräumenden Kleinen, und leise zog die Sehnsucht nach der Annschuld der Kindesstage in sein Herz.

Da erklangen feierlich ernste Klänge durch die stille Nacht, und der Knabe rief:

„Da läutet es zum erstenmal, dürfte ich jetzt dem Herrn zu seinem Zimmer leuchten?“

„Ja, lieber Pikkolo, das darfst Du. — Aber warte einmal, mein Junge, ich habe mir das anders überlegt. Wie wäre es, wenn ich mit in die Mette ginge?“

Pikkolo machte große Augen und sagte etwas ungläubig dreinschauend:

„Wie, Herr, sind Sie denn katholisch?“

„Ja, katholisch bin ich. Doch komme, frage nicht weiter. Der Besuch der Mette kann mir ja nicht schaden.“

„Nein gewiß nicht; ich denke, es wird Ihnen in der Kirche gefallen.“

„Reinst Du? Nun, so laßt uns gehen!“

Die beiden schritten in die kalte, fernerkare Nacht hinaus.

Untertwegs wandte sich der Fremde an seinen Begleiter: „Sag mal, lieber Kleiner, ich habe Dich heute Abend bei der Arbeit beobachtet. Du warst mit großem Eifer dabei, immer fleißig und munter; das Geschäft gefällt Dir wohl, und es bringt auch täglich was ein?“

„Das lehiere wohl, Herr, und darum bleibe ich vorläufig.“
„Wie, nur deshalb? Bist Du so aufs Geld erpicht? Was willst Du denn mit dem Gelde?“

„Wenn ich genug habe, bleibe ich nicht länger Kellner.“
„So: Und was dann?“

„Ich möchte gerne recht viel lernen. Mein Lehrer sagte, ich hätte Talent und könnte mich zu einem tüchtigen Zeichner, vielleicht zum Maschinen-Techniker ausbilden; meinen Zeichnungen wurden in der Fortbildungsschule der Preis zugeteilt.“
„Aber“, fügte er traurig hinzu, „ich werde wohl zu alt, ehe ich endlich die Mittel habe.“

Bei diesen Worten waren sie an dem hell erleuchteten Gotteshaus angelangt.

Der Junge drängte sich durch die Menge zum Altare, wo die Krippe war; der Herr blieb nahe der Tür stehen.

Das Hochamt begann. Die Orgel erbrauste in feierlichen Tönen, das Kyrie stieg flehend zum Himmel, in hehrem Jubel erklang der Lobgesang der Hirten.

Das alles weckte Empfindungen in dem Herzen des Fremden, die lange geschlummert hatten.

Es war ihm, wie dem Wanderer, der nach mühseligem langen Umherirren durch öde Gegenden eine grüne Oase erblickt; seine Seele öffnete sich wie der harte dürre Erdboden dem erquickenden Regen.

Und als dann die Gemeinde die uralten Weihnachtslieder sang, das mystische „Es ist ein Ros' entsprungen!“ das hochfreudige: „Als ich bei meinen Schafen wachte,“ — da kam ihm der längst entschwundene Text in den Sinn und jubelnd stimmte er in den Chor: „Deh' bin ich froh! Benedicamus Dominol!“

Mit dem Gesang des Lieblichen: „In Bethlehem geboren“, verließen die Andächtigen das Gotteshaus.

„Nicht wahr,“ rief Piskolo dem ihn draußen erwartenden fremden Herrn entgegen, „es war doch schön in der Kirche?“

Dieser nickte bloß. In tiefes Sinnen versunken, schritt er neben dem Kleinen dahin.

Erst als sie am Gasthause angekommen waren, richtete er sich auf und sagte: „Sieh zu, ob Du zwei Portionen Kaffee auf mein Zimmer besorgen kannst; ich lade Dich dazu ein.“

Erstaunt und erschent antwortete Piskolo: „Ja Herr, ich werde ihn selbst bereiten, da im Hause noch alles s'käft!“

Nach kurzer Zeit stand das duftende Getränk auf dem Tische. Der Herr nahm nur einen Schluck und schaute vergnügt seinem Warte zu, dem es vorzüglich zu munden schien.

Je länger er ihn betrachtete, desto mehr wuchs sein Interesse an diesem ihm ganz fremden Jungen. Was war es doch, das ihn zu ihm hinzog? Doch nicht sein hübsches Gesicht, sein ansprechendes Wesen allein? —

Es drängte ihn. Näheres über diesen Vater- und Mutterlosen zu erfahren und deshalb forschte er nach seinem Schicksal.

Es war eine traurige Geschichte des Hungers und des Elends, die der Knabe erzählte.

Als ganz kleines Kind kam er in eine dürftige Schustersfamilie als Pflegling. Die Frau, welche seine Mutter noch gekannt hatte, hielt ihn so gut sie eben vermochte; aber sie hatte sieben eigene Kinder zu ernähren, und da gab's für das einzelne nicht viel. Der Schuster war ein rauher, dem Trankte ergebenener Mann, der dem fremden Pflegling den kargen Bissen kaum gönnte; die gute Frau aber zog sich im stillen oft von der magern Mahlzeit ab, damit der Kleine nicht so sehr hungere.

„Doch das Schlimmste war,“ seufzte Piskolo, „daß ich Schuster werden sollte. Ach, es waren böse Stunden bei dem harten Mann. Das Handwerk war mir zuwider, und immer wieder verlangte es mich sehnlichst nach meinem Zeichenheft. Meine liebsten Gänge waren nach dem „Goldenen Fäß“, wo ich oft Schuhe abliefern mußte. Dann fiel mein Blick in den prächtigen hell erleuchteten Saal; ich sah die guten Speisen, welche die Kellner hineintrugen und hörte, wie sie mit ihrem Gelde klapperten. Da erschien mir das Leben eines Kellners köstlich im Vergleich mit dem meinen, in welchem ich immer in dumpfer Stube sitzen und nie meinen Hunger befriedigen konnte. Ach, dachte ich, wenn ich doch Kellner werden könnte im „Goldenen Fäß“! Eines Tages nahm ich mir

ein Herz und sagte dem Herrn Oberkellner, welcher oft freundlich zu mir war, daß ich so gerne ein Kellner werden möchte, ob er mich nicht als Lehrling annehmen wolle. Als ich nach einiger Zeit eine zustimmende Antwort erhielt, war ich so froh, als ob ich im Himmel wäre! Aber mein Meister wollte mich nicht ziehen lassen; er schimpfte und schlug mich, und manche Nacht habe ich damals auf meinem kalten Strohsack weinend verbracht. Ich wurde so elend, daß meine gute Pflegemutter es nicht mehr ansehen konnte. Heimlich veranlaßte sie den Waisenrat, mich vom Schuster wegzunehmen und im „Goldenen Fäß“ unterzubringen. Ja, ja, schloß Piskolo seine Erzählung, ich bin ja jetzt glücklicher, aber es macht mich oft traurig, daß sich wohl nie mein Wunsch erfüllen wird, Zeichner zu werden.“

„Armes Kerlchen,“ murmelte der Fremde. Nach kurzer Pause fügte er hinzu: „Vielleicht kann ich etwas für Dich tun. Wie heißt Du eigentlich?“

„Georg Venting!“

„Georg Venting?“ rief erstaunt der Herr und sprang auf.

„Du scherzest wohl, das ist ja mein Name.“

„O nein, mein Herr, ich scherze nicht; mein Name ist Georg Venting.“

„Aber Junge, wo bist Du denn geboren?“

„In dieser Stadt.“

„Und wie heißt Deine Mutter?“

„Elisabeth.“

Niemlos sagte Herr Venting: „Elisabeth? Elisabeth Kürten?“

„Ja, ja, Kürten,“ sagte der Junge verwundert: „so steht's auf meinem Schulzeugnisse.“

„Wann bist Du geboren?“

„Am 2. Juli 1885.“

Der Fremde entschloß sich; schaukelnd griff er nach einer Stütze. Dann fragte er hastig:

„Weißt Du auch die Straße, wo Du zur Welt gekommen bist?“

„Gewiß, Herzogstraße 16, da habe ich mit meiner Mutter gewohnt.“

Da rannen heiße Tränen über die bleichen Wangen des Herrn, er breitete seine Arme aus, riß den Piskolo an seine Brust und schluchzte: „Mein Sohn! Mein Kind! Es kann ja gar nicht anders sein, ich bin Dein Vater.“

„Sie, mein Vater?“ stammelte bewegt der Knabe, „mein Vater soll doch tot sein, man hat es mir immer gesagt.“

„Ja, mein Kind, für Euch war ich tot, doch lebte ich, — ein qualvolles Leben — fern von Deiner Mutter und Dir. — Höre nur!“

Und nun erzählte Herr Venting, wie er in den ersten Monaten nach seiner Berechtigung in Geschäften nach Rußland reisen mußte und dort infolge einer unglücklichen Verletzung widriger Umstände unschuldig verhaftet und nach Sibirien verbannt wurde. Lange Jahre hatte er dort ohne jede Nachricht von seiner Heimat, in qualvoller Sorge um sein geliebtes Weib verbracht, da gelang es endlich den Bemühungen eines Freundes, der eine Zeitlang mit ihm die schrecklichen Leiden der Gefangenschaft getragen, dann aber die Freiheit erlangt hatte, ihm die Rückkehr zu erwirken. Auch hatte ihm dieser eine einträgliche Stelle in seiner Maschinenfabrik übertragen.

„Mein erstes aber war,“ fuhr er fort, „Deine Mutter zu benachrichtigen. Aber mein Brief kam als unbestellbar zurück mit der kalten Angabe: ‚Adressatin gestorben‘. Wie mich das traf, brauche ich Dir nicht zu schildern. Eine heiße Sehnsucht erfaßte mich, ihr Grab zu besuchen und so kam ich heute Abend in trostlosester Stimmung hier an, nicht ahnend, daß mir der liebe Gott ein so unerhofftes Glück vorbehalten hatte. Ich habe meinen Sohn gefunden, von dessen Dasein ich keine Kunde hatte.“

Wiederum zog er den Knaben an seine Brust und herzte ihn.

„Ach, könnte ich doch jetzt Näheres von Deiner Mutter und ihrem traurigen Ende erfahren,“ seufzte er dann.

„Wir könnten ja zum Schuster Wein gehen; die gute Frau hat meine liebe Mutter in ihrer Krankheit gepflegt. Sie hat mir so vieles von ihren Leiden und ihrem frühen Tode erzählt.“

„Du hast recht, mein Kind, dorthin wollen wir gehen. Aber erst nimm Dein Frühstück.“

Piskolo, der bisheran sich noch nicht recht in der neuen Lage zurecht gefunden und der noch immer da stand, stammend

und wie schwindelnd vor dem großen Glücke, das ihm plötzlich zuteil geworden, schlang jetzt impulsiv seine Arme um den Hals des Herrn und rief tief aufatmend:

„O wie danke ich Ihnen. Wie glücklich bin ich! Ich habe einen Vater gefunden, der mich liebt und den ich wieder lieben kann!“

„Beachte ich nun nicht länger Bittolo zu sein?“

„Gewiß nicht mein Sohn! Du gehst mit mir und kannst das werden, wozu Dein Talent Dich treibt.“

Rosige Strahlen der aufsteigenden Weihnachtssonne drangen durch die Scheiben und warfen einen freundlichen Schein auf zwei Glückliche.

Der Abend des hohen Festtages sah zum erstenmal das Grab der Mutter Georgs reich geschmückt. Das milde Licht brennender Kerzen eines frischeingesenkten Tannenbäumchens beleuchtete die Ruhestätte.

An ihrem Fuße kniete Georg Venting und sein Sohn. Im Geiste vereint mit der Dahingegangenen feierten sie ein beseligendes, tröstliches Christfest.

Der Weihnachtsmann.

Von Hermann Bayer.

(Nachdruck verboten.)

Es war acht Tage vor Weihnachten.

Gleichsam abgesperrt von der Außenwelt lag das Bergstädtchen Osterode am Harz eingebüllt in seinen weißen Schneemantel und es schien fast als ob die immer noch lautlos niederstinkenden Flocken es vollständig bedecken und begraben wollten. Auf den engen Straßen und in den altmodischen, großen Häusern aber geht es desto geräuschvoller und geselliger zu; geschäftig eilen die Bewohner mit Paketen beladen an einander vorbei, kaum die Zeit nehmend, sich zu grüßen, während dabei die jungen Mädchen Kriegsrat halten, wie sie wohl die ganze Nacht ausbleiben könnten, ohne daß die Eltern es merken. Die vielen Weihnachtsarbeiten werden ja sonst nicht fertig! Die Hausfrauen rüsten das Fremdenzimmer für den erwarteten Weihnachtsbesuch, bestimmen die Anzahl der Küchen, die gebadet werden sollen und verbieten den Kindern, die Eckstube zu betreten, da das Christkind dort eingetreten sei.

Ja, Weihnachten, dieses hoch poetische, christliche, echt deutsche Fest wird wohl nirgends schöner gefeiert wie von den Bewohnern des Harzgebirges, denen die Christbäume gleichsam vor den Türen wachsen. Jedes Haus schmückt sich mit dem duftigen Tannengrün, große Familienvereinigungen finden statt und es wird allenthalben nach Krästen gefeiert.

Nur in dem Hause des Ober-Amtsrichters Döring herrschte, trotzdem das Fest dicht vor der Tür stand, dieses Mal keine rechte Weihnachtsstimmung. Sorgenvoll schritt der Hausherr in seinem Arbeitszimmer auf und nieder, während seine Gattin ängstlich zu ihm hinüberschaute.

„Rein, Julius, ich kann es nicht glauben, was du mir sagst, es ist unmöglich.“ Sprach sie mit gedrückter Stimme und wuschelte mit dem Taschentuch über das verstörte Gesicht, „unser Agnes trifft sich heimlich mit dem Referendar Wagner.“

„Nun, es kann ja auch eine zufällige Begegnung gewesen sein“, beruhigte sie der Vater.

„Dann würde Agnes es mir erzählt haben, sie ist viel zu offenherzig, um dergleichen zu verschweigen. Wie kann sie sich nur so unpassend benehmen.“ jammerte die Mutter weiter. „Wenn sie von jemanden gesehen ist, weiß es morgen die ganze Stadt. Konntest du denn nicht hören, was sie mit einander sprachen?“

„Rein. Ich sah nur vom Fenster des Gartenhauses, wie die beiden sich sehr angelegentlich unterhielten. Beim Abschiede küßte er“ —

„Was, er küßte sie!“ schrie die Frau Oberamtsrichter entsetzt. „Das hast du ja noch garnicht erzählt!“

„Küßte er ihr die Hand.“ fuhr der Herr Gemahl unentwegt durch diese Einrede fort, „und sagte etwas lauter, daß er verreise und sie erst auf dem Weihnachtsball wiedersehen werde. Damit trennten sie sich. Ich wiederhole, es kann eine zufällige Begegnung sein; wäre es ein verabredetes Zusammenreffen, kann ich nur annehmen, daß Agnes und Wagner sich heimlich verlobt haben, — gerade so, wie wir beide damals vor 10 Jahren.“ Er hielt in seiner Zimmerwanderung inne und gab seiner Frau einen kleinen freundschaftlichen Stoß in die Seite.

Die Gattin aber war nicht in der Stimmung, auf süße Jugenderinnerungen einzugehen. Zornsprühenden Auges rief sie: „Heimlich verlobt, mit diesem Referendar Wagner? Nein, das will ich garnicht annehmen, dazu gebe ich nie und nimmer meine Zustimmung. Was kann sie nur an diesem Menschen finden? Er hat gar kein Vermögen und“ —

„Was sie an ihm findet ist mir sehr klar. Albert Wagner ist ein hübscher liebenswürdiger Mann und was das Geld betrifft, darauf sehen junge Mädchen nicht. Wenn er die durchaus als Schwiegerohn nicht zusagt, mußtest du die Annäherung nicht dulden.“ Seiner Frau, die ihn unterbrechen wollte, mit einer Handbewegung Schweigen gebietend, sprach er weiter: „Du hast es aber anfangs sehr gern gesehen und nur weil jetzt plötzlich ein reicherer Bewerber auftaucht, willst du die beiden mit einem Mal gewaltsam wieder von einander reißen.“

„Ja, das will und das werde ich.“ antwortete die Mutter im entschlossenem Tone. „Ich bin fest überzeugt, daß Herr von Baumbach ernstere Absichten hegt in Beziehung auf Agnes. Seine Bewerbungen werden immer deutlicher und fallen allen Leuten auf. Gestern im Kränzchen bei des Pastors Schmid fragte die Amtshauptmannin Bergmann mit ihrem maliziösen Lächeln, ob denn der Referendar Wagner nicht eiferfüchtig würde und die Doktorin Sommer meinte auch“ —

Ein lautes Klopfen an der Tür unterbrach diese interessanten Kaffeeklatscherinnerungen. Der eintretende Postbote überreichte dem Herrn Ober-Amtsrichter die eingelassenen Briefschaften und erzählte dabei mit halblauter Stimme einige Stadtneuigkeiten. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als der Hausherr, — der inzwischen ein mit einem großen Siegel versehenes amtliches Schreiben erbrochen — ansah: „Du Laura, da ist eine Nachricht, die dich gewiß erfreuen wird. Der Referendar Wagner ist auf den 15. Januar nach Königsberg versetzt.“

Frau Laura fuhr wie elektrisiert in die Höhe. „Wirklich? Nun, das ist das beste Weihnachtsgeschenk, das mir gemacht werden konnte.“

„Und noch dazu eins, das mich nichts kostet.“ schallte der Gatte ein.

„Nun gilt's noch, die verabredete Begegnung auf dem Weihnachtsball zu verhindern oder besser noch, zu verhindern, daß die beiden sich überhaupt wiedersehen. Königsberg und Osterode liegen weit entfernt voneinander und aus den Augen, aus dem Sinn.“ —

Zwei Tage später reiste Agnes Döring, — das Harzröschen, welchen schmeichelhaften Beinamen sie ihrer jugendfrischen, liebziigenden äußeren Erscheinung verdankte — auf einige Wochen zu Verwandten nach Hannover.

„Wir feiern Weihnachten, wenn du zurückkommst, Liebes Kind“, sagte die Mutter, als sie, vorm Postwagen stehend, ihrer Tochter noch allerlei Grüße und Bestellungen auftrug. „Glaube mir, es ist besser so. Mariechen ist immer noch ein wenig angegriffen, aufstehen dürfte sie keinesfalls am heiligen Abend; sie würde natürlich danach verlangen, sich aufregen und weinen, wenn wir es nicht erlaubten. Darum ist es besser, wir schieben die Feier auf.“

„Ja gewiß, Mama.“ antwortete Agnes halblaut und lehnte sich mit betrübter Miene in die Ecke des Postwagens zurück, „ich wäre trotzdem doch lieber bei euch geblieben. Es ist das erste Mal, daß ich den Weihnachtsabend nicht zu Hause verbringe.“ —

„Nun, bei Onkel, Tante und den fünf Nussinen bist du gerade wie zu Haus und deine Geschenke findest du unter dem Christbaume aufgebaut. Ich habe alles nach deinem Wunschzeitel eingekauft und nichts vergessen; wirst zufrieden sein.“

Agnes schwieg und schaute träumerisch hinaus in die schneebedeckten Straßen. Ach, ihren Hauptwunsch hatte sie nicht mit aufgeschrieben, wußte sie doch leider nur zu gut, daß die Mutter ihn nicht erfüllen würde.

„Und ich hatte mich so auf — auf den Weihnachtsball gefreut“, murmelte sie mit zitternder Stimme.

Das „Trarara“ des Postillons unterbrach dieses Zwiesgespräch; wenige Minuten später fuhr der Postschlitten mit lustigem Geklingel über den großen Marktplatz weg und die Straße hinunter.

Befriedigt schaute die Frau Ober-Amtsrichterin ihm nach in der festen Ueberzeugung, ein gutes, namentlich aber ein kluges Werk getan zu haben.

„So, Herr Referendar Wagner“, lächelte sie spöttisch vor sich hin, „das geplante Wiedersehen mit meiner Tochter schlagen Sie sich nur aus dem Kopfe. Ich werde Ihnen zum Trost“

alternächstens die Verlobungsanzeige von Herrn Konrad von Raumbach mit Fräulein Agnes Döring zuschicken." — —

"Herzlich willkommen, lieber Albert, freue mich riesig, dich wiederzusehen," mit diesen Worten begrüßte Max Müller, ein junges Forstlebe, seinen Vetter, den Referendar Wagner, als dieser am Nachmittage des 24. Dezembers aus dem Eisenbahnwagen stieg.

"Danke, danke, freue mich ebenfalls," erwiderte dieser, dem jungen Manne die Hand schüttelnd. "Sehr liebenswürdig von euch, mich zur Bescherung einzuladen. So ein armes Waisenkind wie ich ist unglücklich dran am Weihnachtsabend. Aber was fehlt dir denn? Du bist ja frohheiser?"

"Ach ja, leider, es ist ne dumme Geschichte," trachtete der andere, namentlich, wenn man am Abend auftreten soll."

"Was, auftreten? Willst du Schauspieler werden?"

"Ja, auf 10 Minuten. Ich bin nämlich eingeladen bei meinem Vorgesetzten, der eine große Gesellschaft gibt. Vorher findet die Bescherung für die Kinder statt und dazu sollte ich als Weihnachtsmann im Kostüm auftreten. Ich hatte ein wunderbar schönes Gedicht verfaßt, hoffte auf großen Erfolg — und nun kommt die verfluchte Heiserkeit dazwischen! An Deklamieren ist kein Gedanke," ächzte und quälte der unglückliche Forstlebe.

Die beiden jungen Männer hatten sich indeß mit einiger Mühe einen Ausweg durch das Menschengedrange und die, mit Körben, Paketen, Kisten und Kasten hoch aufgetürmten Gepädwagen gebahnt und schritten nun die Bahnhofstraße hinunter.

"Du tust mir von Herzen leid, armer Kerl," sagte Albert Wagner teilnehmend und schob seinen Arm unter den des Veters. "Weißt du was? solltest unser altes Studentenmittel anwenden: Ein Stück Speck verschlucken mit einem weiden Faden daran und es dann heraus und herunterziehen."

Max wollte lachen, brachte aber nur ein paar grunzende Töne hervor.

"Du, Albert, willst du mir einen kleinen Gefallen tun?" frante er plötzlich.

"Sogar einen großen, wenn ich kann. Was ist's denn?"

"Mir fällt eben ein, du könntest an meiner Stelle als Weihnachtsmann auftreten."

"Was?"

"Ja. Du kannst gut deklamieren und die paar Verse lernst du schnell. Zeit haben wir genug, es soll erst spät bescheret werden. Hier sind wir zu Haus, lauf schnell hin und begrüß die Tante und dann komm auf meine Pude; ich will dir bei einem heißen Grog deine Rolle einpausen." —

Beim Forttrat Schaumann erstarrte die ganze Etage in hellem Lichterglanz und in den, geschmackvoll mit Tannengrün geschnittenen Räumen, bewegte sich eine fröhlich plaudernde Gesellschaft; meistens Verwandte und intimere Freunde der Familie, darum herrschte auch überall ein heiterer zwangloser Ton. Ungeduldig ließen die großen und kleinen Kinder hin und her und fragten immer wieder, ob denn noch nicht gesungelt würde? So lange wie heute habe es doch noch nie gedauert, der Tannenbaum sei angesteckt und — —

Plötzlich wie mit Zauber Schlag wurde alles menschenstill, die Erwachsenen hörten auf zu sprechen und die Kinder schauten halb ängstlich, halb neugierig nach der Tür. "Der Weihnachtsmann," flüsternten sie atemlos und rüdten in dichten Gruppen zusammen.

Durch die weit auseinander klaffenden Flügelthüren schritt der Weihnachtsmann hervor, eine große, von einem faltenreichen Gewande umhüllte Gestalt, die durch die hohe, phantastische Kopfbedeckung noch größer erschien und alle Anwesenden überragte. Sonst glitz er auf ein Haar dem heiligen Nikolaus, er trug einen langen, weißen, bis auf die Brust herabhängenden Bart und hielt einen gefüllten, vielversprechenden Sack in der Hand, langsam und gravitätisch durchschritt er den Saal und blieb dann mitten unter dem Kronleuchter stehen. Solche großen dunkeln Augen vorzugsweise auf die versammelte Kinderchar heftend, begann er zu sprechen:

Gewandert einen langen Weg,
Kam ich vor dieses Haus
Wo viele arge Kinder sind
Bereint beim Weihnachtsmaus.

Ich dacht' bei mir, hier machst du Raß
Drum lehr ich bei euch ein.
Gar Schönes birgt mein aller Sack,
Greift nur einmal hinein.

"Er deklamiert vorzüglich," sagte ein alter Herr leise zu seiner Nachbarin, "wer ist es denn eigentlich? Der junge Müller? Unmöglich."

Der Weihnachtsmann, welcher die beiden ersten Verse mehr nach rechts gewendet gesprochen, machte einige Schritte vorwärts, und wandte sich nun den auf der linken Seite, teils stehenden, teils sitzenden Gästen zu.

"Ihr findet Äpfel, Nüsse drin
Und süße Nudeln — — —"

In diesem Augenblick geschah etwas Unerwartetes, Unerhörtes, noch nie Dagewesenes. Der Weihnachtsmann blieb stundenlang verwundert schaute jeder zu ihm hinüber, der unbeweglich da stand die blühenden Augen unbewandt auf eine weißgekleidete Mädchengestalt in der ersten Reihe gerichtet. Dann ließ er plötzlich den Arm sinken, der gefüllte Sack glitt herunter und fiel auseinander. Äpfel, Nüsse, Nudeln, Marzipan- und Schokoladefiguren sowie allerlei kleine bunte Spielsachen rollten über den Fußboden. Während die Kinder sich jubelnd über die verstreut herumliegenden Herrlichkeiten stürzten, schritt der Weihnachtsmann mitten durch das bunte Meer gerade auf das liebliche weißgekleidete Mädchen zu und rief mit dem Ausdruck freudigster Heberausung: "Agnes! Du bist's!"

Agnes Döring, das Harzröschen, fuhr mit einem leichten Schrei in die Höhe. Sie hatte weder auf die Deklamation noch auf den Weihnachtsmann geachtet. Ihre Gedanken weilten bei dem fernen Geliebten. Verwundert, fast erschrocken starrte sie die verummunte Gestalt an, die mit hoher Stimme ihren Namen rief.

"Ah", marmelte der alte Herr wieder, indem er sein Organon aufsetzte, "die kleine Döring spielt mit, eine einstudierte Szene zu zweien, das ist ja reizend."

Und die "kleine Döring" spielte in der Tat mit, wenn auch die Szene nichts weniger als einstudiert war. Der Weihnachtsmann rief mit einem Rud Wasse, und Kopfbedeckung ab und der weisbärtige Alte verwandelte sich urplötzlich in einen blonden, jugendlichen Mann.

"Albert!" jubelte Agnes in selbigem Schreck und sank in seine Arme. Die ganze Gesellschaft rechte erstaunt die Gasse. Was war denn das?

Der Weihnachtsmann fiel jetzt vollständig aus der Rolle. Er sagte die Geliebte bei der Hand, führte sie unter den Kronleuchter und sagte mit lauter, klarer Stimme: "Meine verehrten Anwesenden! Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Braut, Fräulein Agnes Döring, vorstelle. Ich selbst bin Albert Wagner, Referendar beim königlichen Amtsgericht in Okerode am Harz."

Wohl noch nie hat die Ankündigung einer Verlobung größeren Effekt hervorgerufen, als diese. Von allen Seiten umringte man das strahlend selige, noch ganz überrascht dreinschauende Brautpaar. Am erstauntesten aber waren die Kinder. "Der Weihnachtsmann hat sich verlobt!" riefen sie durcheinander und erzählten jedem einzelnen immer wieder die große Neuigkeit. Glücklicherweise wurde in diesem Augenblick zur Bescherung gellingelt, sodas das junge Paar endlich ungehört einige Worte austauschen konnte.

"Albert!" "Agnes!" "Wie kommst Du hierher?" fragten beide zugleich und dann flüsternten sie leise zusammen, verborgen in der großen Fensternische, bis die Kinder gelaufen kamen, Tante Agnes zur Bescherung zu holen. Arm in Arm gingen sie hinüber in die geschmückte Weihnachtsstube, wo der Tannenbaum brannte, dessen Kerzen hell strahlten wie die Augen des jungen Brautpaars.

"O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!"

"Nach dieser öffentlich verkündeten Verlobung müssen wir natürlich unsere Zustimmung geben," röhnte die Frau Oberamtsrichter Döring und legte mehrere soeben gelezene Briefe auf den Tisch. "Gott, wenn ich das geahnt hätte! Um die Begabung zu verhindern, schickte ich Agnes nach Hannover" —

"Und gerade in den Nachen des Löwen hinein!" rief ihre Gemahl, der sich vor Lachen die Seiten hielt. "Na, laß dir's zur Warnung dienen und song die Sache klüger an, wenn unser Marielchen erwachsen ist. Nun geh und zünde den Christbaum an, die Tante und das Brautpaar können jeden Augenblick eintreffen."

Ein unverhofftes Weihnachts-Geschenk.

Von Michael Sawla.

(Nachdruck verboten).

„Vier Uhr! Gott sei Dank, die Sprechstunde ist vorbei und die Patientenbesuche sind ebenfalls abgetan!“ Damit brannnte Dr. Adolf Wolf, ein junger Arzt von etwa dreißig Jahren eine Zigarre an und begann sich gemächlich umzusehen. Er hatte für den Weihnachtsabend eine Einladung in ein bescheidenes Haus erhalten und freute sich nun, seinen vier Wänden, in denen er einsam hauste, für heute zu entrinnen. Kaum war er mit dem Umkleiden zu Ende gekommen, als es klingelte und dies gleich zwei oder dreimal hintereinander.

„Na nun, doch kein Krankenbesuch, dies wäre mir nicht besonders angenehm,“ murmelte er und öffnete die Tür. Ein Bauer schob sich mit tiefem Büdlich herein, die Mütze von den Schneeflocken reinigend. Er räusperte sich und freudig bittend, ob der Herr Doktor nicht so gut sein wolle, über Land zu fahren. Seine Frau habe den Fuß gebrochen. Der Herr Sanitätsrat, der Hausarzt der Herrschaft, an den er von der Frau Kommerzienrätin ein Briefchen geschickt hatte, sei abwesend. Drei Verge, bei welchen er vorgefahren, habe er auch nicht getroffen. Warten könne er nicht länger. Wer weiß, vielleicht liege seine Frau im Sterben. Er möchte also schon den Herrn Doktor bitten . . .

„Aber Mensch, heute ist Weihnachtsabend! Und vier Meilen, sagen Sie, da kann ich ja vor zwölf Uhr nichts nicht zurück. Und ich bin für heute Abend vergeben. Wenn es nicht so weit wäre. Sie müssen doch viel näher Verge haben.“

„Die Frau Kommerzienrätin schickte mich nach dem Herrn Sanitätsrat, weil es ein gar so schwerer Fall sei. . . Der Herrgott wird's Ihnen lohnen. . .“

„Na, was soll man tun, da bleibt ja nichts anderes übrig, als zu fahren,“ meinte der Arzt resigniert. Er brannnte sich eine frische Zigarre an und schlüpfte in seinen schweren Reisepelz.

Als er auf die Straße trat, setzte ihm ein Windstoß mächtige Schneeflocken ins Gesicht. „Das wird eine schöne Fahrt werden,“ brannnte er verdrießlich.

Auf dem Wege erkundigte sich der Arzt nach dem Namen des Dorfes und dem der Kommerzienrätin, der Besitzerin der Herrschaft, die der Bauer so zungenläufig als die größte Wohlthäterin des ganzen Dorfes pries. Und da erfuhr er zu seinem Erstaunen, daß die Fahrt nach Oberwangen gehe und daß die Besitzerin eine ihm sehr bekannte Dame sei. Hatte doch er, oder besser gesagt, sein Vater, der das christliche Handwerk eines Schuhmachers ausübte, in deren Hause in der Stadt gewohnt. Der Arzt versank in tiefes Nachdenken, des Schneegestöbers nicht achtend, das auf dem freien Felde mit ungestüher Gewalt tobte. Es wurde ihm ganz warm bei all den Erinnerungen, die seine Brust durchzuckten. Er sah sich als Oberprimaner der sechsjährigen Elise, dem Töchterchen des Kommerzienrats und reichen Hausbesizers Bergdorf, Unterricht erteilen. Dann starben sein Vater und der Kommerzienrat in kurzer Zeit. Das bescheidene Erbe, das ihm sein Vater hinterließ, setzte ihn in die Lage, die Universität zu besuchen, der kleinen Elise immer Unterricht erteilend, ja im Hause der verwitweten Mäim, die auf großem Fuße lebte, als Gast verkehrend, bis . . . ja bis Frau Bergdorf merkte, daß Elise ein tieferes Interesse für ihren Lehrer gefaßt hatte. Dann kamen viele Jahre angestrengten Studiums und vieler Entbehrungen. Und als er seinen Doktor gemacht hatte und eines Tages, von Elise ermuntert, vor der Frau Kommerzienrätin stand und stotternd und verlegen um die Hand ihrer Tochter anhielt, da erhielt er zur Antwort, daß sie ihr Kind nicht für . . . einen Schusterjohn“ erziehen habe! Er biß die Zähne zusammen beim Gedanken an diese Demütigung. Jahre waren vergangen, er kümmerte sich nicht um die Familie Bergdorf — denn auch von Elise hatte er nach seiner verunglückten Verlobung kein Wort mehr gehört, keine Zeile erhalten. Und heute brachte ihn der Zufall mit den Bergdorfs wieder zusammen . . .

Schließlich, was kümmerten ihn die Leute — er fuhr ja nicht zu ihnen, sondern zu der Frau des Bauern Jochem, die den Fuß gebrochen hatte. Da, ha, wenn die stolze Frau Kommerzienrätin wüßte, daß ihre Equipage dem verhassten „Schusterjohn“ zur Verfügung gestellt wurde, die würde Augen

maden! Dieser Gedanke belustigte den Arzt bei all seinem Jüngtum, der noch immer nicht erlösen war, das merkte er erst jetzt, nachdem seine Gedanken gezwungen waren, sich mit — wie er meinte — läugst abgetanen Dingen zu beschäftigen.

Bei diesen Gedanken, wehmütig und schmerzhaft, die ihn bewegten, merkte er kaum, wie die Zeit verran, sodas er ganz erstaunt war, als Jochem meldete: „So, da wären wir, Herr Doktor!“

Der Arzt begab sich zu der in der Stube stöhnenden Bäuerin, legte ihr einen Verband an und tröstete die Arme.

„Nur ruhig Blut; wenn Sie still und ruhig liegen, so verspreche ich Ihnen, Sie in drei bis vier Wochen gesund zu machen. Mit dem Taugen wird es wohl freilich vorbei sein — aber nur für diesen Fasching,“ setzte er lächelnd hinzu. „Dies zur Beruhigung für Sie, daß es nicht so arg ist, wie Sie glauben.“

Die Bäuerin und Jochem dankten mit Tränen in den Augen.

Als Dr. Wolf, nachdem er noch einige Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte, sich zur Rückkehr anschickte, kam ein Bote von der Frau Kommerzienrätin mit der Nachricht, daß man den Herrn Doktor im Herrschaftshause erwarte. Dr. Wolf traute seinen Ohren nicht. Er werde im Herrschaftshause erwartet — dann begann er sich: Der Arzt wurde höchst wahrscheinlich verlangt, natürlich, wie anders könnte es auch sein. „Wer krank ist?“ frag er den Boten. Dieser zuckte mit den Achseln; das wisse er nicht, er sei nur zur Ausschiffbedienung heute bei der Herrschaft und habe den Auftrag erhalten, sofort nach dem Herrn Doktor zu laufen, damit er ja nicht um Himmelswillen fortjähre, bevor er bei der Gnädigen vorgeprochen.

„Gewiß ein Kranker,“ murmelte Dr. Wolf. „Vielleicht sie?“ war sein erster Gedanke. Da wollte es in seinem Herzen heiß auf. Er sollte Elise wiedersehen, ihr vielleicht in Krankheitsnot als Schutzengel am Weihnachtsabend zur Seite stehen! Dr. Wolf segnete den Zufall, der ihn hierher geführt hatte. Und ohne abzuwarten, bis die Pferde wieder eingespannt sind, läßt er sich von dem Boten den Weg weisen. Der Wind piff und heulte und trieb ihm große Schneeflocken ins Gesicht, er achtete dessen nicht, ja er merkte es kaum. Durch den tiefen Schnee wadend denkt er nur immer daran: Du wirst gleich Elise wiedersehen! Und ohne sich Zeit zu nehmen, Hut und Pelz, die über und über mit Schnee bedeckt waren, von diesem zu reinigen, trat er in das hell erleuchtete Vorzimmer.

„Der Anecht Ruprecht! Der Anecht Ruprecht!“ kreischte eine Schar von Kindern auf und drängte nach den zu den Zimmern führenden Türen.

Auf das Geschrei der Kleinen erschien in einer der Türen eine schlante Mädchengestalt und konnte ebenfalls einen Auf des Erstaunens nicht unterdrücken, als sie Dr. Wolf erblickte. Nun zeigte sich auch die Hausfrau und hinter ihr sah Dr. Wolf noch einige neugierige, fragende Gesichter im Hintergrund.

„Herr Doktor Wolf?“ frag die Kommerzienrätin in höchstem Erstaunen.

„Sie haben mich rufen lassen — ich bitte, mich an das Krankenlager zu führen.“

„Es ist ein Jertum. Wir dachten, daß Jochem den Sanitätsrat Kleibing geholt habe, weil ich ihn darum brieflich bat.“

Dr. Wolf warf den Kopf halb in den Nacken zurück. „Das ist für den Kranken doch gleichgültig; er verlangt einen Arzt und Sie haben auch nur den Arzt vor sich.“

„Aber es gibt ja bei uns keinen Kranken. Ich wollte dem Sanitätsrat nur ein Glas Punsch anbieten. Selbstverständlich sind Sie, Herr Doktor, uns ebenfalls ein angenehmer. . .“

Dr. Wolf unterbrach sie kalt. „Sie verzeihen, ich dachte nur dem Hause als Arzt zu folgen, sonst habe ich hier nichts zu suchen.“ Er verbeugte sich steif und wollte sich entfernen. Da kam in die bisher wie starr dastehende, Elise Leben; sie trat rasch auf den in der Tür stehenden Arzt zu. „Nein, Herr Doktor, fortgehen, das erlaubt Mama auf keinen Fall — denken Sie nur auf das gräßliche Wetter draußen,“ sagte sie laut, indem sie seine Hand ergriß, und leise flüsterte sie ihm zu: „Und ich auch nicht! Freuen Sie sich denn gar nicht, daß der Zufall Sie — wörtlich genommen — hier zu uns heute hereingeschneit hat? Ich hätte nicht gedacht, den Weihnachtsabend so froh zu beschließen.“

Da trat auch die Hausfrau an ihn heran: „Heute ist ein Festtag für alle; Sie haben ihn geopfert im Dienste der Samariterpflicht in meinem Dorfe, es ist daher nur recht und billig, wenn wir Ihnen einen kleinen Ersatz bieten. Schlagen Sie meine Bitte nicht ab — heute sind ja alle Menschen verhältnißlich gesünder.“ Und sie bot ihm die Hand.

Als Dr. Wolf zauderte und unentschlossen bald auf die Mutter, bald auf die Tochter blickte, rief Else übermütig: „Den Pelz herunter, Herr Doktor, hier kommandieren wir.“

Was sollte er tun? Er blieb und wollte Aufklärung geben, weshalb er und nicht der Sanitätsrat erschienen war. Das war aber gänzlich unnötig, denn schon war Jochem in der Stube gewesen und hatte den aufhorchenden Diensthoten haarfein erzählt, wie er bei einem halben Duzend Aerzte gewesen und wie keiner des Weihnachtsabends wegen kommen konnte oder wollte, bis er zu dem lieben, wackeren Herrn Dr. Wolf kam, der seinen Augenblick gezaubert hatte, in Sturm und Wetter die Fahrt zu unternehmen, trotzdem er ein glänzendes Fest besuchen wollte. Der gute Jochem in seiner Dankbarkeit übertrieb etwas. Das erfuhr die Dienerschaft und bald darauf auch die glückstrahlende Else, die es sofort wieder mit heißen Wangen der Mama erzählte, und von dieser erfuhren es die übrigen Gäste.

Und Else küßte ihre Mama unter dem Weihnachtsbaum verstoßen und flüsterte zärtlich: „Mütterchen, was schenken wir dem Dr. Wolf; er darf doch nicht unbedenkt fortgehen.“

Die Mutter blidte einen Augenblick prüfend in das glühende Antlitz ihrer Tochter und erwiderte kalt und schroff: „Das ist meine Sache!“

Else kniete zusammen und wollte sich besänftigt davon schleichen. Da sagte die Mutter, noch immer höchst unfreundlich: „Bleibe nur gleich da, damit Du siehst, was ich ihm schenke.“ Damit ließ sie die entnützte Else, der heiße Tränen in die Augen traten, stehen und öffnete einen Schrank.

Wie durch einen Nebelschleier sah Else, wie die Mutter dann Dr. Wolf, der sich mit den Kindern unterhielt und von dem Vorgange unter dem Weihnachtsbaume nicht die leiseste Ahnung hatte, zu sich herantwinkte. Und als dieser auf die beiden zueilte, sagte die Kommerzienrätin zu dem etwas erstaunt dreinblickenden Arzt: „Herr Doktor, da Sie den Abend mit uns verbringen, so ist es selbstverständlich, daß das Christkind Sie hier ebenfalls beschenkt. Da Sie nur zufällig kamen, so wird es Sie nicht wundern, daß ich kein passendes Geschenk bei der Hand habe. Nehmen Sie mit diesem vorlieb.“ Damit überreichte sie ein Etni: „Sollte die Kleinigkeit für Sie zu klein gearbeitet sein, so tauschen Sie vielleicht mit Else, sie hat heute etwas Ähnliches erhalten, das ihr ebenfalls nicht recht paßt! — durch den Tausch wäre Euch beiden geholfen.“

Else hörte, die Augen weit geöffnet, ihrer Mutter unruhig und bellenommen zu; sie verstand den Sinn der Worte nicht. Was sollte sie mit dem Doktor tauschen? Dieser klappte überrascht, ohne ein Wort zu sagen, das Etni auf: ein Goldreiß, mit Türkisen und Diamanten besetzt, funkelte ihm entgegen.

„Gnädige Frau,“ jottierte er verwirrt.

Die Mäin lächelte gütig. „Es ist ein Damenring, Herr Doktor; für Sie wird er etwas zu klein sein, daher ist das beste, Sie tauschen mit Else, wie ich schon vorhin sagte. Sie besaßte sich nämlich, daß der Ring, den ich ihr geschenkt, viel zu weit sei.“

„Mama, o Du liebe Mama,“ jouchte Else auf und warf sich der Mutter an den Hals. „Mich so zu erschrecken mit Deiner Unfreundlichkeit vorhin!“

„Zuerst tauschen, dann bedankt Euch bei mir, ich habe es redlich heute verdient.“

Doktor Wolf war bleich vor Erregung geworden und stand da, keines Wortes mächtig.

„Gnädige Frau . . .“

„Ach was, gnädige Frau, sagen Sie Mutter zu mir.“

. . . Sie wollten wirklich Ihre Tochter dem . . . „er brach ab. Er konnte das Wort „Schustersohn“ nicht über die Lippen bringen. Es hätte wie eine kleinliche Raude ausgesehen, wenn er ihr das Wort, das sie einst im Annute vor Jochem ihm entgegengeflüchelt, jetzt in Erinnerung bringen würde.

„Vollenden Sie nur, Herr Doktor — dies soll meine Strafe sein! Ja wohl, ich gebe meine Tochter dem Schustersohn und hoffe, daß er mir ein ebenso guter Sohn sein wird, wie er ein guter, prächtiger Mensch ist, der als Arzt als Helfer in der Not jederzeit bereit ist, dem Arme armer Leute

Folge zu leisten und selbst den schönsten Abend des Jahres opfert . . .“ Gerührt küßte sie ihn auf die Stirne.

Mit einem Jubelruf stürzte sich Else in die Arme der Mutter und dann weinte sie am Halse des Bräutigams vor Heberausung, vor Freude, vor Seligkeit. Er küßte ihr die Tränen von den Augen und da lächelte sie selig zu ihm auf und flüsterte: „Siehst Du, böser Mann, wenn ich Dich nicht mit Gewalt beinahe gehalten hätte, so wärest Du einfach davongerannt — oh, ich wußte, daß mir heute eine große Freude bevorstände, denn ich hatte von blühenden Rosen geträumt. Als ich Dich erblickte, stand mir vor Schreck beinahe das Herz stille und da dachte ich: Das ist die große Freude! Und da wolltest Du fortgehen, Du Böser, Lieber! . . . Aber an eine Verlobung, nein, an die hätte ich nicht gewagt zu denken . . . Wie sich dies alles gefügt hat!“

Er schloß ihr den Mund mit einem Kusse. Die Worte des Jochem kamen ihm in den Sinn: „Gott wird es Ihnen lohnen.“ Er mußte immer daran denken. Und es wurde ihm so frei, so leicht um das Herz, wie noch nie. Es war sein schönster Weihnachtsabend. Wer das vor einigen Stunden vorausgesehen hätte!

So trafen sie beide, Arm in Arm, vor die erstaunten Gäste. Der Jubel, die Beglückwünschungen waren endlos. Insbesondere die Kleinen waren nicht zu beruhigen; daß der Knecht Ruprecht die schöne Tante Else hekraten werde, das konnten sie nicht begreifen.

Winterhaus und Vorderhaus.

Eine Weihnachtsgeschichte von Max Ladenburg.

(Nachdruck verboten.)

Durch die schmalen, trüben Scheiben des Parterrefensters fiel das letzte fahle Licht der Dämmerung.

Die Nacht brach an.

Die junge Frau am Fenster erhob sich müde und zog schliefend den fadenförmigen Shawl um die Schultern. Sie legte die feine Stiderei, an der sie schon den ganzen Tag gearbeitet hatte, beiseite, und schritt langsam dem Tische zu, um eine Kerze anzuzünden.

Da sagte aus einer der dunkeln Ecken her eine zarte Kinderstimme:

„Muttchen!“

Die Frau wandte ein wenig das blasse Gesicht.

„Ja, mein Kind?“

„Kommt das Christkind bald?“

Die Mutter preßte die weiße Hand, die wohl das Sticken nicht lange gewohnt war, an die Brust.

„Das Christkind? Ach — ja, ich glaube, es wird bald kommen. Weißt Du denn sicher, daß heute der Tag ist?“

„Aber Muttchen!“ kam es schwollend zurück. „Alle Kinder haben doch seit Wochen von nichts Anderem gesprochen! Der Mann an der Ecke unserer Straße hat heute Nachmittag seinen letzten Christbaum verkauft.“

„Den letzten?“ wiederholte die Mutter mit verschleierter Stimme. „Ach — dann werden wir ja gar keinen mehr bekommen!“

Vielleicht, dachte sie, kann ich das Kind so trösten. Denn sie hatte nicht 10 Pfennige im Hause.

Wie sollte sie da einen Christbaum kaufen können?

Das kleine Mädchen kam jetzt aus der Ecke hervor. Es war vielleicht sieben Jahre alt. Das bleiche, schmale Gesichtchen war umrahmt von einer Flut goldförmiger Locken, die seltsam von ihrem abgetragenen, schwarzen Kleidchen abstachen.

„Aber Muttchen!“ rief die Kleine, sich an die Frau anschmiegend, „das macht doch nichts! Das Christkind wird schon einen Baum finden! Wenn das Christkind zu mir kommen will, dann holt es sich einfach irgendwo im Walde einen Weihnachtsbaum. Und kommen wird es doch, nicht wahr? Ich war ja immer so brav und habe Dir nie Verdruß bereitet.“

Die Hände der Frau legten sich wie segnend auf das Kinderköpfchen.

„Ja, Du warst brav . . .“

Dann herrschte einige Minuten Schweigen. Vor dem Fenster spielte der Schnee in großen, glänzenden Kloden.

Endlich richtete sich die Frau höher empor. Sie setzte sich, nahm das Kind auf ihren Schoß und sagte:

„Sieh, mein Kind, einmal muß ich es Dir ja doch sagen. Du bist zwar noch so klein — aber Du wirst es dennoch schon

verstehen. Im verfloffenen Jahre um diese Zeit hat Dein Papa noch gelebt. Da kam das Christkind auch zu Dir. Seitdem hat vieles sich geändert. Vater ist gestorben. Wir haben kein Geld mehr und leben nur von dem was ich verdiene. Das weißt Du doch, Kind, nicht wahr! Eine Frau aber kann nicht viel verdienen. Ich habe nichts, daß ich Dir auch nur ein Bäumchen kaufen könnte, denn wir sind arm, bitterlich arm. Und zu den Ärmsten kommt das Christkind nicht."

Die Kleine hatte aufmerksam und ruhig zugehört. Doch bei den letzten Worten richtete sie sich lebhaft auf.

"Oh, Muttchen, das glaube ich nicht! Gerade zu uns muß das Christkind kommen. Du brauchst doch keinen Baum zu kaufen! Das Christkind bringt ihn ja! Und das hat viel Geld."

Die Mutter wandte sich ab, um ihre Tränen zu verbergen. Da fiel ihr Blick auf die Stiderei.

"Sieh, Muttchen," rief das Kind, ans Fenster eilend und zu dem Vordachzimmer des Vorderhauses empordeutend, "schon zündet das Christkind die Bäume an. Jetzt ist es im Vorderhause. Paß auf, wenn es dort vorne fertig ist, dann kommt es sicherlich zu uns."

Die blasse Frau sah einige Augenblicke zu Boden. Sie kämpfte innerlich mit sich selbst um einen Entschluß.

Endlich hob sie die Stiderei empor und gab sie dem Kinde in den Arm.

Geh damit hinauf ins Vorderhaus, Mädchen. Im zweiten Stockwerk, wo die schöne reiche Dame wohnt, die immer in einem so wunderschönen Wagen fährt, gibst du ihr die Stiderei ab und sagst — sagst — — — das Christkind sei zu Dir noch nicht gekommen."

Das Kind nickte eifrig mit dem Kopfe.

Die Mutter aber wandte sich ab und presste die Linke an die pochende Brust.

"Vergeb mir, mein Gott, wenn ich das Kind zum Betteln schick! Nur dies eine mal — daß ihm der Glaube bleibe..." Dann führte sie die Kleine über den schneebedeckten Hof.

Im zweiten Stock des Vorderhauses brannte der Christbaum. In dem eleganten Zimmer war es warm und gemüthlich. Eine Menge Geschenke lagen umher. Sie waren alle fein jauchend auf Samtdeckchen ausgebreitet.

Auf dem Sopha aber saß eine junge Frau und schluchzte bitterlich.

Vor dem Baume stand ihr Gatte und starrte düster in die flackernden Kerzen.

Seine Blicke streiften über die große Puppe, den Kinderwagen, die kleine Puppenlücke mit dem Porzellangeschirr, über die Lehluden, Pfefferrüsse, und den schön gemalten Zettel, darauf stand:

"Dem braven Kinde."

Gestern hatte man das Kind begraben. Eine schwere Krankheit hatte es hinweggerafft, plötzlich, über Nacht.

Die Glocken läuteten Weihnacht ein.

"Gott, mein Gott," schluchzte die junge Frau, "welch trauriges Christfest!"

Da läutete es, zart, leise, demüthig.

Der Herr öffnete selbst, weil die Diensthofen ausgegangen waren. Draußen stand frierend ein kleines Mädchen, das sah seinem toten Kinde so ähnlich, daß er erschreckt zurücktrat, und sagte mit silberheller Stimme:

"Muttchen hat mich geschickt. Ich soll die Stiderei abliefern und — und — und zu mir ist das Christkind noch nicht gekommen. Hat es denn immer noch bei Euch zu tun?"

Die junge Frau war beim Klang dieser Kinderstimme aufgesprungen und leise hinter ihren Mann getreten.

Nun sahen beide auf das einsame frierende Kind in dem schwarzen Kleidchen, sahen sich dann gegenseitig an und — hatten sich verstanden.

"Das Christkind ist eben für Dich gekommen," sagte halb weinend, halb lachend die junge Frau, nahm die Kleine bei der Hand und führte sie in das hellerleuchtete Zimmer.

Mägdchens Blick fiel auf den Zettel:

"Dem braven Kinde."

"Das bin ich!" jubelte sie — "gehört das mir?"

Die schöne Frau nickte.

"Alles, Kind, Alles das gehört Dir."

Das Kind jubelte und lief von einem der Spielsackchen zum anderen. Dann aber trat es vor die junge Frau, sagte ihre Hände und sagte:

"Gelt, Du bist die Frau vom lieben Gott?"

In diesem Augenblicke führte der Mann die junge Frau vom Hinterhaus in das Zimmer. Sie war an der Treppe gestanden und hatte auf ihr Kind gewartet.

"Muttchen, Muttchen!" rief die Kleine. "Habe ich es nicht gesagt, gerade zu den Ärmsten kommt das Christkind!"

Die jungen Frauen aber reicheten sich die Hände und die Reiche sprach:

"Weich ein Christfest!"

So kam das Christkind vom Vorderhaus ins Hinterhaus.

Eine Bescherung.

Weihnachtshumoreske von Adolf Thiele.

(Nachdend verboten).

Der Studiosus Max Hartig saß an einem kalten Dezembertage in seiner behaglich erwärmten Stube und bildete sich ein, zu studieren. Benigstens rauchte er auf eine geradezu furchtbare Weise Tabak aus einer langen Pfeife und starrte dabei sehr schläfrig auf ein geöffnetes Buch, das vor ihm auf dem Tische lag.

Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihn in dieser nicht uninteressanten Beschäftigung. Der dampfende Studiosus behielt die Pfeife im Munde und ließ das lautesübliche Gereinl ertönen.

"Schönen guten Morgen, Herr Doktor!" Mit diesen Worten trat ein hagerer Mann herein, dem man schon auf tausend Schritte eine übermenschliche Gutmütigkeit ansah.

"Guten Morgen, Meister Prung!" sagte Max mit einem gewinnenden Lächeln, indem er sich erhob. "Was steht Ihnen zu Diensten?"

"Nehmen Sie's ja nicht übel, Herr Doktor!" erwiderte der Eingetretene in bescheidenem Tone. "Ich bringe nur die Rechnung."

"Sehe wohl, richtig!" sagte Max, ohne seine Ruhe zu verlieren. "Bitte, geben Sie her! Bin zwar augenblicklich nicht gut bei Kassa, habe einem Freunde aushelfen müssen, werde sie jedoch zu Neujahr prompt berichtigen."

"Aber Herr Doktor, nichts für ungut, Herr Doktor!" brachte Meister Prung zögernd hervor, "aber das haben Herr Doktor doch schon mehrere Male gesagt und —"

"Nun, Herr Prung," sagte der Studiosus, mit vornehmer Freundlichkeit, "ich will Ihren Schaden nicht, das wissen Sie. Verlassen Sie sich darauf, zu Neujahr wird alles in Ordnung gebracht."

"Na ja, Herr Doktor, ich glaube es ja. Sie wissen es ja selbst, wie es einem Familienvater zu Mute ist. Der Geselle kostet Geld, die Kinder wollen zu essen haben, das Leder auch —"

"Seien Sie versichert, lieber Meister, zu Neujahr!" redete jetzt Max mit dem imponierenden Ton eines Vorkanzlers. "Und dann gibt es neue Arbeit."

Mit einigen Verbeugungen und mehrmaliger unentgeltlicher Verleihung des Dokortitels zog sich der getröstete Schuh-pathologe und Stiefelkliner zurück.

Der junge Mann blieb in einer sehr nachdenklichen Haltung stehen. Tiefinnig drückte er das Mundstück der Pfeife an die Lippen und steckte die unbeschäftigte zweite Hand in die herabgerissene Tasche seines rotbordierten Schlafrocks. "Der arme Kerl tut mir leid," murmelte er endlich. "Ich muß doch einmal kochen. Aber woher soll ich den Draht nehmen?"

Er zündete seine in Gedanken ausgegangene Pfeife wieder an und setzte sich an den Tisch, um von neuem in sein Buch zu starren.

Bald klopfte es wieder. Diesmal nahm Max die Pfeife aus dem Munde, um Gereinl zu rufen. Zugleich blickte er etwas scheu nach der Tür hin. Seine Miene wurde indessen sofort heiter, als er einen flotten Kommilitonen mit munterem Schritt eintreten sah.

"Mor'n Max! Was machst denn Du? Ich glaube beinahe, Du — studierst!" Die Geberde des Eingetretenen drückte einen komischen Schrecken aus.

"Du willst mich doch nicht etwa anpumpen?" sagte Max lachend.

"Nein, Du vielleicht mich?" erwiderte der Gefragte.

"Brauchen könnte ich's zwar, aber weißt Du, Max," fügte er treuherzig hinzu, ehe ich mich an Dich wendete, da ließe

ich, des günstigeren Erfolges wegen, lieber eine Kollerte bei den Mäusen in der Stadtkirche herumgehen."

"Da laußt Du Recht haben, Moriz," sagte Max traurig, "soeben war mein Schuster da."

"So? Der wollte Dir gewiß ein Morgenhändchen bringen oder sich nach Deinem wertigen Befinden erkundigen? Ja, es gibt doch noch Anhänglichkeit bei den Menschen."

In diesem Augenblicke klopfte es. Die beiden Fremde vereinigen ihre Stimmen, die vom gestrigen Abend her noch ein wenig raub klangen, zu einem kräftigen Herein!

"Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich höre!" Mit diesen Worten trat leichten Schrittes einer jener Herren herein, die vermittelt ihrer anziehenden Tätigkeit "Leute machen" und deren Gewicht man trotz ihres fortwährenden kräftigen Umganges mit häßlichen Instrumenten auf neunzig Pfund zu schätzen pflegt.

"Nun ich die Ehre haben, Herr Doktor," fuhr der geschmeidige Mann höflich aber kühl fort, "Sie einen Augenblick allein zu sprechen?"

"Bitte sehr, sich nicht zu genieren," entgegnete Max mit seiner vornehmsten Miene, die einen allfranzösischen Herzog in den Schatten gestellt hätte. "Ich habe vor meinem Freunde keine Geheimnisse."

Ich komme im Auftrage meines Chefs, des Herrn Zwirnengel, marchand tailleur, um die Rechnung zu präsentieren. Ein Hustenanfall in Folge des Tabakrauches lehte der Rede des Volkshofiers ein Ende.

"Haben Sie die Gefälligkeit," erwiderte Max mit weltmännischem Lächeln, "Herrn Zwirnengel mitzutheilen, daß mich augenblicklich anderweitige Verpflichtungen binden, daß ich aber den Posten in spätestens vier Wochen ganz bestimmt begleichen werde!"

"Sie verzeihen, Herr Doktor, wenn ich mir die Bemerkung gestatte, daß Sie die gleiche Versicherung bereits einige Male, sowohl schriftlich als mündlich zu machen beliebt."

"Aberdings, es ist möglich," sagte Max nachlässig. "Doch erlaube ich diesmal Herrn Zwirnengel bestimmt zu versichern, daß die Sache nach meiner Rückkehr aus den Weihnachtsferien sofort geordnet wird."

"Ich werde nicht verfehlen," entgegnete der seine Herr mit Würde, "meinem Chef die bestimmte Zusage zu übermitteln. Ich empfehle mich, meine Herren!"

Nach einer höflichen Verbeugung verließ er gewandten Schrittes das Zimmer.

"So, das war der Schneider," sagte Max.

"Wer kommt nun?"

"Hoffentlich niemand weiter," seufzte Max. "Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo man das Pumpen überdrüssig kriegt. Ich bezahlte ja die Leute alle gern; aber — der Drabi! Das Schlimmste dabei ist, daß mein Alter von dieser Antreiberei gar nichts weiß, daß er bisher immer den Glauben hatte —"

"Oder vielmehr den Aberglauben," fiel Moriz ein.

"— ich erledigte alles von meinem Wechsel, der ja, wie Du weißt, nicht gerade klein zu nennen ist."

"Ach was, jeder Wechsel ist zu klein. Da wäre es Christenpflicht, Deinem Alten die Sache plausibel zu machen."

"Aber wie?" fragte Max ratlos.

Moriz stützte den Kopf in die Hand.

"Gib mir einmal eine Pfeife 'über!' rief er plötzlich. Tiefes Schweigen herrschte, während er stopfte. Dann zündete er an und blies einige mächtige Wolken von sich.

"Was ist Dein Alter für ein Mann?" fragte er endlich. "Versteht er Spaß, hat er Humor? Lustiges altes Haus, oder sauerköpfiger Philister?"

"Nun, weißt Du," erwiderte Max, "ich bin schon dahinter gekommen. Uns Kindern gegenüber spielt ja mein Vater den Würdevollen, im Grunde aber ist er entschieden heiterer Natur und er würde einen guten Spaß nicht übel nehmen."

Ich habe ihn sogar im Verdacht, daß er es seinerzeit auf der Universität ebenfalls recht lustig getrieben hat."

"Hu, hu," machte Moriz und überlegte. Gewaltige Tabakswolken blies er, mit großen Schritten auf- und niedergehend.

"Du regst mich vielleicht selbst zu einem Gedanken an," sagte Max nachdenklich und rauchte, daß das Zimmer schwamm. — Das Zimmer schwindet, wir sehen die Weiden nicht mehr, wir sehen nur eine undurchdringliche Tabakswolke. Und die Wolke wächst und wächst, wird heller und glänzender, zieht über das bereifte Land, über die gefrorenen Flüsse dahin und schüttet Schnee hernieder, unermesslichen Schnee. Wir sehen einen Eisenbahnzug über die weisse Fläche eilen, wir vernehmen das Donnern, mit dem er die Stille unterbricht, und wie erblicken im beschneiten Landstädtchen das freundlich winkende Haus, vor dem im Schneegestöber ein Wagen hält. Ist dies nicht Max, der heraufsteigt und von den Seinen freundlich begrüßt wird? Schon sind sie in der Türe verschwunden.

— Und nun ist's heiliger Abend.

Der Amtsgerichtsrat Hartig und seine würdige Gattin sind im schönsten Zimmer ihres behaglichen Heims nach guter, alter Sitte damit beschäftigt, unter dem häßlich herausgeputzten Weihnachtsbaum die Geschenke niederzuliegen. Im Nebenzimmer aber harren die großen Kinder, nämlich Max, seine Schwester und sein jüngster Bruder, des Glodentones, der sie zur Bescherung rufen soll.

Die Geschwister scheinen mit einander etwas verabredet zu haben, sie flüstern geheimnisvoll und lächeln. Max springt die Treppe hinauf nach seinem Stübchen und lebet gleich darauf mit einem kleinen Christbaum zurück.

Das Zeichen muß jetzt gleich erklingen, Max zündet daher die Lichter auf dem kleinen Baume an.

Plötzlich öffnete sich die Tür, ein heller Lichterglanz dringt herein, ein Glöckchen erklingt. Die Schwester schreiet voran, in das Bescherungszimmer, der jüngere Bruder folgt mit einem kleinen Tischchen, und zuletzt schreitet Max, den brennenden Baum tragend. Diesen stellt er auf den kleinen Tisch und eilt dann gleich seinen Geschwistern auf den großen Lichterbaum zu. Die Kinder sprechen ihre Freunde aus und wollen ihren Eltern danken.

Diese sind indessen erkannt vor den kleinen Christbaum getreten. Der eigentümliche Aufputz überrascht sie, denn der Baum ist außer mit einigen Lichtern nur mit einer Anzahl von beschriebenen Papieren geschmückt. Der Herr Amtsgerichtsrat tritt nahe heran und beschäftigt sich damit, diese räthelhaften Papiere genauer anzusehen. "Rechnung von Prung, Schuhmacher — Nota von Zwirnengel, Herrenkleiderfabrikant" liest er erstaunt. Ungefähr ein Duzend unbezahlter Rechnungen hängt an dem Baum.

Verzweifelt schüttelt der Herr Amtsgerichtsrat das Haupt und blickt seine Frau an, die indessen ebenfalls ratlos und sprachlos vor der eigenartigen Bescherung steht.

In diesem Augenblicke tritt Max mit seinen Geschwistern hinzu, um den Eltern zu danken. Doch wie nun der Vater in das freudig lächelnde Gesicht seines Sohnes blickt, da weiß er Bescheid.

"Komm' her, Junge!" ruft er, indem er ihm einen Kuß gibt und sich vergeblich bemüht, sein Lachen zu verbergen. "Der Biß war gut. Die Rechnungen werden zu Neujahr bezahlt."

Ein fröhliches Gurren, das Max ausstößt, gibt das Signal zu allgemeinem Jubel.

"Noch eins, Max!" sagt der Amtsgerichtsrat, als sich der Lärm gelegt hat.

Alle horchen auf.

"Dein Biß war, wie gesagt, nicht übel, aber Du weißt, Max, man darf niemals einen Biß — zweimal machen."



ich, des günstigeren Erfolges wegen, lieber eine Kollekte bei den Mäusen in der Stadtkirche herumgehen."

"Du kannst Du Recht haben, Moritz," sagte Max traurig, "sehen war mein Schuster da."

"So? Der wollte Dir gewiß ein Morgen oder sich nach Deinem wertigen Befinden es gibt doch noch Anhänglichkeit bei den Mäusen. In diesem Augenblicke klopfte es. Die beiden einten ihre Stimmen, die vom gestrigen Morgen wenig raub klangen, zu einem kräftigen Schrei. "Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich Ihnen Wortlein traue, leichtes Schrittes einer jenseits die vermittelt ihrer anziehenden Tätigkeit und deren Gewicht man trotz ihres fortwährenden Umganges mit stählernen Instrumenten anzu schäben pflegt."

"Kann ich die Ehre haben, Herr Doktor, Sie mir einige Mann höflich aber kühl fort, "Sie allein zu sprechen?"

"Bitte sehr, sich nicht zu genieren," entgegnete er seiner vornehmsten Miene, die einen allfälligen Schatten gestellt hätte. "Ich habe vor mir keine Geheimnisse."

"Ich komme im Auftrage meines Chefs, Herr Zwirnengel, marchand tailleur, um die Rechnung für einen Hustenanfall in Folge des Tabakrauchs des Vorbesuchters ein Ende."

"Haben Sie die Gefälligkeit," erwiderte Zwirnengel in nischerem Tone, "Herrn Zwirnengel mitzutun augenblicklich anderweitige Verpflichtungen über den Posten in spätestens vier Wochen zu gleichen werde!"

"Sie verzeihen, Herr Doktor, wenn ich mich nicht gehalten, daß Sie die gleiche Neuerung sowohl schriftlich als mündlich zu machen."

"Allerdings, es ist möglich," sagte Max, "erlaube ich diesmal, Herrn Zwirnengel bestimmen, daß die Sache nach meiner Rückkehr aus dem Ausland sofort geordnet wird."

"Ich werde nicht verfehlen," entgegnete Zwirnengel, "meinem Chef die bestimmte Zusage zu machen, daß ich Sie empfehle mich, meine Herren!"

Nach einer höflichen Verbeugung verließ Zwirnengel das Zimmer.

"So, das war der Schneider," sagte Max, "Wer kommt nun?"

"Hoffentlich niemand weiter," seufzte Max, "Menschenleben Augenblicke, wo man das Pulver kriegt. Ich bezahle ja die Leute alle gegen Draht! Das Schlimmste dabei ist, daß mein Herr Ankreiderei gar nichts weiß, daß er kein Glauben hatte."

"Oder vielmehr den Aberglauben," fiel Moritz ein, "ich erledigte alles von meinem Wechsel."

"Du weißt, nicht gerade klein zu nennen ist das, was jeder Wechsel ist zu klein. Da ich verpflichtet, Deinem Alten die Sache planmäßig zu erledigen."

"Aber wie?" fragte Max ratlos.

Moritz stützte den Kopf in die Hand.

"Gib mir einmal eine Pfeife rüber!" rief Zwirnengel, "Gib mir einmal eine Pfeife rüber!" rief Zwirnengel, während er stopfte er an und blies einige mächtige Wolken von sich. "Was ist Dein Alter für ein Mann?" fragte er. "Versteht er Spaß, hat er Humor? Lustiges sauerköpfiger Philister?"

"Nun, weißt Du," erwiderte Max, "ich bin gekommen. Uns Kindern gegenüber spielt den Würdevollen, im Grunde aber ist er ein Natur und er würde einen guten Spaß nicht"

Ich habe ihn sogar im Verdacht, daß er es seinerzeit auf der Universität ebenfalls recht lustig getrieben hat."

"Hum, hm," machte Moritz und überlegte. Gewaltige Tabakwolken blies er mit großen Schritten auf und nieder."

leicht selbst zu einem Gedanken an, "h und rauchte, daß das Zimmer immer schwindet, wir sehen die Weiden nur eine undurchdringliche Tabakwolke, und wächst, wird heller und glänzender. Land, über die gefrorenen Flüsse da-her hernieder, unerwartlichen Schnee, Bahnzug über die weite, weiße Fläche das Donnern, mit dem er die Stille erbliden im beschneiten Landstädtchen Haus, vor dem im Schneegestöber ein nicht Max, der heraustritt und von begrüßt wird? Schon sind sie in der ligen Abend."

Die Gattin und ihre würdige Gattin, der ihres behaglichen Heims nach guter, ästigt, unter dem hübsch herausgehobene Geschenke niederzulegen. Im Neben die großen Kinder, nämlich Max, in jüngster Bruder, des Glockentones, rufen soll."

nen mit einander etwas verabredet zu sinnlos und lächerlich. Max springt seinem Stübchen und leht gleich dem Christbaum zurück."

st gleich erkönen, Max zündet daher einen Baume an."

die Tür, ein heller Lichterglanz dringt durch. Die Schwester schreiet voran, immer, der jüngere Bruder folgt mit, und zuletzt schreiet Max, den brennenden Diefen stellt er auf den kleinen Tisch neben den Geschwistern auf den großen Tisch, er sprechen ihre Freunde aus und wofen."

erkant vor den kleinen Christbaum gescheit Aufputz überrascht sie, denn der einigen Lichtern nur mit einer Anzahl Kerzen gesäumt. Der Herr Amtsgerichtsrat und beschäftigt sich damit, diese mauer anzusehen. "Rechnung von Kola von Zwirnengel, Herrenlehnraunt. Ungefähr ein Dutzend unbegrüßt an dem Baum."

er Herr Amtsgerichtsrat das Haupt an, die indessen ebenfalls ratlos und klugen Bescherung steht."

te tritt Max mit seinen Geschwistern zu danken. Doch wie nun der Vater lnde Gesicht seines Sohnes blickt, da

"ruft er, indem er ihm einen Kuß bemüht, sein Lachen zu verbergen. Die Rechnungen werden zu Neujahr be-

5. das Max ausstößt, gibt das Signal

agt der Amtsgerichtsrat, als sich der

gefragt, nicht übel, aber Du weißt,

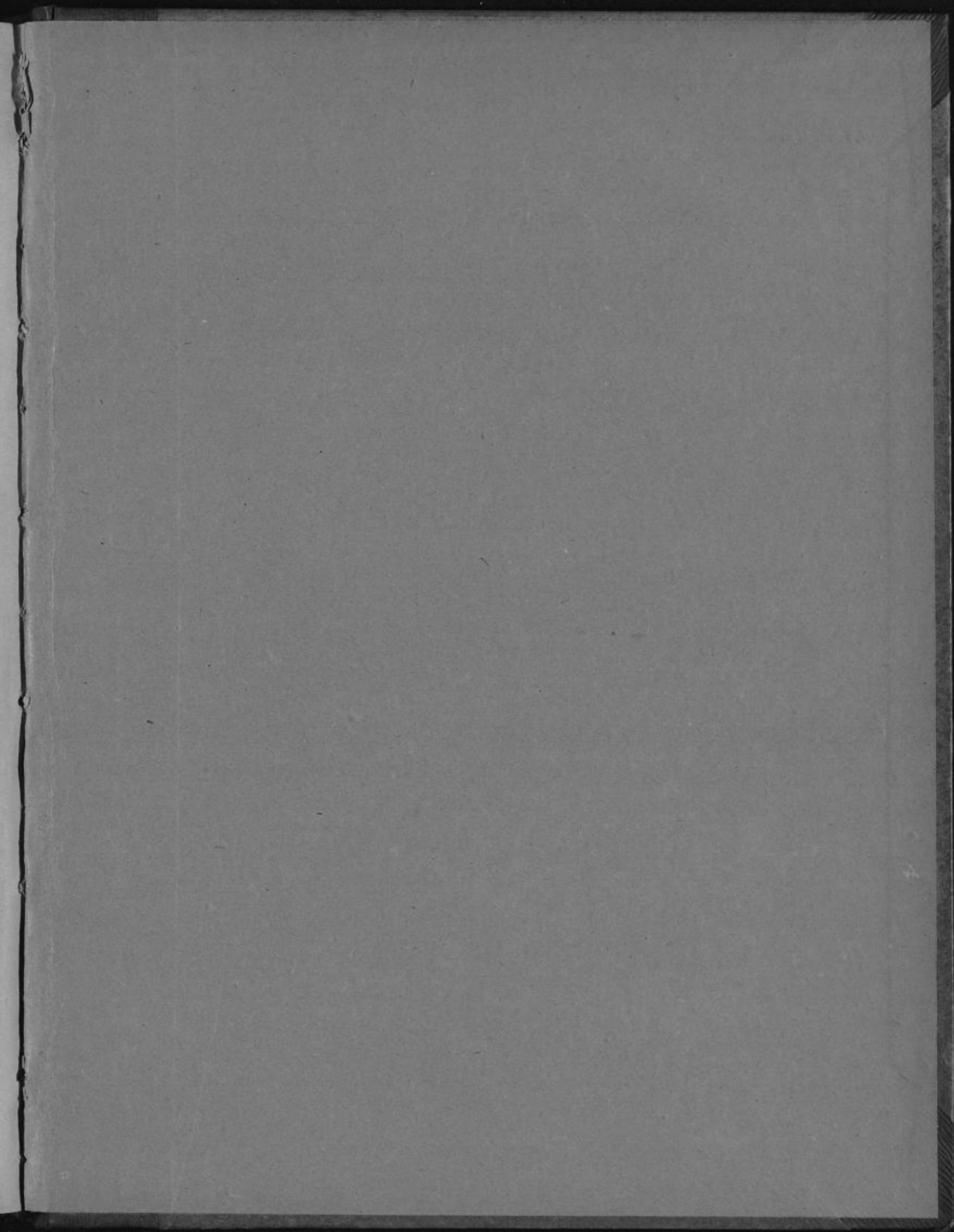
einen Biß — zweimal machen."



TIFFEN Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007





Di
12

19

B
-F